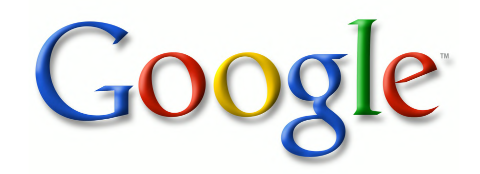
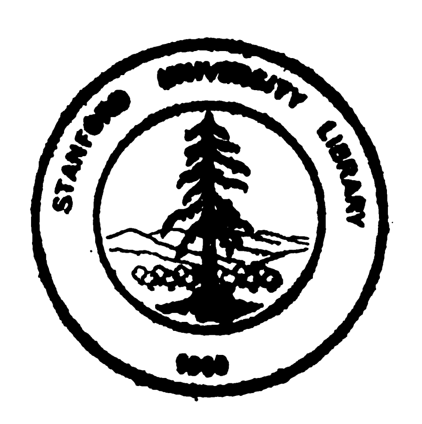
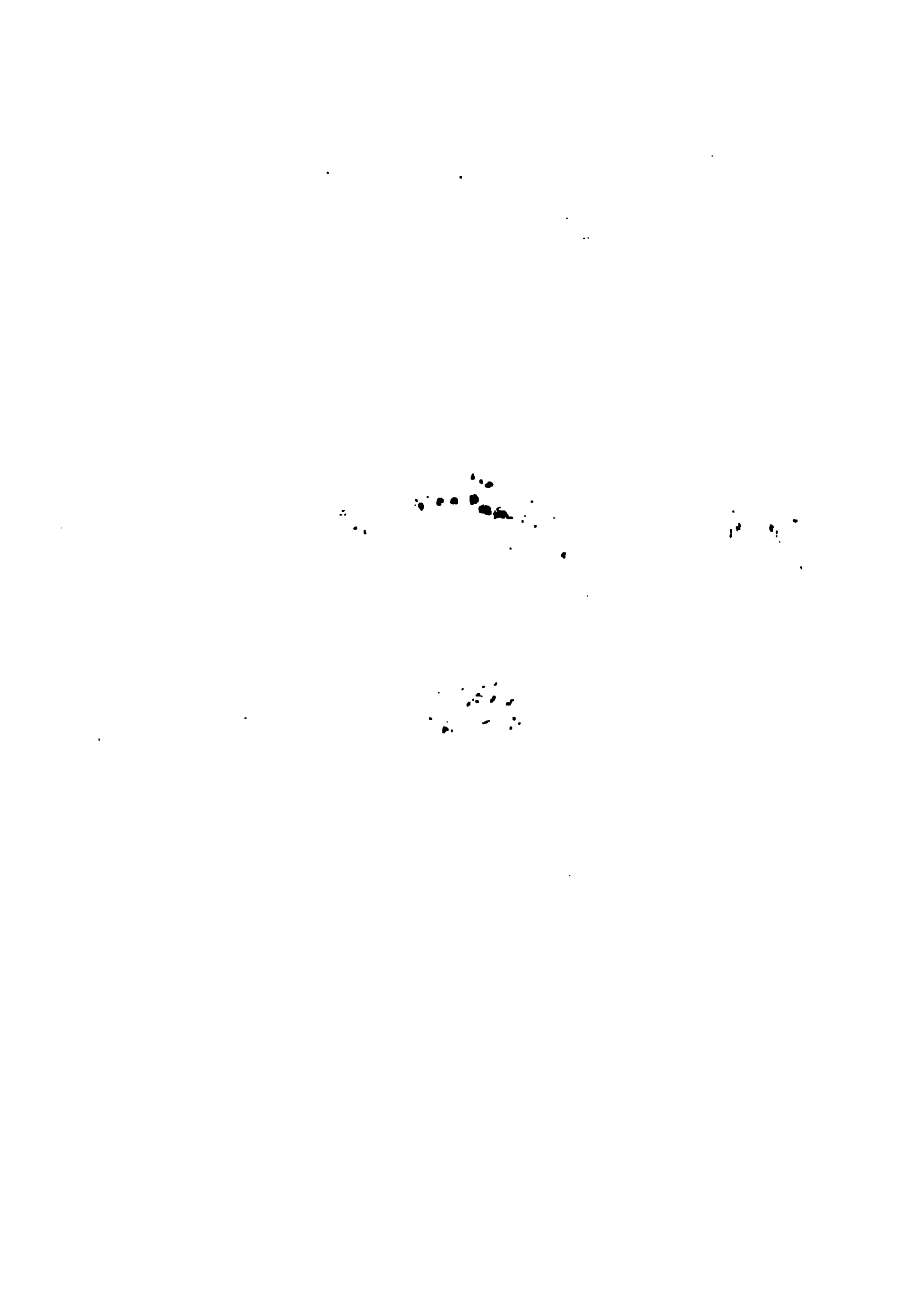





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY







Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner.

1899. — Dreiundvierzigster Jahrgang. — 1899.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1899.

Inhalt.

Bücheranzeigen:



Indische Mahlzeit.

Unsere heidenchristlichen Gemeinden.

Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach dem Erfolg der evangelischen Mission.

Von Missionsinspektor Oehler.

Das Christentum unserer heidenchristlichen Gemeinden, ihre Beschaffenheit in religiöser und sittlicher Hinsicht ist in den letzten Jahren mehrfach erörtert worden. Den Anstoß dazu hat Dr. Grundemann gegeben infolge der Beobachtungen, die er auf seiner Reise nach Indien im Jahr 1889/90 gemacht hat. Seine Ansicht ist niedergelegt in seinen 1894 erschienenen „Missionsstudien und Kritiken“ in dem Abschnitt: „Ueber die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden“. Seine Absicht war, die vielfach verbreitete Ueberschätzung des Christentums dieser Gemeinden auf ihr rechtes, nach seiner Auffassung recht bescheidenes Maß zurückzuführen. Er kämpft gegen die allzu idealen Vorstellungen, die man sich bei uns von den Heidenchristen gebildet habe. Vermutlich ist durch Grundemanns nicht eben günstige Beurteilung der heidenchristlichen Gemeinden Missionsdirektor Buchner von Herrnhut zu seinem interessanten Vortrag über „die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinden“ angeregt worden, der in der „Allgemeinen Missionszeitschrift“ 1894 veröffentlicht ist. Er gründet sich vornehmlich auf die Beobachtungen, die Buchner auf seiner Visitationsreise in Südafrika unter den christlichen Kaffern und Hottentotten der Brüdermission gemacht hat. Seine Beobachtungen über das Christentum der Heidenchristen stimmen überein mit denjenigen, die ich teils auf einer Inspektionsreise in China und Indien 1888 und 1889, teils auf Grund

zahlloser schriftlicher Berichte unserer Missionare gemacht habe. Auch Buchner erkennt an, daß man sich in den heimatlichen Missionskreisen ein zu günstiges, ein mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmendes ideales Bild von dem religiösen und sittlichen Stand unserer heidenchristlichen Gemeinden zu machen pflegt, weist aber auch hin auf die Gefahr, nach der andern Seite hin zu weit zu gehen. Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, den religiösen und sittlichen Zustand unserer heidenchristlichen Gemeinden nicht nur nach seinen wesentlichen Zügen zu schildern, sondern auch durch Hinweisung auf die Elemente, aus denen sie sich bilden, und auf die Verhältnisse, unter denen sie sich entwickeln, zu erklären.

Die vielfach uns entgegentretende ideale Vorstellung von den Heidenchristen, die in ihnen eine Art von Musterchristen sieht, ist nicht eben nur den Missionsberichten zur Last zu legen, sondern erklärt sich auch noch aus einem andern Grunde. Die Erwartung nämlich, daß man es bei den Heidenchristen nicht mit Durchschnittschristen zu thun haben werde, sondern mit Leuten, die wußten, was sie wollten, als sie Christen wurden, und denen Christus und die Angehörigkeit an ihn das Höchste ist: diese Erwartung wird einem nahe gelegt durch die Kämpfe, durch welche sich viele Heiden zum Christentum durchringen müssen, durch die Leiden, die sie um ihres Glaubens willen erdulden. Solche Kämpfe und Leiden sind Thatsache. Der Uebertritt zum Christentum vollzieht sich in der That oft unter Verleugnungen, Leiden, Kämpfen so ernst und so schwer, daß nichts natürlicher ist als der Gedanke, daß es Menschen, die solches erduldet haben, ein voller Ernst mit dem Christentum sein müsse. Wie manchmal legt sich uns angesichts solcher Kämpfe die Frage nahe: wie viele unter uns wären imstande und bereit, ein solches Maß von Leiden um ihres Glaubens willen zu erdulden? Auch bei durchaus nüchterner Berichterstattung entsteht da einfach durch die Thatsachen fast unwillkürlich ein ideales Bild von solchen Märtyrerchristen; und es gehört schon eine tiefere Einsicht in das Wesen des Menschen, in die Entwicklung und Bildung des inneren christlichen Lebens dazu, um es zu verstehen, daß viele, die bei ihrem Uebertritt viel erwarten lassen, die Hoffnung nicht ganz, mitunter auch gar nicht erfüllen. Immerhin dürfen wir als das erste, was sich uns darbietet, wenn wir uns ein Bild von unsern heidenchristlichen Gemeinden machen wollen,

das feststellen, daß sich in ihnen Christen finden, die um ihres Christentums willen ein oft schweres Martyrium durchgemacht haben. Ist doch die Scheu vor diesem Martyrium unzähligemale der Grund, warum Heiden, die längst die Wahrheit des Christentums erkannt haben und sich von ihm angezogen fühlen, sich nicht zum Uebertritt entschließen können, und warum andere nicht nur Jahre, sondern oft Jahrzehnte brauchen, bis sie den entscheidenden Schritt thun. Es ist kein Zweifel, daß bei vielen der Uebertritt eine That ist, die eine bedeutende religiöse und moralische Kraft voraussetzt.

Aber nicht immer stellt der Uebertritt zum Christentum so schwere Anforderungen an die Heiden. Zumal Leute von geringerem Vermögen und niedrigerer Stellung haben, wenn sie nicht zugleich in sehr abhängiger Stellung sind, oft wenig Schwierigkeiten, wenn sie Christen werden wollen, insbesondere, wenn weitere Kreise von einer Bewegung zu Gunsten des Christentums ergriffen werden und dann die einen an den andern einen Halt haben. Oft kann sich den Leuten der Uebertritt auch empfehlen durch die begründete oder vermeintliche Hoffnung, sie werden dadurch ihre äußere Lage nach irgend einer Richtung oder auch in jeder Beziehung verbessern. Es fehlt nicht an solchen, welche Aufnahme in die Gemeinde suchen aus den äußerlichsten, ordinärsten Beweggründen, verbunden mit den naivsten Vorstellungen von Vorteilen, die ihnen der Uebertritt bringen werde. In China z. B. erwartet man von dem Missionar Schutz gegen die Willkür und die Gewaltthätigkeit der Mandarine oder Hilfe in einem schwierigen Prozeß. Ein armer Mensch, dem die Eltern nicht rechtzeitig ein kleines Mädchen als künftige Fra[u] gekauft haben, kann hoffen, einmal aus einer der Mädchenanstalt[en] eine Frau zu bekommen ohne den teuren Preis zahlen zu müss[en], der unter Heiden für ein erwachsenes Mädchen gefordert wird [...] um dessen willen mancher Arme unverheiratet bleiben muß. [...] der Goldküste sind schon viele durch die Gewaltthätigkeit [...] Häuptlings der Mission in die Arme getrieben worden. M[...] hegt die Hoffnung, wenn er Christ werde, werde der M[...] seine Schulden bezahlen. Ueberhaupt spielt die Erwartu[ng ...] man durch die Mission werde versorgt werden, eine gro[...] Man glaubt das auch billig fordern zu können, da ja d[...] jedenfalls über unermeßliche Mittel verfüge, oder da —

nung, der man in Indien begegnet — der Missionar für jeden Bekehrten von der Königin von England eine Prämie bekomme, also gern ein Opfer bringen werde, um Bekehrte zu gewinnen. Daher kommen oft von vornherein unlautere Elemente in die Gemeinde, zumal die Leute ihre selbstsüchtigen Hintergedanken oft geschickt zu verbergen wissen und um der erhofften Vorteile willen auch bereit sind, sich manche Unannehmlichkeit, die der Uebertritt mit sich bringt, gefallen zu lassen. Damit sind wir auf ein zweites Element in unsern heidenchristlichen Gemeinden geführt worden. Es sind diejenigen, denen das Christentum nur Vorwand, nur Mittel zum Zweck war, die nicht um des Christentums willen Christen geworden waren. Auch dem vorsichtigsten Missionar wird es nicht immer gelingen, solche Elemente fern zu halten. Oefters wird erst nach Jahren die wahre Absicht offenbar, die solche Leute in die Gemeinde gebracht hatte, wenn sie widerwillig und böse werden, weil sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sahen.

Bei einer dritten Gruppe waren die Beweggründe gemischter Natur. Es ist ein religiöses und sittliches Element darin. Es ist etwa das Verlangen, von der Macht der bösen Geister (z. B. bei den Tulu in Indien der sogenannten Bhuten) frei zu werden. Die Leute haben geseufzt unter dem Bann der Fetische und des Zauberwesens, oder auch wie in Kamerun unter der Schreckensherrschaft der geheimen Fetischverbindungen (der sogenannten Losango), und sehen im Christentum die Erlösung von diesem Bann; oder sie sind durch allerlei Enttäuschungen irre geworden an dem heidnischen Aberglauben und suchen etwas Besseres. Oft haben sie eine unklare Empfindung oder auch eine klare Erkenntnis, daß das Evangelium die Wahrheit ist, einen Eindruck von der geistigen Ueberlegenheit des Christentums über das Heidentum; insbesondere ist es die Hoffnung des ewigen Lebens im Christentum, die sie anzieht. Dazu gesellt sich, zumal bei Naturvölkern, die Anziehungskraft der christlichen Kultur. Für unsere Neger auf der Goldküste ist „Europa" der Inbegriff von Herrlichkeit; die Kameruner sind voll von Bewunderung der Weisheit der Europäer. Wo man einmal den Vorteil der Schulbildung erkannt hat, ist es das Begehren nach Schulbildung, das die Leute auch dem Christentum geneigt macht, nämlich wenn sie die Schule nur als christliche Schule kennen und haben können und nicht wie

in Indien eine religionslose Regierungsschule das Bildungsbedürfnis befriedigt. Ueberhaupt verbindet sich mit wirklich vorhandenen religiösen und sittlichen Beweggründen leicht das Verlangen nach einer Verbesserung der gesamten Lebensverhältnisse durch das Christentum. Die oft verworrenen Vorstellungen der Leute vom Christentum und den Gütern, die es ihnen bringt, klären sich dann im Taufunterricht ab, sie lernen das Christentum mehr oder weniger verstehen. Oft bemerkt man, wie erst durch den Taufunterricht geistliches Leben entsteht, wie allmählich das Bewußtsein durch das Wort Gottes erleuchtet wird, wie Sündenerkenntnis erwacht, wie sie Christum als Erlöser von Sünde und Schuld ergreifen lernen. Aber es liegt auf der Hand, daß diese Wirkungen bei den einzelnen in sehr verschiedener Weise vorhanden sind und daß die vorhandenen bei den einen mehr, bei den andern weniger erkennbar sind. Oft muß man sich, zumal bei älteren Leuten, deren geistiges Leben bis ins höhere Alter nie entwickelt und gepflegt worden war und deren geistige Kräfte daher völlig abgestumpft waren, mit einem über alle Maßen bescheidenen Erkenntnisstand und sehr geringen Anzeichen eines neuen Lebens begnügen und hat doch nicht die innere Freiheit, einem entschiedenen und beharrlichen Verlangen der Taufe zu wehren.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß sich auch bei nüchterner Missions- und vorsichtiger Taufpraxis die heidenchristlichen Gemeinden von vornherein aus Gliedern von sehr verschiedenartiger geistiger und geistlicher Beschaffenheit bilden. Dazu kommt nun aber, sobald eine heidenchristliche Gemeinde etwas älter wird, noch als ein wichtiges Element die heranwachsende christliche Jugend, die Kinder und Enkel derer, die einst den Schritt vom Heidentum ins Christentum gethan hatten. Diese Jugend wächst oft unter sehr ungünstigen Verhältnissen auf. Sie hat vor ihren Eltern und Großeltern den Vorteil, daß sie von Anfang an durch die Schule und Kirche in christliche Pflege genommen worden ist. Aber im Elternhaus hat sie häufig wenig Erziehung genossen; denn das Verständnis für christliche Erziehung entwickelt sich auch bei redlichen Heidenchristen meist erst spät und langsam. Dazu kommt, daß diese Jugend aufwächst inmitten einer heidnischen Umgebung mit ihren Versuchungen.

Für die weitere christliche Entwicklung der aus so ver-

schiedenartigen Elementen gebildeten heidenchristlichen Gemeinden kommen nun auch wieder sehr verschiedenartige, günstige und ungünstige Faktoren in Betracht. Wir fassen zuerst die günstigen ins Auge. Der Gegensatz gegen das Heidentum, von dem man sich losgesagt hat und gegen das man sich behaupten muß, ist geeignet, ein kräftigeres christliches Bewußtsein zu erzeugen. Man gehört der Gemeinde Christi mit Bewußtsein an; man fühlt sich als Christ; man empfindet es als eine Ehre, als einen Vorzug, daß man ein Christ ist. Davon ist es nicht weit zu der Erkenntnis, daß man sich als Christ in seinem Wandel von den Heiden unterscheiden muß. Sodann stehen die heidenchristlichen Gemeinden unter einer spezielleren geistlichen Pflege, als das in der alten Christenheit gewöhnlich der Fall ist. Wenigstens gilt das von den Gemeinden der Basler und wohl auch der andern deutschen Missionen. Es wird viel spezielle Seelsorge geübt (z. B. sind in der Basler Mission seelsorgerliche Besprechungen mit den einzelnen Kommunikanten vor dem heiligen Abendmahl — der sogenannte Durchgang — üblich); in Afrika sind in der Basler Mission in vielen Gemeinden gemeinsame Morgenandachten in der Kapelle eingeführt. Der Seelsorger einer Gemeinde, sei er ein Missionar oder ein eingeborener Prediger, wird in seiner seelsorgerlichen Thätigkeit öfters unterstützt von tüchtigen Aeltesten. Dazu kommt, daß man in den Gemeinden der Mission noch Kirchenzucht üben kann und auch thatsächlich in sehr ausgedehntem Maße übt. Daher werden die eigentlich schlechten Glieder der Gemeinde immer wieder ausgeschieden. Auch die Leiden um des Evangeliums willen, denen Heidenchristen oft genug unterworfen sind, wirken reinigend und belebend. Schließlich darf noch erinnert werden an den fördernden Einfluß, den die Mission unter den Heiden und ihre Fortschritte für die Heidenchristen haben, die ins Interesse gezogen werden und mithelfen und an den Kämpfen und Sorgen der Uebertretenden teilnehmen.

Aber diesen günstigen Faktoren stehen andere gegenüber, welche die Entwicklung des geistlichen Lebens niederhalten. Der mächtigste dieser hemmenden Faktoren ist der alte Mensch, in diesem Fall der alte heidnische Mensch. Man denke an den Bann des heidnischen Aberglaubens und der Zauberei, unter dem die Leute standen. Die Leute haben beim Uebertritt

mit diesen Dingen zu brechen; aber wie oft wirkt der alte Bann im Gemüt noch nach; wie groß ist die Versuchung, in Krankheit und anderer Not doch wieder einmal die Zuflucht zu den heidnischen Rettungsmitteln zu nehmen! Man denke an den eingefleischten Lügengeist des Heidentums und die den Heiden zur andern Natur gewordene Unredlichkeit. Die Leute hatten als Heiden keinen Begriff davon, was Wahrheit, was Zuverlässigkeit, was strenge Rechtlichkeit im Handel und Wandel ist. Von dem allem wußten sie gar nichts. Man denke an die bei Heiden stark entwickelte Habsucht, z. B. an den fast sprichwörtlich gewordenen Geiz der Chinesen. Und nun gar die Unreinigkeit des Heidentums. Dazu der mitunter völlige Mangel einer sittlichen Auffassung der Ehe, die Mißachtung des weiblichen Geschlechts, und bei manchen heidnischen Völkern noch eigentümliche, die ganze Denkweise beherrschende soziale Anschauungen, wie in Indien die mit der Kaste zusammenhängenden. Die Heidenchristen müßten keine Menschen sein, wenn sich nicht bei ihnen, auch nachdem sie Christen geworden sind, die alte heidnische Denkweise mit Macht geltend machen würde. Zu den Versuchungen und Hemmungen, die im eigenen Herzen und Wesen liegen, gesellt sich der mächtige Einfluß einer heidnischen Umgebung, Reizungen durch das Treiben der Heiden, Lockungen, auch Drohungen und Vergewaltigungen seitens der heidnischen Umgebung, oft seitens der nächsten Angehörigen. Eigentümliche, schwere Versuchungen erwachsen den Heidenchristen durch die Berührung mit der europäischen Kultur; durch den ganzen Kulturprozeß, der sich entwickelt, wenn europäische Kultur mit ihrer Ueberlegenheit und ihrem Reiz in die heidnische Unkultur eindringt. Da wird Begehrlichkeit, Eitelkeit, Luxus gefördert. Nicht vergessen darf endlich werden der entsittlichende Einfluß, der von den Weißen ausgeht, die Macht des Branntweins und das Aergernis, das die Weißen durch ihre Lasterhaftigkeit geben. In den Küstenstädten Westafrikas und anderer überseeischer Länder sind auch die Europäer den größten sittlichen Gefahren ausgesetzt, und wenn sie nicht entschiedene Christen sind oder wenigstens einen Halt an der Mission haben, so unterliegen sie denselben nur zu leicht. Daran mag man ermessen, wie groß die Macht der Versuchung in solchen Ländern auch für die jungen Christen aus den Heiden ist.

Vergegenwärtigen wir uns, was es kostet, unter solchen Umständen seinen Christenstand zu behaupten und im Christentum zuzunehmen, so werden wir es verständlich finden, daß selbst solche, die bei ihrem Uebertritt die Erwartung erweckten, daß sie sich als Christen durchaus bewähren werden, die Erwartungen nicht immer erfüllen. Sie bewähren sich zwar vielleicht im allgemeinen, daß man sich ihrer freuen kann, zeigen aber dabei doch manche Schwäche und manchen Charakterfehler ihres Volkes. Es kommen aber auch bei solchen Rückfälle vor, sei es daß sie für immer zurücksinken, oder, was wohl bei solchen, die mit redlichem Sinn übergetreten waren, häufiger ist, daß sie eine Periode des Rückgangs durchmachen, um sich nachher wieder aufzuraffen oder vielmehr durch Gottes Gnade wieder aufgerichtet zu werden. So schwer oft die ersten Kämpfe beim Uebertritt sind, so ist es doch noch schwerer, sich nun durch das ganze künftige Leben hindurch zu bewähren in beständigem Kampf mit der eigenen Natur, mit den Gewohnheiten des Volkslebens und der Sitte und den mancherlei schweren Versuchungen. Es ist ein anderes, einmal ergriffen von der Herrlichkeit des Evangeliums und getrieben von dem Verlangen nach Erlösung, wenn auch in hartem Kampf, die Schranken des Heidentums zu durchbrechen und sich Christo anzuschließen, und ein anderes, unter der Zucht des Geistes Gottes ein Leben des Glaubens und des Gehorsams zu führen. Man kann im Geist anfangen und im Fleisch enden. Blicken wir aber gar auf die große Mehrzahl derjenigen, die bei geringer Entwicklung des geistigen und bei einem bescheidenen Maß des geistlichen Lebens getauft wurden, so begreift man, daß dieselben auch nach der Taufe noch weit entfernt sind, Musterchristen zu sein, daß man es daher in den heidenchristlichen Gemeinden vielfach mit Leuten zu thun hat, die, wie sie auf niedriger Stufe allgemeiner geistiger Entwicklung stehen, so oft auch im Christenleben noch schwach, ja sehr schwach sind. Freilich soll damit nicht behauptet werden, daß die Entwicklung des geistigen und geistlichen Lebens parallel gehen müßte, aber daß eine niedrige Stufe geistiger Entwicklung ein Hindernis für volle Erfassung der christlichen Wahrheit ist, ist doch Thatsache. Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die heidenchristlichen Gemeinden Mustergemeinden weder sind noch der Natur der Sache nach sein können. Es hieße die Gesetze des sittlichen und

religiösen Lebens und des Reiches Gottes verkennen, wenn man als Ergebnis der Mission Mustergemeinden auf heidnischem Boden erwarten und der Mission einen Vorwurf daraus machen wollte, daß sie keine solchen zustande bringt.

Die heidenchristlichen Gemeinden der Gegenwart haben große Schwächen, durch die sie mitunter unter den Durchschnittsgemeinden der europäischen evangelischen Christenheit stehen mögen; sie haben aber auch Vorzüge, durch die sie über ihnen stehen dürften. Man kann ja darüber streiten, in wie weit sich im Christentum das Religiöse vom Sittlichen unterscheiden läßt; denn wo es recht steht, ist im Christentum die Sittlichkeit religiös und die Religiosität sittlich. Aber es wird doch nicht mißverständlich sein, wenn ich sage, daß sich im allgemeinen das Christentum der Heidenchristen charakterisiert durch eine ungleiche Entwicklung des Religiösen und des Sittlichen im Christentum. Es wird dem Heiden leichter, christlich religiös als christlich sittlich zu werden, oder anders ausgedrückt, es wird ihm leichter, sich die Glaubenswahrheit des Evangeliums anzueignen und davon Gebrauch zu machen, als die sittlichen Folgerungen des Christentums zu ziehen. Hinwiederum wenn sich der erneuernde Einfluß des Christentums auf das sittliche Leben nach dieser oder jener Seite hin offenbar geltend macht, so ist das doch vielfach nicht nach allen Seiten hin, für das ganze Gebiet des sittlichen Lebens der Fall, sondern es bleiben noch manche Gebiete des sittlichen Lebens unerneuert und undurchdrungen von der Kraft des neuen Lebens. Deswegen ist das Bild, das uns Heidenchristen bieten, oft so widerspruchsvoll und treffen wir neben einer religiösen Lebendigkeit, die nicht ohne Kraft fürs Leben ist, oft große sittliche Schwächen. Es sind Widersprüche, wie wir sie freilich oft genug auch unter der alten Christenheit antreffen, besonders aber auf dem Gebiet der alttestamentlichen Frömmigkeit. Ich erinnere an David mit seiner tiefen Religiosität und Glaubenskraft, mit manchen schönen Aeußerungen einer Gott wohlgefälligen Gesinnung neben so großen sittlichen Schwächen und Versündigungen.

Es sind besonders die unter dem Einfluß des Heidentums groß gewordenen Sünden und Laster der Unrein-

heit, Trunksucht, Unwahrhaftigkeit und Unredlichkeit, die sich in den heidenchristlichen Gemeinden immer und immer wieder geltend machen und zu vielen schweren Sündenfällen führen. Es giebt Gemeinden, in denen diese Laster mitunter so überhand nehmen, daß die Missionare in ihren Berichten oft ein gar düsteres Bild entwerfen. Auf der andern Seite aber zeigen die Heidenchristen im Vergleich mit der alten Christenheit mehr Einfalt und Kindlichkeit in ihrem religiösen Leben, einfältigen Glauben an das Evangelium, einfältiges Vertrauen auf Gott und auf die Erhörung des Gebets, einfältiges Ergreifen der Verheißungen. Das zeigt sich besonders in Zeiten des Leidens und dem Tod gegenüber. Es fehlt nicht an Ergebung und Bereitschaft zum Leiden und an Todesfreudigkeit. Gerade durch ihre Todesfreudigkeit unterscheiden sich die Heidenchristen oft in einer auch den Heiden auffallenden Weise von ihren heidnischen Volksgenossen. Die Heidenchristen haben durch das Christentum ein neues Gewissen bekommen, ein neues sittliches Bewußtsein; ihr Gewissen ist geweckt. Das andere Lebenszeichen auf dem sittlichen Gebiete ist das Erwachen des Geistes der Liebe inmitten einer heidnischen Welt, einer Welt ohne Liebe. Vielfach, wenn auch nicht immer, zeigen sich die Heidenchristen lenksam gegenüber ihrem Missionar oder eingeborenen Lehrer. Damit und mit dem geringeren Grad geistiger und geistlicher Selbständigkeit, vermöge dessen sie ausschließlicher auf ihre Lehrer angewiesen sind als wir, die wir unsere Erbauung auch in Büchern suchen können, hängt es zusammen, daß der Einfluß des Gemeindeleiters auf die Gemeinde viel mehr hervortritt und schneller zur Geltung kommt als bei uns. Man findet auf dem heidenchristlichen Gebiet viel häufiger als bei uns, daß sich eine Gemeinde infolge eines Wechsels in ihrer Leitung schnell zum Guten oder Schlechten verändert.

Von unsern heidenchristlichen Gemeinden im ganzen ist zu sagen, daß sie mit dem Maßstab christlicher Vollkommenheit gemessen weit hinter dem Ziel zurückbleiben — es gilt das aber auch mehr oder weniger von den heidenchristlichen Gemeinden der apostolischen Zeit — daß sie aber mit ihrer heidnischen Umgebung verglichen doch Zeugnis ablegen für die erneuernde Kraft des Evangeliums, am meisten auf dem Gebiet des religiösen Lebens

im engeren Sinn, aber auch auf dem Gebiet des sittlichen Lebens. Die heidenchristlichen Gemeinden gleichen dem Mehl, in das der Sauerteig hineingebracht ist und in dem er wirkt, wenn es gleich noch nicht gar durchsäuert ist. In diesen Gemeinden treten dann, wie das auch Grundemann hervorgehoben hat, einzelne Persönlichkeiten hervor von entwickelterem Christentum, mitunter durchgebildete Christen, deren Christentum für die ganze Gemeinde, ja auch für unsere heimische Christenheit vorbildlich ist, Christen, mit Beziehung auf die die Mission sagen darf, daß sie ihre Hoffnung und Freude und Krone des Ruhmes sind (1 Thess. 2, 19). Wenn man fragt, ob das Evangelium, wie es heute durch die Mission verkündigt wird, den Beweis des Geistes und der Kraft leiste, so darf in erster Linie auf diese Christen hingewiesen werden, aber nicht allein auf sie, sondern auch auf die Gemeinden im ganzen, weil die Sauerteigskraft des Evangeliums an ihnen offenbar wird.

Uebrigens ergiebt sich aus dem geschilderten Stand der heidenchristlichen Gemeinden, daß die Aufgabe der Mission nicht erschöpft sein kann mit der Gründung und Sammlung von Gemeinden. Sie darf den Boden des Heidentums nicht nur bearbeiten, besäen und bepflanzen und dann weggehen, sondern das Feld oder der Garten muß gepflegt werden. Wenn ein Garten bei uns nicht gepflegt wird, sieht er schon nach einigen Wochen verwildert aus, aber in Tropenländern wie die Goldküste oder Kamerun ist die Verwilderung eine noch viel größere; da kann, wenn die pflegende Hand gefehlt hat, nach kurzer Zeit alles so überwuchert sein, daß man wie vor einer Wildnis steht. Ich möchte sagen: eine heidenchristliche Gemeinde, die auf dem Boden des Heidentums erwachsen ist, gleicht einer Pflanzung im tropischen Afrika, wo, sobald die Pflege aufhört, die Gefahr völliger Verwilderung droht. Die Gemeinden müssen freilich einmal das Maß geistiger und geistlicher Selbständigkeit erlangen, daß sie sich ohne Hilfe der Mission selbst erbauen können; aber bis sie dahin gelangt sind — und der Weg dazu ist oft weit — bedürfen sie geduldiger und treuer Pflege durch die Mission. Das zeigt uns auch das Beispiel des Apostels Paulus. Er trägt das Bewußtsein in sich, ein Schuldner der Heiden zu sein und das Evangelium bis ans Ende der Erde tragen zu müssen; aber zugleich ist es seines Herzens großes Verlangen,

daß die Gemeinden vollkommen werden in Christo. Darum nimmt sich der Mann, der sich seinen Wirkungskreis so umfassend wie möglich vorgezeichnet sieht, doch zugleich nicht nur der einzelnen Gemeinden, sondern selbst der einzelnen Gemeindeglieder mit der speziellsten, eingehendsten Seelsorge an (Apstg. 20, 31); darum kann er selbst mit Beziehung auf Gemeinden, die er nicht selbst gegründet hatte, schreiben: „Ich lasse euch aber wissen, welch einen Kampf ich habe um euch und um die zu Laodicea und alle, die meine Person im Fleisch nicht gesehen haben, auf daß ihre Herzen ermahnt und zusammengefaßt werden in der Liebe zu allem Reichtum des gewissen Verstandes, zu erkennen das Geheimnis Gottes, des Vaters und Christi u. s. f." (Kol. 2, 1 f.). Die Arbeit der Pflege und Erziehung an den Gemeinden ist nicht vergeblich. Aeltere Missionare, die eine Gemeinde ein oder mehrere Jahrzehnte in ihrer inneren Entwicklung beobachten konnten, bezeugen uns öfters mit Freuden das innere Wachstum solcher Gemeinden und den fortgeschrittenen Zustand älterer heidenchristlicher Gemeinden gegenüber den jüngeren. Deswegen trifft freilich auch eine Schilderung heidenchristlicher Gemeinden, wie sie hier gegeben wurde, nicht auf alle in gleicher Weise zu, ganz abgesehen von den Verschiedenheiten, die sich aus der verschiedenen Naturbeschaffenheit der betreffenden heidnischen Bevölkerung und aus der Verschiedenheit anderer mit in Betracht kommender Faktoren ergiebt. Die heidenchristlichen Gemeinden sind von Haus aus von einander vielfach verschieden und wir treffen sie in verschiedenen Stadien der Entwicklung an. Je weiter sie in der Entwicklung fortschreiten und je weiter das Christentum in die gesamte Bevölkerung eindringt, desto mehr treten naturgemäß die charakteristischen Züge des Heidenchristentums zurück.

Blicken wir von hier aus noch einmal zurück und fragen wir nach dem Erfolg der evangelischen Mission, wie er sich nicht in dem äußern Bestand, in der Größe und Zahl ihrer heidenchristlichen Gemeinden, sondern in ihrem geistigen Zustand, in ihrer religiösen und sittlichen Beschaffenheit darstellt, so ist das das Ergebnis: Die Frucht wahrer Herzensbekehrung wird deutlich offenbar an einzelnen Gliedern in der Einfalt, Lauterkeit und Entschiedenheit ihres Christentums. Was aber die Gemeinden im ganzen betrifft, so glauben dieselben zwar an die Wahrheit des Evange-

liums und stehen unter einem wirksamen Einfluß desselben, ringen sich aber nur allmählich aus der alten fleischlichen Sinnesweise heraus zu völligerem christlichen Wesen in Sinnesweise und Wandel. Daß aber in dieser Beziehung ein Fortschritt nicht nur bei einzelnen, sondern auch bei ganzen Gemeinden unter dem Einfluß geistlicher Pflege und sittlicher Erziehung wahrgenommen wird, zeugt auch für den reellen, wenn auch bei dem schweren Werk nur allmählich zu erringenden Erfolg evangelischer Missionsarbeit. Und auch dadurch wird die evangelische Mission als ein Werk des Reiches Gottes gekennzeichnet, dessen Entwicklung unter dem Gesetz steht: „zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach der volle Weizen in den Aehren" (Mark. 4, 28).

Die deutsche Blindenmission in China.

Von Elisabeth Postler.

Einer der schönsten Wälder Deutschlands ist der Huy. Er erstreckt sich nördlich von der alten Bischofsstadt Halberstadt weithin in die blühenden Gefilde der Provinz Sachsen. An einem Nordabhange des wunderschönen, hauptsächlich mit prächtigen Buchen bestandenen Waldes, wird alljährlich auf Huy Neinstädter Flur unter schattigem Laubdach ein Missionsfest gefeiert.

So geschah es auch an einem herrlichen Augusttage im Jahre 1896. Unter der zahlreichen Festversammlung, die andächtig dem Gottesdienst folgte, befand sich auch eine Johanniterschwester, die in dem Krankenhaus zu Altdöbern thätig, im väterlichen Pfarrhaus in der Umgegend auf Urlaub war. Der ergreifenden Festpredigt des Dompfarrers Richter aus Halberstadt folgten noch einige kleinere Ansprachen. Und als die Versammlung schon auseinandergehen wollte, betrat noch einmal ein weißhaariger Geistlicher, Pastor Schellmeyer aus Dingelstedt am Huy die Rednerbühne und sagte etwa folgendes: „Mir ist noch ein Auftrag geworden, dessen ich mich, wenn auch kurz, doch noch entledigen möchte. Eine ehemalige Missionsschwester des Berliner Findel-

hauses Bethesda in Hongkong, Frl. Luise Cooper (jetzt Hildesheim, Sedanstr. 33), hat inniges Mitleid mit den über alle Maßen unglücklichen blinden Chinesenmädchen dazu getrieben, als sie zu schwach, um in China weiter arbeiten zu können, in die Heimat zurückkehren mußte, im deutschen Vaterlande einen Verein zu gründen, um den blinden Chinesenmädchen eine Zuflucht bieten zu können. Gott gab dem schwachen Missionsreis Gnade. Der Hildesheimer Frauen- und Jungfrauenverein für die Chinesische Blindenmission*) ist jetzt bereits so weit, eine eigene Schwester aussenden zu können, die in Hongkong auf sicherem englischen Gebiet die verstoßenen, verlassenen, gemißhandelten kleinen weiblichen Blinden Chinas um sich sammeln soll. Wo ist aber die geeignete Kraft zu finden? Diese Schwester muß von warmem christlichem Glauben durchdrungen sein, muß Erfahrungen in der Erziehung und Krankenpflege haben, über eine kräftige Gesundheit verfügen, etwa Ende zwanzig oder Anfang dreißig sein und im allgemeinen eine gute Bildung besitzen. Vielleicht ist solch eine christliche Jungfrau in dieser Versammlung; wenn das der Fall ist, so wolle sie sich an Frl. Luise Cooper in Hildesheim wenden."

Und eine solche Jungfrau war in dieser Festversammlung; sie saß sogar dicht neben mir in der schlichten Tracht der Johanniterschwestern auf der einfachen Holzbank. Das, was ich schon während der beweglichen Festpredigt auf dem ernsten Antlitz gelesen, das kleidete sie jetzt in Worte; leise sagte sie: „Ich will nach China gehen." Der Aufruf, der jetzt an die Versammlung erlassen wurde, hatte schon einige Tage vor ihr an ihr Herz geklungen. Jetzt war der Kampf, ob es ihr möglich sei, Vaterhaus und Heimat um jener elenden Heidenkinder willen zu verlassen, entschieden. Es war ihr klar geworden: Gott rief sie. Noch an demselben Abend ging ein Brief meiner Nachbarin nach Hildesheim und einer an den Johanniterorden ab. Beide wurden mit einem freudigen Ja beantwortet. Dem Verein hatten sich zwar viele als Missionsschwester angeboten, aber immer hatte etwas nicht gepaßt. Hier war man bald der Ueberzeugung, daß die Johanniterschwester Martha Postler, älteste Tochter des Oberpfarrers Postler in Schwanebeck vorzüglich

*) Die Jahresberichte derselben versendet gern überall hin spesenfrei der Vorstand zu Hildesheim durch Frl. Luise Cooper daselbst.

zu dem Missionswerke, um das es sich handelte, geeignet sei. Als fast wider Erwarten der Johanniterorden Schwester Marthas Vorhaben nicht nur nichts in den Weg legte, sondern auch Gottes reichsten Segen dazu wünschte, da wurden schleunigst Reisevorbereitungen getroffen.

Nach der feierlichen Abordnung in der Lambertikirche zu Hildesheim, bei der Schwester Marthas Vater die Festpredigt hielt, trat sie am 7. Oktober 1896 die lange Reise von Bremerhaven zum fernen China an. Wunderbarerweise gehörte diese Reise, die bis zum 19. November dauerte, zu den schönsten und friedlichsten, die der greise Kapitän der „Sachsen", mit der die neue Blindenmissionarin die Ueberfahrt machte, je gehabt. Selbst im gefürchteten Golf von Lion war es so ruhig, wie die ältesten Seeleute sich dessen kaum erinnerten. Nach und nach wurde das Schiff, das anfänglich weniger Fahrgäste hatte, da viele den zwar kostspieligeren, aber rascheren Landweg durch Europa vorziehen, immer voller. Namentlich die Missionsleute mehrten sich gewaltig. Es waren deren zuletzt 45, Männlein und Fräulein, und zwar aus aller Herren Länder! Da wurde Schwester Martha die Zeit nicht lang und mit dem „fleißig Chinesisch treiben unterwegs", was sie sich so schön gedacht, war es nichts gewesen.

Den ersten Unterricht in dieser seltsamsten Sprache der Welt hatte ihr eine liebe pensionierte Missionsschwester, Frl. Fanni Schröder, im lieben Elternhaus zu Schwanebeck schon im August gegeben.*) Dieser Unterricht und ein kurzer Aufenthalt im Blindenhaus auf dem Kleefeld zu Hannover waren ihre einzige Vorbereitung auf ihren Missionsberuf; das meiste galt es ja wie gewöhnlich erst an Ort und Stelle zu lernen. Dazu sollte sie ein Jahr in das Berliner Findelhaus Bethesda auf Hongkong in Pension gehen. Bethesda ist in gewissem Sinne ja das Mutterhaus der Blindenmission. Dort hatte Frl. Luise Cooper den ersten jammervollen Blick in das namenlose Elend der blinden Chinesenmädchen gethan. Da man aber Blinde und Sehende nicht gut zusammen aufziehen konnte, waren die Blinden nun von der Aufnahme in das Findel-

*) Frl. Schröder ist nach langer, gesegneter Missionsarbeit an Pfingsten vorigen Jahres im Wilhelm Augustastift zu Gandersheim friedlich in die ewige Heimat eingegangen.

haus ausgeschlossen. Sind sehende Mädchen in China nur schon zu oft schlimm daran und werden leicht verstoßen und ausgesetzt,*) wie viel mehr erst die blinden! Diese Aermsten sind geradezu vogelfrei, jeder Not und jeder Schande preisgegeben. Und doch, sollte man sie ihrem Schicksal überlassen? Nein und abermals nein! Der Wehruf, der der Begründerin der chinesischen Blindenmission so schmerzlich im Ohre gegellt: „Ach dies Kindchen ist doch nicht etwa blind? dann können wir es nicht behalten!" hat in tausenden von warmen Herzen ein lautes Echo gefunden. Es muß ein Heim geben für diese Unglücklichsten der Unglücklichen, wo sie ein schützendes Dach, ein warmes Herz und kräftigende, veredelnde Arbeit für ihre Hände finden!

Wo nur ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Seit dem Herbst 1897 giebt es ein solches Heim für die blinden Chinesenmädchen, ein Heim, das christliche Liebe erbaut und erhält. Sobald der junge Verein so weit war, daß es seine erst nur sehr bescheidenen Mittel erlaubten, hatte er einige kleine Schützlinge in der Missionsschule der amerikanischen Missionsärztin Miß Dr. Niles in Kanton in Pension genommen. Diese barmherzige Frau hatte auf ihren Berufswegen gleichfalls einen tiefen Blick in das Elend der blinden Chinesinnen gethan, die, wenn sie nicht frühzeitig getötet werden, meist einem Leben des Lasters und der Schande unter haarsträubenden Mißhandlungen anheimfallen. Miß Niles hatte deshalb begonnen, diesen Unglücklichen ihr Haus zu öffnen. Da sie selbst aber ganz durch ihren Beruf in Anspruch genommen war, konnte diese Unterkunft nur eine vorläufige sein. Sie wünschte sehr, mit unsrer deutschen Blindenmission sich zu vereinigen und wollte die Anstalt gern im Hause behalten. Doch aus mehrfachen Gründen ließ sich dies nicht ermöglichen, so verlockend dies Anerbieten auch einerseits war. In erster Linie gebot die Sicherheit der auf dem Festlande Chinas selbst unter christlicher Obhut häufig doch noch gefährdeten Blinden, das Festhalten an dem Plan, das Blindenheim auf dem unter englischem Gesetz stehenden Hongkong zu errichten.

*) Dieser Umstand veranlaßte seiner Zeit die Gründung des Findelhauses, das jetzt zu einer gesegneten Missionsanstalt emporgeblüht ist. Näheres darüber findet sich in Frl. Coopers Buch: „Aus der deutschen Mission in China". Darmstadt, J. Winter. Mk. 1.

Schon ehe ein Jahr vergangen, konnte Schwester Martha die Schützlinge unseres Vereins in ein passendes Haus holen. Doch lassen wir sie selbst von ihren Erlebnissen erzählen:

Am 24. Februar 1897 schreibt sie ihrem Vorstande: „Nun bin ich schon ein Vierteljahr in meiner neuen Heimat und fühle mich hier eingelebt und zu Hause. Wie glücklich bin ich, daß ich in aller Ruhe Zeit habe, die Arbeit einmal hier im Findelhause und die ganze Mission kennen zu lernen und so Gelegenheit habe, mir ein eigenes Urteil zu bilden.“ Ein anderes Mal schreibt sie: „Mein Lernen macht mir Freude; ich bin munter und es vergeht ein Tag schneller als der andere.“ — Erfreulich lauten auch die Nachrichten über den Verkehr mit den chinesischen Kindern: „In der Kinderstube bin ich ein sehr gern gesehener Gast. Die kleinen Dinger haben bald weg, wenn man sie gern hat und sind dann zärtlich und zutraulich wie die Kinder zu Haus. Ich singe fast täglich ein halbes Stündchen mit ihnen; das ist eine sehr nette Erholung für mich. — Trotzdem ich die Kinder eigentlich nur von der guten Seite kennen lerne, merkt man doch gleich, daß man hier mit andern Faktoren zu rechnen hat als bei der Erziehung zu Haus. Der Zug zur Heimlichkeit ist sehr groß. Auch entwickelt sich sehr leicht ein übergroßes Selbstbewußtsein, was andere gute Eigenschaften überwuchert und erstickt. Am meisten weichen die Kinder hier von unsern Wildfängen zu Haus, die man eher zügeln muß, darin ab, daß sie beständig der Anregung bedürfen. — Wie wichtig der erste Anfang für die ganze Erziehung der Kinder, ja, für das Gedeihen der ganzen Anstalt ist, verhehle ich mir nicht. Werden die ersten Kinder gut erzogen, so wirkt ihr Einfluß erziehlich auf die später kommenden und ebenso wird sich, was im Anfange versehen ist, für alle kommende Zeit bitter rächen. Es ist dies eine Erfahrung, die ich als Schwester bei den Kranken gemacht, und darum will ich bitten, daß uns doch Gott in jeder Hinsicht dabei das Richtige finden lasse.“

Sehr dankbar war Schwester Martha, sich über die Chinesen im allgemeinen angenehm enttäuscht zu sehen. So sehr wie uns der Zopfmensch als Inbegriff alles veralteten, mechanischen Wesens immer vorschwebt, so schlimm ist es damit gar nicht, meint sie. Die Chinesen stehen sich durch ihre schlechten Bilder, die sie uns von sich auf ihren billigen Waren liefern, nur selbst im Lichte. In Wirklichkeit sieht keineswegs einer wie der andre aus.*)

*) Den besten Beweis für diese Behauptung liefert mir das neueste Bild der Blindenfamilie. Schwester Marthas Lehrer mit seinem klugen Charakterkopf bildet einen gewaltigen Gegensatz zu dem gutmütig dummen Gesicht des Kochs.

Sehr günstig sprach sie sich auch über die großen Mädchen im Findelhaus aus. Denn die Kinder bleiben dort, bis sie sich an christliche Chinesen verheiraten.

Das Verlangen, die blinden Pfleglinge persönlich kennen zu lernen, trieb Schwester Martha sobald wie möglich nach Kanton. Sie benutzte dazu eins der Dampfschiffe, die täglich zwischen da und Hongkong fahren. Am 22. Dezember 1896 schreibt sie über ihre Reise und ihr erstes Einleben von Hongkong aus:

„Das waren recht wichtige Tage für mich. Sie können sich denken, wie mich danach verlangte, Linschau und ihre kleine Schar ebenso wie Frl. Dr. Niles kennen zu lernen. Sie scheint das Herz auf dem rechten Fleck zu haben. Ihre einfache Art und das sehr bescheidene weibliche Auftreten nahmen mich gleich ganz gefangen. Mit einem warmen Herzen und scharfen Verstande begabt, ist sie ein großer Segen für ihre Umgebung und es sollen die Chinesen eine große Hochachtung vor ihr haben, sodaß sie einen großen Einfluß auf sie hat. Die Damen, denn auch Frau Dr. Kerr lernten wir kennen, waren ganz glücklich, daß ich englisch sprach.

Dr. Niles wollte sehr gern, daß ich bei ihr bliebe für längere Zeit. Ich lehnte das aber für jetzt ab. Wenn sie mir auch eine Sprachlehrerin geben wollte für die Zeit, so hielt ich es doch für sicherer, möglichst bald meine Studien in Hongkong wieder aufzunehmen. Wir sahen uns unter Dr. Niles' Führung die Anstalt an. Lauter hohe, luftige Räume. Die Schule der Blinden war einfacher, weil der Raum nur provisorisch für sie eingerichtet ist. Ich freute mich darüber; denn dann werden unsere Kinder nicht so verwöhnt und fühlen sich hoffentlich wohl bei mir. Sie sahen alle sehr wohl aus, im Verhältnis wohler als die Kinder hier, und waren auch nicht so unbeholfen in den Bewegungen, als ich gefürchtet hatte. Nur fiel mir im Vergleich zu den Kindern in Kleefeld (der Blindenanstalt zu Hannover) auf, wie wenig gewandt sie in den Handbewegungen waren; aber da sie nur den Unterricht einer Blinden, die ihnen wenig oder gar keine Handfertigkeiten beibringen kann, haben, ist das natürlich. Die Kinder begrüßten mich alle der Reihe nach auf ihre chinesische Art und ich gab ihnen die mitgebrachten Sachen. Dann sangen sie einige Lieder, lasen recht gut und zeigten mir ihre sehr ordentlichen Handarbeiten. Mit dem Versprechen, daß ich wieder kommen wolle, wenn ich erst chinesisch sprechen und mich mit ihnen unterhalten könne, verabschiedete ich mich von Dr. Niles.

Im Berliner Missionshause in Kanton*), wo wir sehr freundliche Aufnahme fanden, verlebten wir sehr angenehme Stunden und so kehrten Frau Rieke und ich recht befriedigt nach Hause. Neulich war Frl. Dr. Niles hier und fragte mich bei dieser Gelegenheit, ob der Hildesheimer Verein wohl ein anderes blindes Mädchen an Stelle des im Sommer gestorbenen übernehmen möchte. Sie schickte mir nun den in romanice (in römischen Buchstaben) geschriebenen Brief der Angehörigen des Kindes. Ich habe ihn heute mit meinem Lehrer übersetzt. Er hat folgenden Inhalt: In Namhoi, Distrikt Compoi, wohnt ein Mädchen Namens Linyau. Ihr Vater starb dieses Jahr an der Pest. Er verkaufte Bilder. Die Mutter macht Kleider. Es sind drei Schwestern und ein jüngerer Bruder. Das Mädchen ist 1889 geboren. Im nächsten Jahre fingen ihre Augen zu schmerzen an und nach sieben Monaten wurde sie blind. Sie wurde nun zu Dr. Niles gebracht, kann aber nicht geheilt werden. Da die Familie arm ist, möchten sie gern das Mädchen in die Anstalt aufgenommen haben und die Mutter verspricht, es nie zurückzuholen. Unterschrift: Tseng Sheung schi tan. — Sie werden doch sicher für Aufnahme des Kindes sein. Dr. Niles sagt, die Zahl der Blinden und ihre Not wäre sehr, sehr groß. Gott helfe mir, daß ich recht bald arbeiten kann für sie!

Obschon ich ein so angenehmes Leben hier habe und das Studium der Sprache mir viel mehr Freude macht, als ich je erwartet, kann ich doch nicht sagen, wie ich mich nach meinem Wirkungskreis sehne. Gott schenke ihn mir bald! Nun erst gilt es, fleißig zu lernen. Wiewohl mir, wie gesagt, das Lernen sehr viel Freude macht und mir die Eigenart der chinesischen Sprache sehr interessant ist, kann ich doch nicht allzu eifrig dabei sein. Denn einmal habe ich mich noch nebenbei mit der Blindenschrift zu beschäftigen, auch, soviel ich kann, durch fachgemäße Lektüre meine zu kurze Vorbildung etwas zu verbessern, und dann ist auf der andern Seite diese sitzende Lebensweise gar nicht für mich. Im ganzen kann ich gar nicht dankbar genug sein über meine Gesundheit auf der ganzen Reise und in dem doch auch in jetziger Jahreszeit sehr veränderten Klima. Am Sonntag waren einige 20 Grad, und heute Dienstag sind kaum 9, vielleicht 7 Grad. Ich sitze hier augenblicklich in meinem dicken Wintermantel in der Stube."

In einem Briefe vom 18. Januar 1897 heißt es: „Am vergangenen Sonntag wurde hier ein Kind, das nach der Aufnahme

*) Dieses Missionsgebäude der Berliner Mission ist leider im August v. J. mit allem, was darin war, abgebrannt.

erblindet ist, getauft, bei dem ich Pate stand. Es heißt Wan-lin. Als ich es auf den Armen hielt, kam mir so recht zum Bewußtsein, wie groß, aber auch wie schön meine Aufgabe ist. Je kleiner ich mir ihr gegenüber vorkomme, desto mehr muß ich mich ja auf Gottes Gnade verlassen, und da muß und wird er mir helfen!"

Sie suchte vor allem ihre Sprachkenntnisse auch durch eine Reise ins Land zu befestigen, in der sie zugleich einen Blick in das chinesische Leben that.

Im Findelhaus war diesen Sommer viel Besuch. Sie schreibt darüber:

„Unser Findelhaus ist jetzt wieder sehr besetzt und morgen kommen noch mehr Freunde. Es herrscht ein recht gemütlicher Ton unter allen. Ich sehe sie aber fast nur bei Tisch und halte mich, meiner chinesischen Studien wegen, so viel als möglich zurück. Wir haben jetzt bei Tisch und in der Kirche den Punkah*). Das ist eine große Erquickung. Es ist drollig, wie die Chinesen auch unter der Hitze zu leiden haben. Mein Lehrer pustet und fächelt sich mit meinem gemalten Fächer fortwährend Kühlung zu. Schrieb ich wohl schon, daß beide Lehrer, als sie sahen, daß ich etwas malte, ganz wild nach einem gemalten Fächer waren? Der eine läuft nun mit gelbem Blumenstrauß und der Wartburg, der andere mit Vögeln und Blumen herum und sie sind sehr stolz darauf."

Im Herbst wollte Schwester Martha eine Zeit lang, um sich besser mit den Blinden einleben zu können, zu Frl. Dr. Niles nach Kanton gehen. Es kam aber anders. Die Missionsärztin mußte plötzlich mit ihrem schwer halsleidenden Vater in die Heimat zurückkehren, und da nun die ganze Anstalt vorläufig in andre Hände überging, nahm Schwester Martha bald, da sich ein geeignetes Haus fand, die dem Hildesheimer Verein zustehenden Blinden zu sich und begann in Gottes Namen. Vorher hatte sie nach all den schönen Tagen, die sie im Berliner Findelhaus erlebt, auch noch schwere mit den lieben Missionsgeschwistern zu tragen. In diese Zeit fiel der so sehr betrübende Heimgang des Barmer Missionars Dietrich. Ueber sein Sterbebett schreibt sie:

„Es waren ergreifende, uns allen gewiß unvergeßliche Stunden, die wir zusammen verlebten, und der Friede, der von diesem Sterbebett in mein Herz strömte, wird eine Stärkung sein für meinen wei-

*) Das ist eine Art an der Decke befestigter Riesenfächer, der von Kulis in Bewegung gesetzt, angenehme Kühle verbreitet.

teren Lebensweg." In demselben Brief vom 11. Juli fährt sie fort: „Es ist ganz eigen, wie gerade im Findelhause in diesem Jahre sehr viele Missionsgeschwister aus- und eingehen. Wenngleich ich es mir manchmal für meine Sprachstudien etwas stiller wünschte, so merke ich doch Gottes Absicht heraus und hoffe, daß die freundliche Gesinnung, die mir die Missionsgeschwister entgegenbringen, auch für meine Arbeit von Vorteil ist. Wenn mir irdische Stützen fehlen, so schließe ich mich um so fester an meinen allmächtigen Vater im Himmel an. Er wird mir und meiner Arbeit auch treue Freunde erwecken; ja, ich kann wohl sagen, er hat es schon gethan. Mit meiner Gesundheit geht es, Gott sei Dank, recht gut und ich danke Gott täglich dafür. Das heißt, insofern als ich nicht soviel leisten kann, empfinde ich auch die Hitze; aber da ich gut schlafe und guten Appetit habe, bleibe ich gesund und hoffe, im Winter wieder mit frischen Kräften etwaige Versäumnisse nachholen zu können. Meine Studien machen mir nach wie vor große Freude."

27. Juli 1897: „Ich sehe mit Freuden die Zeit immer näher rücken, wo ich mir meine Kinder holen kann in unser Heim. Herr Missionar Kircher und Herr Dr. Hager — ein amerikanischer Missionar, der Fräulein von Rausch aus der Basler Mission geheiratet hat — helfen mir Umschau halten nach einem passenden Hause. Morgen wollen wir ein Haus ansehen, das mir seiner Lage wegen und seines bescheidenen Aussehens halber recht gut gefällt."

3. August 1897: „Wie freue ich mich, daß gerade heute Posttag ist; denn ich habe sehr viel auf dem Herzen. Ich freue mich sehr, daß nach Ihrem letzten Briefe eine etwaige Uebersiedlung nach Kanton ausgeschlossen ist und ich auf jeden Fall hier in Hongkong anfangen soll. In der letzten Zeit ist mir recht klar geworden, wie unrichtig es wäre, wenn ich nach Kanton ginge. — Im vorigen Briefe schrieb ich Ihnen, daß wir ein Haus in Aussicht hätten, das nach seiner Lage sich ganz besonders für unsere Zwecke eignete. Ich glaubte damals mit dem Mieten noch einige Monate warten zu können. Nun war aber Gefahr da, daß es mir entginge, und deshalb habe ich es heute nach reiflicher Ueberlegung und Besprechung mit den Herren Missionaren Kircher, Rieke und Dr. Hager für den 1. September für 35 Dollar = 77 Mark monatlich gemietet. Die Taxe (Abgabe an die Regierung) — ungefähr 5 Dollar monatlich — würde ich auch zu bezahlen haben, wenn ich nicht Aussicht hätte, daß sie mir von der Regierung auf meine gemachte Eingabe erlassen wird. Das einstöckige Haupthaus besteht aus vier Räumen. Im Nebengebäude sind gute Chinesenwohnungen, Küche u. s. w. Außerdem gehört ziemlich viel Grund dazu, ein geräumiger Spielplatz für

die Kinder und ein Stückchen Gartenland. Sie wundern sich gewiß, daß ich auf einmal den Mut habe anzufangen. Gott hat uns die Wege jetzt wirklich geebnet und alles wunderbar gefügt. Die Stellvertreterin von Dr. Niles konnte mit Linschau*) nicht fertig werden und schickte sie fort. Linschau bat nun flehentlich, bei mir bleiben zu dürfen. Da sie mir doch viel sein kann, engagierte ich sie bis zu Dr. Niles' Rückkehr im nächsten Jahre und habe dafür einen meiner Lehrer entlassen, so daß wir dadurch keine Mehrausgabe haben. Dadurch, daß ich in Linschau jetzt einen beständigen Dolmetscher um mich habe, kann ich viel eher einen Anfang wagen. Ich sehe es als einen Fingerzeig für mich an, dem ich gern folgen will.

Es gilt nun, die notwendige Einrichtung für das Haus zu besorgen, bei der ich mich natürlich an die bei den Missionsgeschwistern übliche Art genau halten werde. Gott helfe mir weiter und gebe mir stets so treue Ratgeber, wie ich sie jetzt habe! Er hat mir bisher so sichtlich geholfen, daß ich nicht dankbar genug sein kann. — Ich werde, wenn der Vorstand in Berlin es erlaubt, ein Mädchen von hier bekommen. Dann habe ich mir einen Kuli (chinesischen Arbeiter), den ich hier im Findelhause kennen lernte und den wir alle für zuverlässig halten, gemietet; er muß aber seine Frau mitbringen. Einen Hund, der uns bewachen soll, hat mir Herr Missionar Bahr geschenkt."

Am 15. September ist unsere liebe Schwester in unser Blindenheim eingezogen und schreibt daraus am 4. Oktober also: „Heute vor einem Jahre war meine Abordnung und heute bin ich mit Gottes Hilfe so weit, Ihnen aus unserm Heim mit frohem Herzen den ersten Gruß senden zu können. Zwar ist die innere Einrichtung noch gar nicht fertig, namentlich für die Kinder muß ich noch verschiedenes machen lassen und draußen hämmert der Tischler. Aber es geht doch alle Tage etwas vorwärts. Mitte dieses Monats gedenke ich mir die Kinder zu holen. Zu Dienstboten habe ich also den Kuli, den ich von Anfang an ins Auge gefaßt hatte, mit seiner Frau. Beide verstehen noch gar nichts; da ich aber glaube, zuverlässige und jedenfalls auch billige Leute zu haben, so denke ich, wird es sich der Mühe lohnen, sie anzulernen.

Bei meinem Einzuge zeigte mir der Herr wieder recht deutlich, wie wir uns nicht auf Menschen verlassen sollen. Bei den hiesigen Geschwistern herrschte — wie in diesem Jahre überhaupt — in diesen Tagen besonders viel Krankheit. Die Schwestern im Findel-

*) Eine noch im Berliner Findelhause erzogene, sehr begabte Blinde, die Frl. Niles als Lehrkraft für ihre Pflegebefohlenen beschäftigte.

hause waren durch schwer kranke Kinder in Anspruch genommen, so daß ich ganz allein dastand. Herr Rieke war gerade auch im Begriff, eine kleine Ferienreise zu machen, half mir aber noch am ersten Tage, indem er meine Sachen vom Findelhause abschickte, während ich sie hier in Empfang nahm. Außerdem hatte ich eine Findelhaustochter für die Tage zur Hilfe und Linschau half auch nach Kräften; doch konnte sie sich natürlich in dem fremden Hause sehr schwer zurechtfinden. Sie ist sehr willig, und trotzdem ich auch ihre Fehler recht deutlich kennen gelernt habe, bin ich ihr doch herzlich gut; sie zeigt eine rührende Anhänglichkeit an mich. Im ganzen kann ich gar nicht dankbar genug sein, daß der Herr mir über diese Tage so hinweggeholfen, die hier draußen in den fremden Verhältnissen so viel schwieriger sind als daheim. Ueberhaupt bin ich dankbar, daß wir dies Haus gefunden haben. Es ist, soviel ich bis jetzt beurteilen kann, auch luftig, und da ich in den Hinterräumen Eßzimmer und Waschraum für die Kinder eingerichtet habe, so werde ich auch gegen zwanzig Kinder darin unterbringen können. Nun möchte ich den gesamten lieben Vorstand noch bitten, einen der beifolgenden Namen für unser Haus auszuwählen, und schließe mit einem herzlichen Gruß u. s. w. Ihre Schwester Martha Postler."

Diesem Wunsch entsprach der Vorstand gern und es wurde dem Blindenheim auf Hongkong der Name „Tsau-kwong", d. h. „Kommet zum Licht" gegeben. Zugleich wurde Schwester Martha beauftragt, denselben am Eingang des Hauses mit den Worten des Heilandes: „Ich bin das Licht der Welt" (Joh. 9, 5) in chinesischer Sprache anbringen zu lassen.

(Schluß folgt.)



Die Neu-Hebriden einst und jetzt.

1

Die Inselgruppe der Neu-Hebriden ist verhältnismäßig erst sehr spät entdeckt worden. Der erste Seefahrer, durch den sie aufgefunden wurde, war der Spanier Torres, der mit seinem Gefährten Fernando de Quiros im Jahr 1606 von Peru aus auf einer Entdeckungsfahrt die Hauptinsel erreichte und ihr den Namen „Tierra del Espiritu santo“ (Land des heiligen Geistes) gab. Er landete und wollte auf ihr eine Stadt, Namens Neu-Jerusalem, gründen. Aber seines Bleibens war nicht lange. Zwistigkeiten, die zwischen den Eingebornen und der Schiffsmannschaft ausbrachen, nötigten ihn bald darauf, die Insel wieder zu verlassen, und das Dasein der Eilande geriet in vollständige Vergessenheit. Erst 162 Jahre später (1768) fand der Franzose Bougainville sie wieder auf, aber erst Kapitän Cook, der bekannte englische Entdecker, der die Inseln im Jahr 1774 anfuhr, untersuchte sie wissenschaftlich — ihre Lage, Größe und Beschaffenheit — und gab dem ganzen Inselkomplex den Namen Neu-Hebriden, den er heute noch trägt. Die Beschreibung, die er damals von den dortigen Bewohnern entwarf, trifft noch heute auf dieselben zu, soweit sie noch heidnisch sind. Doch hatte er eine so geringe Meinung von ihnen, daß er es für hoffnungslos ansah, sie je auf eine höhere Stufe zu heben.

Die ganze Gruppe, die sich von Süden nach Norden hinzieht, besteht aus ca. 70 größeren und kleineren Eilanden, von denen die meisten unbewohnt sind. Nach ihrer geognostischen Beschaffenheit sind sie teils vulkanischen Ursprungs, teils sind es Korallen-Inseln. Letztere, von denen es wenige sind, erheben sich nicht viel über den Meeresspiegel, während die vulkanischen, auf einem Unterbau von Korallenriffen ruhend, zu ansehnlicher Höhe ansteigen. Auf ihnen wechseln hohe Gebirgsrücken mit tief eingeschnittenen Thälern ab, die von Berggewässern durchströmt werden. An Vulkanen giebt es vier, die noch thätig sind und von denen der eine 5000 Fuß hoch ist. Erdbeben sind deshalb sehr häufig, treten aber meist nicht stark auf. Da und dort findet eine vulkanische Erhebung statt, wie z. B. auf der Insel Tanna, wo der Hafen von Port Resolution während der letzten 20 Jahre sich 40 Fuß hoch gehoben hat. Ebenso fand vor 16 Jahren

eine unterseeische Eruption östlich von Eromanga statt und eine ähnliche im Mai 1897 bei der Insel Tongoa. Strandriffe, die zur Zeit der Ebbe die Fischgründe der Eingeborenen bilden, umsäumen die Eilande und vorgelagerte Korallenbänke bilden natürliche Häfen, von denen die sichersten Ankerplätze die von Point Sandwich und Fila, den Hauptniederlassungen der Inselgruppe, sind.

Der Boden ist sehr fruchtbar und die Vegetation äußerst üppig. Die tropischen Gewächse, wie Yams, Taro, süße Kartoffeln und andere Knollengewächse werden mit aller Sorgfalt kultiviert. Sie bilden im Verein mit der Brotfrucht, den Kokosnüssen, Bananen und andern einheimischen Früchten die Hauptnahrung der Eingebornen. Auch Pfeilwurz und Maniok kommt auf den meisten Inseln vor. Andere Fruchtsorten, wie Orangen, Limonen, Ananas, Melonen, Guaven, Mangos u. a. sind erst eingeführt worden und gedeihen prächtig. Die Bergabhänge sind mit den besten und kostbarsten Nutzhölzern bedeckt. Nur die vierfüßige Tierwelt ist nicht allzureichlich vertreten. Ursprünglich fanden sich auf den Inseln nur Ratten und vielleicht auch Schweine vor. Ziegen, Schafe, Pferde, Kühe und Hunde sind erst später eingeführt worden. Dagegen zählt man ca. 50 Arten von Vögeln. Wie sich denken läßt, bildet der Fischfang für die Eingebornen eine reiche Erwerbsquelle. Von Metallen ist bis jetzt wenig gefunden worden.

Die Inseln haben ein überwiegend feuchtes und gleichmäßiges Klima, das durch den gesunden Südostwind, der den größten Teil des Jahres hindurch weht, sehr gemildert wird. Nur der Nordostwind ist außerordentlich feucht und ungesund. Von den beiden Jahreszeiten fällt die von Gewitterstürmen und Regengüssen begleitete heiße Zeit in die Monate Januar bis April, während es vom Juni bis August am kühlsten ist. Von September bis November bestellt der Eingeborne seine Pflanzungen.

Die Bewohner der Neu-Hebriden gehören der melanesischen oder schwarzen Rasse an. Verschiedene kleine Eilande wie Futuna, Aniwa und Emae weisen dagegen eine Bevölkerung auf, die aus Melanesiern und Polynesiern gemischt ist. Die Gesamtzahl der Bewohner wird heutzutage nur noch auf 70 000 Seelen geschätzt. Tanna, Epi, Ambrim und Oba mit je 8000 Insulanern sind am bevölkertsten. Die Eingebornen sind meist stattliche Erscheinungen, bei denen der Typus der schwarzen Rasse, die zurücktretende Stirn, die breite, platte Nase und die vorstehenden Backenknochen nur selten zu bemerken sind. Doch stehen sie physisch der weißen Rasse an Körperkraft nach. Auch erliegen sie weit leichter auftretenden Krankheiten. Die heidnischen Bewohner laufen meist bloß herum und nur

die Frauen sind auf den südlichen Inseln ziemlich bekleidet. Je weiter nördlich man aber kommt, desto dürftiger wird auch ihre Bekleidung, wogegen die einheimische Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe zunimmt. Männer und Frauen schmücken sich gerne und tragen deshalb Halsketten von Korallen und Seemuscheln, Armspangen und Ohrringe von Holz und Schildpatt. Unter den Heiden bestehen auch noch heute die altgewohnten Tänze, die sie unter Musik und Gesang ganze Nächte hindurch fortsetzen. Der ursprüngliche Hausbau, der im wesentlichen in einer offenen Hütte ohne Mauern besteht, ist heutzutage bedeutend besser und solider als früher, seitdem das Christentum auf den Inseln da und dort Eingang gefunden hat. Dagegen geht seit der Einfuhr ausländischer Waren die einheimische Kunstfertigkeit immer mehr verloren. So kommt z. B. die Topfindustrie jetzt nur noch auf der Insel Santo vor, während sie früher auch auf andern Inseln zu Hause gewesen sein muß; denn es finden sich noch Ueberreste von Topfwaren auf der Insel Tanna und Efaté. Geheimnisvolle Zeugen der Vergangenheit sind u. a. auch Steinhauerarbeiten, die sich auf Aneityum, Efaté und Epi vorfinden.

So begünstigt die Inseln von der Natur sind, so herrschen doch mancherlei Krankheiten und Seuchen unter den Eingebornen, und zwar vornehmlich Malariafieber, Skropheln, Haut- und Brustkrankheiten. Dysenterie und Elefantiasis kommt nur in vereinzelten Fällen vor, dagegen tritt die Schwindsucht jetzt immer häufiger auf. Manche Krankheiten sind auch erst durch die Weißen und zurückkehrende eingeborne Arbeiter auf den Inseln eingeschleppt worden und richten durch ihren ansteckenden Charakter furchtbare Verheerungen an.

Die Bewohner der Neu-Hebriden sind nicht ohne natürliche Begabung. Sie sind feine Beobachter der Natur und ihrer Lebensvorgänge, wissen den Charakter eines Menschen schnell zu beurteilen und lernen mit Leichtigkeit fremde Sprachen. Ebenso eignen sie sich europäische Kenntnisse ziemlich schnell und leicht an. Nur für Arithmetik fehlt ihnen jegliches Verständnis. Mit der Sittlichkeit war es unter ihnen in den Tagen des Heidentums sehr schlecht bestellt, obschon anderseits die Rechte des Eigentums meist gewahrt blieben, außer in Fällen, wo sie miteinander in der Fehde lagen.

Die auf den Inseln vorkommenden Sprachen und Dialekte, obschon sie sehr zahlreich und gänzlich verschieden sind, gehören doch insgesamt zum melanesischen Sprachstamm, der mit den polynesischen oder östlichen Inseldialekten jetzt als die malayisch-polynesische Sprachenfamilie bezeichnet wird. Nicht weniger als 50 Mundarten, die auf den Neu-Hebriden gesprochen werden, sind bekannt. Aber es existieren ihrer noch mehr, die bis jetzt noch nicht bekannt sind.

Ihrer **Religion** nach waren die Bewohner der Inselgruppe vor dem Eintritt der Mission insgesamt Polytheisten, die eine Masse Gottheiten verehrten, die von verschiedenem Ansehen und von einander unabhängig gedacht wurden. Einige von ihnen wurden als die Schöpfer aller Dinge angesehen, aber als böse Wesen betrachtet, die durch Opfer versöhnt werden mußten. Diese Gottheiten, sowie die Geister der Verstorbenen bildeten die Hauptgegenstände ihrer Verehrung. Die Dahingeschiedenen wurden hundert bis tausend Tage betrauert, und vier Jahre wurden über ihren Gräbern tägliche Speiseopfer dargebracht. Auf verschiedenen nördlichen Inseln wurden ihnen groteske Figuren als Denkmäler auf dem Dorfplatz errichtet. Aber auch der Sonne und dem Mond wurden Opfer dargebracht. In der Hand von Zauberern oder geheiligten Personen lag es, wie sie meinten, Krankheiten, Wind und Regen, Sonnenschein und Orkane herbeizurufen. Diese Persönlichkeiten waren in der Regel zugleich die Stammeshäuptlinge, aber da die Häuptlingsschaft als solche wenig politisches Ansehen genoß, so mußte wohl jene religiöse Stellung als Zauberer dieses unterstützen. Natürlich war auch das Amulettenwesen bei den Eingebornen sehr im Schwange. Diese Zaubermittel mußten für alles mögliche als Schutz- und Segensmittel dienen. Und doch war dem in Kannibalismus versunkenen Volk noch nicht alles Gottesbewußtsein abhanden gekommen. Ein schwacher Schimmer aus der Urzeit war ihm verblieben. Es fanden sich, wiewohl in verschiedener Form, Traditionen vor, wie die von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sintflut u. a.

2.

Derart waren die Bewohner der Neu-Hebriden und so sind sie heute noch, soweit die Inseln vom Christentum unberührt geblieben sind. Durch schauerliche Gebräuche tief gesunken und vom gröbsten Aberglauben befangen, wodurch ihr ganzes religiöses und sittliches Leben verfinstert war, konnten sie nur durch das Licht des Evangeliums erleuchtet und zu einer menschenwürdigeren Stufe hinan geführt werden. Das erwies sich aber bei ihrer Abgeschlossenheit nach außen hin, sowie durch die Zersplitterung ihrer Sprachen äußerst schwierig. Und doch ist der Versuch von der Mission gemacht worden — und nicht ohne Erfolg. Aber es mußte erst Märtyrerblut auf jenen Inselstätten fließen, ehe es daselbst licht wurde. Wir wollen hier nicht die an Opfern und Wechselfällen reichhaltige Missionsgeschichte auf den Neu-Hebriden geben; es genüge ein kurzer Ueberblick.

Der erste Glaubensbote, der diesen Inseln 1839 mit dem Evangelium nahte, war der bekannte John Williams. Aber der Versuch mißglückte. Williams wurde bei seiner Landung auf der Insel Eromanga von den Eingebornen erschlagen. Nach ihm wurden dann eingeborne Lehrer auf der südlichen Inselgruppe gelandet und von Zeit zu Zeit verstärkt. Manche von ihnen erlagen dem Klima, andere wurden von den Wilden erschlagen, manche kehrten wieder in ihre Heimat zurück, andere hielten auf ihren schwierigen Posten aus und arbeiteten den später nachrückenden Missionaren vor. So landeten im Jahr 1842 die Missionare Turner und Nisbet auf Tanna; aber sie sahen sich bald darauf genötigt, die Insel wieder zu verlassen.

Das Missionswerk auf dieser Inselgruppe wurde anfangs von Missionaren der Londoner Gesellschaft in Angriff genommen, ging aber später an die Presbyterianer über. Von diesen trat zuerst Dr. Geddie, der sich auf der Insel Aneityum niederließ, 1848 in die Arbeit ein und bald darauf Dr. Inglis im Jahr 1852. Es bildete sich nach und nach eine Gemeinde, sodaß schon 1853 die ersten eingebornen Lehrer von den Neu-Hebriden nach Futuna gesandt werden konnten, um die Insel zu christianisieren. Im Jahr 1857 wagte es dann ein Missionar, sich in Eromanga niederzulassen und ihrer drei begannen mit der Arbeit auf Tanna. Inzwischen war auch die Insel Efaté im Jahr 1854 von einem Missionar besetzt worden, dem bald darauf ein zweiter zur Seite trat.

Da trat wieder ein Rückschlag ein. Die Masern wurden durch Händler von auswärts her eingeschleppt und die Epidemie raffte den dritten Teil der Bevölkerung von Aneityum, Tanna und Eromanga hinweg. Die Heiden beschuldigten die Missionare, sie seien die Ursächer, und die Folge davon war, daß die Tannesen ihre Missionare vertrieben. In Eromanga dagegen wurde 1861 Miss. Gordon mit seiner Frau von den erbitterten Eingebornen ermordet. Nur in Aneityum schaffte diese Notzeit eine Segensfrucht. Die Insel war inzwischen christlich geworden und es diente die verheerende Seuche nur dazu, die halbherzigen Christen zu größerer Entschiedenheit aufzurütteln. In Eromanga aber trat ein leiblicher Bruder des ermordeten Gordon in die Lücke ein und auch Tanna wurde wieder besetzt, wozu noch die Insel Nguna als neues Arbeitsfeld kam. Jedoch noch im Jahr 1872 suchte die heidnische Partei auf der Insel Eromanga das um sich greifende Christentum auszurotten, indem sie auch den zweiten Gordon ermordete und das Missionshaus zerstörte. Allein der Versuch war vergeblich. An Gordons Stelle trat bald darauf Miss. Robertson in die Arbeit auf Eromanga ein und führte sie im

Segen fort. Die Schar der dortigen Christen nahm an Zahl und Einfluß zu, sodaß sie 1880 im Verein mit 100 freundlich gesinnten Heiden, die sich ihnen anschlossen, einen neuen Mordanschlag auf den Missionar zu verhindern imstande waren. Dies war der Wendepunkt auf Eromanga, das jetzt im großen und ganzen eine christliche Insel genannt werden kann.

Seit 1883 sind alle größeren Inseln — von Aneityum bis Ambrim — mit Missionaren besetzt. Im Jahr 1887 konnte endlich die vollständige Bibel in der auf Aneityum gesprochenen Mundart ausgegeben werden. Es war dies das gemeinsame Werk der Missionare Geddie, Inglis und Copeland. Fast zehn Jahre später war auch die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Mundarten von Efaté und Tanna fertiggestellt. In den Jahren 1891 bis 1893 sind auf den Inseln Aneityum, Futuna, Aniwa, Tanna, Malekula und Malo Kirchen mit soliden Eisenblechdächern erbaut worden, wobei die Christen der drei ersteren Inseln die Kosten selbst getragen haben. Ganz besonders auffallend ist der Erfolg der Mission auf der Insel Nguna, wo sich jetzt eine Kirche erhebt, die sich wie eine Kathedrale ausnimmt. Nicht weniger interessant ist die Christianisierung der Insel Tongoa durch den Norweger Michelsen, der sich daselbst 1879 niederließ.

Heute können 13 Inseln als durchweg christianisiert bezeichnet werden, von denen Efaté, Eromanga, Aneityum, Nguna, Emae, Tongoa und Aniwa die bedeutendsten sind. Auf Futuna ist nur noch ein einziger Distrikt heidnisch und Epi wird in absehbarer Zeit christlich sein. Auf Futuna, dem schwierigsten Arbeitsfeld auf der ganzen Inselgruppe, lauten ebenfalls die Berichte jetzt hoffnungsvoller als je zuvor. Die Insel Ambrim, auf der die Arbeit wegen Krankheit und Tod des Missionars zweimal unterbrochen war, ist 1892 durch Dr. Lamb wieder besetzt worden; aber ein Orkan und eine Feuersbrunst haben nacheinander das Missionshaus zerstört, und die Thätigkeit des dortigen Vulkans bedrohte eine Zeitlang die Existenz der Mission. Doch ist jetzt ein solides Hospital erbaut worden, das Weißen und Schwarzen offen steht. Auf den nördlichen Inseln sind bis jetzt auf Malekula, Santo und Malo Gemeinden gesammelt, aber die Hauptmasse der Bevölkerung, unter der da und dort eingeborne Lehrer wirken, ist noch heidnisch. Man zählt hier zur Zeit noch 50 000 Heiden, sodaß also immerhin noch ein gutes Stück Arbeit zu thun ist.

Das weiße Arbeiterpersonal der presbyterianischen Mission auf den Neu-Hebriden bestand im letzten Jahr aus 25 Missionaren, worunter 5 Missionsärzte waren. Außerdem gehören noch dazu drei

Laiengehilfen und eine Spitalwärterin. Der erste eingeborne Prediger ist letztes Jahr ordiniert worden. An eingebornen Lehrern stehen 256 in der Arbeit, von denen über 40 auf halbheidnischen Inseln stationiert sind. Alle diese Missionsgehilfen haben mehr oder weniger sehr viel Fährlichkeiten und Nöte durchmachen müssen und manche derselben haben um Christi willen den Märtyrertod auf diesen ungastlichen Inseln erlitten. Leider genügt die vorhandene Anzahl von eingebornen Lehrern bei weitem nicht und das Bedürfnis nach weiteren Mitarbeitern aus den Eingebornen macht sich je länger je mehr fühlbar. Denn die Christianisierung der Inseln ist ohne solche unmöglich. Man hat deshalb, um diesem Mangel abzuhelfen, im Jahr 1894 in Tangoa, einem kleinen Eiland in der Nähe von Santo ein Lehrerseminar eröffnet, das unter der Leitung von Dr. Arnand bis jetzt recht hoffnungsvoll zu werden verspricht. Das Institut zählt jetzt 64 Zöglinge, die verschiedenen Inseln angehören und zu Lehrern herangebildet werden. Die Unterrichtssprache ist wegen der Mannigfaltigkeit der Mundarten notgedrungen das Englisch.

In den letzten Jahren haben auch verschiedene christliche Händler, die dort ansässig sind, der Mission anerkennenswerte Dienste geleistet. Die hl. Schriften, die bis jetzt ganz oder teilweise in 18 Sprachen übersetzt sind, werden von den Eingebornen gern gekauft und bar bezahlt. Die Christen finden sich leicht in die neuen kirchlichen Formen und eignen sich auch eine gewisse Heilserkenntnis an. Die besten Elemente, die sich befähigt zeigen, ihren Mitbrüdern die Heilswahrheiten mitzuteilen, werden zu Lehrern herangezogen. Die Christen sind auch redlich bestrebt, den sittlichen Forderungen des Evangeliums nachzukommen. So erklärte ein Eingeborner von Futuna, dessen Neffe wenige Tage vorher ermordet worden war: er vergebe gern dem Mörder um des Evangeliums willen. Und das ist kein vereinzelter Fall. Sie hängen sehr an ihren Büchern, sodaß sie in Fällen von Gefahr, die ihnen durch Feuer oder eine Sturmflut droht, diese zuerst zu retten suchen. Ueber ihr inneres Leben und über geistliche Erfahrungen sprechen sie wenig, und Fälle von plötzlichen Bekehrungen sind selten. Es darf indes auch nicht verschwiegen werden, daß der Kampf mit der Schwachheit des Fleisches am meisten Not macht, wie dies überall mehr oder weniger unter den Naturvölkern der Fall ist.

Während bis vor wenigen Jahren die auf den christlichen Inseln Efaté, Nguna und Tongoa arbeitenden Lehrer von auswärts unterhalten wurden, ist man jetzt so weit, daß ihr Unterhalt von den Beiträgen der eingebornen Christen bestritten werden kann. Das Missionswerk dagegen wird von den verschiedenen Zweigen der Pres-

byterianer von Kanada, Neu-Südwales, Viktoria, Südaustralien, Neuseeland und Tasmanien, sowie von der schottischen Freikirche unterhalten. In neuerer Zeit besteht dafür auch eine besondere Stiftung, der John Paton-Fonds. Alljährlich versammeln sich sämtliche Missionare auf einer Synode, auf der die Angelegenheiten der Mission durchberaten und erledigt werden. Außer den Presbyterianern arbeitet dann noch die melanesische Mission auf einigen nördlichen Inseln der Neu-Hebriden und zwar auf der Pfingstinsel, auf Aurora und Oba. Die Arbeit geschieht jedoch ausschließlich durch farbige Lehrer, die von den Missionaren gelegentlich besucht werden.

Der Handel ist leider auf diesen Inseln der Mission zuvorgekommen. Die Entdeckung des hier vorkommenden Sandelholzes rief gar bald einen lebhaften Handelsverkehr hervor, der bis auf den heutigen Tag zu einer Quelle vielen Uebels wurde. Damit hängt auch der später entstehende Arbeiterhandel in der Südsee zusammen, der den Inseln die besten Kräfte entzogen hat, sodaß nur noch alte Männer, Frauen und Kinder auf ihnen zurückbleiben.

Neuerdings besteht die Ausfuhr hauptsächlich in Kaffee, Kopra (der getrocknete Kern der Kokosnuß), Pfeilwurz und Bananen (Paradiesfeigen). Mit Pfeilwurz zahlen die Christen ihre Missionsbeiträge. An Bananen hat die Ausfuhr in den letzten drei Jahren so zugenommen, daß jetzt monatlich 12 000 Bündel verschifft werden. Diese Ausfuhr verspricht auch lohnender zu werden, als der Sandelholzhandel der früheren Zeit. Nur wäre es sehr zu wünschen, daß England die Inseln annektieren würde. Dadurch würde sich der Handel sehr heben und es läge zudem im Interesse der evangelischen Mission. Auch würde dadurch den Stammesfehden und dem Arbeiterhandel ein Ende bereitet werden.

Die gesamte weiße Bevölkerung auf den Neu-Hebriden beträgt einschließlich der Missionsfamilien zwischen 200 und 300 Personen. Die Hauptvertreter des Handels gehören der französischen und britischen Nation an und stehen unter dem Schutz der beiden betreffenden Mächte. Zu einer definitiven Besitzergreifung von einer dieser beiden Kolonialmächte ist es bei der Eifersucht beider noch nicht gekommen. Doch haben die Franzosen die besten Ländereien an sich zu bringen gewußt und so ist es nicht unmöglich, daß es schließlich zu einer französischen Annexion der Inseln kommen wird. Dies würde für die evangelische Mission von den bedauerlichsten Folgen sein, wie das Beispiel von Tahiti und den Loyalitätsinseln gezeigt hat. Auch würde dies den Niedergang des Handels im Gefolge haben, da der Haupthandel bis jetzt in britischen Händen liegt.

3.

Die künftige Entwicklung der Mission und des Handels hängt indes vor allem davon ab, wie sich das Schicksal der Inselbevölkerung gestalten wird. Denn bis jetzt hat dieselbe beständig abgenommen. Die Tradition, die Spuren ehemaliger Dörfer und die Statistik weisen dies unwiderlegbar nach. So zählte die Bevölkerung von Aneityum noch im Jahr 1859 3500 Seelen; jetzt sind es ihrer nur noch 530. Auf Futuna ist sie während der letzten 30 Jahre von 1000 auf 320 Personen heruntergegangen. Diese Abnahme der Bevölkerung fand schon vor der Ankunft der Weißen statt, aber sie ist durch die Berührung mit der weißen Rasse, durch die Einschleppung ansteckender Krankheiten, sowie durch den Arbeiterhandel wesentlich beschleunigt worden. Unwillkürlich fragt man sich: kann dieses Aussterben, diese Abnahme der Inselbewohner denn nicht aufgehalten werden? Die Geschichte der Südsee-Inseln und die der Neu-Hebriden hat gezeigt, daß es auf manchen derselben nicht mehr möglich ist, wogegen auf andern die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen ist. Vor allem hat sich das Christentum für die Bewohner mancher Inseln als die alleinige Macht erwiesen, durch die dem Aussterben gewehrt wurde. So wäre z. B. Aneityum ohne die Annahme desselben heutzutage sicherlich gänzlich entvölkert und wie hier, so ist auch auf Rarotonga und Samoa die Urbevölkerung vor dem Untergang bewahrt worden. Durch das Christentum können und werden auch die Lebenstage der Bewohner auf den Neu-Hebriden sicherlich verlängert werden. Aber die Thatsache der gegenwärtigen Abnahme der Bevölkerung macht es uns Christen zur dringenden Pflicht, ohne Verzug und mit allem Eifer denen das Evangelium zu bringen, die noch übrig sind. Haben wir doch die Verheißung des prophetischen Wortes: Es sollen ihn anbeten alle Inseln der Heiden, ein jeglicher an seinem Ort (Zeph. 2, 11). (Nach der Miss. Review of the World.)

Indische Mahlzeit.

(Mit Bild.)

Von Miss. W. Schmolck.

Die Sonne neigt sich im Westen zum Untergang. Muttuswamy, der junge Wakil (Rechtsanwalt) ist nach geschlossener Sitzung im Bezirksgerichtshof, wo er irgend eine Prozeßsache zu vertreten hatte, an seinen neugegründeten häuslichen Herd zurückgekehrt. Den langen weißen Leibrock, wie ihn Hindu von seiner Bildung bei allen öffentlichen Gelegenheiten tragen, und den braunroten golddurchwirkten Turban hat er gleich nach seiner Nachhausekunft abgelegt und nach einem erfrischenden Bade über das leichte Musselinleibchen eine bequeme schwarze Hausjacke aus dünnem Kaschmir angezogen, während der untere Teil des Körpers mit dem faltenreichen, mit Goldborten verzierten Mundu (Lendentuch) in anmutiger Weise verhüllt ist.

Der Höhepunkt des Tages aber ist für den gebildeten Hindu die Zeit, wo er nach vollbrachtem Tagewerk dem Genuß und der Ruhe sich hingeben kann. Das ist in Indien die Stunde vor Sonnenuntergang, in die auch die Hauptmahlzeit des Tages fällt. — Auf den Ruf seines jungen Weibes: Gnanadhibam, „Der Reis ist bereit!" hat sich der Beamte in den etwas dunkeln Raum neben der Küche begeben, wo ihm seine Ehehälfte eine zierlich gewobene Grasmatte als Sitz hingelegt hat. Vor ihrem Mann breitet sie nun ein Stück des riesigen Bananenblattes aus, auf dem der im Wasser leicht geschwellte Reis aufgehäuft wird. Als Zubehör zu dieser Speise reicht sie ihm in einer Porzellan- oder Metalltasse den berühmten Curry, d. h. eine scharfe Sauce aus Pfeffer, Safran, Ingwer und vielen andern Gewürzen, deren Bestandteile auf einem Stein feingerieben, mit zerkleinertem Gemüse oder Fischen gekocht wurden.

In demütiger, ehrerbietiger Weise, wie es sich der indischen Frau gegenüber ihrem Eheherrn nach heidnischer Landessitte gebührt, naht sich die Gattin ihrem Gebieter und bedient ihn bei seinem Mahl. Kein Blick der Liebe und der Anerkennung dankt ihr für ihre Mühewaltung. Im Gegenteil, streng, ja verächtlich ruht das Auge auf der schlanken Gestalt seiner jugendlichen Gattin.

Verschiedene Eigentümlichkeiten auf unserm Bilde stellen es außer Zweifel, daß Muttuswamy und sein Weib Brahmanen sind. Denn obgleich bei ersterem das Kastenzeichen an der Stirne fehlt, — (er hat es beim Bade weggewaschen und wird es erst am nächsten Morgen

nach dem Morgenbad erneuern) — und seine Brahmanenschnur unter der Jacke verborgen ist, so deuten die gelben Blumen im Haarzopfe seines Weibes darauf hin, ebenso der sonderbare Teller des Mannes; denn der orthodoxe Brahmane soll seinen Reis nur von Blättern, niemals aber aus irdenen oder metallenen Gefäßen essen. Das messingene Wassergefäß im Vordergrund, dessen langer Schnabel auf dem Bilde nicht sichtbar ist, darf bei der Mahlzeit eines Brahmanen nicht fehlen. Die dienende Frau gießt ihm vor der Mahlzeit etwas Wasser in die hohle Hand; damit umkreist er dreimal die Speise und läßt etliche Tropfen auf den Reis fallen und murmelt die Worte: „Om Sarwabhudi, Samarpadaya Namah!“ d. h.: „Heilige Dreieinigkeit, Verehrung Dir, der Du alle versorgst!“ Ob unser Muttuswamy dieser schönen Sitte noch huldigt, ist etwas zweifelhaft. Unter dem jungen englisch gebildeten Geschlecht finden sich viele, die nur noch soweit den Kastenregeln sich fügen, als sie durch die Eifersucht ihrer Kastengenossen genötigt sind.

Den Luxus eines europäischen Bestecks kennt der Hindu nicht. Er benützt wie seine Vorfahren die Adamsgabel und den Evalöffel. Ein Messer aber ist schon deshalb überflüssig, weil alles Zugemüse rc. im Curry sorgsam zerkleinert aufgetragen wird und Fleischgenuß dem Brahmanen ein furchtbarer Gräuel ist. Die rechte Hand hat ausschließlich die Stelle des Bestecks zu vertreten, während die linke nie dazu gebraucht wird. Auf peinliche Reinlichkeit der rechten Hand wird deshalb in hohen Kasten scharf geachtet. Der Reis wird, wie unser Bild zeigt, mit den Fingern zu einer kleinen Kugel geknetet, diese in die Currybrühe eingetaucht und mit einer eigenen Fertigkeit in den Mund geschnellt und geschluckt. Ein eingeborner Pfarrer behauptete einmal dem Schreiber dieses gegenüber: „O ihr Europäer, ihr versteht das Reisessen ganz und gar nicht! Mit eurem Besteck ists auch nicht weit her, und euer Kauen ist zum Lachen! Wenn die Reiskugel nicht hinten am Gurgelzäpfchen klatscht, so bekommt man auch keinen Begriff davon, wie herrlich der Reis schmeckt!“ Daß der Reis die Königin aller Speisen sei, steht dem Hindu fest, und Schreiber dieses stimmt als alter indischer Missionar dem bei. Deshalb ist aber auch der echte Hindu ganz zufrieden mit seinem Nationalgericht, obgleich der ganze Küchenzettel nur die eine Abwechslung hat, daß es heute **Reis und Curry** und morgen **Curry und Reis** giebt und so in endloser Aufeinanderfolge.

Aber in einem Punkt ist der Hindu sehr empfindlich, nämlich was die Zubereitung seines geliebten Reises betrifft. Den richtigen Augenblick zu treffen, in dem der über dem Feuer dampfende Reis denjenigen Grad von Weichheit, der ihn am schmackhaftesten erscheinen

läßt, erreicht hat, macht indischen Hausfrauen manches Kopfzerbrechen; denn ein überweicher Reis kann indische „Haustyrannen" in ebenso große Alteration versetzen, als ein angebrannter Braten einen deutschen Feinschmecker. Eines Tages kam ein junges Weib weinend zum Schreiber dieser Zeilen gesprungen mit der Klage, daß, da ihr der Reis zu weich geraten sei, ihr Eheherr im Zorn den ganzen Topf voll zum Hause hinaus geworfen habe. Bei den vielen Arten Reis, die es in Indien giebt, ist es aber auch nicht zu verwundern, daß es ein eigentliches Studium erfordert, jede Art richtig kochen zu lernen. Ein kleines Versehen in der Zubereitung zerstört den Wohlgeschmack. Verstünden aber die Europäer den Reis zu kochen wie eine Hinduköchin, so würde man ihn auch in Europa mehr schätzen.

Und nun noch ein Wort: „Wo ist denn auf unserm Bilde das Gedeck für die Frau? Mit dieser Frage kommen wir auf die traurige Kehrseite des Lebens der indischen Familie. Die Frau darf nicht mit dem Manne essen, denn das wäre nach den religiösen Anschauungen der Hindu eine Erniedrigung des Mannes. Daher speisen die weiblichen Glieder einer Familie in einem abgesonderten Raume oder doch wenigstens nicht gleichzeitig mit den männlichen Familiengliedern im gleichen Raume. Das Heidentum, auch das civilisierte, ist nicht im Stande, das Weib in seine gottgewollten Rechte einzusetzen; das vermag überhaupt nur das Evangelium von der Liebe Gottes zu allen Menschen.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Deutsch-Ostafrika.

Die friedlichen und geordneten Zustände, welche während der letzten Jahre im deutschen Schutzgebiet von Ostafrika im allgemeinen herrschten, haben nicht nur den dortigen Missionen, sondern auch der kulturellen Entwicklung des Landes sehr zur Förderung gedient. Das gilt nicht nur von den Küstenstrichen, sondern auch von den central gelegenen Gebieten, wo seit der Unterwerfung der räuberischen Wahehe die Kolonie von einer beständigen Beunruhigung glücklich befreit worden ist. Zwar gelang es dem Oberhäuptling des Stammes mit einer Schar seiner Anhänger in die Steppe und in die unzugäng-

lichen Wälder zu entkommen, aber im Juli v. J. spürte man denselben auf und wurde seiner habhaft, nachdem er den letzten Mann seines Gefolges und sich selbst durch einen Schuß niedergestreckt hatte. Ebenso ist das südliche Küstengebiet jetzt vollkommen beruhigt und eine aufständische Bewegung im Seengebiet niedergeschlagen. Ueberhaupt ist die Lust der Eingebornen und ihrer Stammessultane, sich gegen die deutsche Herrschaft aufzulehnen oder durch Araber und Halbaraber sich zum Aufstand aufreizen zu lassen, sehr gesunken. Auch wird die segensreiche Wirkung einer geordneten Verwaltung mehr und mehr von den Eingebornen erkannt, indem dieselbe den beständigen Fehden ein Ziel steckt, den Sklavenraub unterdrückt und den friedlichen Bewohnern Schutz und Recht gewährt. Zudem ist es das eifrige Bestreben des jetzigen Gouverneurs, des Generalmajors Liebert, die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebiets mit allen Kräften zu fördern, und es sind denn auch in den letzten Jahren auf allen Gebieten — auf denen der Rechtspflege, des Sanitätswesens, der Arbeiterfrage, des Wegbaus ꝛc. — recht erfreuliche Fortschritte wahrzunehmen. Nur mit der Erstellung der für die Entwicklung des Plantagengebiets und des Handels im Norden der Kolonie so wichtigen Usambara-Eisenbahn, die nach einer Strecke von 41 Kil. ins Stocken geriet, ist man nicht glücklich gewesen. Doch soll dieselbe wie projektiert bis Korogwe weitergeführt werden und es ist wenigstens vorderhand ihre Erhaltung gewährleistet. Ihre Weiterführung ist umso dringender, als die Engländer in Britisch-Ostafrika nicht nur rüstig an der Erstellung ihrer Mombas-Uganda-Linie arbeiten, von der schon seit letztem August eine Strecke von 261 Kil. im Betrieb ist, sondern weil dieselben auch das gesamte deutsche Schutzgebiet mit einem Netz von Verkehrslinien zu umspannen suchen, wodurch die Gefahr entsteht, daß der Handel vom deutschen Hinterland ins englische Küstengebiet abgelenkt wird. Allerdings soll die Weiterführung der Usambara-Linie noch die hübsche Summe von 6½ Mill. Mark kosten, aber sie hat überhaupt gar keinen Wert, wenn sie nicht ihren Zielpunkt, das Plantagengebiet des mittleren Pangani erreicht.

Sehr bedeutend ist der Wegbau in der Kolonie gefördert worden. Die Straße von der Küste bis zum Kilimandscharo ist bis auf einzelne schwierige Stellen durchweg fahrbar. Auch bewährt sich die Einrichtung von Rasthäusern, sodaß mit der Anlage solcher Unterkunftsräume fortgefahren werden soll. Die Ortshäuptlinge haben die Schlüssel zu diesen Häusern und sind verpflichtet, sie in Ordnung zu halten. In manchen derselben finden sich sogar Bettstellen, Tische, Eimer, Waschständer ꝛc. Zum Wegebau, zur Errichtung von Stationen und zu Kulturarbeiten werden überall die Eingebornen, soweit

sie willig sind, herangezogen und es lernen dieselben auf diese Weise dauernd arbeiten.

Was nun die evangelische Missionsthätigkeit im deutschen Schutzgebiet betrifft, so läßt sich auch hier im großen und ganzen eine erfreuliche Entwicklung konstatieren. Wir fassen zunächst die der evangelischen Missionsgesellschaft Berlin III ins Auge.

Diese im Jahr 1886 speziell für Deutsch-Ostafrika gegründete Mission, die im Jahr darauf zunächst in Dar-es-Salaam in die Arbeit eintrat, hat sich trotz mancher Nöte, die ein mehrmaliger Inspektoratswechsel mit sich brachte,*) zu schöner und hoffnungsvoller Blüte entfaltet. Ist auch die Zahl der Getauften auf dem Missionsfelde noch eine verhältnismäßig kleine, so erstreckt sich die Arbeit doch schon auf 7 Hauptstationen, auf denen ca. 12 Missionare, deutsche Theologen, stehen. Mit richtigem Blick für die gesunde Entwicklung des Werkes hat man bald erkannt, daß man nach Gewinnung der nötigen Stützpunkte an der Küste landeinwärts vordringen müsse, weshalb denn auch kurz nacheinander vom Küstenplatz Tanga aus die drei Stationen Hohenfriedeberg, Bethel und Wuga im westlichen Usambara-Gebiet und von Dar-es-Salaam aus Kisserawe und Maneromanga in Usaramo gegründet wurden.

Besonders aussichtsvoll erscheint das Arbeitsgebiet auf dem schönen Gebirgsland von Usambara, wo die hohe Lage das Klima günstig beeinflußt und das heimische Vergißmeinnicht und Haidekraut den Wanderer auf den Berghöhen grüßt. Dort liegt die Station Bethel, mitten auf einem Bergrücken, der sich nach dem Kilimandscharo zu tief in die Umbasteppe hineinschiebt. Steil fallen die Felsen zur Linken ab, um sich dann eine Tagereise entfernt ebenso steil wieder zu erheben und das Pare-Gebirge zu bilden, das ebenfalls als künftiges Arbeitsfeld in Aussicht genommen ist. Die Entwicklung dieser im Jahr 1893 angelegten Station unter den Waschambaa hatte mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, solange sie zugleich die Erziehungsstätte für befreite Sklavenkinder war. Dieser Aufgabe ist sie nun enthoben worden, indem der evangelische Afrika-Verein auf dem Lutindi-Hügel eine Sklavenfreistätte angelegt und Sklavenkinder von verschiedenen Stationen her zur Erziehung übernommen hat. So angenehm den Berliner Missionaren die Nachbarschaft der beiden im Dienst des Afrika-Vereins stehenden Diakonen ist, so wenig erfreut sind sie über das Eindringen der Trappisten, die

*) Auch im letzten Jahr hat ein solcher wieder stattgefunden, indem an Stelle des bisherigen Inspektors Winkelmann Lic. Trittelvitz an die Leitung getreten ist.

von Marianhill in Natal ausgesandt, sich in ihrer Nähe eingedrängt haben. Leider konnten dieselben nicht mehr abgewehrt werden, da sie bereits die behördliche Erlaubnis zu einer Niederlassung in Händen hatten. Doch soll ihre Thätigkeit auf einen kleinen Bezirk beschränkt bleiben (?). Dagegen ist der Berliner Mission das Gebiet des südlichen Pare von der Regierung zugesprochen worden.

Nur wenige Stunden von Bethel entfernt liegt in lieblicher Umgebung die im Jahr 1891 angelegte Station Hohenfriedeberg. Ringsum von Bergen umgeben lagert sich die Station mit ihrer hübschen Kirche, die erst im letzten Juni festlich eingeweiht wurde, auf einer kleinen Anhöhe gegenüber dem Felsennest Mlalo. Das Missionswerk hat hier die meisten Fortschritte gemacht und es ist daselbst bereits eine kleine Gemeinde von über 70 Seelen gesammelt. Auch zeigt die rege Beteiligung an den täglichen Andachten und Bibelstunden, sowie der gute Besuch der Gottesdienste, daß die Freude an Gottes Wort eine beständige und dauernde ist. Für die anwachsende Kinderschar der Christen ist eine Kinderbewahranstalt oder Krippe eingerichtet und ein Kindergottesdienst eingeführt worden. Die größeren Burschen aber sucht man in einem Handwerk anzuleiten. Zugleich sind die Seile weitergespannt und verschiedene Außenstationen angelegt worden.

Steigt man aus der Mlalomulde weiter hinauf in den Hochwald von Usambara, so kommt man in das Land der Wambugu, die wahrscheinlich semitischer Abkunft sind und dort ihre Schafe, Rinder und Ziegenherden weiden. Trotzig stehen sie da, hohe, schlanke Gestalten mit Adlernase, Felle um Hüften und Schultern, auf den Speer gestützt und das Schwert an der Rechten, immer bereit, mit dem Panther zu ringen. Steigt man dann von da hinab ins Galethal, wo sich neuerdings die Trappisten niedergelassen haben, so führt uns die Wanderung nach Wuga, der im Jahr 1895 angelegten jüngsten Berliner Station unter den Waschambaa. Schon aus der Ferne grüßt die kleine Kirche mit dem freundlichen Turm und dem Missionshaus daneben vom Hügel herab. Ihr gegenüber erhebt sich Wuga, die mächtige Hauptstadt des Landes. Die Hauptaufgabe der Missionare liegt hier, wie es scheint, vorderhand in der Reisepredigt. Sieben Dörfer, die ringsherum auf den Bergen liegen, werden fleißig besucht. An verschiedenen Punkten des Landes sind kleine Gebäulichkeiten errichtet worden, die teils der Schulthätigkeit, teils der Verkündigung des Wortes dienen. Für die Arbeit in Wuga selbst ist es von Wichtigkeit, daß der Häuptling, der sich im Lesen und Schreiben unterrichten läßt, sowie seine Beamten den Missionaren mit großem Vertrauen entgegenkommen. Bereits sind auch die Erstlinge des dor-

tigen Volkes getauft worden. Leider mußte die Gründung der Station Bumbuli, die durch Miss. Worms in Aussicht genommen war, bis auf weiteres hinausgeschoben werden.

Als Frucht ihrer litterarischen Arbeiten, die leider durch den Drang der Geschäfte vielfach unterbrochen werden mußten, sind bis jetzt in der Landessprache eine neue Fibel, ein Lesebuch, die Uebersetzung des Matthäus-Evangeliums und ein Deutsch-Kischamba Wörterbuch fertiggestellt worden.

Die Küstenstation Tanga an der Nordostecke des deutschen Gebiets ist verhältnismäßig schwach besetzt, da nur ein einziger Missionar daselbst stationiert ist. Die Arbeit ist hier umso mannigfacher, als ihm außer der eigentlichen Missionsthätigkeit an den Suaheli und Wadigo auch noch die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen obliegt, sowie die Spedition der Güter für die Usambara-Stationen. Leider haben sich auch hier die Katholiken, französische Patres vom hl. Geist als Konkurrenten eingedrängt. Noch schlimmer aber ist, daß der hier überwiegende Islam nicht nur an der ganzen Küste entlang, sondern auch landeinwärts an Einfluß gewinnt.

Von Tanga südwärts gelangt man mit dem Dampfer nach eintägiger Fahrt nach Dar-es-Salaam, der Hauptstadt der deutschen Kolonie. Es ist dies auch der Ausgangspunkt der Berliner Mission, die sich hier 1887 zuerst niederließ. Auf dem Immanuelskap, dicht an der Einfahrt in den Hafen, erhebt sich unter hochwipfeligen Palmen das große, massive Missionshaus, das ursprünglich als Krankenhaus errichtet wurde und eine Zeitlang diesem Zwecke diente. Jetzt hat die Regierung ein solches erbaut und die Mission hat durch die Entlastung der Krankenpflege die erwünschte Bewegungsfreiheit erlangt. Auch hat der Evangelische Ober-Kirchenrat endlich einen Geistlichen nach Dar-es-Salaam hinausgesandt, wodurch der Mission die bisherige Aufgabe der kirchlichen Versorgung der deutschen Landsleute ebenfalls abgenommen ist. Zum Bau einer Kirche für die deutsche Kolonialgemeinde ist es leider noch nicht gekommen, da die nötigen Gelder noch nicht beieinander sind.

Die mannigfachen Aufgaben, die bisher dem Stationsmissionar oblagen, mußten natürlich die eigentliche Missionsarbeit stark beeinträchtigen und es hat deshalb dieselbe noch gar nicht recht zur Entfaltung kommen können. Zudem war auch der häufige Personenwechsel in letzter Zeit von keiner günstigen Wirkung. Doch ist die Arbeit trotzdem nicht ganz ohne Erfolg gewesen. Am 12. Juni v. J. konnten die vier Erstlinge aus den dortigen Heiden getauft werden.

Etwa sieben Stunden von Dar-es-Salaam landeinwärts liegt in der Landschaft Usaramo die Station Kisserawe. Ursprünglich

als Heim für befreite Sklaven 1892 angelegt, bildet sie nun die Arbeitsstätte unter den verschüchterten Wasaramo, die einer zerstreuten Herde ohne Hirten gleichen. Das stattliche neue Missionshaus und die kleine Kirche machen einen freundlichen Eindruck. Um sie herum liegen die Wirtschaftsgebäude und die Wohnhäuser der Christen. Die Station ist aber trotz ihrer Höhenlage nicht fieberfrei, sodaß die dortigen Missionsarbeiter viel darunter zu leiden haben. Dagegen hat sich das Missionswerk in der kurzen Spanne Zeit in schöner, vielversprechender Weise entwickelt; denn bereits ist eine kleine, lebenskräftige Gemeinde daselbst gesammelt. Nur wird die Missionsthätigkeit um Kisserawe her durch den Umstand sehr erschwert, daß die Wasaramo nicht in geschlossenen Ortschaften, sondern in weithin zerstreuten Gehöften wohnen. Auch droht neuerdings wieder der Ausbruch einer Hungersnot. Der kleinen Christenschar wird ein gutes Zeugnis ausgestellt und die Zahl der Katechumenen mehrt sich in erfreulicher Weise. Auch wird hier der Schulthätigkeit möglichst Aufmerksamkeit geschenkt und durch Gründung von Außenstationen sucht man das Werk auszudehnen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Nebenstation Sungwi, wo der Gehilfe Stefano in der ihn umgebenden Heiden- und Mohammedanerwelt seinen Mann stellt.

Zwei Tagereisen weiter landeinwärts treffen wir endlich die letzte und jüngste Station Maneromanga an. Auch dieses hat leider keine gesunde Lage und das Fieber ist ein häufiger Gast. Mit der Arbeit ist ein guter Anfang gemacht und der Erstling getauft; nur die Frauenwelt hat sich bis jetzt noch ganz dem Einfluß der Mission entzogen. Indes hofft man auch sie mit der Zeit zu gewinnen, wenn einmal weibliche Kräfte in die Arbeit treten. (Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission 1898.)

Als weitere Vertreterin der deutschen Mission in Ostafrika ist die Leipziger lutherische Mission im Kilimandscharo-Gebiet zu nennen. Es sind nun fünf Jahre her, daß sich die ersten Leipziger Sendboten in der Landschaft Madschame niederließen und ihre erste Station Nkarungo am südwestlichen Abhang des Kibo unter den Dschagga gründeten. Zu dieser Anfangsstation sind seither noch zwei weitere: Mamba und Moschi hinzugekommen, auf denen im letzten Jahr sieben Missionare in der Arbeit standen. Diese zeigt nun die ersten Keime der aufsprießenden Saat, indem die Erstlinge der Dschagga-Mission getauft werden konnten. Doch ist das Volk, und vornehmlich die Häuptlinge, tief verstrickt ins Zauberwesen und in die Vielweiberei. Auch wird die Arbeit sehr erschwert durch die große Zerstreuung des Volkes, indem es am Kilimandscharo keine geschlossenen Dörfer giebt. Die Familien wohnen in einzelnen Ge-

höften, die nicht nur weit von einander liegen, sondern auch möglichst versteckt sind. Es ist das eine Folge der früheren Unsicherheit, die der beständige Kriegszustand hervorrief.

Auf der Station Madschame, wo die Bauarbeiten vorläufig zum Abschluß gekommen sind, erhebt sich seit kurzem die erste Kirche der Kilimandscharo-Mission, von deren turmartigem Aufbau eine kleine Glocke ihre helle Stimme erschallen läßt. Zur Predigt am Sonntag stellen sich durchschnittlich 100 Zuhörer ein. — Auf der östlich davon gelegenen Station Mamba hat sich die Heidenpredigt besonders schön entwickelt. Die Eingebornen, die man früher überall aufsuchen mußte, stellen sich jetzt in dem auf einsamer Bergeshöh gelegenen Missionshaus von selbst fleißig zum Gottesdienst ein, und selbst die Häuptlinge der noch weiter östlich liegenden Landschaften Msaë und Kondeni sind Freunde der Mission geworden. Desgleichen der Häuptling von Marengu, der in seinem Gehöft ein Schul- und Versammlungshaus erbaut hat. — Auch in Moschi hat sich das Werk gut entwickelt. Sehr wahrscheinlich wird dasselbe mit der Zeit die Hauptstation im Dschaggalande werden, da es als Stützpunkt der deutschen Regierung immer mehr an Bedeutung gewinnt. — Sehr unglücklich endete dagegen der Versuch der Gründung einer vierten Station am Meruberg, westlich von Madschame. Die damit betrauten Missionare Ovir und Segebrok, die daselbst am 15. Oktober 1896 eintrafen, wurden am Morgen des 20. Oktobers in ihren Zelten von bewaffneten Merukriegern und Aruschaleuten heimtückisch überfallen und ermordet. Alles Besitztum der beiden Missionare wurde geraubt oder zerstört, ihre Leichname aber und die einiger treuen Neger furchtbar verstümmelt. Zu gleicher Zeit wurde die in der Nähe lagernde deutsche Schutztruppe angegriffen, die aber, rechtzeitig gewarnt, den Angriff mit knapper Not zurückweisen konnte. Ursache dieser unerwarteten feindseligen Erhebung der Wameru war wohl die grundlose Befürchtung, sie könnten durch die Weißen ihres Landes und Grundeigentums beraubt werden. Unter diesen Umständen mußte vorläufig von der Gründung einer Missionsstation am Meru abgesehen werden. Doch aufgegeben ist sie darum nicht. Denn das einsame Grab, das die Gebeine der beiden ermordeten Missionare birgt, ist eine mächtige Mahnung, jenes verfinsterte Volk auf den Weg des Friedens zu leiten. (Leipziger evang. luth. Missionsblatt. — Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden, Okt. 1898.)

Viel älter und umfangreicher als die Arbeit der genannten deutschen Missionen innerhalb des heutigen deutschen Schutzgebiets ist die der englischen Universitäten-Mission. Schon 1867 unternahm dieselbe von ihrem Hauptquartier, dem ungesunden Sansibar

aus einen Vorstoß in nordwestlicher Richtung nach dem Berglande Usambara, wo sie als Mittelpunkt ihrer dortigen Arbeit die Station Magila am südöstlichen Abhange des Gebirges anlegte. Diese hat sich seitdem zu einem bedeutenden Ausgangspunkt vielseitiger Missionsthätigkeit unter dem Bantustamm der Bondei entwickelt. Außer den Wohnungen der Missionare und ihrer männlichen und weiblichen Zöglinge befindet sich daselbst eine stattliche Kirche mit Orgel, eine Apotheke, ein Hospital und die nötigen Schulgebäude. Leider wurde das neue Hospitalgebäude, dessen eiserne Bestandteile mit viel Kosten und Mühe von Tanga nach Magila geschafft worden waren, im Februar v. J. durch einen Wirbelwind über den Haufen geworfen und so demoliert, daß an eine Ausbesserung des Schadens gar nicht gedacht werden kann. Es ist das um so beklagenswerter, als die ärztliche Thätigkeit der Mission, die von Magila aus geübt wird, ziemlich bedeutend zu sein scheint. Dem Missionsarzt Henriques, der in die Arbeit des im Jahr 1895 verstorbenen Dr. Ley eingetreten ist, stehen mehrere Schwestern in der Apotheke und im Hospital hilfreich zur Seite. Die Gemeinde in Magila und ihren Außenorten zählte 1897 nahezu 400 Getaufte.

Nicht minder wichtig sind die Stationen Korogwe im dichtbevölkerten Thale des Pangani, dem projektierten Endpunkt der Usambara-Bahnlinie, sowie Mkuzi und Misozwe. Letztere beiden Plätze sind von eingebornen Geistlichen besetzt. Bei dem großen Gewicht, das die Universitäten-Mission auf das Schul- und Erziehungswesen legt, ist auch die Zahl der von ihr geleiteten Volksschulen verhältnismäßig groß. Auf den genannten vier Stationen und Außenplätzen werden 16 Schulen unterhalten, die von 650 Schülern besucht werden. In Bezug auf das Ergebnis derselben hebt der Jahresbericht hervor, daß die gutgeschulten Zöglinge von Magila mit ihren Kenntnissen der deutschen Kolonie von manchem Nutzen seien. Alle jetzigen Bahnangestellten und Plantagenaufseher seien aus dieser Anstalt hervorgegangen und bewiesen sich im allgemeinen als brauchbare Leute. Mit großer Anerkennung rühmt auch der Bericht, wie allenthalben das Land durch die deutsche Regierung erschlossen und gehoben und dadurch das Werk der Mission gefördert werde.

Ein weiteres Arbeitsfeld hat die Universitäten-Mission im Süden von Deutsch-Ostafrika, nördlich vom Rovumafluß, landeinwärts von der Hafenstadt Lindi. Hier auf dem hohen Makua-Plateau legte man ursprünglich Masasi als Sklavenfreistätte an, wozu später die Station Newala mit einigen Nebenstationen kam. Masasi konnte sich aber nicht recht günstig entwickeln, da es beständig den räuberischen Ueberfällen der im Westen hausenden Magwangwara ausgesetzt

war und die Kolonie der befreiten Sklaven von denselben zersprengt wurde. Jetzt blüht die Arbeit unter dem hoffnungsvollen Volksstamm der Yao auf und kann sich ungehindert weiter entwickeln, seit die Deutschen den Gwangwara-Häuptling Sondschela und mehrere andere Anführer in Ketten nach Lindi abgeführt haben. Zur Sicherheit des Landes hat auch die Regierung ein Fort errichtet und es mit einer kleinen Garnison belegt. Dadurch hofft man endlich Ruhe vor diesem raublustigen Volk zu haben. Zur besseren Verbindung zwischen dem Küstenplatz Lindi und dem Rovuma-Distrikt ist überdies auch noch ein guter Weg angelegt worden. Leider ist das Gebiet in den letzten Jahren wieder von den Heuschrecken schwer heimgesucht worden. Dreimal hintereinander haben sie die Ernten zerstört, sodaß den Leuten fast die Lust vergangen ist, ihre Felder neu zu bestellen. Umso erfreulicher ist das stetige Wachstum des dortigen Werks, indem im Jahr 1896 einige hundert Personen getauft werden konnten. Alle Dörfer rings um Masasi her stehen jetzt der Mission offen und in ca. 12 derselben haben eingeborne Lehrer einen gesegneten Wirkungskreis. In Newala haben die Christen auf ihre Kosten eine große, schöne Kirche erbaut, da sich die bisherige für den zahlreichen Kirchenbesuch als zu klein erwies. Neuerdings ist noch eine weitere Station in Nambila eröffnet worden, die aber zunächst noch auf die Besetzung durch einen europäischen Missionar wartet. Die Gesamtzahl der Christen in diesem Bezirk betrug nach dem letzten Bericht (1897) 775 Seelen, die der Schüler 823. (Central Africa, May 1898.)

Auf den drei Usagara-Stationen der englisch-kirchlichen Mission: Mpuapua, Kisokwe und Mamboia, die in den Jahren 1894 und 1895 von einer schrecklichen Hungersnot heimgesucht wurden, scheint nach den neueren Berichten die bisherige Gleichgültigkeit einer größeren Empfänglichkeit weichen zu wollen. Wenigstens stellen sich jetzt mehr Heiden zum Gottesdienst ein, und auch die Christen zeigen, wenigstens in Kisokwe, mehr Ernst und Regsamkeit. Obwohl die Stationen die Bedeutung ihrer ursprünglichen Bestimmung als Rastplätze auf der alten Karawanenstraße nach Uganda mit der Zeit verloren haben, hält sie die englisch-kirchliche Mission doch fest und arbeitet in Geduld auf ihnen weiter. Dasselbe gilt von Nasa am Südufer des Viktoria-Nyansa. Die einsamen Gräber mit ihren Kreuzen bezeugen auf diesen Missionsplätzen aufs deutlichste, welche Opfer für Afrika in den letzten zwei Jahrzehnten gebracht worden sind. An Christen sind in Usagara im ganzen gewonnen: 284 Seelen; in Nasa: 59.

Schließlich ist noch die ehemalige Londoner Station Urambo im Unyamwesi-Gebiet zu nennen, die im letzten Jahr von der Brüder-

gemeine übernommen worden ist. Die Londoner Mission hielt eine Uebergabe derselben für wünschenswert, da sie seit der deutschen Besitzergreifung den Schwerpunkt ihrer Arbeit an das Südende des Tanganika-Sees verlegt hatte und die Verbindung mit dem entlegenen Urambo nur schwer aufrecht erhalten konnte. Sie trug deshalb die Station, wie sie stand und lag, der Brüdermission zu weiterem Betrieb an und zog ihren dort stehenden einzigen Arbeiter zurück, nachdem die ersten Brüdermissionare am 2. Januar 1898 daselbst eingetroffen und von ihm in die Arbeit eingeleitet waren. Die Bevölkerung nahm die neuen Ankömmlinge freundlich auf und stellte sich zahlreich zu den Gottesdiensten ein. Auch der Schulbesuch ist bis jetzt ein ungewöhnlich guter, sodaß die Aussichten vorderhand recht ermutigend sind. Leider hat inzwischen ein Strafzug der deutschen Schutztruppe, der gegen den Häuptling von Urambo nötig wurde, die Station in große Unruhe und Sorge versetzt. Denn da der Häuptling flüchtig wurde und mit seinen Kriegern die Umgegend brandschatzte und unsicher machte, so war ein Racheakt desselben zu befürchten. Hoffentlich ist es auch hier der Brüdermission beschieden, im Segen das Reich Gottes zu pflanzen und das begonnene Werk der Londoner Mission im Frieden weiter zu bauen.

b) Neuestes und Vermischtes.

Sudan. Nachdem die Gebiete des ägyptischen Sudan nach der Zertrümmerung des Mahdi-Reichs der Mission wieder offen stehen, hat die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft beschlossen, zu Ehren des in Khartum 1885 gefallenen edlen Gordon eine medizinische Mission zu errichten. Mit dieser Aufgabe hat sie vorderhand die beiden Missionsärzte Dr. Harpur von Kairo und Dr. Sterling von Gaza beauftragt. Ihnen hat sich noch ein junger Missionar, Douglas Thornton, angeschlossen, der sich am 15. November nach Kairo eingeschifft hat. Von hier aus sollen sie sich so bald als möglich den Nil hinauf nach Khartum begeben. Für das Unternehmen ist bereits ein Fonds von 60 000 Mk. vorhanden, der schon im März 1885, kurz nach Gordons Tod, zu dessen Ehren und im Blick auf eine später in Khartum zu errichtende Mission gesammelt wurde.

Armenien. Kürzlich hat ein Rev. Hepworth auf Anregung des Sultans eine zweimonatliche Reise durch Kleinasien unternommen, um den Stand der Dinge in diesen Gebieten eingehend zu erkunden und darüber zu berichten. Er war auf dieser Reise, die ihn von Konstantinopel über Trapezunt, Bitlis, Diarbekir, Aintab und Alexandretta führte, von vier Palastbeamten der Pforte begleitet. Die Ergebnisse seiner Reise und Untersuchungen hat er nun in einem Buch

(Through Armenia on Horseback) niedergelegt, das kürzlich in New York erschienen ist. Er erklärt darin ausdrücklich, daß er sich von vornherein vorgenommen habe, ohne Rücksicht auf Freund und Feind nur nach den Thatsachen zu berichten. Auch habe er bald erkannt, daß er den Angaben der Türken durchaus keinen Glauben schenken durfte. Sein Befund aber, den er feststellen zu müssen glaubt, ist folgender: Erstlich seien die Greuel der Türken unter der armenischen Bevölkerung lange nicht in ihrem vollen Umfang an die Oeffentlichkeit gelangt; sie seien geradezu unbeschreiblich. Zweitens: die Metzeleien seien höchst wahrscheinlich ohne das Wissen des Sultans durch die an Ort und Stelle wohnenden Türken verübt worden. Jedenfalls sei derselbe in Bezug auf den Umfang derselben falsch berichtet worden. Drittens: den äußeren Anlaß dazu hätten einige armenische Revolutionisten gegeben. Viertens: die große Masse der Armenier sei unschuldig und nur sehr wenige derselben, die erschlagen wurden, hätten mit der revolutionären Bewegung sympathisiert. Fünftens: der Gegensatz zwischen den Türken und Armeniern sei kein religiöser, sondern ein nationaler. Schließlich weist er darauf hin, daß die Missionare von Anfang an gegen die revolutionären Gelüste gewesen seien und sich alle Mühe gegeben hätten, die Armenier zu loyalem Verhalten zu überreden. Ueberhaupt stellt er trotz seinem anfänglichen Vorurteil den Missionaren das Zeugnis aus, daß sie den Türken durch ihre Wirksamkeit einen größeren Dienst leisteten, als alle Großmächte miteinander. Daß aber die Türken nur aus nationalem Haß über die christlichen Armenier hergefallen seien, wird dem Berichterstatter niemand glauben; denn sonst hätten sie nicht alle die geschont, die das Christentum abschwuren und den Islam annahmen. (Miss. Herald.)

China. Im Reich der Mitte stehen nach den letzten Angaben in der Arbeit: 44 evangelische Missionsgesellschaften mit 683 Missionaren und 560 Missionsgehilfinnen auf 152 Stationen. Dazu kommen 1054 Außenstationen, auf denen ca. 1400 eingeborne Gehilfen und 326 Bibelfrauen wirken. Von den 706 Gemeinden bringen 137 alle Ausgaben selbst auf, 490 geben Zuschüsse im Betrage von 77 000 Mk. In den Schulen werden 14 500 Knaben und 21 300 Mädchen unterrichtet. Es giebt 71 Missionshospitäler mit 96 Missionsärzten und 47 Aerztinnen. 9 Bibel- und Traktat-Gesellschaften verkaufen alljährlich für 1½ Mill. Mark Druckwerke. Die Gesamtzahl der protestantischen Christen in China wird auf 150 000 geschätzt; 30 000 davon kommen auf Bekehrungen während der letzten fünf Jahre. (Zeitschr. f. Missionskunde u. Religionswissensch.)

Bücheranzeige.

Munzinger C. Die Japaner. Wanderungen durch das geistige, soziale und religiöse Leben des japanischen Volkes. 1898. 417 S. Berlin, A. Haack. broch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Der Verfasser hat in vorliegendem Werk ein Gesamtbild der japanischen Geisteskultur, sowie das eigenartige Seelenleben jenes Inselvolkes zu zeichnen gesucht. Er geht dabei als ehemaliger Missionar nicht bloß auf das religiöse Leben des heidnischen Japans ein, wie es sich im Schintoismus und Buddhismus zeigt, sondern auch mit besonderer Ausführlichkeit auf die Thätigkeit und Erfolge der christlichen Mission, indem er ihre geschichtliche Entwicklung zeichnet und sich über die Einzelbekehrung, die Gemeinde — ihre Qualität und ihr inneres Getriebe — und die Volksbekehrung ausspricht. Mit Recht betont er in Bezug auf die Mission unter den Japanern, daß sich ein inneres Verständnis für sie nur dann gewinnen lasse, wenn dieselbe im Zusammenhang mit der gesamten Geisteskultur dargestellt werde. Er thut dies, indem er in den vorangehenden Kapiteln ihre Sprache, das Geistesleben, das Erziehungswesen, das Familienleben und die Sittenlehre, sowie das ganze nationale und politische Leben des Volkes in markanten Strichen vorführt. Die klare, von vielen Einzelzügen belebte Darstellung ist in schöner Sprache gehalten, und man liest das Buch mit viel Genuß und Gewinn.

Grundemann D. Missions-Studien und -Kritiken. Zweite Reihe. 252 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. broch. Mk. 3.60. | geb. Mk. 4.40.

Diese neueste Schrift des bekannten Missionsmannes ist eine Fortsetzung seiner im Jahr 1894 erschienenen Missions-Studien und -Kritiken (Vgl. Miss.-Mag. 1894, S. 175). Er geht deshalb zunächst auf die Kritik ein, die damals seine Auffassung von der Mission, sonderlich den heidenchristlichen Gemeinden Indiens erfahren hat und setzt sich mit derselben auseinander. Der Hauptteil seines zweiten Bandes aber behandelt vornehmlich das heimische Missionsleben und wie dasselbe am besten gepflegt und gefördert werden kann. Es kommen da nachstehende Studien zur Behandlung: I. Zur Physiologie in der Mission; II. Ueber die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserm Volk; III. Ueber Kinder-Missionsgottesdienste; IV. Zur Missionsarbeit in der Gemeinde; V. Die Missionsstunde; VI. Ueber Missionsgaben; VII. Zur Mission unter den Mohammedanern. — Alle diese Fragen behandelt der Verfasser vorwiegend nach ihrer praktischen Seite und sucht damit der Förderung und Ausgestaltung des heimischen Missionslebens zu dienen. Wertvoll ist auch seine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Missionsstunde und ihres heutigen Charakters. Wir hoffen, daß die in diesen Studien niedergelegten Ratschläge und Winke nicht bloß als Kritik angesehen, sondern auch beherzigt werden möchten.

Dalton H. Indische Reisebriefe. 386 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. broch. Mk. 4.40. | geb. Mk. 5.

Der vielgereiste Verfasser bietet hier in Form von Reisebriefen eine neue Gabe seines vielseitigen Erzählertalents, indem er nicht nur von den auf seinen Missionspfaden gemachten Erlebnissen berichtet, sondern auch Streifzüge in die ihm entgegengetretene Welt der indischen Kunst, Gesellschaft, Politik, Religion und Mission unternimmt, wobei auch die Geschichte zu ihrem Rechte kommt. Die Darstellung geht von einigen bedeutenden Städten und Missionscentren Indiens aus, wie Madras, Kalkutta, Dardschiling (auf dem Himalaya), Rantschi

(im Gebiet der Kolsmission), Benares, Agra, Delhi, Dschaipur, Ahmedabad und Bombay. Von deutschen Missionen kommt neben verschiedenen englischen und schottischen die Leipziger unter den Tamulen, die Goßnersche unter den Kols und die deutsche Frauenmission zur Besprechung. Der Leser erhält durch die Darstellung überall einen interessanten Einblick in das indische Volkswesen, seine religiösen Bedürfnisse, sowie in die Art und Weise, wie die evangelische Mission an demselben arbeitet.

Blomberg P. v. Allerlei aus Südafrika. 184 S. Ebend.
broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.80.

Allerliebste Schilderungen von dem, was die Erzählerin, im Dienste einer englischen Mission stehend, in ihrer Umgebung erlebt und gesehen hat, seien es südafrikanische Persönlichkeiten, seien es typische Verhältnisse von Land und Mission. Nur den letzten Abschnitt, wo die Verfasserin ihre Gedanken über den rechten Missionsbetrieb ausspricht, hätten wir ihr gern geschenkt. Sie bewegt sich da auf einem Gebiet, wo sie mit ihren lokalen Anschauungen nicht wohl imstande ist, den Weg für die allein richtige Missionsmethode vorzuzeichnen. Abgesehen von diesem Schlußkapitel ist das Buch eine sehr empfehlenswerte Lektüre, besonders für Frauenmissionsvereine.

Boskamp C. J. Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes. 176 S. Mit Originalbildern. Buchhandlung der Berliner Missionsgesellschaft. In Originalband Mk. 2.

Der mit den chinesischen Verhältnissen durchaus vertraute Verfasser, der uns schon mit einem Büchlein: „Zerstörende und aufbauende Mächte in China", beschenkt hat, bespricht im vorliegenden zunächst das chinesische Heidentum mit seinem Götzendienst und trostlosen Aberglauben, schildert die Beziehungen Chinas zu den abendländischen christlichen Mächten und die daraus folgenden Kriege und geht dann auf die Darstellung der Missionsthätigkeit in ihren einzelnen Zweigen über. Das Ganze, in präziser und schöner Sprache gehalten, bietet ein reiches und wertvolles Material über chinesische Volks-, Religions- und Missionsverhältnisse dar, das besonders auch für Missionsstunden ausgenützt werden kann. Nur in Bezug auf die textliche Anordnung würde uns um der Uebersicht willen die Abteilung in Kapitel zweckmäßiger erscheinen. Auch ist die Ausführung der Bilder nicht immer gelungen, wogegen die äußere Ausstattung sowohl originell als ansprechend ist.

Protestantisches Mönchtum. 24 S. Stuttgart, G. Geiger. 40 Pf.

Durch ein protestantisches Mönchtum möchte der ungenannte Verfasser im Protestantismus eine wesentliche Lücke ausgefüllt sehen, wodurch der Weltchristianisierung auf dem Weg des außerordentlichen Thuns neue Kräfte und Kämpfer gewonnen würden. Ordensregel: „Werde arm mit den Armen und arbeite mit ihnen!" Wir verkennen nicht den hohen Ernst, mit dem der Verfasser die Forderung der Entsagung, der Selbstverleugnung, der Aufopferung und der Selbsthingabe stellt. Aber muß dieselbe notwendig im Gewande des mittelalterlichen Mönchtums einhergehen? Wie sich der Verfasser die praktische Ausführung denkt, wird nicht im Einzelnen dargelegt.

Deutscher Kolonialkalender für 1899. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von G. Meinecke. Mit einem Porträt und sieben Karten. 247 S. Berlin W. Deutscher Kolonialverlag. geb. Mk. 1.50.

Dieses reichhaltige, alljährlich erscheinende statistische Handbüchlein empfehlen wir gern, da es auf dem Gebiet des deutschen Kolonialwesens und über die in den Kolonien arbeitenden Missionen aufs beste orientiert.

Reinhardt L. Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die soziale Neugeburt. 424 S. Straßburg (L. Beust), Basel (C. F. Lendorff). broch. Mk. 3.60. | eleg. geb. Mk. 4.60.

In dem vorliegenden Werk wird ein Problem entwickelt, das gewiß Anspruch auf allgemeines Interesse machen darf. Ob aber das vom Verfasser gedachte und angestrebte Ziel notwendig in der von ihm angegebenen Weise sich realisieren wird, wollen und können wir nicht entscheiden. Ja, es scheint uns sogar sehr zweifelhaft, ob mit einer bloßen Lebensauffassung, selbst wenn sie die rechte wäre, ein solcher Umschwung des gesamten Daseins herbeigeführt werden kann. Denn dazu reicht die Philosophie der Menschheit nicht aus; das ist und bleibt Gottes alleiniges Werk, was auch der Verfasser zugiebt und mit Bestimmtheit hervorhebt. Der Zweck seiner Darlegungen ist auf die persönliche und soziale Erneuerung der gesamten Menschheit, ja der ganzen diesseitigen Welt gerichtet, und er glaubt diesen Zweck zu erreichen auf dem Wege einer geistigen Neugeburt der Menschheit. Hiefür giebt er folgenden Weg an: Er will an die Stelle der von ihm als dualistisch, innerlich unwahr, antik-heidnisch und mittelalterlich-orthodox angesehenen Weltanschauung die biblisch-christliche, modern-wissenschaftliche, einheitliche, in der absoluten Persönlichkeit des Jahveh wurzelnden Lebensauffassung gesetzt sehen, die das Reich Gottes oder die Herrschaft der göttlichen Natur- und Geistesgesetze zu verwirklichen sucht. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß unsere heutige kirchliche Orthodoxie nicht das Produkt des biblischen Christentums sei, sondern nur ein christlich übertünchter Platonismus, durch den sich unmöglich jene geistige und soziale Neugeburt herbeiführen lasse. Es handle sich deshalb darum, zur einheitlichen (biblischen) Lebensauffassung, zum idealen Monismus, der im schroffen Gegensatz zum heidnischen Dualismus und der von ihm erzeugten materialistischen Weltanschauung stehe, zurückzukehren und so die Lösung des Streites zwischen Glauben und Wissen herbeizuführen. — Die Ausführungen des Verfassers werden wegen seiner Stellung, die er besonders auf religions- und kirchengeschichtlichem, exegetischem und dogmatischem Gebiet einnimmt, voraussichtlich viel Widerspruch erfahren. Wir können uns natürlich hier auf eine Beurteilung seines Standpunkts und seiner Ausführungen nicht einlassen, und beschränken uns darauf, die Leser auf sein Buch aufmerksam zu machen und zur Prüfung desselben aufzufordern.

Crookall L. British Guiana or work and wanderings among the Creoles and Coolies, the Africans and Indians of the wild country. Illustrated. 247 p. London, T. Fisher Unwin. 6 shill.

Britisch-Guiana mit seiner sehr gemischten Bevölkerung liegt uns ziemlich fern. Umso lieber läßt man sich vom Verfasser, einem wie es scheint in der Kolonial-Mission stehenden Geistlichen, über die dortigen Verhältnisse erzählen. Es sind sehr ansprechende Skizzen, die er von Land, Leuten und den kirchlichen Zuständen entwirft. Leider tritt die Mission ziemlich zurück und sie ist nur gelegentlich erwähnt. Das Buch ist mit einer Anzahl prächtig ausgeführter Bilder versehen und gut ausgestattet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Das deutsche Blindenheim Tsau Kwong in Hongkong.

Wie erwerben und erhalten wir uns die nötige Missionskenntnis?*)

Die zur Beantwortung uns vorliegende Frage geht von der Voraussetzung aus, daß wir Missionskenntnis nötig haben. Diese Notwendigkeit besteht zunächst im weitesten Sinne für die ganze christliche Gemeinde, wie dies auch in den Thesen, welche Prof. D. Köstlin in dem Jahrbuch der Starkenburger Missionskonferenz für 1898 veröffentlicht hat, aufs klarste zum Ausdruck gekommen ist. „Die Mission ist eine Wesensfunktion der christlichen Gemeinde" heißt es da. Und zwar „nicht ein blindes Hineinwirken ins Blaue, sondern zielbewußtes und planmäßiges Thun." „Pflicht und Aufgabe der Kirchenleitung ist es also, dafür zu sorgen, daß die christliche Gemeinde nicht bloß im allgemeinen an ihre Pflicht erinnert, sondern über den Umfang der Missionsbedürfnisse und über den Stand der Missionsarbeit fortlaufend unterrichtet werde; ferner, daß die künftigen Diener am Wort dazu befähigt werden, der Gemeinde die nötige Kenntnis der Mission und ihrer Aufgaben zu vermitteln."

Mit diesen Worten ist schon darauf hingewiesen, daß das Bedürfnis der christlichen Gemeinde nach Kenntnis der Mission die Missionskenntnis zu einer besondern Notwendigkeit für den Pfarrer macht. Ist es dessen Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Gemeinde immer mehr werde, was sie sein soll, und gehört es zum Wesen einer christlichen Gemeinde, daß sie die Mission kennt und an der Mission mitarbeitet, so kann nur der Pfarrer seinem Berufe völlig gerecht werden, der selbst Missionssinn und Missions-

*) Referat, erstattet von Pfr. J. Betzler auf dem Missionskursus zu Friedberg im September 1898.

kenntnis besitzt. „Die Einführung in Wesen, Aufgabe und Geschichte der Mission," heißt es darum in den genannten Thesen weiter, bildet ein unentbehrliches Stück der Verbreitung zum geistlichen Beruf, also eine ordentliche Disciplin auf der Universität und im Predigerseminar." Das heißt: Wir müssen uns Missionskenntnis erwerben. Wir müßten ja schon als Christen und als Theologen der großen Sache des Reiches Gottes unsere Aufmerksamkeit zuwenden; ganz besonders aber haben wir um der Gemeinde willen die Verpflichtung, uns mit der Mission gründlich bekannt zu machen. Und wir können diese Verpflichtung nicht ablehnen mit dem Hinweise darauf, daß durch die mannigfaltige populäre Missionslitteratur die Gemeindeglieder ja in den Stand gesetzt seien, sich selbst die nötige Missionskenntnis zu verschaffen. Das gilt von allem andern, was wir zu predigen haben, ebensogut; aber es wird doch niemand auf den Gedanken kommen, das Predigen aufzugeben und sich mit der Verbreitung von christlichen Blättern und Traktaten in seiner Gemeinde zu begnügen.

Auch der Umstand, daß besondere Missionsprediger angestellt sind, die sich immer mit Freuden bereit erklären, der Gemeinde von der Mission zu berichten, kann uns nicht von der Verpflichtung entbinden, ebendasselbe zu thun. Wenn sich ein Pfarrer damit begnügen wollte, dem Missionsprediger zuweilen seine Kanzel einzuräumen, dann wäre das nicht anders, als wenn er, anstatt selbst das Evangelium zu predigen, nur ab und zu einen Evangelisten in seiner Gemeinde arbeiten ließe. Es wird wesentlich richtig sein, was D. Warneck sagt: „Ein gesundes, thatkräftiges Missionsleben in der Gemeinde kann nur die Frucht einer gesunden pastoralen Erziehung sein." Darum müssen *wir* die Mission kennen.

Und wenn uns nun in unserer Universitätszeit noch keine offizielle Gelegenheit zur Aneignung der nötigen Missionskenntnis geboten worden ist, dann ist das wohl eine berechtigte Beschuldigung gegen die theologischen Bildungsanstalten, aber keine berechtigte Entschuldigung für uns. Die Universität kann ja überhaupt nicht alle theologischen Kenntnisse darbieten, die wir nötig haben; ihr Ziel kann doch immer nur sein, ihre Schüler in den Geist der Wissenschaft einzuführen und sie zur rechten Art und Weise des wissenschaftlichen Studiums anzuleiten. Man studiert an der Universität nicht aus, sondern man lernt studieren. Ohne

fortgesetztes Privatstudium wäre das Universitätsstudium überall ungenügend. Also: auch wenn wir auf der Hochschule schon Gelegenheit gehabt hätten, uns in Wesen, Aufgabe und Geschichte der Mission einführen zu lassen, so müßten wir doch immer auf die Erwerbung weiterer Missionskenntnis bedacht bleiben. Und zwar ist das bei der Missionsgeschichte in ganz besonderer Weise der Fall. Denn glücklicher Weise schreitet ja die Mission so schnell vorwärts, daß man ihre Geschichte wohl studieren, aber niemals studiert haben kann.

Es bleibt also bei dem, was Prof. Köstlin in den Thesen sagt: „Die Beschäftigung mit der Mission ist für den Pfarrer nicht Sache der Liebhaberei, sondern gehört zu der ihm pflichtgemäß obliegenden theologischen Fortbildung."

Doch es hieße offene Thüren einrennen, wollten wir hier über die Notwendigkeit der Erwerbung von Missionskenntnis für den Pfarrer noch weiter reden. Unsere Reise zum Missionskursus ist ja gleichsam ein lauter Ausruf: „Wir haben Missionskenntnis nötig! Wie erwerben wir sie uns?"

Ehe wir aber eine Beantwortung dieser Frage versuchen, müssen wir uns noch erst darüber verständigen, was unter nötiger Missionskenntnis zu verstehen ist, d. h. welches Maß von Missionskenntnis wir als Pfarrer nötig haben. Wenn die mehrfach angeführten Thesen hierüber sagen: „Maß und Form der Beschäftigung mit der Mission hat sich nach der Person und dem Bedürfnis zu richten, ist also völlig der Freiheit zu überlassen," dann ist diese Freiheit doch nicht als eine ganz unbeschränkte zu verstehen. Es muß doch ein Minimum von Missionskenntnis geben, nach dem zu streben für jeden Pfarrer Pflicht ist. Wird ja doch auch in demselben Abschnitt der Thesen die Beschäftigung „mindestens mit der Mission in den deutschen Gebieten" jedem Pfarrer zur Pflicht gemacht und damit einer ungebührlichen Ausdehnung der Freiheit von vornherein entgegengetreten. Wenn es nun auch wohl zu viel verlangt ist, daß alle Pfarrer, auch die vielbeschäftigten, die Arbeiten der sämtlichen, wenn ich nicht irre 16, verschiedenen Missionsgesellschaften kennen lernen sollen, welche in den deutschen Schutzgebieten auf 19 verschiedenen Feldern thätig sind, so wird doch immerhin ein festes, wenn auch viel geringeres Maß der Missionskenntnis als allgemein verbindlich hingestellt werden

können, und zwar wird sich dies nach dem Maß dessen richten, was einer christlichen Gemeinde von der Mission zu wissen nötig ist. Es ist deshalb zunächst die Vorfrage zu beantworten: Wie weit muß die christliche Gemeinde die Mission kennen?

Nach den „Thesen" muß die Gemeinde „an ihre Missionspflicht erinnert, über den Umfang der Missionsbedürfnisse und über den Stand der Missionsarbeit fortlaufend unterrichtet werden." Also Missionspflicht, Missionsbedürfnis, Missionsarbeit, das sind die Gegenstände der Missionskenntnis der Gemeinde. Die Gemeinde muß die Mission kennen lernen als ein Werk, das Gott am Herzen liegt; das ist die Begründung der Missionspflicht. Sie muß die Mission kennen lernen als ein Werk, das der ganzen Christenheit ans Herz gelegt ist, weil das Missionsbedürfnis, das Bedürfnis der Welt nach Heil und Hilfe so ungeheuer umfangreich ist. Und sie muß die Mission endlich kennen lernen als ein Werk, das sie sich selbst in besonderer Weise soll am Herzen liegen lassen, weil ihr die Bearbeitung eines bestimmten Teiles des großen Missionsfeldes als ihre spezielle Missionsaufgabe zugefallen ist.

Die Grundlage der Missionskenntnis, das „Missionsgewissen", kann in der Gemeinde nicht gelegt werden durch Erzählungen aus der Missionsgeschichte allein, sondern es ist dazu eine gleichzeitige Einführung in die Missionsgedanken der Bibel erforderlich. Man könnte sagen: schon die Weckung des Glaubens und die Entzündung der göttlichen Liebe, die das Ziel unserer Gemeindearbeit überhaupt bilden, ist eine Arbeit an der Missionskenntnis der Gemeinde, und zwar die grundlegende Arbeit. Nur muß dem Glaubensleben und der daraus erwachsenden Liebe auch die Richtung auf die Missionsarbeit gegeben werden, und das geschieht eben dadurch, daß der Zusammenhang der Mission mit dem göttlichen Heilsplan, ja mit dem Wesen Gottes dargelegt wird. Daß die Gemeinde Gott kennt als den, der will, daß allen Menschen geholfen werde, das ist die Grundlage der Missionskenntnis der Gemeinde. Daß die große englisch-kirchliche Mission an diesem Grundsatz mit ganz besonderer Treue festhält, teilt Julius Richter in seinem Aufsatz über die Entwicklung und Organisation des englischen Missionslebens (Allg. Miss.-Ztschr. 1898, 289) als eine gerade bei den praktischen Engländern überraschende und erfreuliche Wahrnehmung mit. „Die Kirchenmission," sagt er, „hat immer und überall das auf-

richtigste Bestreben, die äußerlichen Operationen, selbst die Geldsammlungen, auf die Höhe des geistlichen Lebens zu stellen. Immer ist ihr Geld das letzte, Leben das erste. Selbst bei großartigen Unternehmungen, wie den Simultaneous February Meetings, die ihr tausende von Pfund kosteten, legte sie keinen Wert auf den unmittelbaren Geldertrag, sondern auf den geistlichen Segen und die Wirkung des Missionsgewissens. Spiritual Men for spiritual Work, das ist ihre Losung, Vertiefung in die heilige Schrift ihr Endziel. Sie legt deshalb auch nicht den Schwerpunkt auf Verbreitung von Missionskenntnissen (d. h. missionsgeschichtlichen Kenntnissen; wohl zu unterscheiden von der Gesamt-Missionskenntnis, von der unsere Frage redet), so Großartiges sie auf diesem Gebiete leistet: sie warnt sogar ihre Agenten, mit der Mitteilung missionarischer Thatsachen Maß zu halten, da sie für sich Leben und Interesse nicht wirken können. Ein gesundes Missionsleben kann sich ihrer Ueberzeugung nach nur aus der Richtung des inneren Menschen, des Glaubens und des Gewissens auf die Mission ergeben. Die Missionsthatsachen sind dann das Material, um das vorhandene Feuer zu nähren und zu einer großen Flamme anzufachen; aber „Missionskenntnisse ohne heiliges Glaubensfeuer wären wie ein im Schnee aufgeschichteter Holzhaufen, bei dem man erfrieren könne." Also: die Gemeinde muß biblische Missionskenntnis haben, das ist das erste.

Wenn aber das Feuer brennen und dauernd Wärme geben soll, so darf man es auch an Brennmaterial nicht fehlen lassen. Wollte jemand immer bloß theoretisch die Missionspflicht darlegen, ohne die Gemeinde in die thatsächlich vorhandene Mission einzuführen, dann wäre er wie ein Mensch, dem das angezündete Feuer trotz allen Schürens doch allmählich in sich zusammensinkt und verglimmt, weil er es unterläßt, aus dem reichlich vorhandenen Brennmaterial den Flammen neue Nahrung zu geben. „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." Die Gemeinde muß auch die wirklich vorhandene Mission kennen lernen, um sich für sie erwärmen zu können, und zwar muß sie die ganze ungeheure Größe der der Christenheit übertragenen Aufgabe kennen lernen. Es darf nicht eine Kirchturmpolitik getrieben werden, „welche mit dem großartigen Universalismus der christlichen Weltmission sich nicht verträgt," sagt Warneck (Miss.-Lehre II, 132), und man kann hinzu-

fügen: weder die eigene Nation, noch die eigene Konfession, noch die eigene Mission darf der Kirchturm sein, auf dessen nächsten Umkreis man sich beschränkt. „Gewiß," heißt es bei Warneck an einem andern Orte (Beleb. des Missionssinnes S. 39), „muß die Geschichte der Muttergesellschaft in den Kreisen ihrer Freunde ganz besondere Berücksichtigung finden, sie darf aber weder eine ausschließliche beanspruchen, noch in kleinliches und darum langweiliges Detail ausarten. Soll ein wirkliches Missionsverständnis bewirkt werden, so ist durchaus eine Erweiterung des Blickes über das kleine Feld der einzelnen deutschen Missionsgesellschaften notwendig." „Nur dadurch, daß man die Geschichte einer einzelnen Missionsgesellschaft nicht in ihrer Isolierung behandelt, also keine Kirchturmpolitik in der Mission treibt, sondern die Augen aufhebt und auf das ganze Feld sie richtet, gelangt man zu einem Verständnis der Großartigkeit der Mission, zu einer Einsicht in ihre weltgeschichtliche Aufgabe."

Die Gefahr, sich in Kleinigkeiten zu verlieren, die zuletzt langweilig werden, wird ja freilich um so geringer, je größer das Gebiet der betreffenden besonderen Nation, Konfession oder Mission ist; aber immerhin würde man sich durch solche falsche Selbstbeschränkung eines ungemein reichen und wertvollen Materials berauben, und, was hier ausschlaggebend ist, der Gemeinde würde dadurch ein wesentlicher Teil der Missionskenntnis vorenthalten, auf welche sie ein Anrecht hat. Die Gemeinde muß allgemeine Missionskenntnis haben, das ist das zweite.

Aber so wenig es das Rechte wäre, die Gemeinde in der Missionskenntnis über ein beschränktes Gebiet nicht hinauskommen zu lassen, ebenso verkehrt würde es sein, sie immer nur in der ganzen weiten Welt umherzuführen und sie auf keinem besondern Gebiet recht heimisch werden zu lassen. Wenn eine Gemeinde dahin gebracht werden soll, ein Missionswerk als ihr eigenes Werk anzusehen und zu seiner Unterhaltung sich verpflichtet zu fühlen, wenn sie es lernen soll, für die Mission zu beten und zwar, wie es zum Wesen des Missionsgebietes gehört, für ganz spezielle Personen und Verhältnisse zu beten, dann muß sie eben dieses besondere Gebiet auch ganz besonders genau kennen lernen. Missionsinspektor Zahn beklagt in seinem Bericht über die Norddeutsche Missionsgesellschaft (Allg. M.-Z. 1896, 489) die Zer-

splitterung des Missionsinteresses in Norddeutschland und legt dann die Notwendigkeit der Beschränkung des besonderen Interesses und der besonderen Arbeit auf ein fest bestimmtes, nicht zu großes Gebiet folgendermaßen dar: „Aus langer Erfahrung kann ich bezeugen, daß die Verteilung des Missionsinteresses keineswegs zur Mehrung desselben dient und auch nicht dazu, daß man einander wahrnimmt mit Reizen zur Liebe und guten Werken. Wer als Berichterstatter in einem solchen Kreise (d. h. in einer Gemeinde, die nicht auf ein besonderes Gebiet ihr besonderes Augenmerk richtet) zu sagen hat, was in einem Jahre geschehen ist, hat allerdings die Annehmlichkeit, daß er durch Mannigfaltigkeit ergötzen kann. Statt in einem, wenn auch fernen, so doch kleinen Winkel sich zu verweilen und vielleicht in einem Jahre nur von Mühsal und Leid berichten zu müssen, führt er seine Zuhörer über die ganze Welt, und bei dem Stande der heutigen Mission wird es ihm möglich sein, viel Erfreuliches zu melden; das Betrübende giebt dann nur den Schatten zu seinem farbenreichen Bilde. Aber erkundigt man sich bei der Missionsgemeinde, so ist sie zwar überall in der Welt umhergeführt, aber nirgendwo zu Hause. Es läßt sich nicht leugnen, daß es gewisse Vorteile bietet, wenn man immer von einer neuen Arbeit redet; für den Augenblick ist das ein kleiner Stimulus, einmal etwas, vielleicht etwas mehr als bisher zu thun. Aber ein tiefer gehendes Interesse, eine innerliche Teilnahme am Werk gewinnt die Missionsgemeinde doch nur, wenn man sie, mag man auch ihren Blick weiten für die ganze Weite und Größe des Missionswerkes, mit einem kleineren Teile so vertraut macht, daß sie die Personen, die Orte der Arbeit kennt, dafür betet, damit leidet und sich freut, und dann auch dafür alle die Früchte bringt, die geistlich gerichtet zwar nicht das erste sind, aber doch nicht entbehrt werden können. Soviel ich sehe, sind auch die meisten warmen Missionsfreunde, denen es am Herzen liegt, daß in der Heimat die Liebe zu dem Werke zunehme, dieser Meinung und suchen der Zersplitterung, so viel als es unter diesen ungünstigen Verhältnissen möglich ist, entgegen zu arbeiten.“ Also: die Gemeinde muß spezielle Missionskenntnis haben, das ist das dritte.

Als übereinstimmende Antwort aller Missionssachverständigen auf die Frage, welches Maß der Missionskenntnis eine christliche Gemeinde haben müsse, dürfen wir wohl dieses dreifache hinstellen:

ein Verständnis für den göttlichen Missionsplan, einen Ausblick auf das große allgemeine Missionsfeld und einen genauen Einblick in die Arbeit auf einem besonderen Gebiet.

Hiernach ist es nun leicht, den Maßstab aufzustellen, der das Minimum von Missionskenntnis angiebt, das ein Pfarrer nötig hat, wenn er dem Bedürfnis seiner Gemeinde gerecht werden will. Was er der Gemeinde geben will, muß er natürlich erst selber haben, nur muß er alles viel gründlicher und genauer kennen, als es der Gemeinde im großen und ganzen möglich ist. Wir müssen also eindringen in den organischen Zusammenhang der biblischen Missionsgedanken mit den Grundlehren der Heilsoffenbarung wie mit den Führungen der Heilsgeschichte, wie Warneck den ersten Teil der Missionslehre, die Begründung der Sendung, kurz umschreibt. Wir müssen auch theoretisch vertraut sein mit der Art und Weise, wie die Missionsarbeit in der Heimat und in der Heidenwelt praktisch ausgeführt wird. Es ist auch ein Mangel an Missionskenntnis, wenn ein Pfarrer gar nicht weiß, wohin seine und seiner Gemeinde Missionsgaben eigentlich fließen und in welcher Weise sie verwendet werden; und es gehört auch zur nötigen Missionskenntnis, daß man einen jungen Mann, der Missionar werden will, beraten kann, an wen er sich wenden und was er machen soll, auch ob er wohl Aussicht habe, aufgenommen zu werden. Der bekannte Pastor Keller erzählt, als im Anfang seiner Amtsführung auf seine Predigt hin sich zum ersten Mal junge Leute für die Mission bei ihm gemeldet hätten, da sei er sich vorgekommen, wie eine Henne, die Entlein ausgebrütet hat und sie nun nicht dahin führen kann, wohin sie gehören, weil er auch nicht wußte, was er mit seinen missionsfreudigen Gemeindegliedern anfangen sollte. Es giebt aber in der Gemeinde nicht bloß Missionsfreunde, sondern auch Missionsgegner, und ihnen gegenüber muß der Pfarrer imstande sein, Vorurteile zu überwinden und ungerechtfertigte Angriffe zurückzuweisen. Dazu muß er wissen, wie es draußen in der Mission zugeht, welche Schwierigkeiten sich der Mission entgegenstellen und welcher Maßstab der Beurteilung an die Missionserfolge anzulegen ist. Kurz, es gehört zur nötigen Missionskenntnis des Pfarrers, daß er auch mit dem zweiten und dritten Teil der Missionslehre, die von den Organen und von dem Betrieb der Sendung handeln, vertraut ist.

Das ist zugleich auch eine große Hilfe für das andere große Gebiet der Missionskenntnis, die Missionsgeschichte. Die Beschäftigung mit der Theorie verschafft ein gesundes Urteil und schärft den Blick für die Betrachtung der Missionsarbeit. Man wird dadurch auf manches aufmerksam, was man sonst übersehen haben würde.

Was nun das Maß der missionsgeschichtlichen Kenntnis anbetrifft, so wird es ja in der Gemeinde meist nur wenige geben, die von dem ganzen großen Missionswerk mehr als einen allgemeinen Eindruck haben können. Aber der Pfarrer muß sicherlich einer von diesen wenigen sein. Er darf sich nicht begnügen mit allgemeinen Begriffen und Vorstellungen, auch nicht mit vereinzelten Thatsachen und Geschichten von verschiedenen Gebieten, sondern er muß einen wirklichen Ueberblick über das ganze Missionsgebiet haben und dann auch wieder ein Verständnis für die Verschiedenartigkeit der Arbeit auf verschiedenen Gebieten. Dadurch allein wird er in den Stand gesetzt, bei der Erzählung von Missionsgeschichten sich vor Verwechslungen und falschen Verallgemeinerungen zu hüten.

Wie sich endlich das Maß der Missionskenntnis in Bezug auf das Spezialgebiet dem Bedürfnis der Gemeinde entsprechend etwa gestalten müßte, das läßt sich vielleicht am besten an einem bestimmten Beispiel zeigen. Ich nehme an, ein Pfarrer gehört mit seiner Gemeinde zur Basler Mission und will sich bemühen, seine Gemeinde in der Kamerunmission so heimisch zu machen, wie es Missionsinspektor Zahn vorhin so schön geschildert hat. Da treibt nun natürlich der Pfarrer die Selbstbeschränkung nicht so weit, daß er etwa bloß Kamerun als Basler Missionsgebiet kennte, sondern er weiß auch, wo seine Gesellschaft sonst noch arbeitet. Es passiert ihm nicht, daß er etwa bei einem interessanten Bericht über die Mission in Asante erst fragen müßte, ob denn Kumase in Afrika liege, wie Warneck erzählt, daß ein Vorstandsmitglied eines Berliner Zweigvereins fragen mußte, ob Botschabelo in Afrika liege. Nein, er weiß, wenn der Name einer Basler Station genannt wird, sofort zu sagen, ob sie in Westafrika, in Indien oder in China liegt. Er weiß auch, welche ungefähre Ausdehnung auf jedem Gebiet die Missionsarbeit hat. Die Namen der hervorragenderen unter den Missionaren, die besonderen Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten jedes Gebietes sind ihm nicht ganz fremd.

Aber am besten weiß er natürlich in Kamerun Bescheid. Da kennt er alle Stationen, alle Missionare. Bei manchem Bericht braucht er kaum die Karte aufzuschlagen, die Lage der Stationen steht ihm auch so ziemlich klar vor Augen. Er weiß auch, wie die Stationen nacheinander entstanden sind und was für wichtige Ereignisse hier oder dort vorgekommen sind. Die bedeutenderen eingeborenen Gehilfen sind ihm auch nicht unbekannt.

Vielleicht ist aber die ganze Kamerunmission in ihrer jetzt schon ziemlich bedeutenden Ausdehnung für manche Gemeinde wenigstens anfangs ein noch zu umfangreiches Gebiet. Man beschränkt sich vielleicht zunächst auf eine einzelne Station, auf der die Gemeinde einen Missionar gewissermaßen als „ihren eigenen Missionar“ ansieht, wenn sie auch nicht gerade seinen ganzen Unterhalt aufbringt, sondern sich dazu mit andern Gemeinden zusammenschließt oder sich auf den Unterhalt eines Schülers oder Nationalgehilfen der Station beschränkt. Je kleiner das Spezialgebiet ist, desto eingehender muß und kann natürlich auch die Kenntnis sein. In diesem Falle erstreckt sich z. B. die Kenntnis des Pfarrers, der über die Station immer wieder berichtet, auch auf die genaue Vorgeschichte nicht nur der Station, sondern wohl auch des Missionars, welchen Beruf er früher gehabt hat, wie sein Lebensgang gewesen ist, wie er zur Mission gekommen ist u. s. w. Er weiß immer ziemlich genau, wieviel Christen zur Station gehören, denn er hat sich ja mitgefreut über jeden Zuwachs, der zu verzeichnen gewesen ist; wieviel Taufbewerber vorhanden sind und was diesen oder jenen noch hindert, ganz ein Christ zu werden, denn er betet ja für sie. Die Namen der hervorragenderen eingeborenen Christen, der Außenstationen und der eingeborenen Helfer, die daran angestellt sind, klingen ihm ganz vertraut; sie begegnen ihm ja so oft, nicht bloß in den Berichten, sondern auch in dem Briefwechsel, den er mit dem Missionar, vielleicht auch mit einem der eingeborenen Gehilfen durch Vermittlung des Missionars unterhält. Kurz, er lebt mit auf der Station, soweit das aus der Entfernung möglich ist; er gewinnt immer mehr persönliche Beziehungen zu ihr.

Das wäre also etwa das Minimum von Missionskenntnis, das wir als unter allen Umständen für jeden Pfarrer notwendig erkennen müssen. Es ist ja freilich auch nur etwas Geringes, viel, viel weniger als in den genannten Thesen gefordert wird. Aber

ich halte gerade diese weise Beschränkung für sehr richtig. Wenn erst alle oder doch die meisten Amtsbrüder diese Minimalkenntnis erstrebten, so wäre das für das Missionsleben in unsern Gemeinden mehr wert, als wenn einzelne mit ihrer Missionskenntnis über dieses Maß weit hinausgehen, und die gründliche Vertrautheit mit nur einer einzelnen oder einigen wenigen Stationen ist wertvoller, als unklare Vorstellungen von zwanzig verschiedenen Missionsfeldern. Wenn man erst an einem Punkte wirklich festen Fuß gefaßt hat, so ist das δός μοι ποῦ στῶ erfüllt und die Welt von Missionsunkenntnis kann aus den Angeln gehoben werden. Wer zuviel auf einmal erstrebt, wird nichts erreichen. Die Erreichung der oben beschriebenen General- und Spezialkenntnis aber kann wohl ruhig jedem zugemutet werden, denn es gehört weder viel Zeit noch viel Mühe dazu.

Notwendige Vorbedingung ist allerdings auch schon für das geringste Maß wirklicher Missionskenntnis ein warmes Herz für die Mission. „Gehört unser Herz der Mission," sagt Warneck, „so bekommen wir auch ein für sie geöffnetes Auge und eine für sie regsame Hand." Wem das Herz recht warm ist für die Mission, dem wird z. B. beim Lesen der Zeitung jede Notiz, welche die Mission betrifft, gleich auffallen, wie dem Huhn ein Korn, das es im Staub entdeckt. Wem das Herz warm ist für die Mission, der kann dann auch über die Missionsgedanken der Bibel nicht mehr hinwegschreiten, wie es sonst in der Predigt so häufig geschieht. Im Gegenteil, vieles, was zunächst gar nicht missionarisch aussieht, gewinnt neues Licht und Leben durch das im Herzen glühende Feuer des Missionseifers. Und es ist gewiß auch nicht zu viel verlangt, daß unser Herz der Mission gehören soll. Denn sie ist ja ein Herzensanliegen dessen, der ein Anrecht hat auf unser ganzes Herz. Ein warmes Herz für die Mission ist auch eine Antwort auf die Bitte: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen!"

Wenn wir mit einem solchen Herzen unser Missionsstudium betreiben, dann wird es uns leicht werden, uns die nötige Missionskenntnis zu erwerben. Immerhin aber wird es gut sein, die in der Mission erfahrenen Männer um Rat anzugehen in Betreff des Weges, auf dem wir am besten in die Missionskenntnis eindringen können; und damit kommen wir nun zu dem Kernpunkt unserer

Frage: Wie erwerben wir uns die Missionskenntnis, die sich als für uns notwendig herausgestellt hat? Wie arbeitet man sich am praktischsten in die Mission ein?

Als ich einer mir nahestehenden Persönlichkeit diese mir zur Bearbeitung übertragene Frage vorlegte und sie um ihre Meinung darüber befragte, da lautete die Antwort: „Durch fleißiges Studieren!“ Und diese Antwort genügt meines Erachtens vollständig in Bezug auf den ersten Teil der Missionskenntnis, die Missionslehre. Wir sind ja jetzt in der glücklichen Lage, ein wissenschaftliches Werk zu besitzen, das alles hieher gehörige klar, gründlich, eingehend und interessant behandelt. Studieren wir also fleißig Warnecks Missionslehre. Aber ergänzen wir dann auch das theoretisch studierte durch praktische Anschauung, soweit dies möglich ist! Streben wir danach, wenigstens einmal in dem Missionshause unserer Muttergesellschaft einzukehren und das Leben und Treiben dort aus eigener Anschauung kennen zu lernen! Suchen wir auch, möglichst viele der zur Erholung in der Heimat weilenden Missionare persönlich kennen zu lernen. Ein Missionsbericht liest sich ganz anders, wenn man den Verfasser persönlich kennt.

Nicht ganz so einfach steht es mit der Beantwortung der Frage nach dem Studium der Missionsgeschichte. Da gehen die Meinungen der Sachverständigen über den einzuschlagenden Weg sehr weit auseinander. Am ausführlichsten ist die Anweisung, die Warneck in der Missionslehre darüber giebt. Danach soll man beginnen mit einem missionsgeschichtlichen Universalstudium, mit einer Orientierung über das ganze Missionsgebiet. Erst wenn man in der allgemeinen Missionsgeschichte einigermaßen zu Hause ist, soll man das Studium seiner besondern Mission anfangen und zwar soll hier der Anfang nicht mit der Lektüre der Missionsberichte, sondern mit dem Studium einer zusammenfassenden Spezialgeschichte der betreffenden Mission gemacht werden. So vollständig gerüstet soll man an die Lektüre der Berichte gehen, in welchen dann die vielen Personen und Ortsnamen einem nicht mehr fremd, sondern als alte Bekannte entgegentreten. Dazu soll man dann, um nicht alle Missionen nach der eigenen Schablone zu beurteilen und um nicht in Langeweile zu geraten, eine Auswahl von Monographien studieren, die als Typen für verschiedenartige Missionsgebiete gelten können. Außerdem ist die römische Propaganda etwas ins Auge zu fassen.

Kurz zusammengefaßt würde also die von Warneck angegebene Richtung diese sein: aus der Weite in die Enge!

Den gerade entgegengesetzten Weg schlägt D. Grundemann vor. Wer ihm folgt, der sucht sich zuerst nur mit einem beschränkten Teil eines Missionsfeldes, zu dem er irgendwelche Beziehungen hat, genauer bekannt zu machen, zunächst etwa mit zwei bis drei Stationen. Und zwar schöpft er die Kenntnis der Geschichte und Verhältnisse dieses kleinen Gebietes nicht, wie Warneck will, aus den etwa darüber vorhandenen Monographien, sondern er geht überall möglichst auf die Quellen zurück, d. h. er sucht aus den früheren Jahrgängen der Missionsberichte alles zusammen, was von Anfang an über die betreffenden Stationen berichtet worden ist. Zur Ergänzung dieser Berichte aber sieht er sich auch in andern, außermissionarischen Quellen, ethnographischen, religionsgeschichtlichen und geographischen Werken über dasselbe Gebiet um. Erst wenn er auf diesem beschränkten Gebiet gründlich orientiert ist, dehnt er sein Spezialstudium allmählich in derselben Weise auf die anderen Stationen desselben Gebietes aus. Daneben beginnt er dann allmählich auch mit der Orientierung auf dem gesamten Missionsfelde der Christenheit, ohne sich jedoch dabei zu übereilen. Wenn er in drei bis vier Jahren um die Erde kommt, ist es schnell genug. Hier heißt also die Losung: aus der Enge in die Weite!

Bei so entgegengesetzten Anweisungen können wir nicht einfach den Worten der Meister folgen, sondern müssen die gehörten Ratschläge einer Prüfung unterziehen, um uns entweder für einen von ihnen entscheiden, oder vielleicht einen Mittelweg einschlagen zu können.

Was Warnecks Vorschlag anbetrifft, so ist es gewiß sehr richtig, daß es für das Studium einer speziellen Mission sehr förderlich ist, wenn man vorher in den Gang der gesamten Missionsgeschichte einen Einblick bekommen hat. Aber umgekehrt ist man auch für das Studium der Gesamtgeschichte viel besser befähigt, wenn man vorher durch ein Spezialstudium mit Missionsfragen und Missionsverhältnissen etwas vertraut geworden ist. Ja ich möchte fast glauben, daß jemand, der sich noch gar nicht mit der Mission genauer beschäftigt hat, von der Durcharbeitung eines der Kompendien, wie sie Warneck an den Anfang stellt, nicht sehr viel bleibenden Nutzen haben wird. Am ersten möchte dies vielleicht noch der Fall sein

bei Warnecks Abriß einer Geschichte der protestantischen Mission von der Reformation bis auf die Gegenwart, welcher jetzt in völlig umgearbeiteter und sehr erweiterter Gestalt neu erschienen ist. Aber zweifelhaft erscheint mirs immerhin, ob jemand, der sein Missionsstudium damit beginnt, im Stande sein wird, sich die ganze, große Menge des doch immer sehr kurz zusammengefaßten und gedrängt dargestellten Stoffes daraus anzueignen. Noch viel weniger ist dies möglich aus Christliebs ja nun auch schon veralteter „Weltumschau". Ferner nennt Warneck das bekannte Buch von Gundert, die evangelischen Missionen, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Dieses ist natürlich für den, der sich Missionskenntnis erwerben will, unentbehrlich. Aber ein solches Buch mit seinen tausenden von Namen und seiner, das meiste nur andeutenden, knappen Fassung gleich zum Anfang in einem Zuge durchzuarbeiten, ohne dabei verwirrt zu werden und die Lust zu verlieren, das muß doch wohl als unmöglich erscheinen. Das wäre etwa so, wie wenn jemand das Studium einer Sprache mit dem Versuche beginnen wollte, das ganze Lexikon auswendig zu lernen.

Das schließlich genannte Buch von Grundemann: „Die Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt" ist eine Ergänzung oder Weiterführung zu desselben Verfassers „Kleiner Missionsbibliothek", setzt also wohl voraus, daß man die letztere erst gelesen hat. Diese wäre vielleicht noch am ersten geeignet, eine behaltbare Orientierung über das ganze Missionsfeld zu vermitteln, da hier wirklich genau und eingehend geschildert und erzählt wird. Sie ist aber mit ihren vier Bänden gar nicht sehr „klein", kann eigentlich nicht mehr eine Uebersicht genannt werden und ist deshalb auch von Warneck an dieser Stelle gar nicht genannt.

Wenn es also wirklich sich als notwendig erweisen würde, mit einem Generalstudium zu beginnen, so würde doch jedenfalls die praktische Durchführung desselben ziemlich schwierig sein. Aber ich meine, diese Notwendigkeit ist gar nicht so sehr einleuchtend. Warneck begründet sie nur durch einen Vergleich. „Wie eine Spezialkarte," sagt er, „nur für den wirklichen Wert hat, der bereits eine solide geographische Orientierung besitzt, so bringt das missionarische Spezial-Geschichtsstudium nur dem wirklichen Nutzen, der in der allgemeinen Missionsgeschichte einigermaßen zu Hause ist." (Miss.-Lehre II, 118.) Das ist aber doch wohl nicht ganz zutreffend.

Wenn z. B. die Indianer ihre Jagdgründe so genau kennen, daß sie imstande sind, eine Karte auf den Boden zu zeichnen, in der der Lauf der Flüsse, die Lage der Berge und Seen u. s. w. genau angegeben ist, ist dann etwa diese genaue Spezialkenntnis für die Indianer deshalb ohne wirklichen Nutzen, weil im übrigen ihre geographischen Begriffe auf so niedriger Stufe stehen, daß sie meinen, das Felsengebirge sei die Spitze der Welt und Amerika sei eine viereckige Insel, aus deren Ecken die Winde blasen? (Kl. M.Bibl. I, 2, S. 43 f.) Wenn jemand in einer Gegend leben will, dann ist ihm doch deren Spezialkarte für seine Wanderungen von wesentlichem Nutzen, wenn auch im übrigen seine geographischen Kenntnisse noch recht mangelhaft sind. Und das ists ja gerade, worum es sich bei der speziellen Missionskenntnis handelt: ein Mitleben auf diesem besonderen Gebiet.

Warneck empfiehlt übrigens das Spezialstudium auch aufs dringendste, nur will er es nicht an den Anfang gestellt haben. Und ebenso weist auch er darauf hin, daß für die Erwerbung spezieller Missionskenntnis das Lesen der Berichte das Haupterfordernis ist, nur will er auch dieses erst wieder durch das Studium zusammenfassender Darstellungen vorbereitet wissen. „Ohne das Spezialstudium," sagt er, „bleibt das Generalstudium ein trockenes Knochengerüst, dem Fleisch und Blut fehlt. Erst das Spezialstudium giebt Anschaulichkeit, Verständnis und Urteil. Es ist selbstverständlich, daß man sich eine genaue Bekanntschaft mit dem Arbeitsfelde, der Arbeitsweise und dem Arbeitserfolge seiner Mutter-Missionsgesellschaft verschaffen muß, wenn das Interesse für sie, die Gebefreudigkeit und die Spezialfürbitte lebendig erhalten werden soll. Die Hauptquelle für dieses gesellschaftliche Spezialstudium sind die Monatsberichte der betreffenden Muttergesellschaft. Nur soll man mit der Lektüre derselben nicht beginnen, weil sie sofort in Details einführen, durch die man solange verwirrt wird, als der Ueberblick fehlt." (Miss.-Lehre II, 118.) Das ist gewiß richtig, und dieser schwierige Anfang ist es wohl, der die meisten zur regelmäßigen Lektüre gerade der Berichte nicht kommen läßt. Aber der Vorteil, daß man durch die Berichte unmittelbar in das frische Leben der Mission eingeführt wird, ist doch so groß, daß es sich wohl verlohnt, um seinetwillen den etwas unangenehmen Anfang zu überwinden. Bei einiger Treue und Standhaftigkeit hört die Schwierigkeit

und das Gefühl der Unsicherheit bald auf; man lebt sich allmählich ein. Es verhält sich mit dem Eintreten in das Missionsleben, das in den Berichten zum Ausdruck kommt, ähnlich wie mit dem Eintritt in ein fremdes Sprachgebiet. Sich plötzlich unter Leute versetzt zu finden, von deren Sprache man kein Wort versteht, das ist auch zuerst etwas sehr Schwieriges und höchst Verwirrendes. Aber alle Missionare müssen das durchmachen und keiner von ihnen wird so thöricht sein, sich mit Grammatik und Wörterbuch einzuschließen und nicht eher unter die Leute zu gehen, als bis er der Sprache einigermaßen mächtig ist. Und wenn einer das doch thun wollte, so würde er wahrscheinlich die Erfahrung machen, daß er dadurch der Verwirrung nicht ganz entgehen kann. Im Gegenteil, je eher und je mehr einer unter die Leute geht, desto schneller und besser lernt er die Sprache. So muß, meine ich, auch beim Einleben in eine spezielle Mission die Losung lauten: „Nur frisch hinein ins Leben!“ Das unablässige, treue und gründliche Studium der Missionsberichte ist wirksamer als das Lesen eines Buches, in dem die Geschichte der Spezialmission beschrieben ist. Natürlich ist ja das Studium einer zusammenhängenden Darstellung auch sehr wichtig und nützlich, aber das Lesen der Berichte darf nicht darunter leiden. Und das ist das Hauptbedenken gegen den von Warneck vorgeschlagenen Studiengung, daß dadurch die Lektüre der Missionsblätter zunächst bei Seite geschoben wird. Die Gefahr liegt nahe, daß über dem Studium der Vorgeschichte der Eifer erlahmt, sodaß es schließlich zum eifrigen Lesen der Berichte gar nicht mehr kommt. Und wer die Berichte nicht regelmäßig studiert, wird die Mission niemals gründlich kennen lernen.

Wenn es also nicht geraten scheint, sich an die von Warneck gegebene Weisung: „Erst Generalstudium, dann Spezialstudium, und erst Bücher, dann die Berichte!“ zu binden, so darf doch auch die entgegengesetzte Weisung von Grundemann nicht zu genau genommen werden. Er begründet sie mit dem pädagogischen Grundsatz: „Es muß immer vom Nächstliegenden ausgegangen werden,“ nach welchem z. B. die Schulatlanten auf den ersten Seiten nicht mehr wie früher eine Weltkarte, sondern einen Plan des Schulzimmers bringen, und der geographische Unterricht nicht mehr mit der allgemeinen Weltübersicht, sondern mit der Heimatkunde beginnt. Nun handelt es sich aber hier nicht um den Unterricht von Schul-

kindern, sondern von Leuten, deren Blick doch schon einigermaßen geübt ist, sodaß sie es sich wohl schon zutrauen können, das Nächstliegende genau zu betrachten und dabei das Fernerliegende doch auch nicht ganz unbeachtet zu lassen, ohne dadurch verwirrt zu werden.

Und was dann weiter die Forderung betrifft, daß beim Beginn des Spezialstudiums hauptsächlich aus den früheren Jahrgängen der Missionsberichte geschöpft werden solle, so scheint mir das doch auch besonders für den Anfang ein übertriebenes und unpraktisches Verlangen. Danach müßte man ja z. B., um sich mit der Basler Mission in China speziell bekannt zu machen, erst 50 Jahrgänge des Heidenboten genau durchsuchen, um alles, was China betrifft, aufzufinden. Erst nach Bewältigung dieser gewiß nicht geringen Arbeit könnte man an die Lektüre des laufenden Jahrgangs gehen. Wahrscheinlich wäre aber vor Beendigung der Arbeit nicht nur der eine, sondern mehrere Jahrgänge abgelaufen. Es liegt auch hier wieder die Gefahr nahe, daß die einen durch so große Forderungen überhaupt zurückgeschreckt werden, während die andern bei dem Versuch, ihnen gerecht zu werden, doch ihren Eifer allmählich erlahmen sehen müssen. Einzelne würden es ja wohl durchsetzen, aber wir brauchen eine Weisung, welcher zu folgen jedem zugemutet werden kann.

Warum denn *erst* die ganze Vorgeschichte studieren? Die Mission, die wir kennen lernen wollen, ist doch etwas Lebendiges, und wenn ich einen Menschen kennen lernen will, der mit mir in einem Hause oder einer Stadt lebt, dann werde ich doch nicht erst seine Vorgeschichte studieren, sondern ich werde zu ihm gehen und möglichst viel mit ihm verkehren. So wird es auch der beste Weg zum Eindringen in die Kenntnis der lebenden Mission sein, daß wir sie da aufsuchen, wo ihr gegenwärtiges Leben für uns spürbar wird, also in den Missionsblättern, und zwar gilt dies gleichmäßig für das Spezialstudium unserer eigenen, wie für das Generalstudium der ganzen Mission, nur daß wir die Kenntnis der eigenen Mission aus den ursprünglichen, die der sonstigen Missionsgebiete aber aus abgeleiteten Quellen, d. h. aus den allgemeinen Missionsblättern und -Zeitschriften schöpfen. Wenn wir so durch das regelmäßige Lesen der besonderen und allgemeinen Missionsblätter die Gegenwart der Mission kennen lernen, so wird das Verlangen nach Ergänzung unserer Erkenntnis rückwärts in die Vergangenheit hinein

sich schon von selbst einstellen und kann dann sowohl durch fertige Geschichtsdarstellungen als auch durch die früheren Jahrgänge der Berichte befriedigt werden.

Wenn wir so einen Mittelweg als die einzuschlagende Richtung erkannt haben, so wird es jetzt noch darauf ankommen, uns darüber klar zu werden, wie wir auf diesem Wege wandern wollen. Wenn wir beginnen wollen mit dem Lesen der Missionsblätter, dann fragt es sich zuerst: Was soll ich lesen? Natürlich zuerst die Zeitschriften der eigenen Gesellschaft, d. h. 1) die regelmäßigen Berichte. 2) Alle neu erscheinenden Traktate. Sie bringen schon ein gut Teil der notwendigen Ergänzung zu den Berichten. Man muß sie auch deshalb alle lesen, weil man sie ja kennen muß, um die geeigneten für seine Gemeinde auswählen zu können. 3) Den Jahresbericht. Wer die andern Berichte regelmäßig gelesen hat, wird sich freuen, im Jahresbericht eine Gesamtübersicht zu erhalten, deren Verfasser die Gesamtlage noch besser beurteilen kann, weil er auch die vielen ungedruckten Berichte von den Stationen noch gelesen hat. Wer den Jahresbericht ungelesen liegen und verfliegen läßt, zeigt dadurch, daß er das vergangene Jahr nicht mit seiner Mission durchlebt hat.

Neben den Zeitschriften der eigenen Gesellschaft müssen zum Zweck des Ausblicks auf das große Missionsfeld auch allgemeine Blätter gelesen werden und zwar zunächst populäre, wie: die evangelischen Missionen, der Missionsfreund, das Calwer, Barmer oder Hannoversche Missionsblatt. Auch die für die Kinder bestimmten Missionsblätter sind sehr angenehm und nützlich zu lesen, da sie meist eine eingehendere und farbenreichere Darstellung haben als die andern. Ueberhaupt ist aber die Lektüre der allgemeinen Blätter viel leichter als die der eigentlichen Missionsberichte, und es ist deshalb leicht, nicht bloß eins, sondern mehrere zugleich zu lesen. Sie kosten wenig Zeit und Geld. — Unumgänglich notwendig ist endlich noch zur Ergänzung und Zusammenfassung der aus den populären Blättern geschöpften Kenntnisse die Lektüre eines wissenschaftlichen Missionsblattes, wie der Allgemeinen Missionszeitschrift und des Missionsmagazins. Und zwar muß man eins von diesen doch wohl selbständig halten, da das Lesen im Lesezirkel oft eine sehr unregelmäßige Sache ist und man doch auch die früheren Hefte und Jahrgänge zum Nachschlagen nötig hat.

Weiter fragt es sich: wie soll ich diese Blätter lesen? Ich erlaube mir, einige bewährte Regeln anzugeben.

1. Man muß die Blätter sofort lesen. Man darf sie nicht sich aufhäufen lassen. Zuerst wirds vielleicht manchmal einige Ueberwindung kosten, weil so vieles fremd ist. Nach und nach wirds dahin kommen, daß die Berichte mit Spannung erwartet und beim Erscheinen sofort verschlungen werden, wenn ich so sagen darf, wie die Zeitung von dem eifrigen Politiker.

2. Man muß die Blätter ganz lesen. Im Heidenboten sind z. B. die Komitee-Verhandlungen besonders nützlich zu lesen. Sie geben oft sehr interessante Neuigkeiten in kurzen Worten. Es kommt vor, daß man durch eine solche kurze Notiz mehr bewegt wird, als durch den ganzen übrigen Inhalt der betreffenden Nummern. Auch die Empfangsbescheinigungen über die eingesandten Beiträge sollten durchgesehen werden. Auch sie geben manchmal sehr nützliche und anregende Winke.

3. Der Missionsatlas und Gunderts Hilfsbuch müssen beim Lesen immer zur Hand sein. Das ist besonders beim Lesen der allgemeinen Blätter notwendig; von dem eigenen Gebiet wird man ja die Karte bald im Kopf haben. Manchmal wird in den allgemeinen Missionsblättern etwas erzählt ohne Angabe des Ortes und der Missionsgesellschaft. Da ist es dann sehr instruktiv, dies mit Hilfe des Atlas und des Gundert womöglich zu ergänzen. Jedenfalls muß man sich immer klar werden, wo das geschehen ist, was man eben liest. Eine große Erleichterung ist es, die Heilmann'sche (freilich besonders in Westindien nicht ganz zuverlässige) Missionskarte der Erde neben sich an der Wand zu haben zur gelegentlichen schnellen Orientierung. Nur darf man nicht denken, daß diese Karte den Grundemann'schen Atlas ersetzen könnte.

4. Man notiere sich das Gelesene in einem Sammelbuch. Da ist nun die Frage: Wie soll es eingerichtet werden? In der Februar-Nummer der Allgem. Missionszeitschrift 1898 ist ein Schema zu einem Missions-Sammelbuch veröffentlicht worden, das mir aber für den praktischen Gebrauch viel zu umständlich und kompliziert zu sein scheint. Soll ein Sammelbuch nicht eine lästige Störung beim Lesen sein, so muß es möglichst einfach und übersichtlich eingerichtet werden, sodaß man ohne langes Ueberlegen sofort weiß,

an welcher Stelle das eben Gelesene zu notieren ist. Und dann muß es auch nicht bloß für besonders interessante Dinge, sondern für alles Gelesene eine Rubrik zum Notieren darbieten. Dazu eignet sich wohl am besten die geographische Einteilung. Man gebe also dem Sammelbuch dieselben Rubriken, unter welchen in Gunderts „Evangelischen Missionen" die Mission dargestellt ist, indem man in einem Quartheft von entsprechender Stärke die Seiten mit den Ueberschriften der Abschnitte jenes Buches versieht. Natürlich müssen die Räume für die verschiedenen Gebiete je nach ihrer Wichtigkeit verschieden groß sein. Uganda und Madagaskar beanspruchen selbstverständlich mehr Raum als Tripolis und Tunis. Das Spezialgebiet, aus dem wohl jeden Monat etwas zu notieren sein wird, ist natürlich auch mit besonders umfangreichem Raum auszustatten.

Die Einträge werden nun in der Weise gemacht, daß die Notizen jeder Seite mit fortlaufenden Nummern versehen werden. Dann folgt in Klammern die Bezeichnung des Fundortes durch die Initialen der Zeitschrift, Jahres- und Seitenzahl. (Die Jahreszahl kann auch bloß als Ueberschrift über die sämtlichen Einträge des ganzen Jahres in jeder Rubrik gesetzt, oder wenn man bei umfangreichem Missionsstudium jedes Jahr ein neues Heft anlegt, ganz weggelassen werden.) Hinter diese Bezeichnung setzt man dann eine kurze Angabe dessen, was an der betreffenden Stelle zu finden ist. Diese Angabe braucht nur etwa ein Stichwort zu sein, wenn man das betreffende Blatt behält, also immer nachschlagen kann. Ist dies aber nicht der Fall, dann ist es gut, die Angabe so zu gestalten, daß man mit ihrer Hilfe sich des Gelesenen wieder so weit erinnern kann, um es erzählen zu können. Hierbei leistet die Stenographie sehr wesentliche Dienste.

So eingerichtet ist das Sammelbuch zur Orientierung auf dem Missionsfelde vortrefflich geeignet. Um aber für die Arbeit in der Gemeinde, für Predigt und Unterricht jeder Zeit passenden Stoff darin schnell auffinden zu können, muß man es mit einem Register versehen, das man sich nach seinem Bedürfnis möglichst praktisch einrichtet. Warneck giebt folgende Rubriken an: Heidnische Zustände (Götterglauben, Opferwesen, Zauberei u. s. w.), Nationale Sitten und Unsitten, Bekämpfung und Umwandlung derselben, Züge christlichen Lebens (Licht- und Schattenseiten), Missionarische Praxis (Gespräche, charakteristische Worte, Schulwesen, Tauffeiern, Heiden-

predigt, litterarische Leistungen, industrielle und ärztliche Mission u. s. w.). Unter diesen Rubriken des Registers brauchen dann nur Seitenzahl und Ordnungsnummer der dahin gehörigen Notizen des Sammelbuches angeführt zu werden.

Ein so eingerichtetes Sammelbuch ist einfach und übersichtlich. Es ist für jedes Maß des Missionsstudiums geeignet; es dient gleichzeitig dem wissenschaftlichen Studium und dem praktischen Gebrauch in der Gemeinde. Durch die geographische Einteilung wird man gezwungen, bei allem, was man liest, sich über die Oertlichkeit klar zu werden, und das ist ein sehr heilsamer Zwang. Infolge der Uebereinstimmung mit dem Gundert'schen Hilfsbuch und also auch mit dem Grundemann'schen Atlas ist es in zweifelhaften Fällen sehr leicht, die richtige Rubrik aufzufinden. Wenn man von einem Gebiet etwas Neues einträgt, so wird man immer gleich an das erinnert, was man vorher über dasselbe gelesen hatte. Dadurch wird das Verständnis des neuen erleichtert und die Erinnerung an das alte wieder aufgefrischt. Die verschiedenen, unter einer Rubrik sich allmählich ansammelnden Notizen ergänzen sich gegenseitig. Die Missionsblätter bringen meist eine ganze Anzahl von kurzen Nachrichten, aber wer ist imstande, sie sich alle zu merken? Im Sammelbuch zusammengestellt, ergeben sie allmählich ein gewisses Bild des betreffenden Gebietes. Sehr wichtig ist es auch, daß man durch ein solches Sammelbuch nicht nur auf die Gebiete aufmerksam gemacht wird, über welche berichtet wird, sondern auch auf diejenigen, über welche nichts berichtet wird, weil deren Rubriken ganz leer bleiben. Das giebt Veranlassung, sich nach Nachrichten über sie umzusehen und sich zu erkundigen: warum hört man von dem Lande denn gar nichts? Giebt es dort keine Heiden mehr oder sind die Heiden dort noch ohne Mission?

Auch der Missionsatlas kann dazu benützt werden, die erworbene Missionskenntnis festzuhalten, indem man ihn nämlich nach und nach in der vom Verfasser in der Vorrede empfohlenen Weise durcharbeitet. Es ist ganz überraschend, wie die Karten an Uebersichtlichkeit und Klarheit gewinnen, wenn man die Grenzen farbig bezeichnet und die Namen der Stationen mit farbiger Unterstreichung versieht und dabei die Stationen jeder Gesellschaft durch besondere Art der Unterstreichung zu übersichtlichen Gruppen zusammenfaßt. Am besten ist es, die Grenzen mit Kreidestiften, die

Stationen mit farbiger Tinte zu bezeichnen. Die Uebersichtlichkeit wird noch dadurch erhöht, daß man alle Kolonialgebiete und auch alle Missionsstationen eines und desselben Landes mit derselben Farbe versieht, z. B. alle deutschen Kolonien und Missionen rot, alles Englische grün u. s. w. Beim Blick auf eine so durchgearbeitete Karte sieht man sofort z. B.: hier sind deutsche Missionen auf englischem Gebiet, dort englische oder amerikanische auf deutschem, dort deutsche Missionen auf deutschem Gebiet u. s. w. Auch die Verteilung des Landes unter die verschiedenen Gesellschaften wird auf den ersten Blick deutlich. Dazu gehört dann noch, daß man neu angelegte Stationen möglichst genau auf der Karte einträgt, verlassene Stationen einklammert u. s. w. Für das Spezialgebiet wird es sehr gut sein, sich selbst eine Spezialkarte anzulegen.

Neben diese regelmäßige Lektüre der Zeitschriften tritt nun je nach Bedürfnis, Zeit und Gelegenheit das Studium größerer Bücher. Durch die Zeitschriften wird man allmählich in den großen Strom des Missionslebens mit hineingezogen und gewinnt Interesse für alles. Nachdem man öfter über ein Gebiet Nachrichten und Aufsätze gelesen hat, ist das Verständnis und das Interesse für eine zusammenfassende Darstellung der betreffenden Mission bedeutend größer. Mit dem Studium missionsgeschichtlicher Bücher kann man dann, außer dem, was einem gelegentlich in die Hände fällt, auch planmäßig vorgehen, indem man nach der Ordnung des Sammelbuches die Welt allmählich umreist. Dazu scheint sich neben den andern Monographien vorzüglich auch Grundemanns kleine Missionsbibliothek zu eignen.

Besonders muß aber alles, was das spezielle Gebiet betrifft, herangezogen und studiert werden. Die früheren Jahrgänge der Berichte brauchen nun nicht eilig absolviert zu werden, sondern man kann sich in aller Muße, ohne die Gegenwart darüber zu versäumen, nach und nach immer genauere Kunde auch über die Vergangenheit seiner besonderen Mission oder Station daraus holen. Ethnographische, religionsgeschichtliche und geographische Werke können gelegentlich um Auskunft über dieses Gebiet angegangen werden.

Was so an Büchern in den Kreis des Studiums hineingezogen wird, wird wohl auch am besten in dem Sammelbuch notiert, wobei die für die Gemeinde brauchbaren Stellen besonders mit ihren Seitenzahlen zu bemerken sind.

Wenn man so eine Zeitlang das die ganze Welt durchflutende Missionsleben mehr oder weniger mitgelebt hat, dann wird es an der Zeit sein, sich durch Warnecks Abriß die großen Linien der Entwicklung in der Mission zeigen zu lassen. Und nun ist die Lektüre eines solchen Werkes ein Hochgenuß.

So erwerben wir uns die nötige Missionskenntnis. Und wie erhalten wir sie uns? Wie fangen wirs an, daß das, was wir kennen gelernt und erfahren haben, unser geistiges Eigentum bleibe und immer mehr werde? Wenn das bisher Gesagte sich zusammenfassen läßt in das Wort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

so könnte die Antwort auf die zweite Frage etwa lauten:

Was treue Arbeit dir erworben hat,
Gebrauch es, um dirs zu erhalten!

Das Missionsstudium darf kein bloß theoretisches bleiben, sondern muß in den Dienst der praktischen Arbeit gestellt werden. Wer eine Zeitlang die Ereignisse auf dem Missionsfelde eifrig verfolgt und, was er gesehen, treulich aufgezeichnet hat, dem wird bald bei der Conception der Predigt und bei der Vorbereitung für den Religions- und Konfirmandenunterricht allerlei einfallen, was zu dem gerade vorliegenden Text oder Stoff sehr gut paßt. Mit Hilfe des Sammelbuches ist es sofort aufgefunden und nachgelesen, um der Gemeinde genau und zuverlässig mitgeteilt werden zu können. Oder es stellt sich bei der Vorbereitung das Bedürfnis nach einem illustrierenden Beispiel ein. Man sieht mit Hilfe des Registers die unter der passenden Rubrik verzeichneten Excerpte durch und wird wohl bald dieses oder jenes finden, das sich verwerten läßt. Durch solchen Gebrauch werden die im Sammelbuch aufgespeicherten Schätze mehr und mehr zum geistigen Eigentum werden.

Der Besitzer eines Sammelbuches wird, wenn er eine Missionsstunde zu halten hat, um Stoff nicht in Verlegenheit geraten. Es kommt nur darauf an, daß er den selbst gesammelten Stoff auch wirklich in Gebrauch nimmt und sich nicht mit fertig ausgearbeiteten fremden Missionsstunden begnügt. Es erfordert ja freilich etwas mehr Arbeit, den Stoff zu einer Missionsstunde zusammen zu stellen, als eine fremde einfach durchzulesen. Aber die eigene wird wahrscheinlich auch vielmehr den Eindruck machen, daß sie aus dem

Vollen geschöpft ist; sie wird viel mehr ein Berichten über Dinge sein, die man gleichsam selbst mit erlebt hat. Es ist wohl klar, daß solche Zusammenstellung und Bearbeitung der unter einer Rubrik gesammelten Notizen ganz bedeutend dazu beitragen wird, deren Gesamtinhalt dem Gedächtnis einzuprägen. Dasselbe wird der Fall sein, wenn man die gesammelte Missionskenntnis zur Ausarbeitung von Referaten für die Synodalkonferenzen und für die von Prof. Köstlin empfohlenen speziellen Missionskonferenzen oder Kränzchen gebraucht.

Und endlich: man gebrauche die gewonnene Missionskenntnis wie für die Gemeinde und für die Amtsbrüder, so auch für sich selbst. Bei der Eröffnung der Generalsynode der schottischen Freikirche in Edinburgh im Jahre 1886 kündigte der neuerwählte Präsident in seiner Eröffnungsrede an, er wolle den Brüdern ein gutes Gebetbuch empfehlen, und sagte dann, er meine damit einen Atlas; den solle man aufschlagen und durchblättern und dabei fürbittend der Völker und der Missionen gedenken, an die man durch die verschiedenen Karten erinnert werde. Ein Missionsatlas, zumal ein solcher, den man selbst durchgearbeitet hat, ist noch viel besser dazu geeignet, als Missionsgebetbuch zu dienen, nach dem man im Geist den Gebetsgang durch die Heidenwelt machen kann. Und am allerbesten eignet sich dazu das Sammelbuch, besonders wenn man gleich beim Eintragen die Gegenstände besonderer Fürbitte, die ja oft von den Missionaren namhaft gemacht werden, durch ein besonderes Zeichen am Rande bemerkbar macht. Dieser Gebrauch der Missionskenntnis ist gewiß das allerbeste und idealste Mittel, sie sich zu erhalten. Wofür man betet, das vergißt man nicht so leicht. Das beweist das Beispiel jenes schwäbischen Missionsfreundes, von dem Missionar Hesse bei dem Missionskursus in Freudenstadt 1896 erzählte. Derselbe hatte mit Betrübnis im Heidenboten gelesen, daß ein eingeborener Gehilfe, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte, ins Heidentum zurückgefallen war. Nach Jahren kam dieser selbe Missionsfreund zu seinem Pfarrer und sagte freudestrahlend: „Herr Pfarrer, jetzt habe ich meinen Mann!“ Er hatte den traurigen Fall nicht vergessen, weil er all die Zeit für den einstigen Gehilfen gebetet hatte; und jetzt hatte er mit Freuden im Heidenboten die Nachricht gefunden, daß der Abgefallene zurückgekommen sei. Der Missionsfreund hatte wahr-

scheinlich kein Missionssammelbuch, aber er hatte ein warmes Herz für die Mission, und das ist und bleibt denn doch schließlich das allerwichtigste, die erste und letzte Bedingung, wenn es uns darauf ankommt, uns die nötige Missionskenntnis zu erwerben und zu erhalten.

Die deutsche Blindenmission in China.

Von Elisabeth Postler.

(Schluß)

Am 13. Oktober 1897 führte die Blindenmissionarin, Schwester Martha, ihre Pflegekinder in Gottes Namen in das neue Heim. Es wurde bei dieser Gelegenheit mit den lieben Missionsgeschwistern eine kleine Feier abgehalten, bei der Herr Missionar Bender, Präses der Basler Mission, eine herzbewegliche Ansprache hielt.

Sehr dankbar war Schwester Martha, nun mit ihrer kleinen Schar glücklich im eigenen Heim gelandet zu sein. Die Fahrt von Kanton nach Hongkong mit den hilflosen Blinden, vor der sie etwas Angst gehabt, war auch über Erwarten glücklich abgelaufen. Merkwürdigerweise war der Kapitän des zur Ueberfahrt benützten Schiffes ein Deutscher, der unsern Reisenden jede erdenkliche Bequemlichkeit zukommen ließ. Auch über die lästigen Umzugstage kam man gut hinweg. Schwester Martha schreibt darüber den 17. Oktober 1897:

Gott hat mich, wie stets im Leben, wieder so recht seine treue Durchhilfe erfahren lassen, so daß ich von Herzen dankbar auf diese Tage zurückblicken kann und jeden Abend glücklich und zufrieden mich niederlege in meinem jetzt so gemütlichen Heim. Es ist nun nicht mehr so still wie anfangs. Die kleinen Füße trippeln überall herum; oder man hört aus dem Schulzimmer den eigentümlichen Singsang, ohne den keine Schule in China bestehen kann, herüberschallen. Die Kinder sind, Gott sei Dank, sehr zutraulich und eins oder das andere hängt eigentlich immer an meiner Schürze. Kong-Keoung, meine Kleinste (5 Jahre alt), setzt sich mit Vorliebe vor meinen Schreibtisch, um dort auf mich zu warten, oder alle treten in meiner Schlafstube Entdeckungsreisen an. Ich mag sie nicht zurückschrecken und lasse sie gern gewähren, da sie bis jetzt artig und bescheiden sind.

Leider wurde dies trauliche Zusammenleben bald jäh unterbrochen durch Schwester Marthas Erkrankung, indem sie eine sehr heftige Influenza durchzumachen hatte. Dabei kam aber recht die Anhänglichkeit und Treue zu Tage, deren ihr chinesischer Hausstand fähig ist. Klein und groß pflegten sie treulich, jedes in seiner Weise, so daß die Kranke, wenn auch eine gewisse Schwäche noch lange zurückblieb, sich mit Gottes Hilfe bald wieder erholte. Die Palme in der Kunst treuer Pflege gebührte der unermüdlichen Linschau. Diese kluge Chinesin ist auch insofern von unermeßlichem Wert für Tsau kwong, weil sie auch deutsch spricht.

Weihnachten war zum Tauffest der vier kleinen, noch heidnischen Blinden Tsau kwongs auserſehen. Wie lieblich dieses besonders wichtige Weihnachtsfest in unserm Blindenheim gefeiert wurde, das hat Schwester Martha sehr hübsch in dem nicht genug zu empfehlenden Pfennigblatt „Kindergabe“, das Herr Pastor Spieß in Breslau zum Besten der Mission herausgiebt, beschrieben. Namentlich für Sonntagsschulen, christliche Kindergärten, Konfirmanden u. s. w. kann die Kindesgabe gar nicht hoch genug angeschlagen werden.

Im Frühjahr machte das finstre Gespenst der Pest auch Hongkong seinen grausigen Besuch, ja man glaubte es schon in Tsau kwong zu sehen. Aber gottlob, es zog vorüber, ohne auch ein Opfer in dem jungen Blindenheim zu fordern.

Unter fleißiger Arbeit verging der Winter im Fluge. Mit Beginn der warmen Jahreszeit kam freilich die seit der bösen Influenza leicht wieder auftauchende körperliche Schwäche über Schwester Martha und schob den eifrigen Lern- und andern Plänen einen unliebsamen Riegel vor. Sie schreibt darüber, Hongkong, den 19. Mai 1898:

Wie glücklich bin ich, daß meine Leute so zuverlässig sind und ich mich, da ich jetzt gar keine Anstrengung aushalte, so gut pflegen kann! Gerade diese Zeit läßt mich Gottes Gnade so recht dankbar erkennen. Er wird auch weiter helfen.

Daß ich mit meinen Kindern dem Prinzen Heinrich neulich bei einem Besuch auf Hongkong vorgestellt wurde, schrieb ich wohl schon. Er war sehr gütig und freundlich zu uns. Auch die Damen hier sind in jeder Weise freundlich und teilnehmend gegen mich und meine Mission. Es war sogar schon die Rede davon, einen Bazar dafür

abzuhalten. So wird Gott immer wieder weiter helfen. Ich will deshalb auch nicht verzagen, obgleich es mit meiner Mattigkeit immer schlimmer wird. Das Angreifendste ist, daß der Verkehr mit den Blinden so anstrengend ist. Ihr Tasten und Anstoßen greift doch schon in gesunden Tagen recht an. Das macht mich manchmal traurig, aber ich bin dann wieder bald ruhiger und denke, es kommt doch alles wie es soll, und es wird auch alles wieder besser werden.

Hongkong, den 28. Juli 1898.

Die Zeit vergeht fast in China schneller, als in Deutschland. Jetzt bin ich bald zwei Jahre hier. Ich habe ja auch in dieser Zeit genug erlebt, das muß ich sagen; und wiewohl mein Leben äußerlich jetzt ziemlich gleichmäßig verläuft, so ist es doch ereignisreich genug. Es ließe sich jeden Tag etwas Neues berichten, wenn die Zeit nicht dazu fehlte.

In voriger Woche wurde ich von nächtlichen Eindringlingen beunruhigt, d. h. ich merkte nur, daß Polizisten im Garten waren, die beiden männlichen Bewohner des Gehöfts riefen und mit ihnen und meinen treuen Hunden erfolglos den Garten absuchten. Das zweite mal war ich doch etwas bange, aber der Polizist, den ich kannte, sagte so tröstlich: „Madam you can sleep quietly; I know in this house is a lady living (Sie können ganz ruhig schlafen; ich weiß, daß in diesem Hause eine Dame lebt) und ich werde schon treulich darüber wachen." Das beruhigte mich wirklich, so daß ich mich umlegte und wieder einschlief, während die Polizisten noch im Garten waren.

Alle Abend mache ich, begleitet von Linschau, dem Koch (A sam) und meinen Hunden die Runde und untersuche die Schlösser der Garten- und Hausthüren. Die Thür von der Schlafstube der Kinder zu meiner Schlafstube ist offen. Vor meiner Schlafstube auf der Veranda wachen treulich die Hunde, und Asams Wohnung ist auch nicht weit. So bin ich ganz beruhigt und schlafe nach wie vor ruhig und sicher unter Gottes Schutz.

Am Sonntag, als ich aus der Kirche kam, fand ich in meiner Küche einen Teil der Decke abgebröckelt. Ich ließ alles herausnehmen und unter der Veranda eine Aushilfsküche einrichten, worüber ich nachher sehr froh war. Denn diese Vorsichtsmaßregeln waren nur leider zu berechtigt. Um 4 Uhr kam mit einem furchtbaren Gepolter das ganze Dach herunter. Gott sei Dank wurde nun niemand und nichts beschädigt! Ich mußte gleich einen langen Brief an den Hausherrn aufsetzen, der auch schon am nächsten Morgen Bauleute schickte. Es regnete aber so stark, daß sie nichts machen können und ich meine

Verandaküche noch eine Zeitlang behalten muß. In diesem Klima, das so schnell zerstört, muß man ja auf solche Zwischenfälle immer gefaßt sein.

Ich fange jetzt an, meine Kinder im Strohflechten zu unterrichten. Dr. Davis, der augenblicklich hier in Hongkong ist, hat mir Stroh mitgebracht und mir auch das Flechten gezeigt. Es wird nämlich gegenwärtig eine neue Bibelübersetzung hergestellt und da sind die gelehrtesten Missionare aus allen Gesellschaften zusammenberufen. Im Jahre 1899 soll das Werk fertig werden.

Es ist jetzt sehr, sehr heiß. Ich freue mich schon recht auf den Winter. Ich habe nun wieder ein kleines blindes Mädchen aufgenommen, das aber vorläufig noch bei einer Missionarsfrau im Lande lebt. Mit der Zeit kommt so eine Menge kleiner Nachwuchs.

Hongkong, im Juli 1898.

Neulich hatte ich eine rechte Freude. Vor einiger Zeit kam eine junge Chinesin vom Festland herüber gegen Abend hier an. Sie trug die Tracht einer verheirateten Frau und bat mich flehentlich, sie bei mir zu behalten, sie wolle jede Arbeit thun und mir eine gute Hilfe sein. Sie sei eine Christin, ihre Mutter aber noch heidnisch. Diese wolle sie nun als Sklavenmädchen schändlich verkaufen, um dafür Reis für sich und ihren kleinen Sohn zu bekommen. Nun sei sie heimlich der Mutter entlaufen und hätte sich hierhergefunden.

Linschau kannte das Mädchen und konnte ihr auch nur Gutes nachsagen. Ich behielt sie nun fürs erste die Nacht über bei mir. Dann sagte ich ihr, daß ich Arbeitskräfte genug hätte und sie leider nicht brauchen könne; aber ich wollte mit ihr zu einer Dame gehn, die sie gewiß aufnehmen werde. Frl. Nomper, die eine Anstalt für solche verlassene Mädchen hat, war auch bereit, sie aufzunehmen und ich ließ meinen Schützling in dem Gedanken, ihn dort gut aufgehoben zu wissen, zurück. Am Abend kam sie aber wieder und sagte mir, sie müsse sich ihre Sachen holen und wieder aufs Land zurück. Ich bat sie, wenigstens bis zum Morgen zu warten, sie könne am Tage doch ruhiger sein; sie bestand aber darauf, gleich zu gehn. In der Frauentracht war sie ja einigermaßen sicher. Nachdem ich ihr auf ihre Bitte hin noch ein paar Cents Reisegeld gegeben hatte, war sie schnell verschwunden, wie ich wohl ahnte, auf Nimmerwiedersehn.

Dies alles geschah vor einigen Monaten. Nun kommt vorigen Montag ein Chinese, der sich mir als Lehrer aus dem Lande vorstellte, bringt mir einen Brief von diesem Mädchen und sagt, er wäre gekommen, um sich meine Anstalt anzusehn. Er habe jenes Mädchen in sein Haus aufgenommen und sie habe ihm so viel von uns erzählt.

Da nun in seiner Bekanntschaft zwei blinde Mädchen von 7 und 8 Jahren seien, so wolle er anfragen, ob ich sie nicht aufnehmen könne. Er zeigte große Teilnahme für die Kinder, staunte über ihre Kenntnisse, und wir trennten uns sehr befriedigt. Vielleicht erregt die Wichtigkeit, mit der ich dies erzähle, Verwunderung. Aber es liegt mir gerade so sehr viel daran, daß die Chinesen Interesse gewinnen an meiner Sache, und daß dasselbe namentlich auch im Lande verbreitet wird. Daß dies bereits anfängt, dafür habe ich in letzter Zeit schon einige Beweise gehabt und der eben erwähnte war besonders erfreulich. Bei dem großen Mißtrauen der Chinesen habe ich mir oft Sorge gemacht, wie ich wohl zu den Kindern gelangen werde, aber ich habe auch in dieser Hinsicht, wie in jeder andern, auf die Hilfe des Herrn zu bauen.

Den 21. Juli 1898.

Mein Hausstand ist munter und wir sind alle fleißig und vergnügt, obgleich man wirklich jetzt in der Hitze alle Kräfte zusammen nehmen muß, um alles in Ordnung und den Kopf oben zu behalten.

Jetzt kommt aber Antwort auf viele Fragen. Zum ersten in Betreff des Auges der armen Hanlin, das wir schon wieder sehend hofften. Dasselbe hat freilich einen kleinen Lichtschein, ist aber schon zu lange erblindet gewesen und hat, obgleich die an ihr vorgenommene Operation vollkommen gelungen ist, die Sehkraft doch nicht wieder erlangt.

Den 18. August 1898.

Wir haben hier jetzt sehr viel Sturm und Regen, und neulich brauste auch ein gewaltiger Taifun über Hongkong dahin. Da Tsau kwong aber zum Glück sehr geschützt liegt, hatten wir keinen Schaden zu beklagen.

Trotz Regen und Wind ist es aber auch wieder recht heiß und schwül. Nun noch 6 Wochen und dann ist die schlimme heiße Zeit einmal wieder glücklich überstanden. Eher werde ich wohl nicht wieder ganz frisch sein, aber ich tröste mich immer in der Hoffnung auf den Winter und mit jedem Jahr gewöhnt man sich mehr an das Klima. Besser habe ich mich an die Hitze gewöhnt und vor allem meine Augen an das grelle Licht.

Mit dem Strohflechten meiner Kinder geht es rüstig weiter. Wenn sich das doch verwerten ließe! Vielleicht könnte man in Deutschland eine passende Verbindung anknüpfen. Es soll so viel geflochtenes Stroh, das für die Herstellung von Hüten zugerichtet ist, von hier nach Europa gehen. Meine deutschen Freunde könnten mir durch Vermittlung an eine passende Firma einen größern Dienst er-

weisen, als mit andern Gaben, obgleich wir auch jede andere Handreichung bei dem Anwachsen unsrer Familie nur zu gut gebrauchen können.

Vorige Woche hatte Linschau heftiges Fieber und unsers Kochs Mutter, die augenblicklich hier ist, auch. Hanna, ein Findelhausmädchen, das zu meiner Pflege hier weilt, war ebenfalls nicht wohl. Wahrscheinlich ist die Ursache davon die durch den Umbau der Küche aufgeworfene Erde, die stets Fieber erzeugt. Auch ich fühle mich etwas fieberisch. Die Bauerei ist überhaupt recht ungemütlich. Schon seit fünf Wochen koche ich im Freien auf der Veranda.

Den 19. August. So, jetzt habe ich mich gut ausgeschlafen und bin wieder munter. Es ist doch schrecklich, daß man so von seinem Körper abhängt. Das läßt sich aber nun einmal nicht ändern. Es pustet heute ein schrecklicher Wind und fortwährend fliegt mir dieser Brief aus der Hand. Vor einigen Wochen ist das ganze Berliner Missionsgehöft in Kanton vollständig abgebrannt. Auch die Sachen von Missionar Bahr, mit dem ich auf der „Sachsen" die Reise hieher gemacht, sind verbrannt. Er erwartete gerade seine Braut und hatte sich schon dafür eingerichtet. Das ist zu traurig! Gott wird auch hier wieder weiter helfen.

Jetzt gilt es nun bald an Weihnachten zu denken. Man kann hier mit wenigem viel Freude bereiten. Wie mancher hat alte, unmoderne Stoffreste nutzlos herum liegen, und hier könnten wir sie so gut gebrauchen! Jetzt feiere ich dann schon das dritte Weihnachtsfest hier.

Durch das Unglück meines freundlichen Reisegefährten (Herrn Bahrs) und das seines Missionshauses wurde ich wieder recht lebhaft an die Fahrt auf dem Postdampfer von Bremerhaven nach Hongkong erinnert. Vielleicht mache ich sie nie wieder. Denn jetzt wird ja fleißig an der Eisenbahn durch Sibirien gebaut. Dadurch wird die Verbindung ja viel schneller und sicher auch billiger hergestellt.*) Auch jetzt schon täuschen sich alle, wenn sie uns im fernen Asien mitten in einer unzivilisierten Umgebung glauben. Hongkong macht den durchaus vornehmen Eindruck einer sehr besuchten Gegend in Europa. Mich erinnert es immer an Thale im Harz. Ueberall sind wunderschöne Promenaden, elektrische Beleuchtung und geschmackvolle Anlagen. Dazwischen villenartige Häuser mit luftigen Veranden. Das ist das Bild des europäischen Hongkong. Selbst unten in der Chinesenstadt

*) Mir wurde freilich von allen Sachverständigen, die ich darüber fragte, gesagt, daß durch diesen Eisenbahnbau dem Norddeutschen Lloyd kaum viel Abbruch geschehen werde; denn so bequem wie auf unsern Postdampfern werde die Reise auf dem Landweg nach China kaum werden.

ist es nicht so ganz echt chinesisch mehr. Es giebt dort auch englische und verschiedene deutsche Läden. Auch sieht man häufig die bezopften Söhne der Mitte lustig vorüber — radeln.

Das neueste Bild der Bewohner Tsau kwongs wird nun schon in der Heimat angelangt sein. Das größte blinde Mädchen darauf ist ein häufiger Gast aus dem Findelhause, Shingan. Sie fühlt sich wohl in meiner kleinen Familie und kommt deshalb oft. Ich unterrichte sie dann auch im Handarbeiten. Zu meiner Rechten sitzt Hanlin, links Linschau. Eigentlich müßte es umgekehrt sein; denn Linschau ist in Wahrheit meine rechte Hand. Ihre treue Anhänglichkeit kann ich gar nicht genug anerkennen. Ich wüßte nicht, wie es ohne sie gegangen wäre. Sie hat ja auch ihre schwachen Seiten. So neigt sie z. B. außerordentlich zur Eifersucht. Aber sie läßt mit sich reden und kommt, wenn man seine Ruhe bewahrt, bald wieder zur Vernunft. Unruhe giebt es ja natürlich hier auch, aber bei jedem Ausgang kehre ich mit freudigem Herzen in mein stilles Friedensreich Tsau kwong zurück, weiß ich doch, daß ein wirklich herzliches Verhältnis mich mit all seinen Bewohnern verbindet. Ich will auch recht dankbar dafür sein und mir immer besser Mühe geben, meine Pflicht zu thun. Wenn man innerlich befriedigt ist, so geht alles leichter und die frohe Zuversicht, daß Gott auch immer wieder weiter hilft, stärkt mich stets aufs neue.

Martha Postler.

Ein Zeugnis über die Persönlichkeit Jesu Christi
aus dem Munde indischer Heiden.*)

Die Persönlichkeit Jesu Christi ist so erhaben, so geheimnisvoll und so eigenartig, daß auch nach Verfluß von bald 19 Jahrhunderten es den Menschen trotz ihrer äußersten Anstrengungen doch noch nicht gelungen ist, ihn zu verstehen, so wenig als es jenen ersten Jüngern gelang, die er wegen ihrer Unwissenheit in Bezug auf seine

*) Vorstehendes Zeugnis über die Person Christi erschien vor einiger Zeit in einem Blatt des sogenannten Brahma Samadsch, und es zeigt dasselbe, wie tief die Verehrung der Anhänger dieser religiösen Reformpartei für seine Person ist, wiewohl sie keineswegs die Gottheit Christi lehren und auch dem Christentum, sobald es sich um den Uebertritt zu demselben handelt, nicht so nahe stehen, als es nach solchen Aeußerungen scheinen könnte. Der Brahma Samadsch selbst ist eine Hindusekte, die Vielgötterei und Kaste verdammt, an

Person tadeln mußte. Wir gehen noch einen Schritt weiter und sagen: es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Augen der späteren Geschlechter noch weniger, als die der ersten Jünger, imstande sind, in jenes große Licht zu schauen.

Wie der höchste Himalaya einer geistigen Welt, so steht Jesus Christus vor uns. Schon so manches Jahrhundert haben die Menschen sich abgemüht, die Spitze jenes heiligen Berges von verschiedenen Seiten zu erklimmen; immer noch sind sie weit vom Ziel entfernt. Nichtsdestoweniger darf man sagen, daß es manchen unter ihnen gelungen ist, bis zu einer gewissen Höhe emporzusteigen. Christus ist eine universelle und vielseitige Gestalt. Eine jede Partei betrachtet ihn durch ihre eigenen Augen. Und je nachdem das Auge hell oder trübe ist, so erkennt sie ihn; manche schauen ihn auch in einem ganz verkehrten Licht. Der Unitarier und Trinitarier, der Römischkatholische, die griechische Kirche, der Methodist, der Presbyterianer, der Orthodoxe und Liberale, sie alle, Christen verschiedener Gattungen, bemühen sich eifrig, ein jedes nach seiner Weise ihn zu erkennen und seinen Fußstapfen in Ehrfurcht nachzufolgen. Die einen versuchen es, sich ihm auf dem Weg der Vernunft zu nahen, die andern vermittelst Dogmen und Glaubensbekenntnisse, wieder andere probieren es auf exegetische Weise, ihn zu begreifen, der das Sehnen der Nationen ist; aber jenes alte Wort, daß nur der Geist des Vaters den Sohn offenbaren kann, bleibt so wahr wie je.

Unter jene, die Christum zu verstehen suchen, gehören auch die Anhänger des Brahma Samadsch. Die Leuchte, die ihnen auf der heiligen Wallfahrt zur Erkenntnis Christi voranleuchtet, ist sein Wort, daß niemand den Sohn offenbaren kann, denn nur der Vater. Wir, die Anhänger des Brahma Samadsch, haben es nicht versucht, ihn auf doktrinäre oder theologische Weise zu erfassen; wir haben auch nicht die Geschichte oder die Regeln der Exegese zu unsern Führern erkoren. Noch betrachten wir die christlichen Missionare als unsere Lehrer, obwohl wir mit Dankbarkeit die mancherlei Hilfsmittel anerkennen, die wir von ihnen empfangen haben. Was wir gethan, ist, daß wir den Vater inständig um Aufschluß anflehten und daß wir

---

einen persönlichen Gott glaubt und ihn anbetet, und Jesum Christum wegen seiner göttlichen Lehren und seines erhabenen Vorbilds hoch achtet und verehrt. Ihrer Lehre nach kann der Mensch Seelenheil erlangen, wenn er sich Gott hingiebt und ihn anbetet. Jeder Mensch muß die Strafe seiner Sünde tragen, sei es hier, sei es dort. Gottes Gesetz kann nicht gebrochen werden und seine Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Hat der Mensch die Strafe seiner Sünde erlitten, bereut er seine Sünde, so erbarmt sich seiner der gnädige Vater im Himmel und wird versöhnt mit ihm.

von ganzem Herzen und in geziemender Ehrfurcht uns sehnten, den zu erkennen, der das Licht und das Leben ist. Unsere Stellung zu ihm, dem Gekreuzigten, ist aufrichtige Treue, Glaube, Ehrfurcht und Gehorsam. Seine Worte sind unser Führer. Dieses sein Wort legen wir aus nach der Erkenntnis, die uns verliehen ist und wir sind nun an einem Punkt angelangt, wo Erkenntnis und Glaube, Buchstabe und Geist, Geschichte und inneres Licht, Vergangenes und Zukünftiges, Osten und Westen miteinander harmonieren. Unsere Erkenntnis über Christus ist progressiv und niemand kann sagen, wohin wir geleitet zu werden bestimmt sind.

Wir schauen Jesum vermittelst des inneren Lichts als eine Realität und als eine Kraft, und was wir schauen, wird bestätigt und bezeugt nicht nur durch geschichtliche Thatsachen und durch die Aussprüche des großen Lehrers selbst, sondern auch durch solche bedeutender Menschen und Heiliger. Inmitten all der widerstreitenden Berichte der Kirchengeschichte und der mancherlei Lehrmeinungen verschiedener Sekten und Lehrer tritt uns hier eine Harmonie entgegen. Wir finden eine Harmonie heraus zwischen dem präexistierenden Christus, der beim Vater war von Anfang, dem geoffenbarten Christus, wie ihn die Geschichte uns zeigt, und zwischen dem triumphierenden Christus, dessen Herrlichkeit sich allüberall von Land zu Land und zu allen Zeiten ausdehnen soll vermittelst erhöhter Litteratur, Philosophie, Politik und Soziologie, in der jetzigen und in der künftigen zivilisierten Welt. Wir finden eine Harmonie zwischen dem Christus, dessen Geist sich selbst offenbart durch Werke der Menschenliebe und der Kultur der Jahrhunderte, zwischen dem Christus des Orient und des Occident. Der Christus der jüdischen Geschichte ist der „kleinere Christus“ (smaller Christ); aber in ihm, als in einem Samenkorn, ist der zukünftige Christus aller Zeiten, des Himmels und der Erde enthalten, der Sünder, der Heiligen. Diesen Christus oder den Logos von Gott bezeichnen wir in Ermanglung eines bessern Ausdrucks in unserer Sprache als den „größeren Christus“. Unser Christus ist nicht bloß der Christus der Unitarier und der Trinitarier. Er ist auch nicht der Christus von dieser Kirche oder jener Sekte. Der Christus, zu dem wir uns bekennen, ist auch nicht nur der Christus der Geschichte, noch der menschlichen Vorstellung und des menschlichen Gefühls. Er ist, das glauben wir aus tiefstem Herzen, der Christus Gottes, der durch unzählige Zeiten hindurch sich im Westen und Osten, Norden und Süden in mancherlei Weise geoffenbart hat je nach den Fähigkeiten, dem Geschmack und den Traditionen, wie auch nach der intellektuellen und der geistigen Veranlagung der verschiedenen Nationen. Wir sind auch der festen Hoffnung, daß alle Dinge entweder hier

schon oder in der nächsten Welt schließlich sollen eins werden in Ihm.

Brüder in Christo, schränkt den nicht ein, der ohne Schranken ist, weder durch eure Lehren und Lehrsätze, noch durch eure Riten und Ceremonien! Wir bitten euch, mit uns ein wenig Geduld zu haben und euch zu überzeugen, wie die Persönlichkeit des Gottmenschen, den ihr und wir lieben, sich ganz von selbst offenbart unter einem Volk, das in Ehren stolz ist auf eine alte Kultur.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Britisch-Ostafrika.

In dem unter englischem Einfluß stehenden Sansibar rief der im August 1896 erfolgte Tod des Sultans Said Hamed wegen der Thronfolge einen Aufruhr hervor, der aber durch das Bombardement der Stadt durch englische Kriegsschiffe niedergeschlagen wurde. Infolge dessen gelangte durch Englands Machtspruch Said bin Hamed an die Regierung, während der Kronprätendent Said Khalid, der Onkel des verstorbenen Sultans, sich unter deutschen Schutz begab. Durch Englands Einfluß gelang es auch, im April 1897 einen Erlaß in Kraft treten zu lassen, wonach die bestehende Feldsklaverei auf der Insel aufgehoben wurde, wogegen man die Haussklaverei, deren Aufhebung zu tiefgreifende Folgen in den Familienverhältnissen gehabt hätte, noch nicht zu beseitigen wagte.

Die Aufhebung der Feldsklaverei ermöglichte es denn auch der Universitäten-Mission, im Juni 1897 ihren längst gehegten Wunsch auszuführen und ihr Werk von Sansibar aus auf die nördlich davon gelegene Insel Pemba auszudehnen, wo die bedeutenden Nelkenpflanzungen ein zahlreiches Arbeiterpersonal beschäftigen. Die Insel war bis vor kurzem Europäern noch eine ziemlich unbekannte Welt, wie sie denn auch von solchen nicht bewohnt war. Nun hat die Universitäten-Mission einen ihrer Arbeiter mit seiner Frau in der Nähe der zweitgrößten Stadt Weti stationiert, während sich im eigentlichen Hauptort Chaki Chaki die Quäker niedergelassen haben.

Auf der Insel Sansibar, dem Hauptquartier der Mission und dem Sitz des Bischofs, war der Tod des tüchtigen Archidiakonus

Jones Bateman (25. Okt. 1896) ein schwerer Verlust für das ganze Werk. Dreizehn Jahre lang hat derselbe das St. Andrews Kolleg in Kiungani, das die Mission mit eingebornen Gehilfen versorgte, mit Erfolg geleitet. Auch durch sonstige Todesfälle und mehrfachen Abgang litt die Arbeit in den letzten Jahren sehr unter dem Mangel an genügenden Missionskräften. Dagegen leistete die Druckerei, die von Kiungani in die Stadt herein verlegt wurde, sehr Erhebliches, indem sie Druckwerke in sieben verschiedenen Sprachen lieferte.

In Britisch-Ostafrika ist bis jetzt von einer wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebiets nicht viel zu bemerken und es steht dieselbe den Fortschritten im deutschen Gebiet weit nach. Dagegen sind die Engländer um so energischer daran, ihre von Mombas ausgehende Uganda-Eisenbahn, die auf Staatskosten erbaut wird, ihrem Zielpunkt entgegenzuführen und dadurch das Innere mit der Küste zu verbinden und für den Handel zu erschließen. Alle Thätigkeit, die sich sowohl in der Küstenhauptstadt Mombas, als auch weiter landeinwärts zu erkennen giebt, steht deshalb auch ausschließlich in Beziehung zu dem Eisenbahnunternehmen. Daß dasselbe von außerordentlicher Bedeutung für die britische Machtsphäre und die künftige Entwicklung jener Gebiete ist, läßt sich nicht verkennen. Bis Ende 1898 waren bereits 423 km traciert und die Bahnarbeiten hatten den zweiten Südparallelgrad überschritten. Die vorbereitenden Arbeiten sind demnach für ungefähr die Hälfte der ganzen Strecke von Mombas bis zum Viktoria-Nyansa vollendet. Nach dem deutschen Kolonialblatt ist die Bahn am 1. November bis Makindu, also 383 km von Mombas entfernt, dem Verkehr übergeben. Jeden Tag verkehren zwei Züge, der eine nach der Küste, der andere nach dem Binnenland. Der Fahrpreis dritter Klasse beträgt für den Kilometer nur 3 Pfg. Der Bau der Bahn hatte anfangs sehr bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, denn der Boden ist meist mit schwerdurchdringlichem Dorngestrüpp bedeckt und vielfach von Schluchten durchschnitten. Der abnorme Regenfall im Frühjahr 1897 nahm die Erdarbeiten stark mit und der Ausbruch der Pest in Indien unterbrach die Einführung von Kulis.

Was nun die Missionsthätigkeit betrifft, so ist hier zunächst die der englisch-kirchlichen Mission auf der Insel Mombas zu nennen. In der heißen, staubigen Hafenstadt gl. N. wohnt dicht zusammengedrängt ein buntes Völkergemisch: Araber, Perser, Hindus, Suaheli, Wanjika und andere afrikanische Stammesgenossen. Unter ihnen ist der Islam am stärksten vertreten, und der Boden für die Missionsarbeit ist sehr hart. Schon Dr. Krapf begann hier seine an Mühen reiche, aber wenig erfolgreiche Arbeit. Unter großen Opfern

ist dieselbe dann trotz der geringen Erfolge mit einiger Unterbrechung bis auf die Gegenwart fortgeführt worden, da Mombas das Thor zu Ostafrika bildet. In richtiger Erkenntnis der wachsenden Bedeutung von Ost- und Centralafrika hat deshalb auch die englisch-kirchliche Mission in den letzten zwei Jahrzehnten ein beträchtliches Maß von Kräften und Mitteln auf diese verhältnismäßig wenig versprechende Mission verwendet. Nach dem letzten Census (1898) standen daselbst 3 Missionare und 7 Missionslehrerinnen, wogegen die Zahl der eingebornen Christen nur 108, die der Schüler 80 betrug. In einer schönen luftigen Halle oder auf freien Plätzen wird Mohammedanern und Heiden das Evangelium gepredigt und die meist sehr schmutzigen Wohnungen der Eingebornen werden regelmäßig besucht. Aber man klagt bitter über die Gleichgültigkeit, den fleischlichen und nur auf das Irdische gerichteten Sinn der Stadtbewohner. Ein schönes Missionshospital in dem nahe bei der Stadt gelegenen Msisima unter der Leitung des Missionsarztes Dr. Edwards bietet den weit und breit herbeigebrachten Kranken unentgeltliche Behandlung und Pflege, sowie unheilbaren Patienten einigen Verdienst.

Auf dem gegenüberliegenden Festland, nur durch einen ca. 300 m breiten Meeresarm von Msisima getrennt, liegt Frere-Town, die im Jahr 1874 für befreite Sklaven angelegte Missionsniederlassung, eine Art von afrikanischer Arbeiterkolonie. Auch hier stehen mehrere Missionare und Missionslehrerinnen in der Arbeit, denen aber die Leitung und geistliche Beeinflussung dieser bunt zusammengewürfelten Masse von befreiten Sklaven aus den verschiedensten Stämmen viel Not macht. Besonders wird sehr über das Namenchristentum und die Unbeständigkeit der Jugend geklagt. Einen sehr nachteiligen Einfluß übt auch die Eisenbahn mit den hohen Arbeitslöhnen, sowie der unsittliche Wandel mancher Europäer auf die leicht verführbaren Christen aus. Frauen verlassen mit ihren Kindern ihr bisheriges Heim und leben in den Baracken längs der Bahnlinie wie Schafe ohne Hirten. In ihrer Zerstreuung und fern aller geistlichen Pflege sind sie hier allen Gefahren des sittlichen Verkommens ausgesetzt. Die jungen Männer aber verdingen sich als Diener, Köche, Schreiber und Aufseher, verdienen mehr Geld, als ihnen gut ist und werden leichtsinnig. Als Ritter von Habenichts oder als Gigerl kehren sie in vielen Fällen wieder zurück, haben kein Heim und sind Leute mit lockerer Lebensweise. Die jungen Mädchen werden verführt und kommen zu keiner rechtmäßigen Ehe, weil ihnen die jungen Männer kein eigenes Heim bieten können. Diese traurigen Verhältnisse versteht man nur, wenn man bedenkt, daß diese Küstenstationen noch am Rande der Wildnis liegen. Die Zahl der Christen in Frere Town betrug Ende 1897 450,

die der Schüler 140. Das daselbst bestehende Predigerseminar hatte in letzter Zeit mit seiner Existenz zu ringen. Eine Zierde der Station ist dagegen die neue stattliche Kirche, die für 16 000 Mk., die z. T. von der Familie und von Freunden des verstorbenen Sir Bartle Frere beigesteuert wurden, erbaut worden ist. An ihr steht ein eingeborner Geistlicher.

Von der Stadt Mombas etwa eine halbe Stunde entfernt liegt auf der Westseite der Insel der Hafenplatz Kilindini. Hier nimmt die Uganda-Bahn ihren Ausgangspunkt. Mit ihr gelangen wir rasch auf die gegenüber auf dem Festland liegende Anhöhe nach Rabai, dem alten Kisulutini, wo Miss. Rebmann schon vor mehr als 50 Jahren seine entsagungsvolle und schwere Geduldsarbeit begann. 29 Jahre lang hat dann der treue Mann auf dem damals einsamen Posten unter den Wanika ausgehalten, bis er fast verschollen und vergessen, erblindet in seine schwäbische Heimat zurückkehrte (1875) und bald darauf (4. Okt. 1876) seinen Lebenslauf beschloß. Heute ist Rabai durch Aufnahme befreiter Sklaven die fruchtbarste Station von Ostafrika, die Ende 1897 904 Christen, 208 Katechumenen und 241 Schüler zählte. Die Mission unterhält hier ein ansehnliches Personal von europäischen und eingebornen Arbeitern und das Evangelium wird fleißig unter den umwohnenden Wanika und Warabai verkündigt.

Noch im Küstengebiet, nördlich von Rabai am untern Sabaki, liegt die weitere englisch-kirchliche Station Dschilur, die wegen ihrer ungesunden Lage schon manchem Missionsarbeiter das Leben gekostet hat. Die Arbeit geschieht hier unter den Giriama, in deren Sprache bis jetzt die Psalmen, zwei Evangelien und die Tauf- und Abendmahlsliturgie übersetzt sind. Die Frucht der Arbeit, die im Jahr 1895 wegen des Aufstands für 9 Monate unterbrochen war, sind 74 Getaufte, 77 Katechumenen und 44 Schüler. (Leipziger luth. Miss.Bl. Nr. 23. — Proceed. of the Ch. Miss. Soc. 1898.)

Nur fünf Stunden nordwestlich von Mombas entfernt und in nächster Nähe von Rabai liegt die Leipziger (früher bayrische) Station Jimba, deren Hauptbevölkerung aus Suaheli besteht, wogegen Mbungu (6 Stunden weiter nördlich) und das landeinwärts im eigentlichen Ukamba liegende Ikutha es nur mit den Wakamba zu thun haben (vgl. Miss.Mag. 1898, S. 469 ff.). Die Arbeit unter diesen ist bis jetzt noch immer eine große Geduldsprobe. Einige sprachliche Arbeiten sind fast der einzige greifbare Erfolg der bisherigen Missionsarbeit unter diesem Volk, dessen Herzenshärtigkeit selbst durch die mehrfachen Heimsuchungen Gottes nicht gebrochen worden ist. Erst in neuer Zeit hat Dürre und Hungersnot sie wieder schwer betroffen. Viele mußten deshalb an die Küste ziehen und dort

Arbeit und Brot suchen. Zwar dient die bittere Not den stolzen Wakamba zur Demütigung und zwingt sie zur Arbeit, die sonst als Entwürdigung ihrer Ehre angesehen wird, aber der fleischliche Sinn bleibt bei ihnen trotzdem vorherrschend und ein Verlangen nach Frieden mit Gott bewirkt auch die stärkste Züchtigung nicht. Ja, im Gegenteil, die Leute werden im großen und ganzen nur noch stumpfer gegen alles Göttliche. Die äußere Lage scheint jetzt noch dadurch schlimmer zu werden, daß eine Art von Rinderpest wieder auftritt, die selbst das Kleinvieh ergreift. — Von den drei Stationen soll nun das im Küstengebiet liegende Mbungu aufgegeben werden, da es durch die Eisenbahn, die eine völlige Veränderung der Verhältnisse hervorbringt, seine bisherige Bedeutung als Handelscentrum für die aus dem Innern kommenden Wakamba verloren hat. Es soll deshalb künftighin von Jimba aus die Arbeit unter den dortigen Wakamba der Küste getrieben werden, wogegen man statt Mbungu eine neue Station im Innern, in Kitwi, anlegen will.

Unter den Wakamba, und zwar südwestlich von Ikutha liegt die von dem Freischotten Dr. Stewart, dem Leiter des südafrikanischen Lovedale, 1892 angelegte Station Kibwezi oder Neu-Lovedale, ein Privatunternehmen, das seiner Zeit von der britisch-ostafrikanischen Kompagnie mit 200 000 Mk. unterstützt wurde und eine Industrie-Mission im großen Stil werden sollte. Nach der Schilderung eines Leipziger Missionars, der im März v. J. einen Besuch dort machte, ist aber wenig von Missionsthätigkeit zu sehen. Dr. Wilson, der damals die Station leitete und dem ein Zimmermann zur Seite stand, war thatsächlich mehr Beamter der Regierung und Arzt für die Arbeiter am Bahnbau und für die vorüberziehenden Karawanen. Er hatte als solcher so viel zu thun, daß er nicht daran denken konnte, auch noch den Wakamba nachzugehen. Auf der Station steht zwar eine Kirche, aber kein Eingeborner erscheint zum Unterricht und Gottesdienst, wie denn überhaupt bis jetzt an den Wakamba noch gar nicht gearbeitet worden ist. Eine Zeitlang wurden einige Masaijungen daselbst unterrichtet, aber die Hauptbeschäftigung der Missionsarbeiter bestand in Gärtnerei. Uebrigens soll Kibwezi Eisenbahnstation werden und die Mission will in Kikuyu (südlich vom Kenia) einen neuen Anfang machen. Inzwischen ist Dr. Wilson dem Schwarzwasserfieber erlegen. (Leipz. luth. Miss.Bl. 1898.)

Im Arbeitsgebiet der Neukirchener Mission am unteren Tana und in Lamu an der Küste, im nordöstlichen Gebiet von Britisch-Ostafrika, ist nach schweren Anfangsjahren eine hoffnungsvollere Zeit für die dort stehenden Brüder angebrochen. Besonders in Ngao, das etwa 20 Stunden westlich von Lamu liegt und den Ausgangs-

punkt ihrer Arbeit am Tana unter den heidnischen Pokomo bildet, ist der Umschwung unverkennbar. Allerdings erstreckt sich bis jetzt der Einfluß der Mission nur erst auf einen verhältnismäßig kleinen Bezirk des Pokomolandes, da die Missionare bisher durch die vielen Krankheiten, Todesfälle, Bauarbeiten u. a. immer wieder abgehalten wurden, dem Werk eine größere Ausdehnung den Fluß hinauf zu geben. Indes sind neben Ngao, wo zwei Missionshäuser, sowie ein größeres Versammlungshaus stehen und ein drittes Gebäude als Sanatorium im Bau begriffen ist, zwei Außenposten, Meli und Engatana, ersteres unterhalb, letzteres oberhalb am Tana, mit je einem Versammlungslokal versehen worden. Außerdem ist im letzten Jahr Makere, weiter oben am Fluß, wo man das Anwesen eines verstorbenen schwedischen Missionars angekauft hat, als zweite Europäerstation besetzt worden. Leider ist aber hier der Dialekt des Pokomo sehr verschieden von dem in Ngao gesprochenen. Wie an mancherlei Nöten, so hats auch am Segen auf diesen Tanastationen bis jetzt nicht gefehlt. Schon im Mai 1892 wurde durch den Einfluß der Mission in Ngao die Zauberei durch öffentlichen Volksbeschluß offiziell abgeschafft. Sie bestand zwar im geheimen noch fort, aber die Zauberer durften sich damit nicht in die Oeffentlichkeit wagen. Umso ungescheuter trieben sie außerhalb Ngao ihr Wesen. Als dann die Mission nach Meli vordrang, gab es einen neuen Kampf. Nach einander wurden vier Zauberer gläubig. Drei von ihnen hatten nach und nach ihr Bekenntnis zum Heiland mit dem Tode zu besiegeln, indem sie durch Gift von ihren früheren Kollegen aus dem Wege geräumt wurden. Sie blieben aber treu. Die Zahl der Getauften in Ngao und Meli betrug nach den letzten Angaben (1898) 40 Seelen. Für die Ausdehnung der Arbeit erhofft man manches von den nun zur Verfügung stehenden eingebornen Gehilfen. Auch ist mit der Ausbildung in Handwerken und Einführung der Mädchen in Haus- und Handarbeit ein schöner Anfang gemacht. Ngao mit seiner nächsten Umgebung steht völlig unter dem Einfluß der Mission.

Auch in der Küstenstadt Lamu, wo die Neukirchener seit 1889 in aller Geduld unter den mohammedanischen Suaheli arbeiten, zeigt sich ein gewisser Umschwung in der Stellung der Mohammedanerwelt zum Evangelium und zur Mission. Schon die Durchführung der englischen Herrschaft hat das Selbstbewußtsein der Anhänger Mohammeds sehr erschüttert. Aber auch die jahrelange Bezeugung des Evangeliums in der Stadt ist an der Bevölkerung nicht spurlos vorübergegangen. Das tritt besonders unter den Geringen im Volk, die sich am zahlreichsten zur Predigt einstellen und für die sich bis jetzt am meisten hoffen läßt, an den Tag. Die erste sichtbare Frucht aus diesen Kreisen

war die Taufe einer Frau am 19. Mai v. J., des Erstlings unter den Mohammedanern von Lamu. (Miss. u. Heidenbote 1898.)

Ueber die schwedisch-amerikanische Mission, die sich am Tana niedergelassen und seit einigen Jahren hier experimentiert hat, sowie über die der vereinigten Frei-Methodisten, die in der Nähe der Neukirchener in Golbanti arbeitet, stehen uns neuere Berichte nicht zu Gebote. Ihr Augenmerk scheint besonders auf die Galla-Bevölkerung gerichtet zu sein. Letztere Mission hat auch eine Hauptstation in der Nähe von Mombas, Ribe, die aber schwach besetzt ist. Drei weitere Orte: Ganjoni, Jomvu und Jibana sind wohl nur als Außenstationen zu betrachten. Die Berichte von dort lauten nach dem Neukirchener Missions- und Heidenboten hoffnungsvoll, da man von ziemlich vielen Taufbewerbern zu melden weiß.

Auf dem alten Karawanenweg, der von der Küste nach dem Kilimandscharo führt, liegt das Bergland Taita, wo in dem hochgelegenen einsamen Sagalla die englisch-kirchliche Mission unter den scheuen Wataita bis jetzt ohne sichtbaren Erfolg arbeitet. Die Station war deshalb auch mehrere Jahre aufgegeben, ist aber 1895 wieder besetzt worden.

Viel hoffnungsvoller ist dagegen die Arbeit in der schönen Taweta-Landschaft am südöstlichen Fuße des Kilimandscharo, wohin sich die englischen Missionare nach der Aufgabe von Moschi 1892 zurückgezogen haben. Die Wataweta scheinen sehr empfänglich zu sein und die Station ist rasch emporgeblüht. Jeden Sonntag werden an sieben Predigtplätzen Gottesdienste gehalten, zu denen sich gewöhnlich bis zu 560 Hörer einfinden. Sechs europäische Missionsarbeiter, darunter zwei Missionslehrerinnen, sind damit beschäftigt, ein nach englischer Weise eingerichtetes, vielgestaltiges Werk im Gang zu erhalten. Die Zahl der Getauften betrug nach dem letzten Census 34, die der Taufbewerber 11. Mit der dort bestehenden Knabenschule ist eine Arbeitsschule verbunden, in der ein Europäer den jungen Leuten allerlei Industriezweige lehrt, während eine Missionslehrerin sie im Nähen unterrichtet. Auch ist eine kleine Presse aufgestellt, die gute Dienste leistet. Seit April 1897 ist Taweta zu einer Bezirksstation des britisch-ostafrikanischen Protektorats erhoben und der Sitz eines englischen Beamten.

In Uganda, wo das Werk der englisch-kirchlichen Mission einen so überraschend großen Aufschwung genommen hat, traten im Jahr 1897 Verhältnisse ein, durch die nicht allein die englische Herrschaft, sondern auch der Bestand der Mission aufs höchste gefährdet war. Die Gefahr, die beiden drohte und die noch glücklich, wenn auch mit schweren Opfern, abgewendet werden konnte, wurde durch einen Auf-

stand König Muangas und durch eine Meuterei der sudanischen Söldner herbeigeführt. Beides kam um so überraschender, als man die englische Herrschaft seit den letzten Jahren für durchaus gesichert hielt. Dem war aber nicht so. Schon im Frühjahr 1897 drang eine revoltierende Abteilung der Kongotruppen, die ihre europäischen Offiziere niedermachte, über die britische Grenze und zerstörte Fort Katwe am Albert Eduard-See. Miss. Lloyd in Toro sah sich deshalb genötigt, seinen Posten für einige Zeit zu verlassen und sich nach der Hauptstadt Mengo zu flüchten, während ein katholischer Priester in die Hände der Meuterer fiel und schmählich mißhandelt wurde. Noch bedenklicher war ein Komplott, das von drei einflußreichen Häuptlingen, zwei Katholiken und einem ausgeschlossenen Protestanten, in Uganda selbst in aller Stille gegen die englischen Beamten angezettelt wurde. Dasselbe konnte, rechtzeitig entdeckt, noch vereitelt werden. Dagegen entwich König Muanga, der sehr wahrscheinlich an dem Komplott beteiligt war, am 6. Juli aus der Hauptstadt, wandte sich nach Buddu und erhob hier die Fahne des Aufstands. Zu gleicher Zeit hatte er Boten in alle Provinzen, selbst in die Feudalstaaten Busoga und Toro und zu Kabarega, dem Exkönig von Unyoro, gesandt und zur Erhebung gegen die englische Herrschaft und die christliche Partei aufgefordert. Der Augenblick war gut gewählt, da ein Teil der sudanischen Garnison anderswo engagiert war. Einige einflußreiche katholische Häuptlinge und viel anderes Volk schlossen sich ihm an. Die Sachlage war bedenklich, denn bei der allgemeinen Abneigung gegen die englische Oberhoheit war zu befürchten, daß sich alle Katholiken, Heiden und Mohammedaner auf seine Seite schlagen würden. Man konnte nur auf die Loyalität der protestantischen Baganda rechnen. In Buddu vereinigte Muanga eine ziemlich große Streitmacht, die aus einigen tausend mit Flinten Bewaffneten und der sämtlichen mit Speeren ausgerüsteten Bevölkerung Buddus bestand. Aber er wurde durch die englischen Truppen geschlagen und flüchtete auf deutsches Gebiet, wo er am Südende des Viktoria Nyansa gefangen gehalten wurde. Muanga wurde nun für vogelfrei erklärt und statt seiner sein einjähriges Söhnlein David am 14. August 1897 unter der Regentschaft der beiden Minister, eines Protestanten und eines Katholiken, sowie eines einflußreichen protestantischen Häuptlings auf den Thron Ugandas gesetzt. Im Dezember gelang es indes Muanga, seiner Haft zu entrinnen und wieder in Buddu aufzutauchen, wo er bald an der Spitze von 2400 Mann stand, die ihm der katholische Häuptling Mujassi Gabriel zugeführt hatte. Muanga, der sich nun zum Mohammedaner erklärte, wurde aber wieder geschlagen und entfloh. Der Aufstand war damit gedämpft.

Noch viel gefahrvoller wurde die Lage Ugandas durch die Meuterei der sudanischen Söldner, der ehemaligen Truppen von Emin Pascha, die man 1891 in Sold genommen und die seitdem die Garnisonen der Regierungsstationen bildeten. Eine Abteilung dieser Truppen desertierte auf einer Expedition und marschierte auf die Hauptstadt los, um dort die Fahne des Aufruhrs zu entfalten, die Europäer zu töten und ein sudanisches Königreich in Uganda zu errichten. Die Gefahr war umso größer, als ein allgemeiner Aufstand der Garnisonen und der Verlust der von ihnen besetzten Forts zu befürchten war. Dazu war den mohammedanischen Baganda als ihren Glaubensgenossen nicht zu trauen, ebenso wenig als den heidnischen und katholischen Bewohnern, die erst kurz zuvor in den Aufstand Muangas verwickelt gewesen waren. Man war deshalb auch hier nur auf die Treue und Unterstützung der protestantischen Baganda angewiesen, die sich denn auch dem englischen Befehlshaber zur Verfügung stellten. Die Meuterer hatten sich inzwischen auf ihrem Marsch westwärts des Forts Luba (ca. 20 Std. östlich von Mengo) und dreier Europäer bemächtigt, die sie ermordeten. Sie selbst wurden von den englischen Truppen und den Baganda nahezu drei Monate lang erfolglos belagert. Dann verließen die Meuterer das Fort bei Nacht (9. Jan. 1898) und kreuzten den Nil, wo sie aber bei Kabagambi geschlagen und zersprengt wurden. Der überlebende Teil flüchtete sich in die Sümpfe des Kioga-Sees.

Die Gefahr war somit beseitigt, aber der Aufstand hatte auch seine Opfer gefordert. Den schwersten Verlust erlitt die Mission durch den Tod des tüchtigen Miss. Pilkington, der am 11. Dezember bei Fort Luba durch die Kugeln der Sudanesen fiel. Auf Wunsch des englischen Befehlshabers war derselbe in Begleitung des Missionsarztes Dr. Cook mit den evangelischen Baganda ins Feld gezogen, um diesen als Rückhalt und zugleich als Dolmetscher zu dienen. Ihm folgten später während der Belagerung noch drei weitere Missionare, um die Verwundeten zu pflegen. Pilkingtons Tod war ein großer Schlag für die gesamte Uganda-Mission, da er sozusagen die Seele des ganzen Werkes war. In außerordentlich kurzer Zeit hatte er die Landessprache bemeistert und erwarb sich als Uebersetzer große Verdienste. Als solcher übertrug er das Neue und Alte Testament (mit Ausnahme einiger weniger schon vorhandenen Schriften) ins Luganda, revidierte das kirchliche Gebetbuch, übersetzte die 39 Artikel, verfaßte zwei Katechismen, beschenkte das Volk mit einer Reihe von Kirchenliedern, schrieb ein Erbauungsbuch und stellte eine wertvolle Grammatik mit einem ausführlichen Wörterbuch zusammen. Und das alles geschah in der kurzen Arbeitszeit von nur sieben Jahren, die dem begabten und rastlosen Manne vergönnt waren. Er ist nur

33 Jahre alt geworden. Wie Alexander Mackay hat er als Laienmissionar der Mission unschätzbare Dienste geleistet. Er hatte auf der Universität Cambridge Philologie studiert, machte 22 Jahre alt ein vorzügliches Examen und war einige Zeit als Lehrer thätig, bevor er am 3. Dezember 1889 in die Dienste der kirchlichen Mission eintrat und im Januar 1890 nach Ostafrika abreiste. Er erreichte aber erst am 27. Dezember 1890 Uganda und griff hier sofort in die Arbeit ein. Im Oktober 1895 kam er zur Erholung in die Heimat, war aber schon nach einem Jahr wieder auf der Rückreise dahin begriffen. Den langen Landweg von Mombas bis Uganda legte er dabei auf dem Zweirad zurück und gelangte so fünf Wochen früher als die übrigen Reisegefährten am 11. Januar 1897 in der Hauptstadt an. Elf Monate später fiel er, tödlich getroffen, unter den Mauern von Fort Luba. Sein Bagandaknabe Aloni rief dem Sterbenden die Trostworte zu: „Meister, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe!" Darauf antwortete noch Pilkington: „Ja, mein Kind, so ist es, wie du sagst: der wird nimmermehr sterben!" Noch am gleichen Abend wurde er mit dem ebenfalls gefallenen Lieutenant Macdonald in der Nähe des Forts unter einem Baume beerdigt, unfern der Stelle, wo am 31. Oktober 1885 Bischof Hannington ermordet wurde. Pilkingtons Gebeine sind dann später nach Mengo verbracht und hier beigesetzt worden.

Durch den Aufstand der Sudanesen gerieten verschiedene Missionsarbeiter auf den entlegenen Arbeitsposten in große Lebensgefahr; aber sie konnten alle glücklich in die Hauptstadt entkommen. Das Missionswerk wurde indes nicht wenig durch diese Unruhen und Wirren geschädigt. Viele der Lehrer mußten ihre Arbeitsposten verlassen und ins Feld ziehen; einzelne Außenstationen wurden zerstört oder waren für längere Zeit verwaist. Da und dort richteten die Ereignisse Verwirrung unter den Gemütern an und übten einen bösen Einfluß aus. Auch jetzt herrschen im Land noch unsichere Zustände. Denn noch befindet sich der Exkönig Muanga in Unyoro in Freiheit und kann von dort jeden Augenblick wieder in Uganda einbrechen. Sein mächtigster Anhänger, der katholische Mujassi Gabriel, verbirgt sich in der den Engländern feindlichen Landschaft Ankoli. Und die ins Gebiet der Wakeddi verjagten meuternden Sudanesen machen sich durch Brandstiftungen in der Umgebung von Mengo unangenehm bemerklich.

Ueber den letztjährigen Stand der Uganda-Mission, die so viele Wechselfälle und große Erfolge aufzuweisen hat, lassen wir am besten Bischof Tucker selbst, der nun wieder in Uganda eingetroffen ist, berichten. Er hat dies in einem Rückblick gethan, nachdem auf seinen Wunsch hin das Küstengebiet von seinem bisherigen Bistum abgezweigt

worden ist, sodaß Uganda mit seinen Nebenländern nun eine besondere Diözese mit eigenem Bischofssitz unter ihm bildet. Er schreibt in Bezug auf einst und jetzt:

Es ist fast unmöglich, ein annäherndes Bild von den wunderbaren Erfolgen der Arbeit in Uganda zu geben, von denen die vergangenen Jahre Zeugen gewesen sind. Vor sieben Jahren (d. h. Ende 1890, als Bischof Tucker sein Amt antrat und zum ersten Mal nach Uganda kam) fand ich nur zwei Missionare im Lande vor. Heute giebt es, Gott sei Dank, vierzig. Damals hatten Kriege, Seuche und Hungersnot das Land verwüstet, jetzt segnen Friede und Ueberfluß dasselbe. Damals war die Entscheidung über das Schicksal Ugandas in der Schwebe, jetzt ist es von den Mächten Europas als britisches Schutzgebiet anerkannt. Damals hing Leben und Eigentum ab von der Gnade eines launenhaften Tyrannen, jetzt sieht ein britischer Resident darauf, daß niemand benachteiligt wird. Damals war der Sklavenhandel in vollem Schwange, jetzt ist er unterdrückt. Damals lag eine unbeschrittene Wüste zwischen Mombas und Uganda, jetzt ist eine Eisenbahn im Bau begriffen und ein Dampfschiff befährt den See regelmäßig. Vor sieben Jahren gab es in Uganda 500 Christen, jetzt giebt es deren 12 888 ... Gott hat auch auf sehr wunderbare Weise einen Predigerstand für die Arbeit der Kirche Ugandas erweckt. Drei eingeborne Priester, sieben Diakonen und 675 Evangelisten, Lehrer und sonstige Gehilfen legen Zeugnis dafür ab, wie der heilige Geist die Herzen der Menschen zu bewegen vermag. Was durch ihren Dienst und den ihrer europäischen Leiter geschehen ist, davon giebt das veränderte Leben Tausender von Männern und Frauen Zeugnis, die täglich etwas von dem Charakter Christi ausstrahlen.

Auch räumlich hat sich das Werk nach allen Seiten hin entwickelt und ausgebreitet. Das Evangelium wird jetzt in Busoga gepredigt, wo zwei europäische Missionare der Arbeit vorstehen; in Bunyoro, einem Lande, das bis vor kurzem unter der Gewaltherrschaft von Kabarega, einem Anführer von Menschenjägern und Sklavenhändlern stand; in Toro, wo der König getauft ist und zu den Abendmahlsgenossen der Gemeinde gehört; in Koki, wo wie dort zwei englische Missionare in der Arbeit stehen und wo der König mit einer Anzahl seiner Leute unterrichtet werden; in Usukuma, am Südende des Viktoria Nyansa, wo man sich besonders bemüht hat, die Jugend zu erreichen, und wo eine Schar Baganda-Evangelisten unter der Leitung dreier europäischer Missionare arbeiten. Alle diese Länder geben Zeugnis von dem Missionseifer der Kirche Ugandas. Sie liegen alle außerhalb der Grenzen des eigentlichen Uganda, aber durch neuere Verordnungen sind sie — mit Ausnahme des deutschen Usukuma — dem Uganda-Schutzgebiet einverleibt worden.

In Bezug auf die angewandten Mittel, die bei der Entwicklung der Uganda-Mission mitgewirkt haben, sind unter andern zu nennen: die Druckerpresse, die Verbreitung heiliger Schriften, Frauenarbeit, ärztliche Mission u. a. m. Die Druckerpresse ist ein wichtiger Faktor gewesen und sie ist bestimmt, noch eine größere Rolle bei der Evangelisation Ugandas zu spielen. Man schätzt, daß es jetzt etwa 100 000 Leute im Lande giebt, welche lesen können. Die fleißige Ausbildung der Kunst des Lesens ist ein Mittel gewesen, das der Herr vielfach gebraucht, um Seelen zu sich zu ziehen. Die Verbreitung heiliger Schriften in Uganda ist keine zufällige Ausbreitung des Werks gewesen, sondern das Resultat einer wohlerwogenen Politik, in der man angesichts großer Schwierigkeiten mit vereinten Kräften standhaft ausharrte. Die Uebersetzungsarbeiten, die mit unermüdlicher Ausdauer von dem hierzu beauf-

tragten Missionar (dem seither heimgegangenen Pilkington) und denen, die ihm hierbei zur Seite standen, betrieben wurden, haben durch den hochherzigen Beistand der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft den Druck und die Herausgabe der ganzen Bibel möglich gemacht. Wenn man sich erinnert, daß im Jahr 1890 erst drei Evangelien in die Uganda-Sprache übersetzt waren, so wird man die Arbeit, welche die Verbreitung eines solchen Werkes in sich schließt, nach Gebühr würdigen können. Aber außer den Schwierigkeiten, die solch eine Aufgabe, wie die Uebersetzung der ganzen Bibel in so kurzer Zeit mit sich bringt, gab es besondere Hindernisse bei dem Versuch, die heiligen Schriften in die Hände der Leute zu bringen; z. B. 1) die Schwierigkeit des Transports ins Innere und über den großen See; 2) der Mangel einer Organisation im Lande zum Zwecke des Verkaufs und des Transports der Bücher; 3) die enormen Kosten des Transports; 4) die Armut des Volkes. Bis zu welchem Grade diese Schwierigkeiten überwunden worden sind, zeigt folgende Aufstellung. Es wurden im ganzen an Büchern verkauft: i. J. 1893: 32742; 1894: 28078; 1895: 42819; 1896: 39256. Zudem die Thatsache, daß innerhalb der letzten vier Jahre keine geringere Summe als ca. 43000 Mk. aus Uganda einging, der Reinertrag aus dem Verkauf der Bücher. Von den 142896 Büchern, die in den vorstehend erwähnten vier Jahren verkauft wurden, waren mehr als 70000 Teile der heiligen Schrift.

Eine andere Richtung, in welcher die Ausbreitung stattgefunden, ist die Arbeit unter Frauen durch Frauen. Acht englische Damen sind imstande gewesen, die Schwierigkeiten der langen und beschwerlichen Reise nach Uganda zu überwinden und stehen jetzt an drei Punkten in eifriger Thätigkeit, — in Mengo, Gayasa und Ngogwe. Die Gelegenheiten zur Ausübung jenes Einflusses, welchen Frauen allein dem Missionsfelde bringen können, sind in Uganda viele und große. Es ist eine Ursache großer Dankbarkeit gegen den Herrn, daß die Jahrhunderte lang unter die Füße getretenen Frauen Ugandas endlich gesegnet werden mit der Unterweisung, dem Vorbild, der Teilnahme und Liebe ihrer englischen Schwestern in Christo.

Wie in Mombas so ist auch jetzt in Uganda ein ärztlicher Missionar in der Arbeit, dessen Thätigkeit nicht nur darin besteht, die Kranken zu heilen, die in großen Scharen zur Missionsstation ihre Zuflucht nehmen, sondern auch darin, junge Männer auszubilden, die, wie man hofft, im Lauf der Zeit dazu tüchtig werden mögen, ihren kranken und leidenden Landsleuten zu dienen. In Mengo ist ein Hospital erbaut worden mit Pflegern und Pflegerinnen, und es ist voller Patienten. Eine große Zahl von Besuchen werden bei solchen gemacht, welche die Krankheit ans Haus fesselt. Ein weitgehender Einfluß wird also durch die ärztliche Thätigkeit der Mission ausgeübt; Mohammedaner, Heiden, römische Katholiken und Protestanten werden gleicherweise behandelt.

Ein Unterricht in Industriezweigen ist versuchsweise eingeführt worden in der Hoffnung, daß eine Kenntnis von einigen Handwerken der Civilisation nicht nur zu einer Verbesserung der materiellen Lage des Volkes führen, sondern zur moralischen Hebung desselben dienen möchte, indem sie ihnen gesundere Ansichten in Bezug auf die Würde der Arbeit beibringen wird. Alle Anzeichen in der Entwicklung der Dinge weisen auf die Notwendigkeit der Einrichtung wohlbestellter Handwerksschulen in nicht zu weiter Zukunft hin, damit, wie die Nachfrage nach den zur Annehmlichkeit der Civilisation gehörenden Artikeln wächst, technisch gebildete Baganda genügende und lohnende Arbeit finden können.

Einer der überraschendsten Züge in der Entwicklung der Uganda-Mission ist das Erstehen von Kirchen und Gebetshäusern ohne Zuthun der

Missionare in allen Teilen des Landes. Im Jahre 1890 gab es nur eine Kirche im Lande, und die war in einem sehr verfallenen Zustand. Jetzt giebt es außer der großen Domkirche in Mengo ungefähr 400 Kirchen mit Sitzplätzen für mehr als 50 000 Personen. Außer zur Abhaltung der Gottesdienste werden diese Gebäude während der Woche in ausgedehntem Maße als Schulräume und Plätze zur Unterweisung des Volkes, Alter und Junger, in den Grundwahrheiten des Christentums benutzt. Es ist wahr, daß sie zumeist aus unsolidem Material gebaut sind, — Holzgebälk, Bambu und Stroh, — aber dieser Nachteil wird reichlich aufgewogen durch den Vorteil, daß sie leicht vom Volke selber gebaut und ausgebessert werden können.

So weit Bischof Tucker in seinem Rückblick über die von ihm geleitete Uganda-Mission. Wie rasch das Werk der Christianisierung daselbst fortschreitet, läßt uns auch der Umstand erkennen, daß im Jahr 1897 allein 2757 Erwachsene und 802 Kinder, also zusammen 3559 Personen getauft wurden. Befremdlich erscheint uns nur, daß in ganz Uganda bloß drei regelrechte Schulen bestehen, während doch sonst das Schulwesen ein wichtiger und unerläßlicher Faktor im Missionsbetrieb zu sein pflegt. Dagegen stehen 269 Baganda in der Vorbereitung für den Evangelisten- und Lehrerberuf. Eine Hauptaufgabe der Missionare aber wird es nun sein, bei dem raschen Wachstum der Gemeinden auf die Vertiefung des christlichen Gemeindelebens hinzuarbeiten, damit die Uganda-Kirche immer lebenskräftiger werde und ihre Aufgabe im Herzen Afrikas erfülle.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Südafrika. Wie es Eingebornen in ihren Heimatsitzen gehen kann, sobald diese dem Länderhunger der Weißen in die Hände fallen, davon giebt der Church Miss. Intelligencer in seiner letzten Nummer eine Probe. Im Jahre 1885 wurde der südliche Teil des Betschuanen-Landes auf den Wunsch seiner Bewohner, die das Vordringen der Buren und deren Regiment fürchteten, britisches Kronland. Als solches gedieh die Kolonie aufs beste und das Land genoß Frieden und Wohlfahrt. Zehn Jahre später aber (1895) wurde das Gebiet trotz aller Proteste der Eingebornen unter die Regierung des Kaplandes gestellt und zu einer Provinz der Kapkolonie erklärt. Nun riefen die neuen Verhältnisse aber alsbald Unzufriedenheit und Unruhen hervor; denn die ins Land vordringenden Weißen warfen ihre Augen auf die Ländereien der Eingebornen und suchten sie auf alle Weise an sich zu bringen. Die Folge davon war, daß schließlich Ende 1896 ein sogenannter Aufstand ausbrach, der erst im August 1897 mit aller Gewalt unterdrückt werden konnte und wobei unzählige Eingeborne teils durch die Waffen, teils durch Entbehrungen ihr Leben verloren. Von den Ueberlebenden unterwarfen sich ca. 3000; nahezu

2000 aber, meist Frauen und Kinder, wurden als Strafgefangene nach Kapstadt abgeführt und hier für fünf Jahre auf den Bauerngütern der Umgegend als Zwangsarbeiter untergebracht. Man suchte zwar der Sache einen humanen Anstrich zu geben und sprach von einem „freiwilligen Kontrakt"; aber in Wirklichkeit waren die Leute, obschon man ihnen einen kleinen Monatslohn (dem besten Arbeiter 10 Mk.) versprach, zu einer Art von Sklaverei verurteilt, und zwar als Strafe dafür, daß sie sich zur Verteidigung ihres Eigentums erhoben hatten. Die ganze Angelegenheit wurde auch gar nicht näher untersucht und die kapländische Regierung ließ es stillschweigend geschehen. Nun hat aber die Aborigines' Protection Society (die Gesellschaft zum Schutz der Eingebornen) in England dagegen protestiert und besonders Miss. Moffat, der Sohn des bekannten Dr. Moffat und Schwager Livingstones, hat im Verein mit andern Persönlichkeiten seine Stimme gegen dieses ungesetzliche Verfahren erhoben. Jedoch vergeblich. Die kapländische Regierung ist bei ihren Maßnahmen verblieben und das Kolonialamt in London hat eine Einmischung in die Angelegenheit abgelehnt. Inzwischen hat sichs aber auch schon gezeigt, daß diese billigen Zwangsarbeiter, wie sich denken läßt, ihren Arbeitgebern viel Not und Mühe machen. Das ist aber auch nicht die Art und Weise, die Eingebornen zur Arbeit zu erziehen.

Westafrika. Nördlich von Benin, dessen Hauptstadt die Engländer vor zwei Jahren eroberten und wo ihnen, wie in Asante, schreckliche Greuel des Heidentums und der Barbarei entgegentraten, liegt die Landschaft Ekiti. Auf sie richtete die englisch-kirchliche Mission in den letzten Jahren ihr Augenmerk, indem sie einige Missionsposten daselbst anzulegen beschloß, um eine Verbindung zwischen dem Hinterland von Yoruba und dem Niger herzustellen. Dies ist nun geschehen, u. a. auch in der Stadt Akure, wo sich ein Lehrer von Ode Ondo aus niedergelassen und eine Schule errichtet hat, die bis jetzt gut besucht ist. Auch konnte eine kleine Kapelle an Weihnachten 1897 eingeweiht werden. Von welcher Art aber das dortige Heidentum ist und welche Greuel daselbst herrschen, das läßt ein Bericht jenes Lehrers erkennen. Nach ihm hat Akure viel Aehnlichkeit mit der Stadt Benin, wie sich denn auch eine Kolonie von Benin-Leuten dort vorfindet. Diese haben zugleich alle barbarischen Gebräuche aus ihrer Heimat dahin verpflanzt: Menschenschlächtereien, Kreuzigung, Totenopfer, Zwillingsmord u. a. m. Der Glaube an böse Geister ist unter dem Volk so allgemein, daß es kein Gehöft giebt, in dem sich nicht am Eingang desselben ein Teufelsaltar erhebt, wo der grinsende Götze von den Bewohnern durch Opfergaben versöhnt wird. In einiger

Entfernung von der Stadt befindet sich ein düsterer Hain, wo alljährlich den bösen Geistern öffentlich Opfer dargebracht werden. Der Baum, an dem bisher die Kreuzigungen stattfanden, steht nur wenige Meter von der Missionskapelle entfernt. Die sonst üblichen Menschenopfer bei Begräbnissen scheinen neuerdings aus Furcht vor den englischen Gesetzen nicht mehr vorzukommen, dagegen findet der Mord von Zwillingen noch immer statt. Es geschieht dies in einem Hain, der dem Gott Olika geweiht ist. Ihm pflegte man jedes dritte Jahr ein Menschenopfer darzubringen. Hierhin werden unter allerlei Ceremonien die Zwillinge lebend oder tot verbracht, und zwar in einem Topf, der mit einem Tuch dicht verschlossen ist. Die unglückliche Mutter solcher Geschöpfe aber wird am siebenten Tag aus der Stadt getrieben und muß sich drei Monden lang in einem abgelegenen Wald aufhalten. Vor einiger Zeit hat nun ein englischer Beamter den Totenhain inspiziert und er fand daselbst nicht weniger als 300 Töpfe mit den Ueberresten solcher Kinder, die wenige Stunden nach ihrer Geburt erdrosselt und hierher verbracht wurden. Ein neuerer Fall hat dann dazu geführt, daß die englische Regierung die Sache untersucht und drei Häuptlinge verhaftet hat. Den Hain aber hat sie niederhauen und die darin befindlichen Töpfe mit den Totengebeinen begraben lassen. Man hofft, daß durch diese Maßregeln die barbarische Sitte in nicht zu langer Zeit ganz beseitigt sein werde. (Church Miss. Intelligencer, Jan. 1899.)

China. Der Hwangho oder gelbe Fluß — Chinas Unglück — hat nach neueren Nachrichten in der Provinz Schantung wieder entsetzliche Verheerungen angerichtet. Bei der Stadt Tsinanfu (am unteren Hwangho) trat derselbe Anfang November aus seinen Ufern und überschwemmte ca. 2000 englische Quadratmeilen. Neun Bezirke sind verwüstet, hunderte von Dörfern sind hinweggeschwemmt und tausende von Wohnstätten liegen in Ruinen. Etwa eine Million Menschen sind davon betroffen, viele Tausende kampieren im Freien und sind dem Hunger und der Blöße ausgesetzt. Die Ernte ist vollständig vernichtet und das Vieh größtenteils umgekommen. 52 Missionare, die zehn verschiedenen Missionsgesellschaften angehören und in Schantung arbeiten, haben sofort ein Komitee gebildet und Aufrufe zu schleuniger Hilfe erlassen, da die Not groß ist und der Winter vor der Thür steht. (Baptist Miss. Herald.)



Typen von Todas auf den Nilagiri (Südindien).

Frauen und Frauenmission in Indien.

Von L. O.

Es ist schon so viel geschrieben und gesprochen worden über die traurige Lage und die unwürdige Stellung der Frauen in der Heidenwelt, und doch scheint es, als herrschen darüber immer noch vielfach irrige Anschauungen, denn sonst könnte man nicht je und je in Reisebeschreibungen oder andern Publikationen die Meinung vertreten finden, daß die Frau bei den Heiden und Mohammedanern oft eine ebenso würdige, ja eine würdigere Stellung einnehme als bei den Christen. Man möchte da fragen: Denkt man denn nicht an die Vielweiberei der Mohammedaner? Oder, wenn z. B. nach dem Bericht einer Reisenden erzählt wird, wie voll Lebenslust und Lebensfreude die Tibeterinnen sind, weiß man da nicht, daß in Tibet die Vielmännerei herrscht und daß eine Frau, die den ältesten Bruder heiratet, auch die jüngeren Brüder der Reihe nach zu Männern hat? Ist das vielleicht ein würdiges Verhältnis?

Aber wir wollen die Beweise gegen solche unhaltbare Behauptungen nicht aus den verschiedenen Weltteilen zusammensuchen, sondern einen Blick auf das Leben der Frauen Indiens werfen, die gewiß zu den bedauernswertesten unter den Frauen des Morgenlandes gehören und deren traurige Lage nur durch das Christentum gehoben werden kann. Man könnte allerdings einwenden, daß von einzelnen gebildeten heidnischen Hindus Versuche zur Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts gemacht werden. Allein bis jetzt haben diese Versuche keinen nennenswerten Erfolg gehabt. Mag auch hier oder dort etwas geschehen, mag einmal das Los einer kleinen Witwe dadurch gebessert werden, daß man sie dem Brauch entgegen wieder verheiratet — man kann da wohl sagen: Was ist das unter so viele? Nach dem Urteil von solchen,

die die Verhältnisse kennen, ist eine durchgreifende Besserung nur durch das Christentum zu erwarten. Die tausendjährigen Vorurteile sitzen bei den Hindus zu tief, als daß sie durch eine Reformation des Hinduismus selbst zerstört werden könnten. Und da es für männliche Missionare fast unmöglich ist, sich den Hindufrauen — wenigstens denen der höheren Kasten — zu nähern, ist es ganz besonders die Aufgabe der christlichen Frauen, sich ihrer unglücklichen Schwestern in Indien anzunehmen.

Wir wollen uns zuerst das Leben der Hindufrauen etwas näher ansehen und dann hören, was die Mission für sie thut und gethan hat.

1.

Ein Hindumädchen begeht oft schon dadurch, daß es überhaupt zur Welt kommt, in den Augen ihrer Eltern ein großes Unrecht. Wenn ein Hindu einen Sohn bekommt, so wird der Vater dadurch von der Hölle erlöst. Der Sohn eines Brahmanen kann sogar zehn Vorfahren, zehn Nachkommen und sich selbst durch gewisse Ceremonien und gute Werke von der Sünde befreien. Wochenlang vor der Geburt eines Kindes haben die Mutter und die Schwiegermutter alles gethan, um die Götter günstig zu stimmen, damit sie einen Sohn gewähren. Aber es kommt eine Tochter! Die Götter sind zornig; wahrscheinlich hat eins von den Eltern sie in einer früheren Geburt durch eine Sünde erzürnt. Die dumpfe Luft der Senana, des Frauengemachs, ist voll von unheimlichen Einflüssen aus der Geisterwelt. Man erhält ein Feuer brennend, um die bösen Geister zu vertreiben, und so oft das kleine Mägdlein schreit, wird das Feuer neu geschürt, bis man es vor Hitze kaum mehr aushält. Wenn ein Mädchen nach dem Tod eines Bruders geboren wird, oder wenn bald nach ihrer Geburt ein Knabe stirbt, so muß das arme Geschöpf — auch infolge einer in einer früheren Existenz begangenen Unthat — an dem Tod des Knaben schuld sein. Sie wird von klein auf gescholten, geschlagen, in jeder Weise mißhandelt. Die Eltern rufen ihr zu: Unglückliche, warum bist du nicht anstatt unserm lieben Sohn gestorben? Warum kommst du und hast ihn verdrängt? Wie viel besser für uns, wenn du gestorben wärst und der Sohn wäre am Leben geblieben! Nur wenn eine Mutter schon Söhne hat, ist ihr manchmal die Geburt eines Mädchens

nicht unwillkommen; es kann dann sogar vorkommen, daß sie sich eine Tochter wünscht.

Das Weib ist nach der Ansicht der Hindus ein untergeordnetes, unreines Wesen, das zu nichts anderm gut ist, als einen Mann mit einer Frau zu versorgen und ihm Söhne zu geben. Wenn ein Vater nicht dafür sorgt, daß seine Tochter sich verheiratet, sobald sie erwachsen ist, hat er nach dem Tod schwere Strafe zu gewärtigen. Er darf aber keinen beliebigen Mann für sie wählen, sondern der Mann muß seiner eigenen Kaste angehören. Das Ausrichten der Hochzeit und die Mitgift der Braut in Gestalt von Schmuck ist so kostspielig, daß ein Vater, der mehr als zwei Töchter verheiraten muß, dadurch oft vollständig verarmt. Mancher Vater tötet ein überzähliges Mädchen bei der Geburt, obgleich dies nicht nur durch die englischen Gesetze, sondern auch durch die Hindureligion verboten ist.

Natürlich ist man in der Wahl eines Mannes nicht wählerisch, wenn die Tochter unter allen Umständen zu einer bestimmten Zeit heiraten muß. So erzählt ein gebildeter Hindu, dem das glückstrahlende Gesicht einer jungverheirateten Engländerin aufgefallen war: „Wie anders ist das als der traurige Anblick, den ich gestern bei der Hochzeit meiner kleinen Base hatte. Das arme Kind ist ungefähr neun Jahre alt. Ihr Bräutigam ist ein sechzigjähriger Trunkenbold. Die arme Kleine saß inmitten der Gesellschaft, das Bild des Unglücks. Sie schlug die Augen nicht auf und die Thränen liefen ihr die ganze Zeit über die Wangen. Sie ist an den bösen alten Mann verkauft, und was kann sie erwarten, als ein Leben voll Jammer, ob sie nun Frau oder Witwe sei?

Hat das kleine Mädchen das Glück, auf die Welt zu kommen, wenn schon wenigstens ein Brüderchen da ist, so kann sie unter Umständen eine recht fröhliche Kindheit haben und nach Herzenslust spielen, denn mit dem Lernen wird sie nicht geplagt. Allerdings werden die Mädchen, besonders auf dem Land, früh zu kleinen häuslichen Arbeiten angehalten; aber abgesehen davon genießen sie vollständige, oft zu große Freiheit. Auch mit Kleidern werden sie nicht belästigt. Der erste Anzug besteht nur aus ein wenig Schmuck; etwas später tragen sie einen sackartigen Kittel.

Leider nimmt diese Kindheit gar schnell ein Ende. Wenn das Mägdlein fünf Jahre alt ist, empfängt sie von der Mutter den

ersten Religionsunterricht, d. h. sie lernt einige religiöse Ceremonien üben, die die Götter bewegen sollen, ihr einen Mann zu schenken und diesen Mann recht lange leben zu lassen. Es ist der allgemeine Glaube in Indien, daß nur eine verheiratete Frau die Seligkeit erlangen kann, und je früher darum Eltern ihre Tochter verheiraten, desto größeren Lohn haben sie im Jenseits zu hoffen. Es kommt jetzt noch oft vor, daß ein Mädchen verheiratet wird, während sie noch in der Wiege liegt. Die eigentliche Heirat findet allerdings erst statt, wenn das Mädchen erwachsen ist, aber die durch religiöse Ceremonien geweihte Verlobung ist insofern doch eine Heirat, als sie unauflöslich ist, und als das Mädchen nach dem Tod ihres Verlobten eine Witwe ist und nicht wieder heiraten darf.*)

Der Vater überträgt das Geschäft, seiner Tochter einen Mann zu suchen, gewöhnlich einem Barbier, der in Begleitung eines Brahmanen die Gelegenheit auskundschaftet. Erst wenn diese etwas gefunden haben, geht der Vater, den Bräutigam zu beschauen. Die Nächstbeteiligten, Braut und Bräutigam, werden natürlich nicht gefragt, und doch wird über das Schicksal ihres Lebens entschieden. Während der Trauungsceremonien sehen sie sich zum erstenmal und die Mutter der Braut späht ängstlich nach dem Gesicht des Bräutigams, um aus dessen Ausdruck zu schließen, ob ihre Tochter ihm gefällt. Wenn sie ihm nicht gefällt, nimmt er vielleicht bald noch eine Frau. Manchmal hetzt ihn die Schwiegermutter gegen die arme kleine Frau auf, die dann von ihrem Mann unfreundlich behandelt, ja thatsächlich mißhandelt wird — und das alles muß sie sich gefallen lassen, denn es ist sein Recht, mit der Frau zu thun, was er will. Auch wenn die jungen Eheleute Gefallen an einander haben, dürfen sie nie vor andern etwas von gegenseitiger Zuneigung merken lassen. Bezeichnend für die Anschauung vom

*) Die Geschichte des Hindumädchens Rukmabai, dessen Verlobung wieder aufgelöst wurde, erregte solches Aufsehen, nicht nur in Indien, sondern auch in England, daß man sagen muß, diese Ausnahme ist ein Beweis nicht gegen, sondern für die allgemeine Regel. Rukmabai war als Kind verlobt worden; der Bräutigam erwies sich als ein schlechter Mensch, und als sie erwachsen war, weigerte sie sich, zu ihm zu gehen. Der englische Richter, an den sich der Bräutigam wandte, erklärte, die Heirat müsse stattfinden. Es scheint aber, daß Rukmabai einen vernünftigen und wohlgesinnten Vater hatte, denn der verschmähte Bräutigam wurde schließlich mit einer Summe Geldes abgefunden.

Heiraten und der Stellung der Frau ist folgendes: Wenn der Bräutigam geht, um seine Braut heimzuholen, fragt ihn seine Mutter dreimal: „Wohin gehst du?“ und er antwortet jedesmal: „Ich gehe, dir eine Magd zu holen.“

Die kleine Frau kommt nicht in das Haus ihres Mannes, um mit ihm das Heim zu gründen, sondern in das Haus des Schwiegervaters, wo sie als die jüngste unter den weiblichen Familiengliedern — Schwiegermüttern, Tanten, kleinen Müttern und Witwen — die alleruntergeordnetste Stelle hat und von der eigenen Schwiegermutter als Magd behandelt, gescholten und sogar geschlagen wird. Es giebt wohl auch gute Schwiegermütter, aber die meisten sind durch die harte Behandlung, die sie in ihrer Jugend erfahren haben, hartherzig und grausam geworden und machens nun ihren Schwiegertöchtern, wie man es ihnen gemacht hat. Nicht nur gegen den Mann und den Schwiegervater, sondern auch gegen die andern Männer im Haus muß die kleine Frau sehr demütig und unterwürfig sein. Sie darf in ihrer Gegenwart nicht reden, außer wenn sie gefragt wird; in Nordindien verschleiert die junge Frau ihr Gesicht und eilt in ein anderes Zimmer, sobald ein Mann das Gemach betritt, in dem sie sich eben aufhält. In Südindien steht sie auf und bleibt stehen, so lange der Mann im Zimmer ist. Die Zeit, die sie nicht mit häuslichen Arbeiten, insbesondere mit der Zubereitung von ihres Mannes Mahlzeiten (sie selber darf nicht mit dem Mann essen) zubringt, kann sie etwa durch das Beschauen ihres Schmuckes ausfüllen.

In den hinteren, dumpfen, ungesunden Räumen des Hauses, mit der Aussicht auf einen düsteren Hof, verbringt die Hindufrau der höheren Stände ihr Leben. Die ärmeren Frauen können ausgehen, aber die vornehme Frau darf ihr Haus nur selten verlassen, und dann nur in der dicht verhängten Sänfte, in der sie es während der heißen Jahreszeit kaum aushält vor Hitze. Die einzige Aussicht auf Besserung ihrer Lage ist, wenn sie Söhne bekommt und besonders, wenn sie selbst eine Schwiegermutter wird. Aber Tausende erreichen dieses Ziel nicht, sondern werden Witwen, ehe sie aufgehört haben, Kinder zu sein. Da schon der Tod des Verlobten die überlebende Braut zur Witwe macht, da häufig kleine Mädchen mit alten Männern (Witwern) verheiratet werden, da jeder Mann und jeder größere Knabe, wenn er stirbt, wenigstens

eine Witwe hinterläßt, kann man sich denken, daß das dichtbevölkerte Land Millionen von Witwen hat. Und von den 23 Millionen Witwen sind 600 000 unter 19 Jahren. In Bengalen giebt es — nach der letzten Zählung — 43 000 Witwen unter 10 Jahren.

In christlichen Ländern wendet sich einer jungen Witwe besondere Teilnahme zu. Anders in Indien. Ist eine Witwe alt, hat sie Söhne, so ist ihr Los verhältnismäßig erträglich. Aber die Kinderwitwe, die wirklich noch von keinem Manne weiß, ist am schlimmsten daran.*) Zur Strafe für die Sünden, die sie in einer frühern Geburt begangen hat, stirbt der Mann und die arme kleine Witwe wird behandelt, als wäre sie schuld an seinem Tode. Gar manche Witwe würde sich vielleicht lieber, wie es in alten Zeiten Sitte war, mit ihrem Mann verbrennen lassen, als ihr Leben so hinbringen — verachtet, geschmäht, mißhandelt von der ganzen Familie, ihres Schmuckes und ihrer schönen Kleider, in manchen Gegenden auch ihres Haares beraubt, das alle 14 Tage abrasiert wird. Während des ersten Jahres ihrer Witwenschaft darf die Witwe nur eine Mahlzeit am Tag zu sich nehmen. Zweimal monatlich hat sie einen Fasttag und die Witwen der höheren Kasten dürfen an diesen Tagen nicht einmal einen Tropfen Wasser genießen. Wenn es auch Familien giebt, in denen man eine Witwe verhältnismäßig gut behandelt, so sieht man doch an ihrer geringeren Kost und an dem groben Gewand, das sie trägt, daß sie unter dem Fluch der Götter ist. Nie darf sie an einem Familienfest teilnehmen oder sich bei einer solchen Gelegenheit auch nur sehen lassen. Eine Witwe gilt für unheilbringend. Ein Mann, der im Begriff ist, zu verreisen, verschiebt seine Abreise, wenn ihm eine Witwe begegnet. Es vergeht kaum ein Tag, wo das arme Kind nicht von den Verwandten des Mannes, besonders von der Schwiegermutter, als schuld am Tode des Mannes geschmäht und verflucht wird. Selbst die Kinder fürchten und verabscheuen sie. Ihr Lager ist der bloße Erdboden. Sie muß für die ganze Familie die grobe Arbeit thun. Hat ihr Mann Vermögen hinterlassen, so gehört

*) In Südindien ist man allerdings in diesem Punkt menschlicher. Man läßt die kleinen Witwen Kinder sein und behandelt sie nicht besonders schlecht, bis sie 16 oder 17 Jahre alt sind; dann aber schneidet man ihnen die Haare ab und sie müssen fortan als Witwen leben.

dies nicht der Witwe, sondern dem Sohn. Hat sie keinen Sohn, so muß sie einen Erben annehmen und ihm all ihr Vermögen geben, sobald er mündig ist. Sie muß dann dessen Frau bedienen und selbst von dem kärglichen Almosen leben, das er ihr zu ihrem Unterhalt gewährt.

Die Mohammedaner Indiens haben bei ihren Frauen auch das strenge Abschließungssystem — die Hindu haben's von ihnen gelernt — aber die Witwen werden nicht schlecht behandelt und dürfen sich wieder verheiraten.

Und was ist die Folge der Mißhandlung und Unterdrückung der Frauen? Schließlich hat auch der Mann den Schaden davon — jedenfalls wenn es sich darum handelt, ob er Christ werden will. Die arme, unwissende Frau ist gefesselt von den Banden des Aberglaubens; sie ahnt nicht, wie viel besser ihr Los werden müßte, wenn ihr Mann Christ würde, sondern sie hält dies für das größte Unglück, das sie treffen könnte, und gar mancher Mann, der sich dem Christentum zuwenden möchte, läßt sich durch die Bitten und Thränen, oder wenn das nicht verfängt, durch die Flüche seiner Mutter und seiner Frau abhalten, den entscheidenden Schritt zu thun.

2.

So ist das Leben der indischen Frau ein elendes, freudloses Dasein. Geistig stumpf ist sie ohne ein Interesse, das das öde Einerlei ihres Tages unterbrechen könnte. Ihre Religion besteht in finsterm Aberglauben und leeren Ceremonien. Drum hat die arme Frau auch keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und wenns zum Sterben geht, hört man oft die verzweiflungsvolle Klage: „Ach, vor mir ist alles dunkel; ich weiß nicht, wo ich hinkomme.“

Aber auch den Frauen Indiens soll Hilfe kommen. Da die Senana (das Frauengemach) nicht von fremden Männern betreten werden darf, so arbeitet die Senanamission mit weiblichen Kräften. Sie sucht die Frauen auf hinter dem Pardah — dem Vorhang, der sie von der Welt abschließt und der gar oft nicht sowohl die Tugend hütet, als vielmehr die Sünde versteckt. Sie sendet ihre Botinnen hinaus auf die Dörfer; sie nimmt sich der

kleinen Mädchen, der Frauen, der Witwen an; sie schickt Aerztinnen zu den kranken Frauen; sie sucht jede leibliche und geistliche Not zu heben.

Ein besonderer Zweig der Thätigkeit für die Missionarin ist die Evangelisation in den Dörfern, an denen Indien verhältnismäßig reicher ist, als irgend ein anderes Land, denn ungefähr neunzig vom Hundert der Bevölkerung wohnen in Dörfern. Die Frauenmission in Indien geht darauf aus, an verschiedenen Orten kleine Stationen zu gründen, die als Ausgangspunkt für die Evangelisation eines größeren Gebietes dienen. Die Bauernfrauen sind nicht ans Haus und ans Frauengemach gebunden, sondern sie gehen der Arbeit im Freien nach und führen ein viel natürlicheres und gesünderes Leben als ihre Schwestern in den Städten; aber sie sind schrecklich stumpf und unwissend. Die Predigt des Missionars, auch wenn einer ins Dorf kommt, ist für die Frauen so gut wie nicht vorhanden, denn wenn sich ein Fremder nähert, muß eine anständige Hindufrau abseits treten, ihr Gesicht verhüllen, ihm den Rücken kehren und so stehen bleiben, bis er fort ist. Es würde für schamlose Frechheit gelten, wenn eine Frau den Mann ansähe, oder hören wollte, was er sagt.

In Bengalen ist Bardwan am Hugli schon seit Jahren ein Mittelpunkt der Missionsarbeit. Einige gebildete Hindus riefen die Missionarinnen herbei und seit 1883 arbeitet Frl. Mulvany hier im Segen, trotz der daselbst herrschenden Malaria und trotz des Fanatismus der Einwohner. Im Juni 1893 fand ein gefährlicher Auflauf statt, weil eine kleine zehnjährige Frau, die sechs Jahre lang eine Missionsschule besucht hatte, sich taufen ließ. Die kleine Frau und ihre verwitwete Mutter, die das Töchterchen auf seinen Wunsch zur Taufe gebracht hatte, wurden von den Verwandten gefangen fortgeführt. Eine Missionarin bemerkte später bei einem ihrer Dorfbesuche, daß die junge Christin mit ihrer Großmutter da war und hinter einer Thür versteckt hörte, was gesprochen und gesungen wurde; sehen durfte sie die Missionarin nicht.

In Bengalen sind eine Menge Dörfer, wo man die Missionarinnen gerne hört und es fehlt nur an Arbeiterinnen. Die bengalischen Dörfer bestehen aus Lehmhütten, von denen je vier um einen Hof gruppiert sind. In einem solchen Hof kann eine Missionarin und ihre Bibelfrau ein paar hundert Zuhörerinnen

um sich versammeln. Die Missionarinnen suchen sich bei ihren Evangelisationsreisen einen Platz in der Nähe eines größeren Dorfes, wo sie im Schatten einiger Bäume ihre Zelte aufschlagen. Kleinere Dörfer, die man zu Fuß erreichen kann, besucht man von hier aus. Aber das Gebiet ist so groß, die Orte, wo noch niemand etwas von Jesus gehört hat, sind so zahlreich, daß es für die Missionarin oft schwer ist zu entscheiden, ob sie einen Ort, wo sie 10 oder 14 Tage gearbeitet hat, bald wieder besuchen, oder ob sie erst in Jahresfrist wiederkommen und dafür recht viele neue Orte besuchen soll. Eine arme Frau, die hörte, daß sie erst in einem Jahre wieder einen Besuch bekommen solle, sagte traurig: „Wie können unsre Sünden weggenommen werden? Wie können wir lernen, den Namen Jesu anrufen, wenn niemand uns besucht?" Morgens nach dem Frühstück trennen sich die Missionarinnen und gehen nach verschiedenen Richtungen, jede von ihrer Bibelfrau begleitet. Frl. Owles beschreibt uns einen solchen Ausflug:

„Es ist ein köstlicher, frischer Morgen und ich möchte gern munter ausschreiten, den Weg verlassen und durchs Gras gehen; aber hinter mir geht langsamen, würdigen Schrittes die Bibelfrau, und sie erklärt mir, es sei nicht schicklich, vom Weg abzugehen. So marschieren wir also feierlich hintereinander, bis ein Dorf in Sicht kommt. Ein kleiner Junge führt uns in den mohammedanischen Teil des Dorfes. Zwei Frauen mahlen Reis, eine dritte bestreicht den Boden des Hauses mit Lehm, was jeden Tag geschehen muß. Ein ganz nacktes Kind wärmt sich in der Sonne, und auf der Veranda gegenüber raucht ein Mann seine lange Pfeife. Wir kommen vorsichtig näher, aber alsbald ist der Friede gestört. Das Kind, das uns zuerst erblickt, läuft schreiend zu seiner Mutter, fällt aber unterwegs auf die Nase. Eine der Frauen nimmt das Kind und läuft davon. Dann aber gewinnt die Neugierde den Sieg, und mit verhülltem Gesicht gucken die Frauen vorsichtig über die Mauer. Der Mann nimmt die Pfeife aus dem Mund und fragt nach unserm Begehren. Wir erklären ihm, was wir wollen; er versichert uns, die Frauen seien so dumm wie Kühe und verstehen nichts, erlaubt uns aber doch, mit ihnen zu reden.

Zuerst muß man ihnen klar machen, daß ich kein Mann bin. Sie haben sich hinter dem Kochhaus und dem Kuhstall versteckt und wagen nicht, hervorzukommen. Eine Alte, die Herrin des Hauses, traut sich zuerst heraus; sie deutet erstaunt auf die Engländerin und fragt die Bibelfrau: „Ist das eine Frau?" „Freilich; es ist eine

Miß Sahiba", die von England gekommen ist, um euch zu besuchen." „Ist's auch ganz gewiß eine Frau?" „Ganz gewiß; sieh doch ihre Haare." Und um die Zuschauerinnen zu überzeugen, nehme ich meinen Hut ab, damit sie mein Haar sehen können.

Die Neugier wird allmählich stärker als die Furcht; die Frauen kommen aus ihrem Versteck, man breitet eine Matte aus und sie sammeln sich um ihre Gäste, die mit gekreuzten Beinen auf der Matte sitzen. Zuerst kommen die unvermeidlichen Fragen: Wie bist du so weiß geworden? Wo ist dein Sahib? (Mann) — Ach, du bist nicht verheiratet? Wie alt bist du? Wann wirst du heiraten? — Nachdem die Neugier befriedigt ist, beginnt unsre Arbeit. Groß ist das Staunen, wenn wir die Geschichte von der Erlösung erzählen und manche rührende Bemerkung wird darüber gemacht: Hat Gott uns lieb? Wir sind wie die Tiere. Diese Religion ist für euch, nicht für uns. — Gar gerne hören die Frauen, wenn wir ihnen ein Lied singen, und manche Thräne fließt über die betrübten Gesichter. Nur zu schnell verfließt die Zeit. Die Frauen haben keine Furcht mehr; sie drängen sich um die neue Freundin; sie soll ihnen versprechen, bald wieder zu kommen: Die Worte sind uns so neu; wir können sie nicht behalten, wenn wir sie nur einmal hören. Du mußt immer wieder kommen.

Nicht immer ist der Empfang so freundlich. Manchmal wollen uns die Männer nicht zu den Frauen lassen, oder ein paar fanatische Frauen widersprechen laut und hindern die andern am Aufmerken; aber im ganzen stehen uns die Dörfer der Umgegend von Nadya offen.

Manchmal benützt man eine Zauberlaterne und sucht den Frauen das Evangelium zuerst durch Bilder nahe zu bringen. Hunderte drängen sich zu dem Platz, wo an ein paar Bambusstäben das weiße Tuch aufgehängt ist, auf dem die Bilder erscheinen. Zuerst zeigt man ein Bild der Königin Viktoria und einige Scenen aus dem englischen Leben, dann folgen Bilder aus dem Leben des Heilands.

Auch zu den vornehmeren Damen, die in die Senana eingeschlossen sind, darf die Missionarin kommen. Beim ersten Besuch streitet man wohl mit ihr, aber wenn sie nach einem Jahr wiederkommt, ist der Glaube an die alten Götter erschüttert, und wieder nach einem Jahr erklären die Frauen und Töchter, daß sie nicht mehr an ihre Götzen glauben und den wahren Gott kennen lernen wollen.

Eine besonders günstige Gelegenheit, vielen das Evangelium zu bringen, sind die Festtage, an denen Scharen von Pilgern und

Pilgerinnen in die große Hindustadt Nadya strömen. Die Stadt liegt am Ganges und gilt für besonders heilig, denn sie ist voll von Priestern und Tempeln und das heilige Wasser strömt durch sie. Die Missionarinnen kommen an die Orte, wo Tausende in dem heiligen Wasser baden und dadurch ihre Sünden abzuwaschen glauben; sie verkaufen ihnen Bibelteile und sagen ihnen von dem Blut, das wirklich die Sünden abwäscht.

Während der fürchterlichen Hungersnot von 1897, wo 37 Millionen Hindus in Hungerdistrikten wohnten und 44 Millionen in Gegenden, wo die Nahrung nicht ausreichend war, hatte die Senana-Mission eine große Aufgabe. Die Regierungsbeamten konnten nicht in die Senana zu den hungernden und sterbenden Frauen und Kindern dringen und die Missionarinnen arbeiteten fast über die Kräfte, um das unbeschreibliche Elend zu lindern. Eine von ihnen schreibt: „Draußen in den Dörfern ist es kläglich zu sehen, wie menschliche Wesen den Staub aufwühlen und nach Gras, Samen oder irgendwelchen eßbaren Körnern suchen, oder Unkraut ausraufen, um es als Gemüse zu kochen. Letzten Samstag brachte eine arme Frau ihr vier Monate altes Kind und sagte, sie wolle es uns schenken, da sie es nicht ernähren könne. Eine eingeborene Lehrerin, deren eigenes Kind gestorben war, nahm das arme, abgezehrte Geschöpfchen zu sich. Die Mutter vergoß ein paar Thränen, bat um etwas Brot und ging dann fort. . . . Wir hoffen, daß wir nächsten Herbst recht viele Gehilfinnen bekommen, denn es giebt viel Arbeit unter den Heiden und den neuen Christen. Tagtäglich werden Kinder und erwachsene Mädchen in die Heimstätten und Waisenhäuser aufgenommen und man wird sie mit viel Geduld erziehen und unterweisen müssen.“

Im Pandschab wurde die Mission in den Dörfern im Jahr 1881 durch Frl. Clay begründet. Jetzt sind dort sieben Missionsstationen, von wo aus die ungefähr 1550 Dörfer und Städte, die im Gebiet der Senana-Mission liegen, besucht werden. An jedem dieser sieben Orte ist Kirche, Schule und eine ärztliche Station. Mehr als 50 Missionarinnen, Gehilfinnen und eingeborene Bibelfrauen stehen in der Arbeit. Natürlich entsteht große Aufregung, besonders unter den Kindern, wenn die weißen Frauen ins Dorf kommen, und man hört Bemerkungen wie: Seht euch die da recht an; es sind die großen unverheirateten Mädchen! Die lesen gewiß die ganze

kleinen Mädchen, der Frauen, der Witwen an; sie schickt Aerztinnen zu den kranken Frauen; sie sucht jede leibliche und geistliche Not zu heben.

Ein besonderer Zweig der Thätigkeit für die Missionarin ist die Evangelisation in den Dörfern, an denen Indien verhältnismäßig reicher ist, als irgend ein anderes Land, denn ungefähr neunzig vom Hundert der Bevölkerung wohnen in Dörfern. Die Frauenmission in Indien geht darauf aus, an verschiedenen Orten kleine Stationen zu gründen, die als Ausgangspunkt für die Evangelisation eines größeren Gebietes dienen. Die Bauernfrauen sind nicht ans Haus und ans Frauengemach gebunden, sondern sie gehen der Arbeit im Freien nach und führen ein viel natürlicheres und gesünderes Leben als ihre Schwestern in den Städten; aber sie sind schrecklich stumpf und unwissend. Die Predigt des Missionars, auch wenn einer ins Dorf kommt, ist für die Frauen so gut wie nicht vorhanden, denn wenn sich ein Fremder nähert, muß eine anständige Hindufrau abseits treten, ihr Gesicht verhüllen, ihm den Rücken kehren und so stehen bleiben, bis er fort ist. Es würde für schamlose Frechheit gelten, wenn eine Frau den Mann ansähe, oder hören wollte, was er sagt.

In Bengalen ist Bardwan am Hugli schon seit Jahren ein Mittelpunkt der Missionsarbeit. Einige gebildete Hindus riefen die Missionarinnen herbei und seit 1883 arbeitet Frl. Mulvany hier im Segen, trotz der daselbst herrschenden Malaria und trotz des Fanatismus der Einwohner. Im Juni 1893 fand ein gefährlicher Auflauf statt, weil eine kleine zehnjährige Frau, die sechs Jahre lang eine Missionsschule besucht hatte, sich taufen ließ. Die kleine Frau und ihre verwitwete Mutter, die das Töchterchen auf seinen Wunsch zur Taufe gebracht hatte, wurden von den Verwandten gefangen fortgeführt. Eine Missionarin bemerkte später bei einem ihrer Dorfbesuche, daß die junge Christin mit ihrer Großmutter da war und hinter einer Thür versteckt hörte, was gesprochen und gesungen wurde; sehen durfte sie die Missionarin nicht.

In Bengalen sind eine Menge Dörfer, wo man die Missionarinnen gerne hört und es fehlt nur an Arbeiterinnen. Die bengalischen Dörfer bestehen aus Lehmhütten, von denen je vier um einen Hof gruppiert sind. In einem solchen Hof kann eine Missionarin und ihre Bibelfrau ein paar hundert Zuhörerinnen

um sich versammeln. Die Missionarinnen suchen sich bei ihren Evangelisationsreisen einen Platz in der Nähe eines größeren Dorfes, wo sie im Schatten einiger Bäume ihre Zelte aufschlagen. Kleinere Dörfer, die man zu Fuß erreichen kann, besucht man von hier aus. Aber das Gebiet ist so groß, die Orte, wo noch niemand etwas von Jesus gehört hat, sind so zahlreich, daß es für die Missionarin oft schwer ist zu entscheiden, ob sie einen Ort, wo sie 10 oder 14 Tage gearbeitet hat, bald wieder besuchen, oder ob sie erst in Jahresfrist wiederkommen und dafür recht viele neue Orte besuchen soll. Eine arme Frau, die hörte, daß sie erst in einem Jahre wieder einen Besuch bekommen solle, sagte traurig: „Wie können unsre Sünden weggenommen werden? Wie können wir lernen, den Namen Jesu anrufen, wenn niemand uns besucht?" Morgens nach dem Frühstück trennen sich die Missionarinnen und gehen nach verschiedenen Richtungen, jede von ihrer Bibelfrau begleitet. Frl. Owles beschreibt uns einen solchen Ausflug:

„Es ist ein köstlicher, frischer Morgen und ich möchte gern munter ausschreiten, den Weg verlassen und durchs Gras gehen; aber hinter mir geht langsamen, würdigen Schrittes die Bibelfrau, und sie erklärt mir, es sei nicht schicklich, vom Weg abzugehen. So marschieren wir also feierlich hintereinander, bis ein Dorf in Sicht kommt. Ein kleiner Junge führt uns in den mohammedanischen Teil des Dorfes. Zwei Frauen mahlen Reis, eine dritte bestreicht den Boden des Hauses mit Lehm, was jeden Tag geschehen muß. Ein ganz nacktes Kind wärmt sich in der Sonne, und auf der Veranda gegenüber raucht ein Mann seine lange Pfeife. Wir kommen vorsichtig näher, aber alsbald ist der Friede gestört. Das Kind, das uns zuerst erblickt, läuft schreiend zu seiner Mutter, fällt aber unterwegs auf die Nase. Eine der Frauen nimmt das Kind und läuft davon. Dann aber gewinnt die Neugierde den Sieg, und mit verhülltem Gesicht gucken die Frauen vorsichtig über die Mauer. Der Mann nimmt die Pfeife aus dem Mund und fragt nach unserm Begehren. Wir erklären ihm, was wir wollen; er versichert uns, die Frauen seien so dumm wie Kühe und verstehen nichts, erlaubt uns aber doch, mit ihnen zu reden.

Zuerst muß man ihnen klar machen, daß ich kein Mann bin. Sie haben sich hinter dem Kochhaus und dem Kuhstall versteckt und wagen nicht, hervorzukommen. Eine Alte, die Herrin des Hauses, traut sich zuerst heraus; sie deutet erstaunt auf die Engländerin und fragt die Bibelfrau: „Ist das eine Frau?" „Freilich; es ist eine

Miß Sahiba", die von England gekommen ist, um euch zu besuchen." „Ist's auch ganz gewiß eine Frau?" „Ganz gewiß; sieh doch ihre Haare." Und um die Zuschauerinnen zu überzeugen, nehme ich meinen Hut ab, damit sie mein Haar sehen können.

Die Neugier wird allmählich stärker als die Furcht; die Frauen kommen aus ihrem Versteck, man breitet eine Matte aus und sie sammeln sich um ihre Gäste, die mit gekreuzten Beinen auf der Matte sitzen. Zuerst kommen die unvermeidlichen Fragen: Wie bist du so weiß geworden? Wo ist dein Sahib? (Mann) — Ach, du bist nicht verheiratet? Wie alt bist du? Wann wirst du heiraten? — Nachdem die Neugier befriedigt ist, beginnt unsre Arbeit. Groß ist das Staunen, wenn wir die Geschichte von der Erlösung erzählen und manche rührende Bemerkung wird darüber gemacht: Hat Gott uns lieb? Wir sind wie die Tiere. Diese Religion ist für euch, nicht für uns. — Gar gerne hören die Frauen, wenn wir ihnen ein Lied singen, und manche Thräne fließt über die betrübten Gesichter. Nur zu schnell verfließt die Zeit. Die Frauen haben keine Furcht mehr; sie drängen sich um die neue Freundin; sie soll ihnen versprechen, bald wieder zu kommen: Die Worte sind uns so neu; wir können sie nicht behalten, wenn wir sie nur einmal hören. Du mußt immer wieder kommen.

Nicht immer ist der Empfang so freundlich. Manchmal wollen uns die Männer nicht zu den Frauen lassen, oder ein paar fanatische Frauen widersprechen laut und hindern die andern am Aufmerken; aber im ganzen stehen uns die Dörfer der Umgegend von Nadya offen.

Manchmal benützt man eine Zauberlaterne und sucht den Frauen das Evangelium zuerst durch Bilder nahe zu bringen. Hunderte drängen sich zu dem Platz, wo an ein paar Bambusstäben das weiße Tuch aufgehängt ist, auf dem die Bilder erscheinen. Zuerst zeigt man ein Bild der Königin Viktoria und einige Scenen aus dem englischen Leben, dann folgen Bilder aus dem Leben des Heilands.

Auch zu den vornehmeren Damen, die in die Senana eingeschlossen sind, darf die Missionarin kommen. Beim ersten Besuch streitet man wohl mit ihr, aber wenn sie nach einem Jahr wiederkommt, ist der Glaube an die alten Götter erschüttert, und wieder nach einem Jahr erklären die Frauen und Töchter, daß sie nicht mehr an ihre Götzen glauben und den wahren Gott kennen lernen wollen.

Eine besonders günstige Gelegenheit, vielen das Evangelium zu bringen, sind die Festtage, an denen Scharen von Pilgern und

Pilgerinnen in die große Hindustadt Nadya strömen. Die Stadt liegt am Ganges und gilt für besonders heilig, denn sie ist voll von Priestern und Tempeln und das heilige Wasser strömt durch sie. Die Missionarinnen kommen an die Orte, wo Tausende in dem heiligen Wasser baden und dadurch ihre Sünden abzuwaschen glauben; sie verkaufen ihnen Bibelteile und sagen ihnen von dem Blut, das wirklich die Sünden abwäscht.

Während der fürchterlichen Hungersnot von 1897, wo 37 Millionen Hindus in Hungerdistrikten wohnten und 44 Millionen in Gegenden, wo die Nahrung nicht ausreichend war, hatte die Senana-Mission eine große Aufgabe. Die Regierungsbeamten konnten nicht in die Senana zu den hungernden und sterbenden Frauen und Kindern dringen und die Missionarinnen arbeiteten fast über die Kräfte, um das unbeschreibliche Elend zu lindern. Eine von ihnen schreibt: „Draußen in den Dörfern ist es kläglich zu sehen, wie menschliche Wesen den Staub aufwühlen und nach Gras, Samen oder irgendwelchen eßbaren Körnern suchen, oder Unkraut ausraufen, um es als Gemüse zu kochen. Letzten Samstag brachte eine arme Frau ihr vier Monate altes Kind und sagte, sie wolle es uns schenken, da sie es nicht ernähren könne. Eine eingeborene Lehrerin, deren eigenes Kind gestorben war, nahm das arme, abgezehrte Geschöpfchen zu sich. Die Mutter vergoß ein paar Thränen, bat um etwas Brot und ging dann fort.... Wir hoffen, daß wir nächsten Herbst recht viele Gehilfinnen bekommen, denn es giebt viel Arbeit unter den Heiden und den neuen Christen. Tagtäglich werden Kinder und erwachsene Mädchen in die Heimstätten und Waisenhäuser aufgenommen und man wird sie mit viel Geduld erziehen und unterweisen müssen."

Im Pandschab wurde die Mission in den Dörfern im Jahr 1881 durch Frl. Clay begründet. Jetzt sind dort sieben Missionsstationen, von wo aus die ungefähr 1550 Dörfer und Städte, die im Gebiet der Senana-Mission liegen, besucht werden. An jedem dieser sieben Orte ist Kirche, Schule und eine ärztliche Station. Mehr als 50 Missionarinnen, Gehilfinnen und eingeborene Bibelfrauen stehen in der Arbeit. Natürlich entsteht große Aufregung, besonders unter den Kindern, wenn die weißen Frauen ins Dorf kommen, und man hört Bemerkungen wie: Seht euch die da recht an; es sind die großen unverheirateten Mädchen! Die lesen gewiß die ganze

Nacht; sie schlafen nicht wie wir. — Aber viele wollen auch mehr als ihre Neugier befriedigen.

Eine Missionarin schreibt: „Ich habe den ganzen Morgen im Dorf Besuche gemacht und dann in meinem Zelt Arzneien verteilt und mit den Frauen geredet, die sich um den Eingang drängten. Die Einförmigkeit ihres Lebens und die dunkle, ungewisse Zukunft sind schrecklich. Ja, sagte heute eine alte Frau, wir müssen alle sterben und dann ist alles dunkel; wir haben kein Licht und keine Hoffnung. Eine arme Blinde streckte ihre Hände gegen mich aus und sagte: Ja, ja, alles was du sagst, ist wahr; man kann nicht jung bleiben; unsre Freunde gehen dahin und löschen aus wie eine Lampe und bald kommt an uns die Reihe. Sage mir, wo ich den rechten Lehrer finde.

„Gestern hatten wir einen gesegneten Tag. Fast den ganzen Tag waren wir von Frauen aus den umliegenden Dörfern belagert, die weniger nach Arznei als nach dem Wort Gottes verlangten. Heute erwachte ich mit Tagesanbruch und hörte Stimmen vor meiner Thür. Wir dachten, hieß es, wenn wir nicht ganz früh kommen, so könnten die Sahibas fort sein und wir wollen sie doch noch einmal sehen und das Wort von dem wahren Gott hören. Wir vergessen alles so schnell. Sie sind nur vier Tage hier und wir wissen nicht, wann wir sie wiedersehen. So hüllte ich mich in meinen Morgenrock und trat hinaus, um ihnen noch mehr von Jesus zu sagen."

Nicht nur im Norden, sondern auch im Süden des indobritischen Reiches, in der Umgebung von Madras, Bangalur, Ootakamand, Masulipatam, Ellur und besonders von Tinnevelly arbeitet die Zenana-Mission.

Besonders interessant ist die Mission unter einem Stamm von Ureinwohnern in den Blauen Bergen. Es sind dies die Todas, die allerdings wahrscheinlich aussterben, denn bei der letzten Zählung waren es ihrer nur noch zwischen 700 und 800. Es sind schöne, stattliche Leute, von hellerer Farbe als andere Eingeborene Indiens. Sie betrachten sich als die Könige des Gebirgs, und die andern Bergstämme müssen ihnen Tribut zahlen. Die Kleidung der Männer und Frauen besteht aus einem großen Stück Baumwollstoff, in das sie sich ganz einhüllen. Bei den Todas herrscht die Sitte der Vielmännerei, daß mehrere Brüder oder Männer eine Frau mit einander haben.* Die [illegible] erzählt nun, daß die

* Dies ist [illegible]

Frau vor dem Mann niederkauert und er ihr zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf den Kopf setzt. Dann befiehlt er ihr, Wasser zum Kochen zu holen, und damit ist sie in ihr Amt eingeführt.

Die Todas sind ein Hirtenvolk und ihre Beschäftigung ist, ihre großen Büffelherden zu hüten. In jedem Dörflein ist eine heilige Hütte, in der ein heiliger Senne wohnt; sein Beruf ist es, die Büffel zu melken und jedem Dorfbewohner seinen Anteil an Milch und Schmalz zu geben. Dann haben sie auch ganz abgelegene Tempel, in denen abwechselnd eine große Messingglocke aufbewahrt wird. Diese Glocke soll an dem Hals des ersten Büffels aus dem Himmel gekommen sein. Bei den Begräbnissen der Todas werden Büffel geopfert. Die Religion der Todas besteht also hauptsächlich in einer Art von heiliger Milchwirtschaft. Doch haben sie einen unbestimmten Begriff von einem höchsten Gott und grüßen Sonne und Mond beim Auf- und Untergang.

Auch zu diesem Urvolk, in dessen Hütten man auf allen Vieren kriechen muß, hat die Senanamission den Weg gefunden. Eine Frl. Ling, die einzige Engländerin, die der Todasprache mächtig ist, arbeitet unter dem Völkchen und sie hat auch das Evangelium des Markus in die bisher ungeschriebene Sprache übersetzt.

„Wir haben jetzt hier," schreibt sie, „ein Komitee für die Bibelrevision. Es besteht aus der Uebersetzerin, d. h. mir selbst, und einem Todamann. Ich habe ihn da, um zu sehen, ob die Uebersetzung dem Volk verständlich ist; denn wenn er, einer der wildesten und struppigsten dieses wilden und struppigen Volkes, es verstehen kann, so verstehen es auch seine Volksgenossen. Es sind keine andern Revisoren da, die meine Uebersetzung beanstanden könnten; auch ist niemand, den ich bei schwierigen Stellen um Rat fragen kann; und doch sind der schwierigen Stellen viele, denn der Mann mit dem ungekämmten Schopf macht oft ein recht dummes Gesicht und ich muß ein Wort auf allerlei merkwürdige Arten umschreiben, um ihm deutlich zu machen, was ich wissen will. Die Wörter: Prophet, Reich Gottes, Jünger, sind ihm ganz rätselhaft. Unter einem Priester oder Propheten denkt er sich den Mann, der die heilige Büffelherde melkt, und das priesterliche Amt besteht darin, andre in dieser Kunst zu unterrichten. Was das Reich Gottes ist, wird er wohl erst verstehen, wenn er selbst ein Glied dieses Reiches ist. Möge es bald dahin kommen!"

Bei den streng hinter dem Pardah gehaltenen Frauen, die man hauptsächlich in den Städten findet, obgleich auch wohlhabende Männer auf dem Land ihre Frauen einschließen, ist es die Aufgabe der Missionarin, die einzelnen Senanas aufzusuchen und die Frauen zu unterrichten. Dabei wendet man sich nicht nur an die heidnischen, sondern auch an die mohammedanischen Frauen; diese sind ebenso streng, vielleicht noch strenger abgeschlossen als die Hindufrauen. Den Mohammedanerinnen ist noch schwerer beizukommen, als den Hindus, denn sie sind oft recht fanatisch. In einem Haus versuchen sie wohl, mit der Missionarin zu disputieren, und wenn sie ihre eigenen Gründe erschöpft haben, lassen sie vielleicht den Hausherrn holen, damit er den Streit aufnehme. In einem andern Haus hält man der Missionarin entgegen: „O, wir sprechen unsre Gebete, wiederholen den Namen Gottes und sagen unser Glaubensbekenntnis; wir kommen gewiß in den Himmel." „Aber," hält ihnen die Missionarin entgegen, „ist das denn genug? Wie ist's denn mit dem Lügen und den bösen Reden, die neben dem Beten hergehen?" „O, wir sind verheiratet und haben unsere Arbeit; da kommt man nicht durch ohne ein bischen Lügen. Und wie sollten wir den Tag durchbringen, ohne über andre zu lästern? Du hast freilich nichts zu thun; du brauchst nicht zu nähen und zu spinnen." Schließlich muß die Missionarin, um zu zeigen, daß sie auch mit den Händen arbeiten kann, zur Probe ein wenig spinnen; aber auch das überzeugt die Frauen nicht.

Wieder in einem Haus sagt man der Missionarin auf ihre Frage, ob sie sich setzen dürfe, sie möge nur stehen bleiben. So unzugänglich diese Frauen oft sind und so wenig Ermutigung die Missionarin finden mag, so ist das Werk doch nicht hoffnungslos. Frl. Sophie Mulvany arbeitet seit 1881 unter den Mohammedanerinnen in Kalkutta. Jetzt sind in dieser Stadt sechs Stationen, von denen aus das Werk getrieben wird. Schon im Jahr 1886 konnte Frl. Mulvany 105 Senanafrauen unterrichten. Besondere Freude erlebte sie an einer Schülerin, Sirdar Begam, die mit einem alten Fanatiker verheiratet war. Als sie anfing, Gott zu suchen, hatte sie von dem Alten allerlei Quälereien zu erdulden und schließlich erklärte er, er habe sie nur für ein halbes Jahr geheiratet — was bei den Mohammedanern erlaubt ist — und schickte sie wieder heim. Der Vater zwang seine Tochter, wieder

zu heiraten, aber der zweite Mann bekam bald Streit mit dem Schwiegervater und verließ die Frau. Es dauerte zwölf Jahre, bis sie den Mut fand, sich taufen zu lassen, aber sie hatte indessen auch ihren Vater gewonnen und so wurden die beiden zugleich getauft. Auch ihre beiden kleinen Kinder empfingen die Taufe. Der Vater hatte seine Tochter zehn Jahre lang verhindert, zur Taufe zu kommen, aber er fühlte immer, daß er ihr nicht verbieten konnte, in der Bibel zu lesen. Er erkennt jetzt, daß Gottes Macht ihn zurückgehalten hat. Die Frau hat ihrem Mann, der sie so schlecht behandelt hat, von Herzen verziehen, und sie hofft und betet, daß er auch ein Christ werde. Auch die Mutter fängt an, ihre Vorurteile gegen das Christentum abzulegen.

Eine andre Frau, die durch Sirdar Begam zuerst unter christlichen Einfluß kam, wurde im Jahr 1894 getauft. Es liegt ihr besonders am Herzen, ihre Landsmänninnen zu Christus zu bringen. Vor einiger Zeit sagte sie: „Ich habe mich früher immer gewundert, warum es meiner Miß Sahiba und andern Christen so daran liegt, daß alle zu Jesus kommen; aber jetzt wundert michs nicht mehr, denn ich habe denselben sehnlichen Wunsch für meine Mitmenschen.

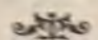
(Schluß folgt.)

Ein mohammedanischer Orden.

Es ist bekannt, wie energisch man sich in der mohammedanischen Welt jeder socialen, politischen und religiösen Reform gegenüber verschließt und der vordringenden modernen Civilisation mit ihren neuen Ideen allen Widerstand entgegenstellt. Den thätigsten Anteil an dieser Opposition nehmen die sogenannten Ulemas und die verschiedenen Orden der Derwische. Jene, die Ulemas, bilden den Stand der Gottesgelehrten und Richter, die im Namen des heiligen, ewigen und unveränderlichen Gesetzes, wie es im Koran niedergelegt ist, Recht sprechen, während die Derwische den Islam als eine großartige

ständig aufgeben muß und daß er unter der unbedingten Leitung des Ordensscheichs steht. Dieses wird aber nur während einer längeren Jüngerschaft und durch sorgfältigen Drill erreicht. Ueberhaupt gleicht der Sanusiyah-Orden, bei dem ein mystisches Element vorherrscht, einer bloßen Maschine, die nur von einem einzigen selbstbewußten Willen in Bewegung gesetzt und in ihrem Gang kontrolliert wird. Dabei ist der Orden nach und nach zu großem Reichtum gelangt.

Die herkömmliche Ansicht, daß der Islam bei seiner Ausbreitung sich nur der Gewalt bediene und alle friedlichen Mittel der Propaganda verschmähe, ist nicht zutreffend. Schon das Dasein und die Tendenz der großen Derwisch-Orden, wie der des Sanusiyah, läßt zur Genüge erkennen, daß der Islam in ihnen gewissermaßen ein Gegenstück zu unsern heutigen christlichen Missionsgesellschaften besitzt. Besonders der letztere Orden ist nichts anderes, als eine großartige heimische und ausländische Missionsgesellschaft des Islam, eine Vereinigung von Leuten, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, jede soziale und religiöse Reform in mohammedanischen Ländern zu unterdrücken und die Religion des arabischen Propheten — wenn es nicht mit Gewalt geschehen kann — auf friedlichem Wege zu verbreiten. Man hat in der Christenheit keine Idee davon, wie weitgreifend diese Bewegung in Afrika ist und ahnt nicht, welche Scharen von feurigen Verkündigern des Islam von den unzähligen Klöstern der religiösen Orden in Nordafrika alljährlich unter die verschiedenen Völkerschaften ausziehen, und wie sie in systematischer Weise die islamische Propaganda betreiben. Zwar giebt es noch Gebiete in Central-Afrika, wie Uganda und die Haussaländer, die noch nicht gänzlich für den Islam gewonnen sind; aber wenn man bedenkt, in welchem Verhältnis in diesen Ländergebieten die Propaganda des Islam zu der numerisch schwach vertretenen christlichen Mission steht, so ist zu befürchten, daß jene den Sieg davon tragen werde. (Nach dem Church Miss. Intelligencer.)



Ein Besuch in der chinesischen Provinz Fukien.

Von Miss. O. Schultze.

Fukien, die herrliche, in zwiefacher Weise reich gesegnete Nachbarprovinz Kwantungs, hat im letzten Jahre von allen chinesischen Missionsgebieten das meiste Interesse der Missionskreise in Anspruch genommen. Der schmerzlichen Blutsaat vom 1. August 1895 (vgl. Miss.Mag. 1895, S. 424 ff.) ist die reichste Ernte gefolgt. Hier in Fukien ist auch die Heimat unserer Hakkas, denn von da wanderten sie ehedem in die südliche Kanton-Provinz aus und erhielten hier den Namen Hakka, d. h. Gäste. Dort gedeiht an sonniger Berghalde eine der vorzüglichsten Theesorten Chinas. Aber weder der Ruf dieses Thees, noch die Romantik und großartige Schönheit der wilden Gebirgsnatur mit ihrer reinen, ozonhaltigen Höhenluft, mit ihren gewaltigen Baumriesen, ihren sprudelnden krystallhellen Bergwassern und entzückenden Fernsichten war es, das mich schon vor einem Jahr meinen Fuß von Kayintschu aus über die Grenze setzen ließ. Ein unscheinbares, sonnenverbranntes, zusammengeschrumpftes Männlein, das im Ausland seinen Heiland gefunden und nun in seine chinesische Heimat zurückgekehrt, auf der Durchreise in Kayintschu, der Basler Missionsstation, dringend um einen Besuch gebeten hatte, war die Veranlassung. Ich folgte damals der Einladung des wackern Mannes. Aber was war seitdem aus ihm geworden? Das verlangte mich sehr zu wissen. Im Gebet dachte ich seiner. Erkundigungen, die ich über ihn einzog, ergaben, daß er schon im letzten Jahre heimgegangen. Der Besuch eines Missionars, der expreß um seinet- und seiner Verwandtschaft willen in heißer Sommerszeit den weiten Weg über die Berge zu ihm gekommen, war wohl eine der letzten Freuden in seinem vielbewegten, unstäten Leben. Ich glaube, er ist nun selig und hat das Ende seines Glaubens davongetragen. Hinterlassen hat er an irdischem Gut nur soviel, daß man ihn eben beerdigen konnte, und da solls kaum gelangt haben. Aber sein Lichtlein, obwohl nun erloschen, ließ einen hellen Schein zurück. Sein schlichtes, unermüdliches Erzählen der biblischen Geschichten hat Spuren hinterlassen. Obwohl ich es nicht nachzuweisen vermag, ist ein gewisser Zusammenhang mit einer im letzten Jahre von Fukien hierher gelangten Einladung nicht ganz ausgeschlossen. Ehe ich aber zur Beschreibung meiner diesmaligen Reise nach Fukien schreite, muß ich etwas weit ausholen.

Es war Ende Juni nach unserem Kalender, als ein Schreiben des Kreisrichters von Wu phin in unserm Predigtlokal in der Stadt Tschin phin per Extraboten eintraf. Es trug nur die Adresse: „Gotteshaus Tschin phin!“ — In jener Zeit befand sich in unserm Predigtlokal in Tschin phin einer unsrer Kolporteure, dem die Bewachung zeitweilig übertragen war. Zugleich hielt sich ohne unser Wissen ein wegen politischer Vergehen steckbrieflich verfolgter Mann von Sin pu hi, der sich schon längere Zeit den Gottesanbetern angeschlossen, dort auf. Beide erbrachen den Brief des Wu phin Mandarins und sahen, daß in demselben dringend gebeten wurde, es möchte entweder der Missionar, ein Gehilfe oder wenigstens ein Christ nach Wu phin kommen, um die dortigen Heilsbegierigen, zu denen sich auch der Mandarin selbst zählte, zu belehren und zu unterweisen. Der Mandarin hatte zugleich zwei Dollars Reisegeld und einige Hühner geschickt, damit seiner Bitte doch ja sogleich entsprochen werde. Anstatt nun diesen Brief nach Kayintschu an uns zu schicken, handelten jene beiden von sich aus. Das Geld teilten sie und die Hühner wurden verzehrt. Jener Verfolgte aber mietete eine Sänfte und zog unter dem Aushängeschild eines Abgesandten des Missionars nach Wu phin. Dort wurde er mit allen Ehren von seiten des Mandarins empfangen; er gab sich als Gottesverehrer aus, sagte aber den Leuten: predigen kann ich nicht; das thut nur der Missionar. Mit einem der Militärbeamten schloß er Blutsfreundschaft, so daß keiner den andern, sei es in welcher Lage er sich auch befinde, im Stiche lassen, und daß beide für einander mit Gut, Blut und allem Vermögen einstehen wollten. Sie legten eine Liste aller an, die Christen werden wollten, sammelten Geldbeiträge, mieteten ein freundliches, nettes Häuschen, dem sie die Aufschrift: „Deutsches Gotteshaus“ gaben und das sie innen auf die geschmackvollste Weise mit Predigtstuhl und allerlei Emblemen und Aufschriften versahen. Jener Verfolgte teilte ihnen auch mit, was er an christlichem Wissen selbst besaß.

Da plötzlich kommt von Tschin phin ein Steckbrief, der die Verhaftung von 43 politischen Verbrechern, darunter auch dieses Mannes, anordnete. Dreißig Dollars Belohnung waren auf seinen Kopf gesetzt. Was thut er? Er geht zum Mandarin und sagt, er sei von allen politischen Umtrieben frei geblieben, die Katholiken hätten ihn aus Feindschaft gegen den Protestantismus, zu dem er sich bekenne, verklagt und es bleibe ihm kein anderer Weg der Errettung, als das Erbarmen und Einsehen des Mandarins anzurufen. Der Mandarin, der selbst nicht gut auf die Katholiken zu sprechen war und den Betreffenden als Abgesandten der Missionare ansah, ließ sich auf inständiges Bitten hin herbei, im Steckbrief den Namen desselben durch

Hinzufügen einiger Striche zu verändern, mit andern Worten, den zu veröffentlichenden Steckbrief zu Gunsten jenes Flüchtlings zu fälschen. Ob er hiezu die Machtbefugnis hatte, weiß ich nicht. Genug, von Stund an fühlte sich jener Mann im Kreise der Gottesanbeter, im Schatten des Amtshauses und mit den Garantien des Schutzes, wie sie sein Freundschaftsvertrag mit dem Militärbeamten bot, sicher und wartete nur bangen Herzens die Ankunft des Missionars ab.

Nichts ahnend von den Einzelheiten des Vorhergegangenen, bestimmte mich ein langer Einladungsbrief des Mandarins, dem die Visitenkarten beider Departements des Amtshauses beigegeben waren, auf Mitte Juli einen Besuch zuzusagen. Es erregte das Gerücht, der Mandarin von Wu phin wolle Christ werden, hier in der Stadt einiges Aufsehen. An warnenden Stimmen fehlte es keineswegs. Die einen meinten, der Mandarin fühle sich von den Katholiken beengt und suche nun beim Missionar ein Gegenmittel. Andere behaupteten, hinter allen stecken revolutionäre Absichten. Man suche zu erneuten politischen Aktionen die Geneigtheit, wenn nicht Helferschaft der deutschen Missionare. Es ist bezeichnend, daß kein Chinese dem andern redliche Absichten zutraut, wenn sichs ums Christwerden handelt. Ich dachte: so oder anders, hin mußt du auf jeden Fall. An Ort und Stelle läßt sich jedenfalls die Sache am besten beurteilen. Aus Vorsicht nahm ich meinen Gehilfen Phang und einen älteren zuverlässigen Kolporteur mit. Letzterer lief mir zwar unterwegs wieder davon, weil ihm eine verdiente Zurechtweisung nicht gefallen wollte. Später bat er um Verzeihung und beugte sich. Am 17. Juli teilte ich in Tschin phin das hl. Abendmahl aus, und am 18. brachen wir nach Wu phin in Fukien auf.

Je tiefer wir in die Berge kamen, desto herrlicher und imponierender wurde die Natur, aber auch um so menschenärmer die Gegend. Mein Pferdchen versagte bald. Zur Uebermüdung und Hitze gesellte sich Satteldruck, und weite Strecken führte ich wie weiland der Mann im Syrerland mein Tier am Halfterband. Keuchend, pustend und schweißwischend hinkte der Lastträger hinter uns drein. Von der Schönheit der Szenerie sah er nichts, von dem vielstimmigen Chor der Vögel und Cycaden hörte er nichts, von den Gefühlen, die das Herz des Missionars beim Betreten neuer Gebiete durchziehen, wußte er nichts. — „O diese Berge!“ Dieser im Tone der Verwünschung immer und immer wieder ausgestoßene Seufzer ließ all sein Denken ahnen; es gipfelte in dem Wunsche: „Wer nur schon oben wär!“ und darin berührten sich unsere Gedanken öfter mit den seinen. Niemand von uns wußte Weg und Steg. Wie gut, daß am Abend vor unserm Aufbruch in Tschin phin ein Läufer des

Wu phin Mandarins zu uns gestoßen war. Er überbrachte eine nochmalige Einladung und leistete uns nun als Führer gute Dienste.

In vorgerückter Nachmittagsstunde des zweiten Reisetages waren wir nur noch zwei Stunden weit vom Ziele. Ein hereinbrechendes Gewitter gebot uns Halt und nötigte uns, in einer Theehütte für die Nacht Unterkunft zu suchen. Kaum hatten wir uns etwas eingerichtet, das Gewitter war im Abzug, und ich machte gerade meinem Pferde kalte Aufschläge auf die wunde Rückenstelle, da traf hoch zu Roß ein Bote des Mandarins ein mit der Meldung, der hohe Herr und all die Gottesverehrer erwarteten uns bestimmt auf den Abend. Wir bedauerten sehr, blieben aber dabei, für diese Nacht an Ort und Stelle nächtigen zu wollen. Das Versprechen gaben wir gerne, am andern Morgen das Frühstück bei unsern Gastgebern einnehmen zu wollen. Und so geschah es.

Mit Tagesgrauen waren wir wacker und rüsteten uns für die Dinge, die da kommen sollten. So recht geheuer wars uns dabei nicht zu Mute, denn wir sahen von den Reisestrapazen gar wenig respektabel aus und die Repräsentation ist bei den chinesischen Beamten etwas sehr Wichtiges. Wir hatten noch keine Viertelwegstunde zurückgelegt, als die Spitze der Empfangenden in Gestalt von drei aufgeputzten Reitern sichtbar wurde. Bald begrüßte man sich aus der Nähe, und mein Gehilfe war, ehe er sichs versah, in den Sattel gehoben. In anregendem Trabe setzten sich die vier Pferde, eins hinter dem andern, in Bewegung. Wir biegen um einen Bergvorsprung und gewahren gerade vor uns große Scharen Volkes, darunter viele Langröcke, die zu beiden Seiten des Weges Aufstellung genommen hatten. Je näher wir kommen, desto mehr Bewegung kommt in die Menge. Da, bums! wird der erste Böllerschuß gelöst. Sogar meiner alten wegemüden Rosinante fuhr der Knall in die Glieder, und in der zierlichsten Weise tanzend erwiderte sie statt meiner all die vielen Komplimente und Verbeugungen. Allmählich beruhigte sie sich wieder und es formiert sich wie von selbst ein langer Zug. Eröffnet wird derselbe von Klarinetten- und Flötenbläsern, ab und zu von einem schmetternden weithin dröhnenden Gongenschlag und dem Knattern der Feuerwerkssalven unterbrochen. Die Töne, die sie ihren Instrumenten entlocken, sind geradezu gehörverderbend und ohrenzerreißend. Wir lassen alles geduldig über uns ergehen, sind aber herzlich froh und dankbar, als man nach langem Umzug durch alle Straßen der nunmehr erreichten Stadt endlich vor dem „Gotteshaus" überschriebenen netten Gebäude ankam und Halt machte. Vorstellungen und Begrüßungen nach chinesischer Sitte wollten kein Ende nehmen.

Das Morgenessen, bei dem uns allerlei Delikatessen, wie Schwämme, Schildkrötenragout, Tintenfisch, Krabben, Lilienblüten, Geflügel u. a. aufgetischt wurden, war eben beendet, als die Einladung ins Amtshaus erfolgte. Zwei Galasänften brachten uns dorthin. Der Mandarin empfing uns in großer Amtsrobe mit goldgewirktem Brustschild, kunstvoll geschnitzter Elfenbeinkette und Krystallknopfhut. Wir wurden an eine Tafel mit verschiedenem Zuckerwerk, kandierten Melonen ꝛc. komplimentiert. Aus fingerhutgroßen Täßchen wurde süßer Likör verabreicht, und dann begann die Unterhaltung. Der hohe, redselige Herr ließ uns dabei kaum zu Wort kommen. Nachdem die Schlechtigkeit des Weines, das Alter des Backwerks, die Baufälligkeit des Hauses und anderes der Sitte gemäß hervorgehoben, fing er an, uns zu loben. „Die Lehre ist gut“ — sagte er etwa — „sie erzieht das Volk zum Respekt vor der Obrigkeit. Das Wuphiner Volk benötigt dieser Erziehung sehr, darum freut mich euer Kommen. Lassets euch recht lange bei uns gefallen. Ich habe Anordnungen getroffen, daß euch Aufmerksamkeit und Ehre zuteil werde. Ich habe mir ausgebeten, im Stammregister der Gottanbeter mir und den Meinigen vorne eine Seite zu reservieren; denn geschieht es auch nicht sogleich, so werde ich mich doch im geeigneten Augenblick der Gottanbetervereinigung anschließen.“

Wir brauchten den ganzen Vormittag, um bei all den höheren und niederen Unterbeamten unsere Visitenkarte abzugeben, unsere unterthänigsten Komplimente zu machen und an der jedesmal verabreichten Schale Thee zu nippen. Nachmittags kamen der Mandarin und sein ganzer Stab zum Gegenbesuch. Dabei überreichte ich ihm ein schönes, rot gebundenes Neues Testament, das ich zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Die Angeregten ihrerseits hatten eine Art Gemeindeordnung aufgesetzt, die dem Mandarin große Genugthuung bereitete, da sie hauptsächlich von den Pflichten guter Unterthanen redete.

Und welche Rolle spielte bei unserem Kommen Tsoiphen, jener Flüchtling? Die Wahrheit über sein Trugspiel konnte schließlich nicht verborgen bleiben. Da er aber unter vier Augen mit Thränen seine Lage schilderte und bat, seinen Betrug, der unserer Sache ja nicht schaden solle, doch nicht aufzudecken, versprach ich ihm, die Sache vorerst nicht ohne Not zur Sprache zu bringen, riet ihm aber, sein falsches Spiel aufzugeben und sich irgendwo so lange verborgen zu halten, bis die Tschin phiner Verschwörungsgeschichte, in die er mit verwickelt gewesen sein sollte, erledigt sei, was ja nicht mehr lange dauern könne.

Abends waren wir beim Militärmandarin zum Essen eingeladen. Auf den andern Tag waren Gottesdienste anberaumt und Einladungen

dazu ausgegeben. Wir hielten drei Predigten. Vormittags sprach ich an die Bezeichnung „Gotteshaus“ anknüpfend und einen entsprechenden Text zu Grunde legend über das Thema: „Wer ist Gott? und warum sollen alle Menschen ihm dienen?“ Die Nachmittagspredigt hielt der Gehilfe über das Thema: „Wie sollen wir Gott dienen?“ das er an der Hand der zehn Gebote ausführte. In der Abendversammlung sprach ich dann über: „Jesus den Heiland. 1) Wer ist Jesus? 2) Was will er uns — einem jeden einzelnen von uns sein?“ — Der Predigtraum war jedesmal gedrückt voll und die Leute hörten sehr aufmerksam zu. Der Dialekt ist von dem unsrigen leider etwas verschieden und wir hatten mitunter Mühe, uns gegenseitig zu verstehen. Doch würde ein dort stationierter Gehilfe in kurzer Zeit sich die sprachlichen Abweichungen angeeignet haben. Die Katholiken haben erst seit Jahresfrist zwei Betplätze daselbst eröffnet. Ich besuchte einen derselben und fand ein kleines leeres Zimmerchen, an dessen hinterer Wand ein Kruzifix, ein Mariabild und ein Betschemel mit zwei Kerzen darauf Aufstellung gefunden hatte. Ein irdenes Gefäß am Eingang enthielt vermutlich Weihwasser, und in einem europäischen Wasserglas, das in einem Drahtring von der Decke herniederhing, brannte und qualmte das ewige Licht.

Die Leutlein verweigerten, als wir am dritten Tage die Heimreise antraten, jede Bezahlung, beschenkten uns dagegen noch und geleiteten uns wieder unter Musik, Böllerschüssen und Gongenschlägen zur Stadt hinaus. Wir haben mehrere Hundert Traktate und Bibelteile bei ihnen abgesetzt. Auf Anraten wählten wir einen andern, weniger beschwerlichen Weg zurück nach Tschin phin. Derselbe führte uns auch nach Wu phinso „Schlüssel von Wuphin“, einem ziemlich stark befestigten Städtchen, während die Stadt Wuphin selbst noch reichlich die Spuren der Taiping-Rebellion trägt. „Ihre Mauern sind zerfallen“. Stellenweise bezeichnen Trümmer und Schutthaufen innerhalb der Stadtmauer, daß hier einstens auch Häuser gestanden haben. Viele Gebäude sind verwahrlost. Der rote Sandstein, der hier als Baumaterial vielfach Verwendung findet und die Stelle des Granits in der Kantonprovinz ersetzt, ist nicht sehr widerstandsfähig gegen die verwitternden Einflüsse des heißfeuchten Klimas. Dagegen leistet er auch dem Meißel des künstlerisch veranlagten Bauführers weniger Widerstand als anderes Gestein. Wir fanden darum eine Menge, nicht ohne Kunst ausgeführte Bildhauerarbeiten an Häuserfronten, Thüreingängen, Gesimsen und Kapitälen. Ich sah ein gewaltiges Säulenpaar im Hofe des dem Konfucius geweihten Tempels, dessen Sockel große, unaufgebrochene Lotosblumen darstellten. Die Mittelstücke zeigten drei in sich verschlungene, in ungezwungener Form sich

allmählich verjüngend, nach oben strebende Stämme. Recht geschmackvoll liefen sie in ein Lotosblumen-Kapitäl aus. Die Bevölkerung mag vor der Taiping-Rebellion reich gewesen sein; jetzt ist sie verarmt und zu Excessen und Raufereien geneigt. Der Mandarin hielt es deshalb für gut, sein Amtshaus noch extra mit einem Erdwall zu umgeben, eine etwas kostspielige Einrichtung. Die zur Sommerzeit niedergehenden Regengüsse ziehen Unterwühlungen und Einstürze dieser Erdschanze nach sich. Wie der Dialekt, so ist auch die Tracht der Leute anders als in der Kantonprovinz. Das sticht besonders beim weiblichen Geschlecht in die Augen. Die Frauen tragen breite, lange Ohrgehänge, kleiden sich mit weißem, hemdartigen Obergewand und haben daumendicke, hohle Silberringe von 8—10 Zoll Spannweite um den Hals. Recht auffallend sind die hochroten, kleidsamen Oberkleider der jüngeren, unverheirateten Mädchen und Jungfrauen. Die Männerwelt prangt weniger in Farben und Seide als unsere Kantonesen, und macht einen etwas verkommenen Eindruck.

Einer der Wortführer derer, die Christen werden wollen, sagte mir beim Abschied bezüglich der Zukunft: „Wir legen jetzt noch Geld zusammen, kaufen ein passendes Grundstück und bitten dich, uns den Plan zu einer Kapelle zu liefern, die wir dann selbständig bauen werden. Du sendest uns einen Prediger und kommst selbst ab und zu nach uns zu sehen." Dieses Programm wäre nicht so übel, wenn wir über die nötigen eingebornen Kräfte verfügen könnten.

Als ich auf dem Heimweg alle Erlebnisse noch einmal an mir vorüberziehen ließ, gewann ich immer mehr die Ueberzeugung: „Die Leute wissen noch gar nicht einmal, um was es sich eigentlich beim Christentum handelt. Immerhin ist hier eine offene Thür, aber die eigentliche grundlegende Arbeit muß erst noch gethan werden und dazu sollte man einen durchaus charakterfesten, selbständigen, vertrauenswerten, älteren Gehilfen haben. Bis jetzt bilden die Leute nur eine religiös gefärbte, ins Politische spielende Partei oder Genossenschaft. Nicht das Evangelium, sondern die Partei geht ihnen über alles. Nicht wie der einzelne lebt, sondern ob er zur Partei gehört oder nicht, darauf kommts ihnen an. Und zwar ist der Geist, der alle beseelt, vor allem ein antikatholischer. Eine Vereinigung zur Bekämpfung des Katholizismus und des Götzendienstes, zu gegenseitiger Unterstützung, mit vorläufiger Anerkennung der bestehenden Obrigkeit, vielleicht aber mit geheimen Absichten, ein Neues, ein Besseres an ihre Stelle zu setzen, eine Vereinigung, die im Christentum diejenige Macht erkennt, die allein im Stande sein wird, China von Grund aus umzugestalten, so etwa kommt mir die Wuphiner Gottesanbetergenossenschaft vor. Dieses Urteil wurde verstärkt durch seither er-

haltene Briefe und Nachrichten von dort. Drei unserer Kolporteure waren auf verschiedenen Wegen, jeder in dem Gedanken, dort ein gutes Absatzgebiet zu finden, kürzlich in Wu phin zusammengetroffen, und ihre Aussagen bestätigen die Verquickung der verschiedensten Tendenzen. Auf der einen Seite Gemeinsinn, großartige Gastfreundschaft, Opferwilligkeit, das Verlangen, in die christliche Lehre eingeführt zu werden, daneben auf der andern Seite Katholikenhaß bis aufs Messer, lasterhaftes Leben nach heidnischer Weise. Da giebt es eine harte Arbeit, bis das Fundament einer zukünftigen Gemeinde gelegt ist. Aber das dürfte uns nicht abschrecken.

Ob die Basler Mission in diese offene Thür — ca. 26 Stunden von der Station Kayintschu entfernt — wird eintreten, läßt sich vorderhand noch nicht sagen. Inzwischen ist den „Gottesanbetern" in Wu phin der Rat gegeben worden, gemeinschaftlich die Bibel zu lesen und fleißig zu beten, namentlich um Erleuchtung und Kraft zu einem neuen Leben.

Die Verwüstungen des Orkans
auf der Insel St. Vincent.

In den Septembertagen des vorigen Jahres hat einer jener fürchterlichen Wirbelstürme, wie sie je und je zum Schrecken der Bewohner die schönen Eilande der westindischen Inselflur verheeren, wieder einmal die kleinen Antillen heimgesucht. Unzählige Menschen sind ihm dabei zum Opfer gefallen und die Verheerungen, die der Orkan an den Gebäuden, an den Wohnhäusern und Kirchen, vornehmlich auch in den Pflanzungen angerichtet hat, sind fast nicht aufzuzählen. Wir beschränken uns hier auf eine Schilderung, die ein Bericht der anglikanischen Mission von der britischen Insel St. Vincent entwirft. Es heißt da u. a.:

Von allen Inseln Westindiens hat wohl keine so sehr die volle vernichtende Wucht des Orkans, der am 10. und 11. September über dieselben dahinbrauste, zu spüren bekommen, als gerade St. Vincent. Die Insel liegt etwa 95 engl. Meilen westlich von Barbados, ist ca. achtzehn engl. Meilen lang und elf breit und weist eine Bevölkerung von etwas mehr als 40000 Seelen auf.

Es war am Sonntagmorgen, den 11. September, daß der Wirbelwind die Insel erreichte und mit kurzer Unterbrechung von 10 bis 3 Uhr nachmittags über dieselbe hinraste. Dazu floß der Regen in Strömen. Der angerichtete Schaden war unermeßlich. Selbst in Kingstown, der Hauptstadt der Insel, wo die Gebäude doch weit massiver gebaut sind und eine kompaktere Masse bildeten, als in den kleineren Ortschaften, befand sich kaum ein einziges Gebäude, wo nicht das Dach abgedeckt oder doch bedeutend beschädigt war, von welchem Material auch die Bedachung sein mochte. Grausig aber war die Verheerung in dem kleineren Barrouallie, wo die Kirche, die Pfarrwohnung und das Schulhaus vollständig in Ruinen liegen. In einem Bericht von dort heißt es: Nur mit Schaudern kann man an die Scenen denken, die sich dem Auge am nächsten Morgen darboten. In den Straßen lagen da und dort die Erschlagenen herum, ohne daß sich jemand von den Angehörigen eingefunden hätte, sie hinwegzuholen oder auch nur ihre Gesichter zu bedecken; denn alles war entweder vom Schrecken gelähmt oder auch verwundet. Erst um 4 Uhr nachmittags wurden die Leichname zusammengelesen und auf den Friedhof verbracht, wo sie in einer langen Reihe nebeneinander beerdigt wurden. Die zusammengehörigen Familienglieder erhielten ein gemeinsames Grab. Nur für eine einzige Person konnte in der Eile ein Sarg beschafft werden.

Während des Montags suchten manche die Trümmer ihrer Habe und ihrer zerstörten Wohnstätten zusammen, schichteten die herumliegenden zerbrochenen Balken und Dielen auf und verbrachten unter ihrem Schutz die nächste Nacht. Ueber die kahlen Mauern der Polizeistation wurden einige Eisenblechplatten des Kirchendachs gelegt und unter dieser provisorischen Bedachung, in den Kellern der Polizeistation und in den Räumen der Doktorwohnung, soweit dieselbe noch erhalten geblieben war, wurden die Verwundeten und unzähligen Obdachlosen so gut als möglich untergebracht. In den oberen Wohnungsräumen einer Miß Frederick, die zum Teil stehen geblieben waren, kampierten die Nacht hindurch über 50 Personen, während in den unteren Gelassen sich über 200 Menschen zusammendrängten. Das Elend der ersten Nächte, die auf den Orkan folgten, läßt sich nicht beschreiben. Die Stunden wurden zur Ewigkeit. Mit Sehnsucht sah man dem Morgen entgegen. In den folgenden Tagen konnten immer mehr Obdachlose wenigstens vor der Hand untergebracht werden, aber Unmassen von Menschen lagen da zusammengepfercht, wie sie das Unglück eben zusammengeführt hatte. Ein jedes war so von seiner eigenen Not erfüllt, daß es kaum noch ein Gefühl für das Unglück des Nebenmenschen hatte. Doch gab es auch Ausnahmen,

die den Kopf oben behielten und dem allgemeinen Elend zu steuern suchten. So z. B. der Arzt, Dr. O'Neale, der mit den wenigen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote standen — denn seine Instrumente, Medizinen und Verbandzeug waren alle zerstört — die gebrochenen Beine und Arme notdürftig einzurichten und zu verbinden suchte. So viel man bis jetzt weiß, sind über 300 Personen in St. Vincent ums Leben gekommen. Die Zahl derer aber, die schwer verletzt sind und zum Teil hoffnungslos darniederliegen, ist weitaus größer. Im Kolonial-Hospital befanden sich allein nahezu tausend Personen in ärztlicher Behandlung. Das Gebäude war zum größten Teil des Daches beraubt.

Als der Orkan einsetzte, befanden sich 23 Patienten im oberen Stock der Männerabteilung, und es waren schreckliche Momente, als der Sturm hier das Gebäude abdeckte und das Dach einstürzte. Mit rasender Gewalt tobte der Orkan von Norden her gegen das freistehende Gebäude und hob das schwere Dach mehrmals von den Mauern in die Höhe und ließ es immer wieder krachend zurückfallen. Noch ein gewaltiger Stoß und das Dach begann zu weichen, noch ehe die erschreckten Wärter Zeit gewonnen hatten, die jammernden hilflosen Kranken hinauszuschaffen. Als das Dach anfing zusammen zu stürzen, waren aber alle glücklich geborgen bis auf einen einzigen Kranken, zu dessen Rettung sich ein Gehilfe mit Lebensgefahr noch einmal in das bedrohte Zimmer wagte. Kaum hatte er mit demselben die Thür erreicht, als auch schon der Zusammensturz erfolgte. Infolge der Zerstörung des Daches und der teilweisen Beschädigung der Thüren und Fenster wurden auch die unteren Zimmer vom hereinschlagenden Regen überflutet, sodaß die Kranken geflüchtet werden mußten. Sie wurden da und dort, wo sich eben ein geschützter Raum auffinden ließ, notdürftig untergebracht.

Kaum hatte sich die Wut des Orkans auf kurze Zeit gelegt, als auch schon von allen Seiten Verwundete mit allerlei Kontusionen und Verletzungen ins Hospital geflüchtet kamen und Hilfe begehrten. Der Arzt und seine Gehilfen thaten alles, was in ihren Kräften stand, um denselben beizuspringen. Noch schlimmer sah es am folgenden Tag aus, als die Leichname der von den einstürzenden Trümmern Erschlagenen herbeigebracht wurden, um vom Arzt besichtigt und dann auf dem Friedhof von Kingstown beerdigt zu werden.

Von den 40 000 Bewohnern der Insel waren etwa 30 000 mit einem Schlag obdachlos geworden. Herzzerreißend war auch der Anblick der fast gänzlichen Zerstörung aller Kirchen und Kapellen, Missions- und Schulhäuser. In der Hauptstadt Kingstown, wo die Gotteshäuser von sehr fester Bauart sind, stehen zwar noch die angli-

kanische Kathedrale, die wesleyanische und die römisch-katholische Kirche; aber sie sind alle sehr beschädigt. Fast ohne Dächer und mit zerbrochenen Fenstern bezeugen sie laut, mit welcher Gewalt der Orkan sein Zerstörungswerk verrichtet hat. Das Dach der neuen anglikanischen Schule in Kingstown wurde arg zugerichtet, aber sie wurde in den nächsten Tagen provisorisch mit einem Leinwanddach versehen und so konnten 400 Verwundete, die bis dahin in der Kathedrale Zuflucht gefunden hatten, darin untergebracht werden. Weitere Verluste an Missionsgebäuden, soweit sie die Anglikaner betroffen, sind: eine Kapelle und ein Schulhaus in Dorsetshire Hill. Diese Gebäude sind geradezu vom Erdboden verschwunden. In Buccament stehen von der Kirche, die 220 Sitze hatte, nur noch die Mauern. In ihr wurde eine Frau, die sich hineingeflüchtet hatte, erschlagen. Ebenso ist das dortige Schulhaus demoliert. Das Missionshaus wurde hinweggefegt wie Spreu. In einem andern Kirchspiel wurde die aus solidem Mauerwerk aufgeführte Kirche, die erst seit dem letzten Orkan 1886 neu aufgebaut worden ist, wiederum zerstört. In Barrouallie liegt die schöne, aus Steinen erbaute Kirche und das Pfarrhaus in Ruinen, und das Gleiche ist mit zwei anderen, ebenfalls soliden Steingebäuden, der Fall. In Georgetown ist die Kirche, ein prachtvoller Steinbau mit 650 Sitzplätzen, samt dem Pfarrhaus gänzlich zerstört und vom Sturm dem Erdboden gleich gemacht worden. Ein anderes Gotteshaus ist des Daches beraubt und das Pfarrhaus stark beschädigt. Zwei weitere Kirchen, die nur aus Holzwerk bestanden, sind vom Orkan einfach hinweggefegt worden. Kurz — alle anglikanischen Kirchen und Kapellen, die da und dort in den verschiedenen Bezirken der Insel standen, sind sämtlich mehr oder weniger zerstört, mit Ausnahme der Hauptkirche. Und wie die anglikanische Mission durch diesen Orkan empfindlich heimgesucht worden ist, so hat auch die auf St. Vincent arbeitende Mission der Methodisten schwere Verluste erlitten, die nicht so bald verschmerzt sein werden. Inzwischen ist die Mission bestrebt, Hilfsgelder aufzubringen, um die zerstörten Kirchen, Kapellen und Schulhäuser wieder aufzubauen und dem Elend unter den Inselbewohnern, die zum großen Teil obdachlos geworden sind, so viel als möglich zu steuern. Ist doch die Not unter diesen infolge des wirtschaftlichen Niedergangs ohnedies schon groß genug. Gott gebe, daß diese Zeiten der Heimsuchung eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit schaffen.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Uganda. Eine sehr interessante Heimreise von Uganda nach England hat Missionar Lloyd zurückgelegt und zwar auf derselben Route, die seiner Zeit (1887/88) Henry Stanley mit seiner Expeditionstruppe auf dem Kongo, längs dem Aruwimi und durch den großen Urwald nach dem Albert Nyansa verfolgte, als er zum Entsatz von Emin Pascha von der Westküste aus nach Aequatorial-Afrika vordrang. Missionar Lloyd, der in Toro, dem westlichsten Gebiet von Uganda (zwischen dem Albert Nyansa und dem Edward Albert Nyansa) seinen Arbeitsposten hatte, entschloß sich, seine Heimreise nicht auf dem gewöhnlichen Weg nach der Ostküste einzuschlagen, sondern nach Westen, wobei er zwei Drittel des afrikanischen Kontinents zu durchqueren hatte, eine Wegstrecke von wenigstens 2000 englischen Meilen. Er brauchte dazu nur etwas über zwei Monate, eine erstaunlich kurze Frist gegenüber der Zeit, die Stanleys Marsch vor zehn Jahren erforderte. Damals waren es ungebahnte und unbetretene Pfade, heutzutage haben Flußdampfer, Eisenbahn und eine lange Kette von Militärposten und Missionsstationen jene Gebiete dem Verkehr erschlossen und die Durchquerung des Erdteils bedeutend erleichtert.

Missionar Lloyd verließ Ende September v. J., nur von den nötigsten Trägern und drei Bagandaknaben begleitet, Toro (östlich vom Semliki-Fluß, der die beiden vorhin genannten Seen verbindet) und erreichte nach fünftägigem Marsch die Grenze des Kongo-Freistaats. Nach weiteren vier Tagereisen stieß er in Mbeni auf den ersten belgischen Regierungsposten. Dann marschierte er zwölf Tage lang durch den unermeßlichen Urwald, bis er in Mawambi den zweiten belgischen Militärposten erreichte. Ein weiterer achttägiger Marsch durch die Urwildnis brachte ihn zur dritten Regierungsstation Awakubi. Hier schiffte er sich auf einem Boot ein und fuhr in elf Tagen den Aruwimi flußabwärts bis nach Basoko, wo der Aruwimi in den Kongo einmündet. Von da brachte ihn ein Flußdampfer in dreizehn Tagen nach Leopoldville. Hier konnte er dann die neue Kongo-Eisenbahn benützen, auf der er nach zweitägiger Fahrt Matadi unterhalb der großen Stromschnellen erreichte. Er befand sich nun an der Mündung des Kongo und der atlantische Ocean lag vor ihm. Von Kabinda aus, das er auf dem Dampfer in zwei Tagen erreichte, trat er seine Heimreise nach England an, wo er am 25. Dezember glücklich in London eintraf. Die ganze Reise von Uganda bis England hatte ihn nur 12 Wochen gekostet.

Auf seiner Route quer durch Afrika wurde es ihm besonders eindrücklich, wie die lange Kette von Missionsstationen, die sich von der Kongo-Mündung landeinwärts bis tief ins Innere gegen Osten zu hinzieht, immer vollständiger wird. So sind z. B. die englischen Baptisten daran, ihre Missionsposten von den Stanley-Fällen aus den Lindi-Fluß aufwärts vorzuschieben, sodaß sie in nicht allzulanger Zeit der von Uganda her über den Semliki vordringenden englisch-kirchlichen Mission die Hand reichen werden. Interessant war auch sein mehrmaliges Zusammentreffen mit Bambutis, Vertretern der Zwergvölker. Lloyd schätzt dieselben in jenem Teile Afrikas auf ca. 8000 bis 10000, aber sie sind in raschem Aussterben begriffen und wegen ihrer unstäten Lebensart als Jägervolk sehr schwer zu erreichen. Seine elftägige Bootfahrt auf dem Aruwimi durch die majestätische Urwildnis führte ihn auch an Dorfschaften der Bangwa vorüber, die ihre Wohnsitze längs der Ufer dieses Flusses haben und weithin als Menschenfresser berüchtigt sind. Dem Missionar kamen sie indes, wenn auch mit stolzer Miene und großem Selbstbewußtsein, doch mit Freundlichkeit entgegen. Bis jetzt sind dieselben von der Mission noch ganz unberührt geblieben, obschon die Baptisten längst ihr Auge auf sie gerichtet haben; aber die sprichwörtliche Wildheit des Stammes hat sie bisher von einem Besuch daselbst abgehalten. (Gleaner.)

Barma. Von den Arbeitern der amerikanischen Baptisten in Barma ist kürzlich die verwitwete Missionarsfrau Stevens im 82. Lebensjahr heimgegangen. Sie hat über 60 Jahre lang in Barma gearbeitet, darunter elf Jahre mit ihrem Manne noch zusammen mit Adoniram Judson, dem bekannten Bahnbrecher der Barma-Mission. Aus jener Zeit befindet sich noch auf dem Arbeitsfeld Missionar Brayton, der bereits sein 90. Lebensjahr zurückgelegt hat und trotz seines hohen Alters noch immer in Rangun, der baptistischen Anfangsstation, regen Anteil an dem Ergehen des Missionswerkes nimmt. Er ist der einzige Ueberlebende von sieben Missionsleuten, die im Jahr 1837 in Maulmain landeten. Während seiner langen Wirksamkeit hat Brayton nicht nur die Mission in Barma von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrer jetzigen bedeutenden Ausdehnung aufblühen sehen, er hat ihr auch wichtige Dienste leisten dürfen, besonders auf litterarischem Gebiet. So ist die Uebersetzung der Bibel in die Mundart der Pwo-Karenen sein Werk. Auch ist er seiner Zeit viel in den Dschangel-Gebieten von Unter-Barma gereist. (Independent.)

Madagaskar. Von Sirabe, der norwegischen Missionsstation in der madagassischen Provinz Betsileo, die in den Maitagen des Jahres 1896 von Aufständischen eingeäschert wurde und wo damals

eine Anzahl von Missionsleuten zwischen Leben und Tod schwebte, wird berichtet, daß während der letzten, durch die Umtriebe der Jesuiten hervorgerufenen Verfolgung nicht weniger als 79 neue Glieder der Gemeinde einverleibt und 416 Personen im letzten Jahr getauft werden konnten. Dieses erfreuliche Wachstum im Stationsgebiet Sirabe ist hauptsächlich der eifrigen und treuen Arbeit der eingebornen Pastoren zu danken. Dies ist besonders bei Pastor Rarifoana der Fall, dessen Parochie in einem Distrikt liegt, die eine Hochburg des Heidentums bildet. Hier befand sich auch einer der Hauptherde der aufständischen Bewegung. Jetzt hellt sich der Horizont wieder auf und bessere Zeiten scheinen sich anzubahnen. Kürzlich haben sich gegen 100 Erwachsene zur Taufe gemeldet. (Chronicle.)

Australien. Den Neuendettelsauer Missionaren auf den Papua-Stationen der australischen Immanuel-Synode ist es gelungen, neuerdings die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Dieri-Sprache zu vollenden. Es ist dies wohl die erste vollständige Uebersetzung des Neuen Testaments in eins der zahlreichen Idiome der australischen Eingebornen. (Kirchliche Mitteilungen.)

— **Aerztliche Mission.** Nach einer Statistik, die ein Dr. Maxwell in Medical Missions at Home and Abroad aufgestellt hat, beläuft sich gegenwärtig die Zahl der gesamten britischen geprüften Missionsärzte auf 268 (wogegen es vor 10 Jahren nur 125 waren). Ihre Zahl hat sich demnach mehr als verdoppelt. Davon stehen im Dienst: 92 in Indien, 90 in China, 36 in Afrika, 18 in Syrien und Palästina. Die übrigen 32 verteilen sich auf verschiedene Missionsgebiete anderer Länder. Die englisch-kirchliche Mission beschäftigt davon 51, die schottische Freikirche 28, die Londoner Mission 25, die Kirche der Unierten Presbyterianer Schottlands 22, die Kirche der englischen Presbyterianer 17, die schottische Staatskirche 12, die China Inland Mission ebenfalls 12, die Ausbreitungsgesellschaft 11, die staatskirchliche Senana-Mission Englands 10, die irisch-presbyterianische Kirche 6, die baptistische Mission 7 und die wesleyanische 6. Die übrigen 61 gehören verschiedenen andern britischen Missionen an. — Wie armselig nimmt sich dagegen die kleine Zahl der 8 deutschen Missionsärzte aus!





Typen von Todas auf den Nilagiri (Südindien).

Eine Missionsjubilarin.

Schon zwei große Missionsgesellschaften haben in diesem Jahrzehnt ihre hundertjährige Gedenkfeier festlich begehen dürfen: zuerst die englische Baptistenmission (1892), und dann die der Londoner (1895). Nun ist an der Wende des Jahrhunderts die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft daran, ihr hundertjähriges Jubiläum am 12. April d. J. zu feiern.

An diesem ihrem Ehrentag gedenken auch wir Deutsche gern dieser größten ausländischen Missionsgesellschaft, denn nicht nur hat sie in den ersten Dezennien ihres Bestehens eine Reihe von deutschen Missionsarbeitern in ihren Dienst gestellt, sondern sie verdient auch um ihrer brüderlichen Weitherzigkeit, Loyalität und Noblesse im Verkehr mit andern Missionen unsere Hochachtung und Anerkennung. Dabei hat sie sich von jeher durch echt evangelische Grundsätze, durch vortreffliche Organisation, gesunde Prinzipien im Missionsbetrieb und verständige Leitung, der der Erfolg nicht gefehlt hat, ausgezeichnet.

Die Entstehung der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (Ch. M. S.) am Ausgang des vorigen Jahrhunderts hängt zusammen mit dem neuen, frischen Glaubensleben, das damals in England erwacht war und das in der Folge sowohl die anglikanische Staatskirche aus den starren Banden des Hochkirchentums befreite, als auch die übrigen kirchlichen Kreise aus ihrem religiösen Indifferentismus aufrüttelte. Die Pioniere dieser Bewegung, die zugleich den Missionsgeist belebte und unter dem Sturm und Druck der

Quellen: One Hundred Years, Short History of the Church Miss. Society. — Proceedings of the Ch. M. S. 1897/98. — A. M. Z. 1897. — Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz 1899.

Zeitverhältnisse edelgesinnte Geister zu höheren Zielen anspornte, ein John Wesley, Whitefield und andere, waren im Jahr 1799, in welche Zeit die Entstehung der Ch. M. S. fällt, schon zu ihrer Ruhe eingegangen. Von den drei evangelischen Richtungen aber, die aus dieser Bewegung hervorgingen, befand sich nur die eine innerhalb der bischöflichen Staatskirche; die beiden andern, die Methodisten als Anhänger von Wesley, und die Kalvinisten als solche von Whitefield, standen außerhalb derselben und zwar durch die eigene Schuld der Kirche.

Jener evangelischen Richtung innerhalb der letzteren, die unter dem Namen des Evangelikalismus bekannt ist und wodurch die anglikanische Kirche mit der Zeit eine Erneuerung und Wiedergeburt erfahren hat, verdankt die englisch-kirchliche Mission ihre Entstehung. Die evangelikale Richtung war aber zunächst nicht vorherrschend in der Staatskirche. Im Gegenteil; sie war, wiewohl ihr bedeutende Männer angehörten, sehr in der Minderheit, dazu gehaßt, angefeindet und verachtet. Die Bischöfe erblickten in in ihr nur ein kirchliches Methodistentum, eine krankhafte Erscheinung, die ausgerottet werden müsse. Die ihr angehörenden Theologen hatten deshalb Schwierigkeit, eine entsprechende Anstellung zu finden, wurden geflissentlich beiseite geschoben oder nicht beachtet. Der Premier-Minister Pitt ging sogar so weit, auf das Zeugnis eines Bischofs hin die „ernstgesinnten“ Freunde der Bewegung geradezu für „große Schurken“ zu erklären.

Einige Vorkämpfer des Evangelikalismus, sowohl Geistliche wie Laien, schlossen sich näher zusammen und gründeten 1783 eine theologische Gesellschaft, die den Namen „Eclectic Society“ führte, in deren halbmonatlichen Versammlungen außer theologischen Fragen auch bald Missionsangelegenheiten hereingezogen wurden. So wurde schon am 13. November 1786 die Frage besprochen: Wie kann man am besten das Evangelium in der (kurz zuvor gegründeten) Verbrecherkolonie Botany Bay in Australien pflanzen und verbreiten? Drei Jahre später (1789) beschäftigte man sich mit der Frage der Verbreitung des Evangeliums in Ostindien. Dann (1791) richtete man seine Blicke auf Westafrika, wo Wilberforce, der unermüdliche Vorkämpfer für die Emancipation der Sklaven, mit andern eine Freistätte für befreite Negersklaven in Sierra Leone gegründet hatte und an der Spitze des Direktoriums stand.

Diese Besprechungen der Eclectic Society hatten indes nur einen akademischen Wert; denn was konnten einige wenige Männer der verachteten evangelikalen Partei, deren Einfluß nicht über den eigenen Kreis hinausreichte, für die großen Ländergebiete von Australien, Indien und Afrika thun? Und doch ging ohne ihr Wissen eine Wirkung aus. Der Prediger Thomas Scott wurde das Werkzeug zu Careys Bekehrung, auf dessen Anregung hin es 1792 zur Gründung der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft kam. In der Vereinigung der letzteren für den großen Zweck der Mission lag dann auch ein bedeutsamer Wink für die Gläubigen der andern Kirchengemeinschaften Englands, daß große Dinge nur durch vereinte Kraft zustande kommen. So entstand dann 1795 durch einige presbyterianische und independentische Geistliche die Londoner Missionsgesellschaft, die schon im Jahr darauf ihre ersten Sendboten nach der Südsee abordnete.

Diese Vorgänge erregten aufs neue das Interesse der eklektischen Gesellschaft, sodaß man im Februar 1796 die Frage ernstlich erörterte: in welcher Weise etwa eine Mission unter den Heiden von der Staatskirche aus versucht werden könnte? Man trat damit der Sache schon um ein Bedeutendes näher. Es handelte sich jetzt nicht mehr um ein einzelnes Kolonialgebiet, das durch besondere Umstände gerade in Sicht war, sondern um die Heiden im allgemeinen, um die Evangelisation der Welt. Und obschon man der independentischen Londoner Mission allen Segen und den besten Erfolg wünschte, so hatte man doch das Gefühl, daß etwas Aehnliches von der Staatskirche geschehen sollte.

Verschiedene Mitglieder drängten nun zur That. Und zu dieser kam es denn auch. Am 12. April 1799 traten 16 Geistliche und 9 Laien in demselben Gasthof (Castle & Falcon), wo schon vier Jahre zuvor die Londoner Missionsgesellschaft gegründet worden war, zusammen und beschlossen die Gründung einer Missionsgesellschaft im Anschluß an die evangelikale Partei der englischen Staatskirche. Doch wurde in dieser ersten Sitzung der Gesellschaft noch kein bestimmter Name gegeben. Das geschah erst bei einer der folgenden Zusammenkünfte sechs Wochen später, indem man den Namen: „The Society for Missions to Africa and the East“ annahm. Der spätere Zusatz „Church“ kam erst nach und nach zur Unterscheidung von den übrigen Gesellschaften in Gebrauch

und wurde im Jahr 1812 offiziell angenommen, sodaß die Gesellschaft seitdem den Titel: „Church Missionary Society for Africa and the East“ führt.

Was die Grundsätze der neuen Gesellschaft betrifft, so waren es zunächst keine kirchlichen, sondern vor allem Missionsprinzipien, auf die man Gewicht legte. Sie sind in einem Schriftstück niedergelegt, das der Vorsitzende, John Venn, schon am 18. März 1799 der eklektischen Gesellschaft vorlas. Dort heißt es: 1) Man folge Gottes Leitung. 2) Man beginne in kleinem Maßstab. 3) Man betrachte die Geldsache nicht als Hauptsache, sondern stelle sie in zweite Linie. 4) Nächst Gott kommt alles auf die Qualität der Männer an, die man als Missionare aussendet. 5) Den Erfolg aber erwarte man vom Geist Gottes. Zugleich sprach man entschieden aus, daß sich die neue Missionsgesellschaft nicht nach den Grundsätzen der Hochkirche zu konstituieren habe und daß nicht anglikanisches Kirchentum, sondern evangelisches Christentum die Hauptsache sei, die den Heiden not thut und die ihnen gebracht werden müsse. Durch dieses evangelische Prinzip wurde die Ch. M. S. einerseits gegen die hochkirchlichen und anderseits gegen die independentischen Richtungen scharf abgegrenzt.

Die neue Gründung fand aber trotz ihres kirchlichen Charakters nicht ohne weiteres das Vertrauen der Bischöfe. Ein Prospekt, den die Gesellschaft an den Erzbischof von Canterbury und an den Bischof von London einreichte, wurde erst nach Verfluß eines Jahres indirekt beantwortet und so die Gesellschaft bis dahin zur Unthätigkeit verurteilt. Dann aber beschloß man, mit aller Thatkraft voranzugehen. Es handelte sich jetzt um dreierlei: 1) um Gewinnung von Missionaren; 2) um Aufbringung der nötigen Mittel zu ihrem Unterhalt, und 3) um die Wahl und Besetzung von Missionsfeldern.

Hinsichtlich der ersteren wandte sich der Sekretär Th. Scott an die „ernstgesinnte“ Geistlichkeit in den verschiedenen Teilen Englands und bat dieselbe, sich nach geeigneten jungen Männern für den Missionsdienst umzusehen. Entweder sollten es junge Theologen sein oder auch Laien, die als Katechisten oder Evangelisten in die Heidenwelt ausgesandt werden könnten. Obschon man in Bezug auf letzteren Punkt nicht ganz einig war, so glaubte man sich doch hierin in Uebereinstimmung mit der Praxis der

apostolischen Kirche. Das Ergebnis war nicht ermutigend. Von allen Seiten hieß es: „ich weiß niemanden zu nennen.“ Von Cambridge aus erhielt man auf die Anfrage hin gar keine Antwort. Von einer andern Seite wurden zwar zwei junge Leute als tüchtig genannt, aber: „wäre es recht, die Herzen ihrer Mütter zu brechen?“

Als man zwei Jahre nach der Gründung an Pfingsten 1801 das erste Jahresfest feierte, an dem nur die Mitglieder des Komitees und einige wenige Freunde teilnahmen, mußte man bekennen, daß sich noch kein einziger Missionar gefunden habe. Und dasselbe war ein Jahr später der Fall. Endlich gelang es, zwei Deutsche und einen Engländer für den Missionsdienst zu gewinnen. Von diesen trat aber der letztere, Henry Martyn, schließlich nicht in den Missionsdienst, sondern ging 1805 als Kaplan nach Indien, da er keine Aussicht hatte, von der ostindischen Kompagnie als Missionar in Indien zugelassen zu werden. Hier hat er dann sechs Jahre lang auf seinem Posten als Kaplan treu und unermüdlich so viel als möglich der Mission vorgearbeitet, ging hierauf nach Persien und starb am 16. Oktober 1812 in der armenischen Stadt Tokat.

Die beiden Deutschen, die thatsächlich als die ersten Missionare der Ch. M. S. ins Feld geschickt wurden, waren der Württemberger Melchior Renner und der Preuße Peter Hartwig. Beide waren aus der Missionsschule von Prediger Jänicke in Berlin hervorgegangen, hielten sich noch eine Zeitlang in England auf und wurden dann vor ihrer Aussendung in Deutschland ordiniert. Sie wurden von der Ch. M. S. als ihre Missionare in Dienst genommen und erhielten ihre Bestimmung nach Westafrika, wo sie unter dem Susu-Volk eine Mission beginnen sollten. An ihrer Abordnung am 31. Januar 1804 waren 20 Geistliche und 24 Laien anwesend.

So hatte man denn endlich nach fünf Jahren die ersten beiden Missionare aussenden können. Drei weitere, ebenfalls von Berlin, gingen 1806 nach Westafrika ab. Dann gabs wieder eine Pause bis zum Jahr 1809. Nach Verfluß des ersten Jahrzehnts hatte man also im ganzen fünf Missionare ausgesandt; davon war einer gestorben und einer entlassen.

Die ersten fünf Arbeiter, die man aussandte, hatten keine weitere Ausbildung erhalten, als die, welche ihnen in der Jänickeschen Missionsschule in Berlin zu teil geworden war. Erst von der

dritten Sendung ab erhielten sie noch einen weiteren speciellen Unterricht von Thomas Scott in London, der, obschon über 60 Jahre alt, sich zu dem Zweck noch auf das Studium des Susu und des Arabischen warf. Im ganzen lieferte die Missionsschule in Berlin 22 Arbeiter, von denen die meisten auf dem westafrikanischen Missionsfelde Verwendung fanden. Namen, wie die eines Nyländers, Renners, Johnsons u. a. leben noch heute in der Erinnerung der Sierra Leone Christen.

Erst im Jahre 1809 konnte man die ersten Landsleute, geborne Engländer, aussenden. Es waren dies ein Schreiner und ein Schuhmacher, die im Gefolge von Kaplan Marsden zu den Maori nach Neuseeland auszogen, aber nicht als eigentliche Missionare, sondern als Ansiedler (settlers), wie sie ausdrücklich genannt wurden. Sie erhielten als solche nur freie Fahrt, eine einmalige Unterstützung von je 400 Mark und eine Anweisung auf eine entsprechende Ausrüstung in Sidney. Im übrigen sollten sie sich an Ort und Stelle mit ihrer Hände Arbeit durchbringen.

Am 7. Januar 1814 hatte man endlich die Freude, auch vier Missionare nach Indien abordnen zu können. Zwei davon, Rhenius und Schnarre, waren Deutsche und Schüler von Jänicke, die beiden andern Engländer. Von diesen war der eine, Norton, ursprünglich ein Schuhmacher, der sich aber, wie vor ihm sein Zunftgenosse Carey, selbst weitergebildet hatte. Der andre, Greenwood, war ein Teppichweber. Beide erhielten von Th. Scott die nötige theologische Ausbildung und dienten, um die Ordination vom Bischof zu erhalten, eine Zeitlang der englischen Kirche als Vikare.

Von da an begannen sich mehr und mehr Missionskandidaten einzustellen, aber man erkannte auch, daß die bisherige Art ihrer Ausbildung durch den Sekretär der Gesellschaft (zuletzt durch Bickersteth) nicht auf die Länge angehe, sondern eine systematischere sein müsse. So entschloß man sich zur Gründung eines Seminars, das am 31. Januar 1825 im Londoner Stadtteil Islington eröffnet wurde.*) Anderthalb Jahre später wurde dasselbe durch den Bau des gegenwärtigen Seminargebäudes bedeutend vergrößert. Die Zahl der Zöglinge bestand jetzt (1826) bereits

*) Da und dort findet sich 1815 als Gründungsjahr angegeben. Dies ist jedoch ein Irrtum, der sich leider in deutschen Missionsblättern festzusetzen scheint.

aus 26 jungen Leuten, denen nun ein regelrechter Unterricht erteilt werden konnte, der sich aber, wie es scheint, damals zum größten Teil auf sprachlichem Gebiet (Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Sanskrit und Bengali) bewegte. Aus dem Seminar in Islington sind seitdem über 500 Missionare, darunter 9 Missionsbischöfe, hervorgegangen.

Einen weitern Zufluß von Missionsarbeitern erhielt die Ch. M. S. seit 1818 von Basel her, dessen Missionshaus im Lauf der Jahre (bis 1855) allein 88 Männer geliefert hat.*) Die meisten derselben hatten noch in Islington eine kurze Zeit zu studieren und erhielten dann vom Bischof von London die kirchliche Weihe. Aus ihren Reihen ist eine Anzahl namhafter Missionsarbeiter hervorgegangen, wie z. B. Weitbrecht, Leupolt, Pfander, Gobat, Schlienz, Krapf, Rebmann, Schön, Kölle u. a.**)

Das war der kleine Anfang, in dem sich das Missionswerk der heute so großen Ch. M. S. in den beiden ersten Jahrzehnten bewegte. Jetzt hat dieselbe nicht weniger als 393 ordinierte, 86 Laienmissionare, 45 Missionsärzte, 253 Missionarinnen und 340 eingeborne Pastoren auf ihren Arbeitsfeldern stehen. Und von den gegenwärtig im Dienst stehenden Missionaren sind allein 200 von den Universitäten gekommen, die zum Teil schon im kirchlichen Amt standen. Selbst Angehörige der höheren und höchsten Kreise stehen in ihren Reihen und rechnen sichs zur Ehre, dem Herrn in der Mission zu dienen.

---

*) Die Angabe, die sich hie und da in deutschen Missionsblättern findet, daß Basel schon seit dem Jahr 1816 Leute an die kirchliche Missionsgesellschaft abgegeben habe, ist nicht richtig. Wohl stand Basel, nachdem es hier am 25. September 1815 zur Gründung der Missionsgesellschaft gekommen war, durch den deutschen Prediger Steinkopf in London in freundlichen Beziehungen zum Komitee der Ch. M. S., aber die ersten Basler, Dürr und Jetter, reisten erst im Dezember 1818, nachdem dieselben am 16. Dez. desf. J. im badischen Städtchen Lörrach die Ordination erhalten hatten, nach England ab und sind dann von da im folgenden Jahr (1819) nach Indien ausgesandt worden. Ueberhaupt wurde die Basler Missionsschule erst am 26. August 1816 eröffnet. Ihre ersten Zöglinge wurden (1818) an die niederländische Missionsgesellschaft in Rotterdam abgegeben.

**) Einige wenige Basler stehen noch heute im Dienst der Ch. M. S. oder sind altershalben in den Ruhestand versetzt; so z. B. Bomwetsch (in Kalkutta), Dr. Kölle (in England), Erhardt und Mann (in Stuttgart), Deimler (in Nürnberg) und Klein (in Cannstadt).

Auch aus dem einen Arbeitsfelde an der Westküste Afrikas sind ihrer im Laufe der Jahrzehnte gar viele geworden. Wir können sie hier nur der Reihe nach kurz anführen, ohne ihre Geschichte im einzelnen zu verfolgen.

Die Mission unter den Susu und Bullom, mit der man 1805 begann, hatte keinen Bestand. Die Stationen wurden von den Eingebornen, die durch Sklavenhändler aufgereizt worden waren, eingeäschert und die Missionare mußten sich nach Sierra Leone zurückziehen. Dagegen wurde dann hier in der Kolonie befreiter Negersklaven, unter einer zuchtlosen Masse zusammengewürfelter Menschen aus den verschiedensten Stämmen und Sprachen Westafrikas, mit aller Kraft die Arbeit fortgesetzt. Trotz des mörderischen Klimas — es erlagen ihm in 25 Jahren 109 Männer und Frauen — blühte das Werk auf, so daß die Sierra Leone Kirche im Jahr 1861 für selbständig erklärt werden konnte. Heute zählt dieselbe 30 Gemeinden mit 11 384 Seelen, die von 106 eingebornen, in der Kolonie ausgebildeten Pastoren und Lehrern bedient werden. Unter der direkten Leitung der Ch. M. S. stehen nur noch die Lehranstalten, darunter das seit 1827 bestehende Fourah Bay College und die Mission unter den Timne und eine solche im Hinterland der Kolonie.

Das nächste Arbeitsfeld war Neuseeland, auf das man durch den Kaplan der Verbrecherkolonie in Sidney, Samuel Marsden, aufmerksam wurde. Man wollte aber hier durch christliche Ansiedler, von denen die beiden ersten, wie schon erwähnt, im Jahr 1809 ausgesandt wurden, unter den heidnischen Maori Kulturarbeit treiben und so das Christentum pflanzen. Aber man konnte sich erst vier Jahre später an die verrufene Küste wagen. Das Missionsproblem erwies sich indes als verfehlt. Die Handwerkermission mit ihrer Kulturaufgabe kam nicht vom Fleck und man sah sich Anfang der zwanziger Jahre genötigt, das Schwergewicht auf die eigentliche Missionsarbeit zu legen. Man sandte fortan hauptsächlich ordinierte Missionare hinaus, darunter 1822 und 1825 das um die Christianisierung der Maoris hochverdiente Brüderpaar Henry und Will. Williams.*) 1825 konnte der erste Maori, der Häuptling

*) Die Witwe von Will. Williams, der ursprünglich Chirurg war und dann noch Theologie studierte, zog 1825 mit ihrem Gatten nach Neuseeland und starb daselbst erst 1896 in dem hohen Alter von 95½ Jahren.

Rangi, getauft werden. Seitdem, besonders von 1831 an, mehrten sich die Taufen in rapider Weise. Wohl traten Rückschläge ein durch entgegengesetzte Bewegungen und blutige Kriegsjahre, die in den siebenziger Jahren die hoffnungsvolle Saat zu vernichten drohten, aber die Maorikirche hat diese Stürme überstanden. Jetzt bestehen geordnete Parochialverhältnisse und christliches Gemeindeleben. Die Pflege der auf 46 Stationen (in drei Diözesen) eingegliederten 15 360 Christen ist 39 Maoripastoren und 300 Lehrern anvertraut. Zur Oberaufsicht und Leitung der höheren Schulen hat die Ch. M. S. noch elf Missionare in Neuseeland stehen.

Auf die Einladung der Regierung hin sandte die Ch. M. S. von 1834 an auch vier ihrer Boten zu den Eingebornen von Australien; aber infolge von Schwierigkeiten, die man mit den Behörden von Sidney hatte, wurde diese Mission schon nach wenigen Jahren wieder aufgegeben. Auch an diesem Unternehmen waren zwei Deutsche, die Basler Brüder Handt und Günther, beteiligt.

Um dieselbe Zeit wurde die Ch. M. S. auch nach Westindien geführt. Hier war am 1. August 1834 nach mehrjährigem Kampf im Parlament endlich die allgemeine Emanzipation der Negersklaven auf den britischen Inseln verkündigt worden und man beeilte sich nun, den Freigelassenen auch die wahre Freiheit zu bringen. Im Jahr 1838 hatte die Ch. M. S. bereits 13 ordinierte und 23 Laienmissionare daselbst in der Arbeit stehen, in ihren 70 Schulen befanden sich 6000 Schüler, und ca. 8000 Personen besuchten ihre Gottesdienste. Jedoch finanzielle Nöte veranlaßten sie, wenige Jahre später das ganze Werk an die Kolonialkirche abzugeben.

Dauerndes durfte sie dagegen in Indien pflanzen, das auch im Lauf der Jahre zu ihrem ausgedehntesten Arbeitsfeld geworden ist. Sie hatte dahin von Anfang an ihr Augenmerk gerichtet; aber erst 1814 konnte sie ihre ersten Missionare, darunter den Deutschen Rhenius, dahin abordnen, nachdem im Jahr zuvor die Zulassung der Missionare und ihrer Thätigkeit im neuen Freibrief der ostindischen Kompagnie durchgesetzt worden war. Man trat zunächst in Nordindien in die Arbeit ein, wo schon einige fromme Regierungskapläne der Mission vorgearbeitet hatten. Von da aus hat dann die Ch. M. S. ihre Thätigkeit über fast alle Gebiete Indiens ausgedehnt, von Kalkutta im Osten bis nach Sindh im Westen,

von Kaschmir und dem Pandschab im Norden bis nach Kap Komorin und hinüber nach der Insel Ceylon (seit 1817) im äußersten Süden. Sie hat in diesem großen, weiten Gebiet ihre Arbeitsfelder sowohl unter dem Kulturvolk der Hindu und Mohammedaner, als auch unter verschiedenen Stämmen der kulturlosen Urbevölkerung. Auch alle verschiedenen Zweige des Missionsbetriebs, wie die der ärztlichen Mission, der Senanaarbeit, des niederen und höheren Schulwesens, kommen hier in Anwendung. Demzufolge ist auch das im Dienst der Gesellschaft stehende Arbeiterpersonal ein sehr bedeutendes und es sind heutzutage über ein Drittel aller Arbeitskräfte der Ch. M. S. in Indien und Ceylon beschäftigt, nämlich: 186 ordinierte und 27 Laienmissionare, 14 Missionsärzte und 52 Missionarinnen, dazu 173 eingeborne Geistliche, 2826 männliche und 787 weibliche Lehrer und Missionsgehilfen; zusammen ein Personal von 4065 europäischen und eingebornen Arbeitern. Die Stationen der Gesellschaft, deren Zahl sich in Indien auf 197, in Ceylon auf 23 beläuft, finden sich in allen Provinzen Indiens und zählen rund 126 000 Christen. Davon kommen 11 000 auf Bengalen und Santalia, über 10 000 auf Telugu, nahezu 48 000 auf Tinneweli, gegen 31 000 auf Trawankor und über 9000 auf Ceylon. Die übrigen 16 000 verteilen sich auf die Nordwest- und Centralprovinzen, auf Pandschab und Sindh, die Westküste und Madras. Neben der ärztlichen Mission ist auch das Schul- und Erziehungswesen der Ch. M. S. in Indien sehr bedeutend. Sie unterhält daselbst 23 Hochschulen und Kollegs, 29 sogenannte Anglovernakular-Schulen, 1480 Volksschulen, 9 theologische Schulen (Divinity Schools), 12 Präparandenanstalten und Lehrerseminare, 52 Waisenhäuser und Kostschulen. Die Anzahl der Schüler beträgt im ganzen über 61 000.

Ungeachtet ihres Namens, wonach die Ch. M. S. nur in Afrika und im Orient Mission treiben wollte, zog sie doch auch schon sehr bald Britisch-Nordamerika in den Bereich ihrer Wirksamkeit herein. Sie unterstützte anfangs nur den Kaplan der Hudsonbai-Kompagnie J. West, der seit 1820 am Red River, etwas südlich vom Winnipeg-See Indianerkinder zum Unterricht um sich sammelte. Der erste Schritt zur späteren bedeutenden Ausdehnung des Werks unter den weithin zerstreuten Indianerstämmen geschah aber erst, seitdem der christliche Indianer Henry Budd, ein Schüler von West

und später der erste eingeborne Geistliche seines Volks, als Lehrer vom Red River aus nach Devon am Saskatschewan ausgesandt wurde und das Evangelium in die nördlicheren Gebiete hineintrug. Heute ziehen sich, wenn auch in sehr großen Entfernungen, die Stationen der Ch. M. S. von den Grenzen der Vereinigten Staaten bis an den Arktischen Ocean, und von der Hudsonbai im Osten bis zum Felsengebirge des Westens und darüber hinaus bis an das Gestade und die demselben vorgelagerten Inseln des Stillen Oceans. Die Indianer, die gläubig geworden sind und unter der Pflege der Ch. M. S. stehen, zählen jetzt nach Tausenden, und in elf verschiedenen Sprachen wird ihnen das Evangelium gepredigt. Bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung dieses schwach bevölkerten nordischen Missionsgebiets ist dasselbe zum Zweck der kirchlichen Oberaufsicht in eine Reihe von Diözesen zerlegt worden, die die Sprengel von Missionsbischöfen bilden. Mit der Indianermission ist auch in den nördlichsten Strichen die Arbeit unter den Eskimo verbunden, so weit sich diese erreichen lassen. Mit der entsagungsvollen Arbeit in diesen unwirtlichen Gebieten von Britisch-Nordamerika (und Kolumbia) sind zur Zeit auf 63 Stationen 64 Missionare und 2 Missionsärzte betraut.

Im Zusammenhang mit der Mission in Sierra Leone — nur 30 Jahre später — steht die in Yoruba, dem Hinterlande der Sklavenküste. Die Veranlassung dazu waren Negerchristen, die von Sierra Leone aus ums Jahr 1840 in ihre ehemalige Heimat zurückkehrten und sich teils an der Küste, teils im Innern niederließen. Missionare der Ch. M. S. folgten ihnen an jene Küste und so entstanden nach und nach die Stationen Badagry (1845), Abeokuta (1846), Lagos und Ibadan (1852), Ode Ondo (1876) u. a. Die Yoruba-Mission, der neben den Engländern Townsend und Wood und dem Afrikaner S. Crowther die Basler Brüder Gollmer, Hinderer, Maser, Mann u. a. angehörten, hat eine interessante Geschichte; sie hat aber auch wie Sierra Leone viele Opfer gekostet und ist durch manche Periode der Drangsal hindurchgegangen. Heute ist das Werk am fortgeschrittensten in dem zur bedeutenden Handelsstadt emporgeblühten Lagos, dem früheren Hauptstapelplatz des westafrikanischen Sklavenhandels. Die Zahl der Christen im Yoruba-Gebiet beläuft sich jetzt auf 8032. Davon gehören 5677 der einheimischen Kirche an; 2355 stehen noch unter der unmittel-

baren Pflege der Ch. M. S. In neuester Zeit sucht man die Missionsposten ostwärts dem Niger zu vorzuschieben.

Ein weiterer Absenker der Sierra Leone Mission ist die Nigermission, die infolge verschiedener Nigerexpeditionen zum Zweck der Erschließung des großen Wasserwegs für Handel und Kultur, 1857 von dem bekannten nachmaligen Bischof Crowther durch Gründung von drei Stationen eröffnet wurde. Diesen drei Anfangsstationen reihten sich bald weitere Missionsplätze im Nigerdelta an, wo man es meist mit tiefgesunkenen Volksstämmen zu thun hatte. Wegen der Ungesundheit des Flußgebiets wurden nur eingeborne Arbeiter von Sierra Leone unter der Leitung des schwarzen Bischofs Crowther verwendet, eine Praxis, die sich aber nicht bewährte. Nur zu bald stellte sich heraus, daß dieselben zu selbständiger Missionsthätigkeit noch nicht reif waren. Die vom Bischof ausgeübte Oberaufsicht, die wegen der großen Entfernungen und bei dem damaligen Mangel eines regelmäßigen Verkehrs nur eine sehr beschränkte sein konnte, erwies sich als ungenügend. Man sah sich deshalb genötigt, schließlich europäische Missionare, deren Zahl allerdings durch das Klima fortwährend reduciert wurde, neben ihnen anzustellen. Zugleich wurde der Sprengel nach Crowthers Tode (1891) einem englischen Missionsbischof unterstellt. Mittlerweile war man auch den Niger weiter flußaufwärts vorgedrungen und suchte von Lokodscha aus (am Zusammenfluß des Binue mit dem Niger) gegen den Sudan und in die Hausaländer vorzugehen. Doch ist letzteres Projekt bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Die Zahl der Christen auf den Nigerstationen beträgt zur Zeit erst 757.

Auch in Ostafrika setzte die Ch. M. S. mit ihrer Arbeit ein. Es geschah dies durch Missionar Dr. Krapf, der von Abessinien vertrieben, sich 1844 in Mombas niederließ und von hier aus mit seinem deutschen Landsmann Rebmann 1846 die Station Kisulutini (Rabai) auf dem gegenüberliegenden Festland gründete. Der Erfolg war hier sehr gering und das Klima forderte seine Opfer. Schließlich stand nur noch Rebmann auf dem einsamen Posten, bis er nach 29jähriger ununterbrochener Arbeit erblindet in die deutsche Heimat zurückkehrte (1875). Die Arbeit war indes nicht umsonst. Krapf und Rebmann schufen wertvolle Uebersetzungsarbeiten und erschlossen dadurch mehrere ostafrikanische Sprachen.

Durch ihre ausgedehnten Entdeckungsreisen aber ins unbekannte Innere erkundeten sie das Land und weckten dadurch das geographische Interesse, sowie das der Mission für jene Gebiete.*) Eine größere Bedeutung aber erhielt das ostafrikanische Missionsfeld erst seit 1874 durch die Wiederbesetzung von Mombas und die Gründung von Freretown, wo man eine Schar von befreiten Sklaven ansiedelte. Zwar blieb auch jetzt der Erfolg hinter den Erwartungen zurück, aber seitdem neuerdings jener Teil Ostafrikas unter britisches Protektorat gestellt und Mombas der Ausgangspunkt der ins Innere führenden Eisenbahn geworden ist, haben jene Missionsplätze an Wichtigkeit gewonnen und weisen ein ziemlich zahlreiches Arbeiterpersonal auf (vgl. Miss.Mag. 1899, S. 83 ff.).

Ein bedeutendes Missionsfeld, das besonders seit dem letzten Jahrzehnt sich sehr hoffnungsvoll entwickelt und eine ungeahnte Ausdehnung angenommen hat, that sich in den siebenziger Jahren für die Ch. M. S. in Uganda auf. Die Veranlassung zu dieser Mission ist bekannt. Ein Brief Stanleys, der die große Bedeutung Ugandas für ganz Inner-Afrika in begeisterten Worten pries und den dortigen König Mtesa als einen dem Christentum zugänglichen Monarchen schilderte, lenkte die Augen der englischen Missionskreise auf jene Gebiete. Zugleich mit der Aussendung der ersten Missionare dahin fand man es geboten, auf dem weiten, gefahrvollen Landweg von Bagamoyo bis zum Viktoria Nyansa verschiedene Etappenstationen in Usagara, Ugogo und Uniamwesi anzulegen. So entstanden Mpwapwa (1876), Mamboia (1879) und Nasa (1888), die aber späterhin, als sich eine andere Route durchs britische Gebiet von Mombas aus aufthat, ihre ursprüngliche Bestimmung verloren, jedoch von der Ch. M. S. als Missionsposten festgehalten worden sind. In Uganda aber hat sich nach schweren Anfängen und mannigfachen Wechselfällen ein Missionswerk entwickelt, das sich jetzt von den Nilquellen im Osten bis gegen die Grenzen des Kongo-Freistaats hin erstreckt. Die Geschichte dieser noch verhältnismäßig jungen Mission, der Männer wie Mackay, Hannington und Pilkington angehört haben, und die jetzt ein bedeutendes Arbeiter-

*) So entdeckte Rebmann am 11. Mai 1848 den Schneegipfel des Kilimandscharo, worüber der erste Bericht in der I. Nummer des mit dem Jahr 1849 erscheinenden Church Miss. Intelligencer veröffentlicht wurde.

personal aufweist, ist reich an tragischen wie an erfreulichen und wunderbaren Ereignissen. Seit Ende 1890 bis Ende 1897 hat sich die Zahl der dortigen Christen von 500 auf nahezu 13000 gemehrt, und die Schar derer, die im letzten Berichtsjahr getauft werden konnte, beträgt mehrere Tausende. Seit kurzem bildet nun Uganda mit seinen Nachbarländern ein eigenes Bistum unter dem trefflichen Bischof Tucker. (Näheres über Uganda findet sich im Miss.Mag. 1894, S. 201 ff. — 1898, S. 88 ff.)

In Zusammenhang mit Afrika ist auch die Insel Mauritius seit 1856 als Arbeitsgebiet der Ch. M. S. zu nennen, wiewohl dasselbe nur ein Zweig ihrer indischen Mission ist; denn zwei Drittel der Bevölkerung, unter der sie arbeitet, sind Einwanderer von Bengalen und Südindien, die als Kuli auf den Zuckerplantagen der Insel beschäftigt sind. Die Missionare, die hier im Feld stehen, sind deshalb indische, die Bengali und Tamil reden. Von den mehr als 5000 Kuli, die von ihnen getauft worden, sind die meisten wieder in ihre Heimat zurückgekehrt und es befinden sich zur Zeit nur ca. 1900 in der Pflege der Mission.

Vorübergehend (von 1863—1874) trat die Ch. M. S. auch auf Madagaskar in die Arbeit ein, zog sich aber aus Rücksicht auf die Londoner Mission von dort wieder zurück. Auch in Südafrika, in Kaffraria, machte sie 1837/38 einen vorübergehenden Versuch.

Mit der Eröffnung Chinas durch den Nankinger Vertrag (1842) sah sich die Ch. M. S. auf das Reich der Mitte hingewiesen und sie zögerte nicht, die von ihr seit den Tagen ihres Bestehens ins Auge gefaßte chinesische Mission zu beginnen. Ein Missionsfreund, der sich „Elachistoteros" (der Allergeringste, nach Ephes. 3, 8) nannte, ermutigte die Ch. M. S. dazu mit einer Gabe von 120000 Mk. Sie besetzte nach einander die dem europäischen Verkehr geöffneten Vertragshäfen Schanghai (1844), Ningpo (1848), Futschau (1850) und das von China an England abgetretene Hongkong (1862). Seitdem hat die Ch. M. S. ihre Arbeit in Südchina (in den Provinzen Kanton und Fukien), in Mittelchina (in den Provinzen Kiangsi und Tschekiang), sowie neuerdings in Westchina (in der Provinz Sztschuen) mehr und mehr ausgedehnt. Am weitesten fortgeschritten ist das Werk in der Provinz Fukien und im Ningpo-Bezirk. In ersterer zählt die Mission auf 18 Stationen nicht we-

niger als 16 Missionare und 6 Missionsärzte, 10 eingeborene Geistliche, 306 Missionsgehilfen und 61 eingeborne weibliche Arbeiter. Die Zahl der Christen beträgt daselbst 7786. Es finden sich dort 225 Kirchen und 193 Schulen mit 2520 Schülern. In Futschau und Hinghwa befindet sich je ein Seminar mit zusammen 44 Zöglingen, die zu Lehrern und Predigern ihres Volks herangebildet werden. In den Anfängen besteht nur noch die westchinesische Mission in Sztschuen, wo zwar nach mancherlei Schwierigkeiten mehrere Plätze besetzt werden konnten, an denen aber die Erfolge noch gering sind.

Nach Japan sandte die Ch. M. S. zwar schon 1869 ihren ersten Missionar, aber zu einer ständigen Besetzung dieses Missionsfeldes kam es erst 1874, wobei die Arbeit gleich an mehreren Punkten in Angriff genommen wurde und zwar: in Nagasaki auf der Südinsel, in Osaka und Tokio auf der Insel Hondo und in Hakodate auf der Nordinsel Jeso. Diese Stationen, denen dann noch in den letzten zwei Jahrzehnten, besonders seit 1890, eine ganze Reihe weiterer Missionsplätze folgten, sind seitdem die Centren einer ausgedehnten Arbeit geworden und bilden vier Diözesen. Seit 1887 haben sich die evangelischen Gemeinden Japans mit anglikanischem Ritus zur „japanischen Kirche“ zusammengeschlossen; aber damit ist die weitere Arbeit der Ch. M. S. in Japan nicht hinfällig geworden; denn ihre Gemeinden bedürfen nach wie vor der europäischen Leitung. Das Arbeiterpersonal der Ch. M. S. besteht dort aus 29 ordinierten Missionaren, 1 Missionsarzt, 3 Laienmissionaren und 36 weiblichen Gehilfen; an Eingebornen: aus 14 Pastoren, 117 männlichen und 35 weiblichen Missionsgehilfen. Die Zahl der Christen beläuft sich auf 3747.

Schließlich sind noch die Arbeitsgebiete der Ch. M. S. im Orient zu nennen. Schon seit den Tagen ihrer Entstehung war die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf die unter der Herrschaft des Islam stehenden Länder des Orients gerichtet und das Programm, das man sich für die Arbeit in denselben entwarf, war ein ziemlich umfangreiches. Man hatte dabei vor allem die orientalischen erstorbenen Kirchen im Auge, die durch die evangelische Missionsthätigkeit zu neuem Leben erweckt werden sollten. Aus ihr sollte dann auch wenn möglich die Mission unter den Mohammedanern herauswachsen. Als Ausgangspunkt für diese Missionsthätigkeit

wurde 1815 die Insel Malta erwählt, von wo aus man Zugang zu den drei Kontinenten der alten Welt hatte und in Vorderasien, in der Türkei, in Aegypten und Nordafrika mit der Arbeit einsetzen zu können hoffte. Es wurde zunächst in Malta eine Missionspresse aufgestellt, die Bibeln, Schulbücher und Traktate in den verschiedenen am Mittelmeer gesprochenen Sprachen druckte und in Massen verbreitete. Man besetzte auch einige Punkte, wie Konstantinopel, Syra und Smyrna, gründete ein Seminar in Kairo und drang bis Abessinien vor, aber die gehegten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Politische Verhältnisse, die offene Feindseligkeit der orientalischen Kirchenhäupter u. a. m. führten zur Aufgabe aller dieser Missionsplätze. Erst viel später ist die orientalische Mission der Ch. M. S. wieder aufgelebt, indem man auf die Einladung von Bischof Gobat hin 1851 in Palästina mit der Arbeit begann und späterhin Persien (1869) und schließlich auch Kairo (1882) wieder neu besetzte. Das neueste Unternehmen aber, das allerdings noch verwirklicht werden soll, ist der Versuch, von Kairo aus am obern Nil in den Ländern der ehemaligen Mahdi-Herrschaft — sei es in Khartum oder in Faschoda — zu Ehren des edlen Gordon mit einer ärztlichen Mission im östlichen Sudan zu beginnen. Bei der Rührigkeit der englisch-kirchlichen Mission, die keine ihr von Gott zugewiesene Arbeit abweist und zugleich so viel als möglich den Wünschen der ihr angehörenden Missionskreise zu entsprechen sucht, wird dieses Missionsunternehmen im Sudan jedenfalls nicht die letzte Aufgabe sein, der sie sich unterzieht; denn sie hat bis jetzt die Erfahrung machen dürfen, daß mit den vermehrten Aufgaben ihr auch die Kräfte stetig gewachsen sind.

* *
*

Wir haben nur einen flüchtigen Ueberblick über das große Werk der Ch. M. S. zu geben versucht. Aus kleinen, mühsamen Anfängen ist es zu einem staunenswerten Umfang herangewachsen, so daß sie alle Schwestergesellschaften weit überflügelt hat. Das wäre ihr aber nicht möglich gewesen, wenn sie nicht in den Kreisen der Heimat tiefe und weithin reichende Wurzeln geschlagen hätte. Immerhin mußte sie sich die Sympathie und Anerkennung dieser Kreise erst nach und nach erringen und das Interesse für ihr Werk

zu wecken suchen. Denn wie sie anfangs Mühe hatte, das Mißtrauen der Landesbischöfe und der übrigen anglikanischen Geistlichkeit und Laienwelt zu überwinden und wie sie nur allmählich die nötigen Missionare aus ihren eigenen kirchlichen Kreisen gewinnen konnte, so flossen ihr auch in den ersten Jahren nur geringe Beiträge zu und ihre Jahresfeste waren nur schwach besucht. Größere Teilnahme in der Heimat wußte sich die Gesellschaft erst seit 1813 zu erringen, indem sie mit in jenen Kampf eintrat, den der Philanthrop Wilberforce und andere bei der Erneuerung des abgelaufenen Freibriefs der ostindischen Kompagnie zu Gunsten der Zulassung der Missionsthätigkeit in Indien eröffnete. Durch diesen Kampf, der alle christlichen Kreise Englands mehr oder weniger berührte und der schließlich im Parlament zum Sieg gelangte, war die Ch. M. S. in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Von jetzt an bildeten sich Hilfsvereine über das ganze Land, die Einnahmen steigerten sich und ein Arbeitsfeld um das andere konnte von ihr in Angriff genommen werden. Sehr viel verdankt sie auch der genialen Leitung ihres Sekretärs (Direktors) Henry Venn, der seit 1841 an ihrer Spitze stand und drei Jahrzehnte lang durch sein außerordentliches Organisationstalent der Mission unschätzbare Dienste geleistet hat. Ja, seine Thätigkeit war von so durchgreifender Wirkung, daß man von seinem Auftreten an eine neue Missionsperiode der Ch. M. S. datieren kann. Er verstand es, sowohl dem Werk draußen auf den Arbeitsfeldern neue Bahnen zu weisen, als auch in der Heimat das Missionsinteresse zu erweitern und zu vertiefen.

Seitdem hat die Ch. M. S. mit dem gesteigerten Weltverkehr und der Ausbreitung der britischen Kolonialherrschaft, besonders aber mit dem Aufschwung des englischen Missionslebens eine immer größere Ausdehnung angenommen, wie wir ihr gegenüber etwas Gleichartiges in Deutschland nicht aufzuweisen haben. Belaufen sich doch ihre jährlichen Einnahmen auf rund $6^1/_2$ Mill. Mark (während dieselben im Jahr 1805 nur 23 640 Mk. betrugen). In ihrem Dienst stehen gegenwärtig auf 496 Stationen: 393 ordinierte Missionare und 86 Laien, 45 Missionsärzte und 253 Missionarinnen; zusammen 777 europäische Arbeiter. An Eingebornen beschäftigt sie 7193 Missionsarbeiter, darunter 340 eingeborne Pastoren. Die Zahl ihrer Getauften und Katechumenen beläuft

sich auf 240 876, unter ihnen 64 411 Kommunikanten. Im vorigen Jahr (1897) wurden 6661 Erwachsene und 8698 Kinder getauft, also zusammen 15 359 Personen. Ihre 2257 Schulen (einschließlich der Seminarien) werden von 83 877 Schülern besucht. Sehr bedeutend sind auch die alljährlichen Aussendungen von Missionsarbeitern, teils von solchen, die zum erstenmal ausziehen, teils von solchen, die auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren. So wurden bei der letzten Abordnungsfeier im Oktober v. J. 166 Missionsgeschwister (darunter 1 Bischof, 57 ordinierte Missionare, 2 Aerzte, 2 Aerztinnen und 50 Missionarinnen) verabschiedet. Manche ihrer Arbeiter kommen selbst für ihren Unterhalt auf, für andere stehen Freunde und besondere Vereine ein.

Sehr zahlreich sind auch die Missionsschriften, die sie in großen Auflagen herausgiebt. Ihr bedeutendstes Missionsorgan, der Intelligencer (seit 1849), erscheint monatlich in einer Auflage von 6575 Exemplaren, der Gleaner (volkstümlicher als das vorige gehalten) in nahezu 79 000 Ex., ein Kindermissionsblatt in 56 000 Ex. und ein Missionsblatt für allerlei Volk („Awake“) in 42 250 Ex. Dabei ist es der Gesellschaft mehr um die Verbreitung, Hebung und Weckung des Missionsinteresses und der Missionskenntnis zu thun, als um einen daraus zu erzielenden Gewinn; denn die Preise der Blätter sind so niedrig, daß die Mission durch sie keine direkte Einnahme erzielt.

Die kommenden Tage des Jubiläums werden viele Freunde der Gesellschaft zur Gedenkfeier versammeln und auch zahlreiche Vertreter der heidenchristlichen Missionskirchen werden sich dazu einfinden und der Ch. M. S. ihren tiefgefühlten Dank übermitteln. Vor allem aber wird sie selbst dem Herrn des Weinbergs den ihm schuldigen Dank opfern und davon rühmen, was Er ihr Gutes gethan hat. Ja sie hat allen Grund, mit Dank gegen Gott auf die Entwicklung ihres hundertjährigen Werkes zurückzublicken, denn es ist ihr viel Segensfrucht beschert worden. Der Herr unser Gott wolle der Jubilarin auch fernerhin ein fröhliches Gedeihen verleihen und sie sein Werk im Segen weiter treiben lassen, bis daß Er kommt.

Frauen und Frauenmission in Indien.

Von L. O.

(Schluß)

3.

In Stadt und Land suchen die Senana-Missionarinnen die kleinen Mädchen in Schulen zu sammeln. Leider haben die Mütter gewöhnlich noch keinen Begriff von ihren Pflichten gegen die Schule und es fällt ihnen nicht ein, die kleinen Mädchen früh zu wecken und sie wohl gewaschen und gekämmt rechtzeitig zur Schule zu schicken. Sie sorgen oft nicht einmal, daß etwas Essen für die Kinder fertig ist. Zuerst muß jemand die Kinder in die Schule holen. Vielleicht ist's eine alte Frau, die nicht mehr viel arbeiten kann. Sie humpelt im Dorf herum, reißt die Kinder, die sich in den Kleidern schlafen gelegt haben, aus den Betten und nimmt sie wie sie sind mit fort. Bald macht sich dann der Hunger geltend und die Kleinen laufen heim, um zu frühstücken oder verzehren den Weizenkuchen, den man ihnen von daheim bringt.

In der Schulstube sitzen die kleinen Mädchen auf dem mit Matten bedeckten Boden, die älteren haben Bänke. Die kleinsten schreiben mit ihren Fingerchen auf mit Sand bedeckte Bretter; die nächste Altersklasse gebraucht weißen Thon, den sie mit einem Schreibrohr auf eine schwarze Tafel auftragen; noch ältere haben weiße Tafeln und indische Tinte, die sich leicht wieder abwäscht, und nur die ältesten schreiben auf Papier.

Die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs läßt viel zu wünschen. Die eine versäumt, weil sie zu einer Hochzeit, eine andre, weil sie zu einer Trauerfeier gegangen ist; eine dritte hat Fieber oder schlimme Augen und eine vierte ist vom Dach gefallen. Eine hat man auf eine Wallfahrt zu einem heiligen Badeort mitgenommen, und wieder eine muß helfen Lehm tragen. Da kommt eine Mutter und holt das Kind, daß es bei einer religiösen Feierlichkeit gegenwärtig ist, oder gar, daß es, wie es im Pandschab einmal jährlich mit den noch unverheirateten kleinen Mädchen geschieht, angebetet wird und gleich einem Götzenbild Opfer bekommt in der Gestalt

von Süßigkeiten u. dgl. Die kleine Göttin erscheint am folgenden Tag mit einem Klecks von roter Farbe, den man ihr bei der Feier auf die Stirn gemacht hat.

Die kleinen Schulmädchen sind ein fröhliches Völkchen, wenn man sie nur so obenhin ansieht. Vielleicht ist sogar eine kleine Braut unter ihnen, die ihren bewundernden Gespielen ihren Schmuck zeigt. Ach, sie ahnt nicht, wie bald der schöne Wahn entzweireißen muß; und doch könnte die Anwesenheit einer kleinen Witwe im ärmlichen Gewand, die nach dem Tod ihres Verlobten wieder in die Schule kommt, die kleine Braut an den Ernst ihres Lebens mahnen. Ihrer untergeordneten Stellung sind sich die kleinen Mädchen wohl bewußt. Man erzählt ihnen die Geschichte von Moses, und sie verstehen gut den Jammer der Hebräerinnen, als der Befehl erging, die kleinen Knaben zu töten. Ein herziges Mägdlein, das in einem europäischen Heim der Sonnenschein des Hauses wäre, sagt: „Die Mütter weinen laut und lange, wenn ein Knabe stirbt, aber sehr wenig, wenn's nur ein Mädchen ist."

Die Kinder sind recht aufgeweckt und lernen oft mit großem Eifer. Von dem biblischen Unterricht fällt manches Samenkorn in die Herzen, das später Frucht trägt.*) Auch der Unterricht in den Elementen weltlicher Wissenschaft wirkt auf die religiösen Anschauungen. Man fragt z. B. einige der älteren Mädchen über das Stückchen schwarzen Steins, das sie gelehrt worden waren heilig zu halten, und sie rufen: „Ei, das ist ja etwas Lebloses; das kann nicht Gott sein."

Um die Töchter christlicher Eltern recht zu behüten und sie zu tüchtigen Frauen und Müttern für die künftigen christlichen Gemeinden heranzubilden, sammelt man die kleinen Mädchen in **Anstalten**, wo sie nicht nur Unterricht, sondern auch Kost und Wohnung haben. Die Mädchen sollen aber nicht den Sitten ihres Volks entfremdet werden, deshalb sucht man sie möglichst einfach zu halten. So ist es z. B. in dem Mädchenheim in Krischnagarh.

*) Manchmal merkt man die Wirkung schon während der Schulzeit. Auf eine kleine Schülerin in Krischnagarh machten die Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? solchen Eindruck, daß sie den ganzen Abschnitt auswendig lernte. Als man sie fragte, ob sie die Stelle verstehe, antwortete sie: „Er hat ja seines Vaters Zorn für uns erduldet, und der Zorn war so schrecklich, daß Jesus laut rufen mußte. Drum finde ich die Worte so schön."

Die Mädchen gehen barfuß; sie haben keine Löffel und Gabeln; ihr Bett ist eine Matte, die den Tag über zusammengerollt wird; in der Schulstube sitzen sie nicht auf Bänken, sondern auf dem Boden.

Die heidnischen Kinder, die christliche Schulen besuchen, haben daheim oft mancherlei Verfolgung zu erdulden, wenn sie sich weigern, die Götzenceremonien mitzumachen, und in den bengalischen Blättern beklagt man sich über die christlichen Schulen. So klagte eine Zeitung: „Ehe unsre Kinder den Ramayan lesen können, kennen sie die Bibel bis rückwärts zur Sintflut und natürlich wissen sie alles von Jesus, und sie vergessen es nie wieder.“ Andrerseits fangen die aufgeklärteren Hindus an, einzusehen, daß es doch besser ist, wenn die Mädchen nicht so stumpf und unwissend bleiben. In Kalkutta ist eine große Mädchenschule, an die sich ein Lehrerinnenseminar (für Christenmädchen) anschließt. Die Elementarschule wird von 150 Kindern besucht, und das, obgleich man den Eltern offen sagt, daß ihre Kinder Unterricht in biblischer Geschichte bekommen. Frl. Hunt, die Vorsteherin der Schule, schreibt: „In der letzten Zeit haben die Hindus in ihren Ansichten über Unterricht und Erziehung große Fortschritte gemacht. Mädchen, die lesen und schreiben können und ein kleines Examen gemacht haben, bekommen leichter einen Mann, drum liegt den Eltern mehr daran, die Töchter etwas lernen zu lassen. Sie heiraten allerdings so früh, daß sie sich nur ein bescheidenes Maß von Bildung aneignen können, aber jedes Jahr kommt eine große Zahl von Mädchen aus unsern Tagschulen zu dem Examen bei der Regierung. So etwas hätte man noch vor 10 oder 12 Jahren für unmöglich gehalten. Die Kinder bekommen ein Zeugnis, das sie auf dem Heiratsmarkt gesucht macht... Wir hoffen, daß dies der schrecklichen Sitte der Kinderheiraten entgegenwirken wird.

„Die Senanaschulen werden meistens in dem Haus eines Hindus der höheren Stände gehalten. Man mietet da ein paar Zimmer, unter denen sich oft das Götzenhaus befindet. Dies wird nämlich nur einmal im Jahr an einem bestimmten Festtag gebraucht und steht die übrige Zeit leer.“

Vielleicht ist kein Teil von Indien so voll von heidnischer Finsternis und Erniedrigung wie Tinneweli, wo man überall Spuren des Teufelsdienstes findet. Aber gerade hier ist — in Palamkota — eine der größten Mädchenschulen Indiens, und zwar eine Schule,

in der die Mädchen eine höhere Bildung erreichen und sich für die Mädchenhochschule in Madras vorbereiten können. Diese Schule hat nahe an 300 Pensionäre und ungefähr 80 Tagschülerinnen. 36 kleinere Schulen stehen im Zusammenhang mit dieser Anstalt, ferner Blinden- und Taubstummenanstalten, Handarbeitsschulen und ein kleines Spital. Die Schülerinnen sind teilweise Kinder von Christen; aber auch viele heidnische Eltern schicken ihre Mädchen dahin, um sie zu Lehrerinnen oder Krankenwärterinnen ausbilden zu lassen, oder sie Handarbeiten lernen zu lassen, mit denen sie sich ihren Unterhalt verdienen können. Die Mädchen, die sich für den Lehrberuf oder für einen akademischen Grad vorbereiten, haben sehr viel zu lernen, da an sie dieselben Anforderungen gestellt werden, wie an die Engländerinnen, und sie, um ein Zeugnis 1. Klasse zu bekommen, das ganze Examen englisch machen müssen. Ein wahrhaft christlicher Geist herrscht unter den Zöglingen, die oft gutbezahlte Stellen an Regierungsschulen ausschlagen, weil sie sich nicht — wie es an den religionslosen Regierungsschulen verlangt würde — verpflichten wollen, ihren Schülerinnen nichts von Jesus zu sagen. Der Hauptzweck der Schule ist auch, Missionarinnen heranzuziehen und wirklich arbeiten schon an 50 Schulen in Tinneweli Mädchen aus dem Seminar und unterrichten 2000 Heidenkinder. Mädchen, die sich nicht zu Lehrerinnen eignen, werden in allen Arten von Handarbeiten und in der Bereitung von Currypulver unterwiesen. Die indischen Handarbeiten können in England sehr gut verkauft werden und der Ertrag wird für die Erziehung und den Unterhalt armer Kinder verwendet.

In Madras arbeiten die hochgebildeten Töchter eines zum Christentum übergetretenen Brahmanen in den Schulen der Senanamission. Sie haben sechs Schulen unter sich, die besonders für Mädchen der höheren Kasten bestimmt sind und augenblicklich von 400 Schülerinnen besucht werden. Die Ergebnisse des Unterrichts sind vorzüglich. Die Schulen werden ganz nach christlichen Grundsätzen geleitet und erfreuen sich seit 25 Jahren einer stets zunehmenden Beliebtheit.

Wir können hier nicht alle einzelnen Senanaschulen anführen, aber das Mitgeteilte wird genügen, um zu zeigen, wie ausgedeh[illegible] und wie segensreich die Arbeit der Senanamission auf dem G[illegible] des Erziehungswesens ist.

4.

Es ist selbstverständlich, daß die Senanamission sich bemüht, das Los der indischen Witwen zu erleichtern.

Im Jahr 1891 entflohen zwei Witwen, die unter den Einfluß der Frauenmission in Krischnagarh gekommen waren, aus ihrer Senana und suchten Zuflucht bei der Mission. Sie begehrten die Taufe und sie waren die ersten Witwen höherer Kaste, die sich taufen ließen. Jetzt genießt eine große Zahl junger Witwen dankbar christlichen Unterricht.

Im Jahr 1885 wurde ein Seminar*) für solche Witwen gegründet, die den Wunsch haben, sich der Missionsarbeit unter den Frauen des Nadija-Distriktes (in Bengalen) zu widmen. Sie wohnen in sauberen, aber ganz einfachen, nach indischer Art eingerichteten Lehmhütten und werden in keiner Weise ihrer heimischen Sitte entfremdet. Sie lernen lesen und schreiben und haben vor allem biblischen Unterricht; auch giebt man ihnen Gelegenheit, als Bibelfrauen in Begleitung einer Missionarin sich praktisch für ihren Beruf vorzubereiten. Eine ähnliche Anstalt ist in Bangalur (in Maisur). Dort wurde im Jahr 1891 eine Witwe mit ihren drei Kindern getauft. Sie wird zu einer Bibelfrau ausgebildet und übt jetzt schon diesen Beruf, der sie hochbeglückt.

Das Amt einer Bibelfrau verschafft einer Witwe auch ihr bescheidenes Auskommen; aber nicht jede unbemittelte Witwe hat dazu die Begabung und man muß ja auch den Witwen, die noch Heiden sind, zu helfen suchen. Die Hinduwitwe kann sich nicht ihren Unterhalt als Dienstmädchen in einem europäischen Hause oder als Näherin u. dgl. erwerben, denn wenn sie für Christen arbeitete, käme sie immer in Gefahr, sich zu verunreinigen. Ueberdies wohnen die eingeborenen Dienstboten nicht im Hause ihrer Herrschaft und unter den Dienstboten sind Christen, Heiden und Mohammedaner. Eine sittsame junge Witwe dürfte natürlich nie ohne den Schutz ihrer Eltern in so gemischter Gesellschaft leben. Fragt man die Witwe: „Können dich deine Eltern nicht erhalten?“ so antwortet sie manchmal: „Ach, mein Vater hat alles für meine Heirat ausgegeben; er steckt seither in Schulden.“ Wenn der Vater

Tschapra, jetzt ist es in Kapasdanga.

nicht mehr lebt, so fragt man wohl, ob nicht die Mutter etwas für die Tochter thun kann. „Ach, meine Mutter ist selbst eine Witwe, sie kann nichts für mich thun.“ „Hast du keine Brüder?“ „Wenn mein Bruder mir auf der Straße begegnet, so thut er, als sähe er mich nicht, damit ich ihn nur nicht um Hilfe bitte.“ Die Witwe möchte sich vielleicht mit Kornmahlen — der niedrigsten Arbeit — etwas verdienen, oder sie arbeitet für ein Stickereigeschäft, aber mit dem Mahlen verdient sie etwa 9 Pfennige am Tag und der Stickereihändler zahlt Hungerlöhne. Was sie erwerben kann ist zu wenig zum leben und zuviel zum sterben. Kein Strahl der Hoffnung auf bessere Zeiten fällt in ihr dunkles Leben; schließlich begeht sie Selbstmord oder fällt der Schande anheim. Eine Missionarin kam auf der Suche nach einer Schülerin, die umgezogen war, durch viele Straßen, die ganz von jungen Witwen bewohnt waren, die das Elend der Unsittlichkeit ausgeliefert hatte.

Um diesem Jammer abzuhelfen, hat die Senanamission Handarbeitsschulen für Witwen errichtet. Die größte ist die in Amritsar (im Pandschab). 150 Frauen aus allen Kasten und von jedem Alter verdienen hier ihren Unterhalt und haben zugleich Gelegenheit, etwas vom Christentum kennen zu lernen. Man beschäftigt sie mit heimischen Arbeiten; dazu gehört besonders das Sticken von seidenen Blumen auf bunten Grund. Diese Stickereien sind in England sehr beliebt und werden gut verkauft. Allerdings muß die Vorliebe der Hindus für grelle Farben oft etwas gedämpft werden, damit die Arbeit auf dem englischen Markt verkäuflich ist. Die Frau stickt vielleicht goldene Blumen auf einem roten Grund und würde gern noch ein paar blaue Rosen oder violette Elefanten darunter mischen, aber die Vorsteherin muß dagegen Einspruch erheben. Die Frauen sind oft recht erfinderisch in Mustern. Eine versteigt sich wohl so weit, daß sie in die Mitte des Tuchs ein weibliches Wesen macht, das nach ihrer Angabe „Ihre gnädige Majestät, die Königin Viktoria“ ist, und am Rand herum eine Anzahl von Geschöpfen, die die „Miß Sahibas“, d. h. die Missionarinnen vorstellen sollen.

Die Witwen, die zu ungeschickt oder zu alt sind, um zu sticken, werden mit Spinnen beschäftigt, was alle Frauen im Pandschab verstehen. Die feineren Baumwollgespinste werden im Bazar zu ihrem vollen Wert verkauft, oder man färbt sie, um sie dann als

Stickgarn zu verwenden; aus dem gröberen Garn webt man Gurten für den Boden der Hindubettstellen. Auch dieses Weben besorgen die Frauen. Die allerschwächsten können doch das gesponnene Garn haspeln und aufwinden. Die Stickerinnen verdienen bei vierstündiger täglicher Arbeit ungefähr 2 Mk. 60, die Spinnerinnen 2 Mk. monatlich, und sie sind recht froh über diese bescheidene Einnahme. Leider ist es nicht möglich, alle anzunehmen, die um Arbeit bitten.

Den indischen Witwen ist auch aus ihrem eigenen Volk eine Helferin in der Person von Pandita Ramabai erstanden. Sie ist die Tochter eines frommen, gelehrten Brahmanen, und auch ihre Mutter war eine Frau von hervorragenden Gaben. Der Vater kannte den wahren Gott nicht, aber er diente dem unbekannten Gott von ganzem Herzen und vor seinem Tode sagte er zu seiner Tochter: „Bedenke, daß du mein jüngstes und geliebtestes Kind bist. Ich übergebe dich in Gottes Hand; du bist sein, ihm allein mußt du angehören und ihm dein Leben lang dienen.“ Die Eltern machten eine Ausnahme von der allgemeinen Regel: Sie gaben ihrer Tochter eine gründliche Bildung und sie war so begabt, daß sie bald für ein Wunder von Gelehrsamkeit galt. Sie wurde nicht als Kind verheiratet. Einige Zeit nach dem Tod ihrer Eltern, die der Hungersnot der Jahre 1876 und 1877 zum Opfer fielen, verheiratete sie sich in ihrem siebzehnten Jahr mit einem Gelehrten. Schon vorher hatte sie einen Ruf als Sanskrit-Gelehrte erlangt und Vorlesungen über die Erziehung der indischen Frauen gehalten. Nach zweijähriger, glücklicher Ehe starb der Mann, und Ramabai nahm ihre Arbeit für die indischen Frauen wieder auf. Nach einiger Zeit ging sie mit ihrem Töchterchen nach England, um sich zur Lehrerin auszubilden. Dort wurde sie Christin und ließ sich im Jahr 1883 taufen. Sie war eine Zeitlang Lehrerin des Sanskrit an einer englischen Mädchenhochschule, hielt sich auch ein paar Jahre in Amerika auf, kehrte aber dann nach Indien zurück und gründete in Puna ein Heim für Kinderwitwen der höheren Kasten Das Geld dazu hatte man in England und Amerika gesammelt. Sie durfte es nicht wagen, unter den ihr von heidnischen Verwandten anvertrauten Mädchen eigentlich zu missionieren, aber ihr Beispiel wirkte so, daß sich vor ein paar Jahren 12 oder 13 von ihren Pfleglingen taufen ließen. Dies verursachte eine ungeheure Aufregung in Puna und man fürchtete, das Witwenheim könnte

zerstört werden. Ramabai hielt eine öffentliche Versammlung, um den Leuten zu erklären, warum die Witwen Christinnen geworden waren. Die Straßen waren gedrängt voll Menschen und in dem Versammlungssaal drängte sich ein Haufen von jungen Männern. Ohne ein Zeichen von Furcht trat Ramabai auf. Sie sprach von der sittlichen und geistigen Knechtschaft der Hindus, ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, ihrem unglücklichen Familienleben und dem traurigen Los ihrer Frauen. Dann las sie einige Stellen aus der Bibel vor, sprach hierauf von der Bekehrung der Witwen und schloß mit den Worten: „Es ist mir ganz einerlei, was ihr von meinen Handlungen denkt und eure Drohungen erschrecken mich nicht. Ihr wollt Knechte sein; ich bin frei. Christus, der die Wahrheit ist, hat mich frei gemacht." Die Aufregung unter den Brahmanen war furchtbar, aber sie bezwangen sich, hörten schweigend bis zum Ende zu und ließen Ramabai ungekränkt nach Hause gehen.

Das Witwenheim wurde nicht beunruhigt. Es ist jetzt eine ausgesprochen christliche Anstalt und beherbergt 60 Witwen.

Als im Jahr 1896 in den inneren Provinzen die Hungersnot ausbrach, ließ Ramabai das Heim in der Obhut zuverlässiger Personen und ging in die Hungergegenden, wo sie 300 Witwen dem Hunger und dem Elend entriß und in ein Heim sammelte. „Diese," schrieb sie, „sind meine eigenen Töchter, und keine an der Kaste klebenden Verwandten dürfen mir dreinreden, wenn ich sie in der Furcht Gottes erziehe. 90 von diesen lieben Mädchen haben schon den Herrn Jesus als ihren Heiland ergriffen." Unter jenen 300 waren manche kleine Kinder, die in das Heim nach Puna gebracht und von dessen Bewohnerinnen gepflegt wurden.

5.

Ein wesentlicher Zweig der Senana-Arbeit ist die ärztliche Mission. Indien ist ein Land der Krankheit. Cholera und Pocken hören nie ganz auf und jetzt ist es schon seit ein paar Jahren durch die Pest schwer heimgesucht. Unter den Frauen und Kindern Indiens ist die Sterblichkeit besonders groß, denn sie sind ja in Zeiten der Krankheit fast ganz auf die Behandlung und Pflege der unwissenden eingeborenen Wärterinnen angewiesen, die viel mehr schaden als nützen. In den großen Städten kann es vor-

kommen, daß man einen männlichen Arzt zu der kranken Frau holt, — freilich oft erst, wenn man weiß, daß sie jedenfalls stirbt, nur damit man sagen kann, es sei alles für sie gethan worden. In kleineren Städten und auf dem Lande herrscht noch die strenge Sitte, daß ein männlicher Arzt höchstens durch ein Loch im Pardah die Zunge und den Puls einer kranken Frau untersuchen darf.

Nach der Geburt eines Kindes muß sich die Mutter in einem engen, dunkeln Stübchen aufhalten, wo kein Hauch von frischer Luft hereinkommt, aber immer ein Feuer brennt. Am zweiten Tag bekommt sie ein kaltes Bad und dann muß sie in ihr Gefängnis zurückkehren. Drei Tage lang bekommt sie nichts als Wasser oder höchstens ein bischen eingeweichtes Brot.

Hat eine Frau ein Glied gebrochen oder verrenkt, so läßt man sie lieber zum Krüppel werden, als daß man einen Arzt das Glied einrichten und verbinden ließe. Oft ist die Krankenstube ganz voll von plappernden, schreienden Weibern, von denen es keiner einfällt, etwas für die Kranke zu thun. Diese liegt auf ihrer kahlen, harten Pritsche, die meistens zu kurz für sie ist; unter dem Bett sind die Hühner und wo noch ein bischen Raum in der Stube ist, da wird er von Kindern, Hunden und Ziegen ausgefüllt. Wenn eine Kranke infolge von heftigem Fieber phantasiert, so meinen die Leute, sie sei behext und es werden schauderhafte Beschwörungen vorgenommen.

In einem Haus weigert sich der Vater, seinem fieberkranken Töchterlein Chinin zu geben. Sie soll nur sterben, sie ist ja nur ein Mädchen und er hat nicht die Mittel, sie zu verheiraten. In einem andern Haus stirbt eine Frau, weil der eingeborene Arzt meint, Hunger sei das beste Mittel gegen das Fieber. Eine Patientin weigert sich standhaft, Milch zu trinken, weil sie glaubt, wenn jemand, der Milch getrunken hat, am Fieber stirbt, so fahre seine Seele in eine Schlange.

Sehr schwer ist es, von den Leuten eine vernünftige Antwort zu bekommen. Eine Aerztin fragt, ob ihre Patientin ein Kind gehabt hat, und eine der anwesenden Frauen versichert zweimal, sie habe keins gehabt; nachher aber sagt die Kranke: „Ich bin leidend seit der Geburt meines Kindes,“ und die andre Frau erklärt: „Es war nur ein Mädchen, das ist ja nichts.“ Die Aerztin soll genau sagen, was die Kranke essen und trinken darf, aber all

ihren Vorschlägen wird widersprochen. Sagt sie aber, die Kranke dürfe essen, was sie wolle, so heißt's: Ein Doktor, der keine strenge Diät vorschreibt, versteht nichts. Die Arznei — erklärt die Kranke und ihre Angehörigen — muß die Schmerzen wegnehmen, Schlaf machen, Kraft geben, den Appetit reizen, aber sie darf nicht bitter oder sauer oder herb oder erhitzend sein. So braucht die Aerztin unendlich viel Geduld, besonders wenn sie bei ihrem nächsten Besuch findet, daß man ihren Anweisungen nicht gefolgt hat.

Auch in den Sprechstunden ist die Geduld eine unentbehrliche Tugend. Manche Frauen, die zum erstenmal kommen, starren die Miß Sahiba unverwandt an und können vor lauter Staunen auf alle Fragen nur mit ja antworten. Eine Frau reicht eine weiße Flasche her und als man sie ihr mit roter Arznei gefüllt hat, behauptet sie steif und fest, das sei nicht ihre Flasche. Es ist ihr eine ganz neue Offenbarung, daß die Flasche wegen der roten Arznei rot aussieht. — Die Leutchen wissen gar nicht, wie viel Uhr es ist. An einem trüben Tag kommen sie drei Stunden, nachdem die Sonne zum Vorschein gekommen ist, und meinen, es sei neun Uhr, wenn der Vormittag schon herum ist. Und wie schwer ists ihnen beizubringen, daß sie nicht alle zugleich ins Sprechzimmer stürzen dürfen, sondern daß es streng der Reihe nach geht. Die Brahmanin wundert sich sehr, daß sie nicht zuerst an die Reihe kommt, sondern daß die Frau des niedersten Dienstmanns vor ihr hereingelassen wird, wenn sie vorher da war. Eine Frau trinkt die Arznei für drei Tage in einer Nacht; eine andre gießt die Arznei fort und beklagt sich dann, daß es ihr nicht besser gehe; eine dritte will das Pulver mitsamt dem Papier verschlucken. Da kommt eine Mutter mit einem lieben kleinen Mädchen, dessen Augen nicht mehr zu retten sind. „Ach," sagt die arme Mutter, „ich habe mir so Mühe gegeben und habe ihr alle Tage unser Pulver hineingethan." Man fragt sie, was das für ein Pulver ist. „Ein Eselszahn mit Holzkohle gemahlen." Zwei Monate lang hatte die Mutter dies Mittel gebraucht.

Trotz mancher Enttäuschungen wird doch die ärztliche Mission unendlich vielen zum Segen, nicht nur für den Leib, sondern auch für die Seele, und die Frauen, die nicht nur leiblich, sondern auch geistig genesen sind, tragen die frohe Botschaft weiter und gewinnen wieder andre.

Eine Frau, die sich für eine Witwe hielt — sie glaubte, ihr Mann sei im Krieg in Aegypten gefallen — kam um ärztlichen Rat in eine der Filialen des St. Katharinenspitals von Amritsar. Sie hörte zugleich das Wort von Jesu, und schon nach dem drittenmal begehrte sie Taufunterricht. Sie wurde mit ihren drei Söhnen nach St. Katharinen geschickt, wo auch Wohnungen für Taufbewerber sind, und sie wurden da mit Kornmahlen beschäftigt. Einmal wollte man den Knaben die Haare schneiden; da erklärte der älteste: „Mutter, du darfst nicht an einem so bösen Ort bleiben, wo man es wagt, einem Sikh die Haare zu schneiden." Sehr betrübt ging die gehorsame Mutter mit den drei Buben fort; aber sie hielt's nicht lange aus und sie sagte zu den Kindern: „Ich gehe wieder nach St. Katharinen; und wenn die Miß Sahiba euch nicht nur das Haar, sondern auch die Köpfe abschneiden will, so soll sie es thun." Mutter und Kinder lernten lesen und bald konnten sie getauft werden. Nach ein paar Monaten kam die Frau in Thränen zu ihrer Lehrerin. Der Mann war aus dem Krieg heimgekommen und wollte Frau und Kinder holen. Man betete herzlich für die Frau und ließ dann den Mann rufen. Zum großen Trost der Anwesenden sagte er: „Ich kam hieher mit dem Teufel im Herzen, aber als ich sah, wie meine Frau anders geworden ist, habe ich beschlossen, zu bleiben und zu sehen, woher die Aenderung kommt." Der stattliche, stolze Sikh-Krieger nahm eine Stelle als Fensterputzer an und erhielt eine Wohnung für sich und seine Familie. Bald fing auch bei ihm die Sinnesänderung an und er ließ sich unterweisen wie ein Kind. Es war ein rührender Anblick, als seine Söhne ihn zum Taufstein führten. Die Jungen waren so glücklich, daß sie beim Heimkommen ihre Mützen in die Höhe warfen und riefen: „Vater ist ein Christ! Vater ist ein Christ!"

Manche Kranke hat vielleicht nicht mehr Gelegenheit, ihren Glauben am Taufstein zu bekennen, aber ihr seliger Tod zeigt, daß sie nicht umsonst von Christen gepflegt worden ist. Eine Kranke wurde von ihren Verwandten aus dem Spital fortgenommen. Nach ihrem Tod kamen Mutter und Schwester zu der Aerztin, um ihr den letzten Auftrag der Verstorbenen auszurichten. Sie hatte gesagt: „Geht und sagt ihr, daß ich tief in meinem Herzen alles behalten habe, was sie mir gesagt hat, und daß ich an Jesus glaube." Sie erlaubte nicht, daß man irgendwelche heidnische Ceremonien an ihrem Sterbebette machte.

Die ärztliche Mission beschränkt ihre Thätigkeit nicht auf das eigentliche Indien. Auch in Kaschmir, dem herrlichen Alpenland,

das aber wegen der haarsträubenden Unreinlichkeit seiner Bewohner ein wahrer Seuchenherd ist, arbeiten die mutigen, aufopferungsvollen Aerztinnen.

6.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß die christlichen Hindufrauen selbst zur Missionsarbeit unter ihren Landsmänninnen herangezogen werden, teils weil dadurch die Zahl der Arbeiterinnen vermehrt wird, teils weil sie es besonders gut verstehen, den Frauen ihres Stammes nahe zu kommen. So werden denn christliche Hindumädchen und -Frauen zu Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Aerztinnen und ganz besonders zu Bibelfrauen herangebildet. Schon jetzt sind viele Indierinnen aus guter Familie, die eine gute Bildung und Erziehung genossen haben, Missionarinnen geworden. Es ist schon so weit, daß eine vornehme, christliche Indierin bei dem Jahresfest der Senanamission in Kalkutta eine Ansprache halten konnte, in der sie ihre christlichen Freundinnen englischer und bengalischer Abkunft zu eifriger Arbeit unter den heidnischen und mohammedanischen Frauen Indiens aufmunterte.

Die Senana-Mission hat eine große Zahl von Anstalten für die Heranbildung von Bibelfrauen gegründet. Der biblische Unterricht ist natürlich das wichtigste, aber sie dürfen auch nicht ganz ungelehrt in weltlicher Wissenschaft sein, denn sie müssen manchmal auf allerlei verfängliche Fragen antworten. Außerdem weiß man ja, daß wer gewisse Kenntnisse in der Erdkunde, der Naturwissenschaft u. s. w. besitzt, die Unmöglichkeit mancher Lehren der Hindureligion beweisen kann. Einem Hindu, der später ein ernster Christ wurde, gingen zum erstenmal die Augen auf über die Unwahrheit seiner Religion, als er Geographie studierte und sah, daß es kein Milchmeer giebt, wie man ihn gelehrt hatte.

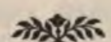
Besonders wertvolle Gehilfen sind die Bibelfrauen auf den ärztlichen Stationen. Während die Europäerin Arzneien austeilt und Kranke berät, spricht die Bibelfrau mit denen, die warten bis die Reihe an sie kommt.

In Südindien ist eine Frau Hensman, Tochter eines Brahmanen, die Vorsteherin eines Vereins von Bibelfrauen, die sie selbst herangebildet hat. In Madras und der Umgegend arbeitet

sie an ihren heidnischen Volksgenossinnen, und ihr letzter Jahresbericht ist voll von interessanten Thatsachen, die beweisen, daß der Sauerteig des Evangeliums im verborgenen, aber sicher die Herzen und Gedanken der Senanafrauen durchdringt. Bei einem Erntedankgottesdienst füllte sich ein Tisch mit freiwilligen Gaben von Hindufrauen; eine gab ihre mit wertvollen Edelsteinen besetzten Ohrringe. Im Anfang des Jahres 1897 gab Frau Hensman in ihrem Haus eine gesellige Unterhaltung für Hindufrauen; es kamen 150 Frauen und 100 Kinder. — Bei einer Zusammenkunft von eingebornen Christinnen, die Frau Hensman hielt, sprach eine Hinduwitwe eine Viertelstunde lang mit tiefer Bewegung über den Wert des Evangelisationswerks in den Senanas. In Tinneweli arbeiten 54 Bibelfrauen. In einem Distrikt, wo ein paar solche Frauen zwei Monate arbeiteten, konnten nachher 86 Personen getauft werden.

Diese Bibelfrauen verstehen es, ihren Landsleuten durch die denselben verständliche, anschauliche, bilderreiche Art das Evangelium nahe zu bringen. Eine von ihnen erzählte den Frauen von dem wunderbaren Fischzug und sagte dann: „Solange die Fische im Wasser waren, merkten sie nicht, daß sie in Gefahr waren; aber als man das Netz herauszog, wurde es ihnen unbehaglich und sie sagten: O weh, ich bin übel dran. — Solange die Menschen in der Sünde ertrunken sind, merken sie keine Gefahr; aber wenn der heilige Geist ihre Herzen rührt, und wenn sie das Wort in Gottes heiligem Buch hören, dann werden sie unruhig und sie sagen: O weh, ich bin übel dran."

So klein das Werk der Senanamission noch ist im Vergleich mit der ungeheuren Aufgabe, so groß erscheint es doch, wenn man ansieht, was schon erreicht ist, so daß man wohl sagen kann, wie Frau Hensman in ihrem Jahresbericht: „Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen."



Die Todas auf den Nilagiri.*)

(Mit Bild.)

Da, wo die Bergketten der Ghats im Süden Indiens nahe zusammentreffen, werden sie durch einen Gebirgsknoten mit einander verbunden, der doch auch wieder inselartig von beiden getrennt ist. Es sind dies die Nilagiri oder Blauen Berge. Ihren letzteren Namen verdanken sie dem Umstande, daß sie von fern gesehen eine schöne blaue Färbung haben. Schon aus weiter Ferne sieht man diese mächtige Gebirgsinsel in tiefes Blau getaucht vor sich liegen, anfangs nebelhaft verschleiert, dann in einzelnen Berggruppen deutlicher zu erkennen. Die hellscheinenden Stellen, die des Nachts in einigen tausend Fuß Höhe hervortreten, rühren von den zur Urbarmachung des Kaffeebodens angezündeten Waldbränden her. Am Fuß der Berge, so lange man die fieberischen Dschangeldickichte, die sich in einer Breite von sechs Meilen den Höhen vorlagern, noch nicht hinter sich hat, herrscht eine drückende Schwüle, die auch bei Nacht anhält. Um so erquickender ist die reine, frische Alpenluft, die man oben findet und die in kürzester Zeit die gebleichten Wangen der europäischen Tieflandbewohner mit einem Schimmer von frischem Rot überzieht, das freilich sehr vergänglich ist und in der Ebene sofort wieder dem Gluthauche der Sonne zum Opfer fällt. So finden auch Kranke, denen ein Kuraufenthalt auf den Bergen verordnet ist, nur vorübergehende Genesung.

Um die Blauen Berge zu besuchen, fährt man am besten auf der kurzen Zweiglinie der Madrasbahn, die von Koimbatur nach dem Norden abzweigt, bis zur Endstation Möttupaleiam, und wird von da im Palankin oder „Mandschil“ in 6 bis 8 Stunden nach Kunnur, der Vorstation von Ottakamand, emporgetragen. Mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten und unter Aufwendung bedeutender Geldmittel hat die englische Regierung an der Seitenlehne einer tiefen Bergschlucht zwischen dichten Wäldern und starrenden Felsen hindurch, vorüber an schwindelnden Abgründen, in denen der Bergstrom braust, eine Kunststraße angelegt, die uns nach Kunnur, einer kleinen Stadt, etwa 6000 Fuß über dem Meeresspiegel führt.

*) Nach H. Gehring, Südindien. Land und Volk der Tamulen. Mit 91 Illustr. und einer Karte. Gütersloh 1899. C. Bertelsmann.
geh. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Sie liegt in einem lieblichen fruchtbaren Thal, wo die Basler Mission auf einer Anhöhe, in der Nähe der englischen Kirche, ein Missionshaus besitzt, das von zwei Missionaren bewohnt ist. Diese widmen sich hauptsächlich der Arbeit an den Kulis in den nahegelegenen Kaffee- und Theepflanzungen.

Noch 2000 Fuß höher liegt Ottakamand, eine Europäerstadt mit ganz eigentümlichem Charakter. Die Lage der Stadt ist prächtig. Hier finden sich Kirchen und Schulen, Bibliotheken, öffentliche Gärten und schöne Spaziergänge. Sie liegt in einem Thale, das an den steilen Vorhöhen des Dodapet beginnt und sich eine Stunde lang östlich hinzieht. Inmitten des Thales erheben sich Hügel, an und auf und zwischen denen die Häuser der Stadt, prächtige Villen und ärmliche Hütten zerstreut liegen. Die im Thal liegenden Häuser haben zum Teil große, herrliche Gärten. Die Vegetation ist wunderschön, denn nicht nur die Gewächse der tropischen Zone, sondern auch die des gemäßigten Klimas gedeihen hier. Kartoffelfelder und dichte Waldpartien, Theepflanzungen und Rosenhecken, englische Parks und indische Bazars — alles findet sich in bunter Abwechslung beisammen. Kranke aus allen Teilen Indiens suchen hier Genesung und Kräftigung. Viele andere, besonders pensionierte Beamte, verzehren hier ihre Ruhegehälter.

Nur eine Stunde von Ottakamand entfernt gelangen wir zur Basler Missionsstation Keti, die in der Nähe des gleichnamigen Dorfes liegt. Wir kommen zunächst zum oberen Missionshaus und Sanatorium, von da durch ein Wäldchen von Gummibäumen zu einem tiefer gelegenen Missionshaus mit einer christlichen Tamilansiedlung in der Nähe. Jenseits des Thales aber erblickt man Kerehada, wo eine größere Anzahl von der Basler Mission gesammelter Badagachristen wohnt. Zur Missionsstation gehört auch eine kleine Evangelistenschule mit Lehrerseminar. Außerdem werden in 27 Schulen im Stationsgebiet 728 heidnische Kinder, meist Badagas, unterrichtet, während die Gemeinde über 300 Seelen zählt.

So interessant die Gebirgsinsel der Nilagiri ist mit ihren rauschenden Flüssen und Bergbächen, mit ihren Höhenkuppen und tiefeingeschnittenen Thälern, so interessant sind auch ihre Bewohner, die kleinen Völkerschaften der Todas, Badagas, Kurumbas und Kota.

Der merkwürdigste dieser Höhenstämme, sowohl nach seiner äußeren Erscheinung, als auch wegen seiner absonderlichen Gebräuche und primitiven Religionsform sind die Todas, deren Vorfahren, wie sie behaupten, auf diesen Berghöhen erschaffen wurden. Sie haben mit Recht die Aufmerksamkeit europäischer Reisenden und Gelehrten auf sich gezogen und die wissenschaftliche Forschung hat sich viel mit

ihnen abgegeben. Trotzdem ist man zu keinem bestimmten Ergebnis gekommen. Die Schwierigkeit, sich mit ihnen zu verständigen und die Unkenntnis ihrer Zustände und Verhältnisse haben es zugelassen, daß sich die widersprechendsten Ansichten über ihren Ursprung bildeten. Einige wollen in ihnen Nachkommen der alten Skythen sehen; andere haben auf Grund ihrer Gesichtszüge die Vermutung ausgesprochen, ihre Vorfahren seien alte römische Kolonisten gewesen. Auch giebt es manche, die sie für Juden halten, weil sich bei ihnen kein eigentlicher Götzendienst finde. Aber bei ruhiger Ueberlegung wird man finden, daß weder ihre Sprache, noch ihre Religion zu derartigen Schlüssen berechtigen.

Wann sich die Todas zuerst auf den Nilagiris angesiedelt haben, läßt sich nicht genau bestimmen; denn sie besitzen weder eine Litteratur noch irgendwelche Inschriften, die uns Auskunft geben könnten. Nach ihren Sagen und einzelnen in ihrer Sprache enthaltenen Wörtern zu urteilen, haben sie wahrscheinlich früher eine weiter nordöstlich gelegene Gegend bewohnt.

Sie zerfallen in fünf Abteilungen, die keine Ehegemeinschaft halten und darum ihre besonderen Eigentümlichkeiten bewahrt haben. Dieser Umstand und die dadurch bedingten Verwandtenheiraten, in Verbindung mit der unter ihnen herrschenden Vielmännerei mag die Ursache sein, daß es so wenige Kinder unter ihnen giebt und das gänzliche Erlöschen des nur noch gegen 1000 Seelen zählenden Stammes nur noch eine Frage der Zeit ist, wenn nicht besondere Umstände eintreten, die dasselbe verhindern. Eine Todafrau wird mit ihrer Verheiratung das Weib sämtlicher Brüder ihres Mannes, auch wenn diese schon Weiber haben, und die Vaterschaftsverhältnisse in der Familie sind so geregelt, daß dem bestehenden Rechte nach das älteste Kind als das des ältesten Bruders, das zweitälteste als das des nächstältesten gilt, und so fort. Die Folge davon ist, daß zwischen Vätern und Kindern wenig Zuneigung besteht, und man geht wohl nicht fehl, wenn man auch das früher unter den Todas im Schwange gehende Laster des Mädchenmords damit in Zusammenhang bringt. Jeder wollte einen Sohn haben, und so wurden die Töchter beseitigt. Nur ein einziges wurde übrig gelassen, während man die übrigen erdrosselte. Jetzt ist dieser scheußliche Brauch dank dem energischen Vorgehen der englischen Regierung so gut wie ausgerottet.

Die Todas bewohnen die höchsten Höhen der Blauen Berge, während die Badagas weiter unten an den Abhängen ihre Niederlassungen haben. Ihrem äußeren Aussehen nach unterscheiden sie sich von allen andern Bewohnern Indiens ebenso wesentlich, wie es hinsichtlich ihrer Lebensweise und Beschäftigung, ihrer Sitten, ihrer

Sprache und Religion der Fall ist, denn sie sind auffallend hochgewachsene, kräftig gebaute Gestalten, und das tiefschwarze, in üppigen Locken herabwallende Haupthaar kontrastiert eigentümlich mit der hellen Farbe ihrer Haut. Obwohl sie sich größtenteils im Freien bewegen und die Temperatur auf ihren Höhensitzen mitunter für indische Verhältnisse ziemlich tief sinkt, so gehen sie doch ziemlich leicht gekleidet einher, ohne Fußbekleidung und Kopfbedeckung, nur den Oberkörper in ein Stück groben Baumwollenstoffes einhüllend. Als beständigen Begleiter, der ihnen sogar ins Jenseits nachfolgen muß, indem sie ihn mit ihrer Leiche verbrennen lassen, tragen sie einen keulenartigen Stock bei sich, der ihnen als Stütze und zugleich als Waffe dient, wenn sie die breiten, reißenden Gießbäche des Gebirges in weiten Sätzen überspringen, oder einen ihrer Büffel niederschlagen wollen, wozu es bei ihrer großen Körperkraft nur eines wohlgezielten Hiebes bedarf. Ihre ebenfalls sehr stattlichen Frauen, die leider sehr unreinlich sind, haben offene, freie Gesichtszüge, und eine reiche Fülle lockigen, rabenschwarzen Haares wallt über Rücken und Schulter hinab. Als beliebtesten Schmuck tragen sie an Armen und Füßen Messingringe, die oft ein ziemliches Gewicht repräsentieren.

Ihren Lebensunterhalt gewähren ihnen die zahlreichen großen **Büffelherden**, die sie besitzen, und deren Pflege und Ausnützung ihren Lebensberuf bildet. Die Bergtriften bieten ihnen genügende Weide, sodaß sie nicht genötigt sind, nomadenartig umherzuziehen, sondern feste Ansiedlungen haben, die sie **Mands** nennen und die nur aus wenigen, bienenkorbartigen Hütten bestehen. Die Zahl dieser, einen patriarchalischen Eindruck machenden Weiler beträgt etwa 100. Jede Hütte ist nur von einem Familienpaare bewohnt, und der Umstand, daß viele solche Hütten, ja ganze Mands verlassen und verfallen stehen, ist ein deutliches Zeichen, daß das Völkchen im Aussterben begriffen ist. Das von einer Mauer umgebene **Familienheiligtum**, worin die Männer das „heilige“ Geschäft des Butterns verrichten, darf von keinem weiblichen Fuße betreten werden und steht nicht weit von den Hütten des Mand entfernt, die oft eine ganz herrliche Lage mit der denkbar prächtigsten Fernsicht haben, die einen entschädigen muß für den trostlosen Anblick, den die öde nächste Umgebung des Mand bietet, da der steinige Boden nicht angebaut wird, sondern wüste liegen bleibt. Die **Hütten** sind halbrund und etwa zehn Fuß lang. Durch ein enges, des Nachts durch ein Brett verschlossenes Kriechloch gelangt man in den finstern, an der höchsten Stelle etwa sechs Fuß hohen Innenraum, dessen eine Hälfte zum Kochen, die andere, etwas erhöhte als Lagerplatz während der Nacht benutzt wird. Den Tag über halten sich die Bewohner fast nur im

Freien auf, es müßte denn sein, daß die Witterung gar zu ungünstig wäre.

Die Ansicht, als ob die Todas keine Götzenanbeter wären, beruht auf einem Irrtum. Wenn sie auch keinen so groben Götzendienst treiben, wie die andern Bergstämme, so steht es doch fest, daß sie wenigstens einen materiellen Gegenstand haben, dem sie göttliche Ehre erweisen. Das ist die heilige Büffelschelle, die ihre Gottheit darstellt oder ihr als Behausung dient und in den Todaheiligtümern aufbewahrt wird. Diesen Schellengott nennen sie Hiriadewa, d. i. Hauptgott. Ihm bringen die Priester Gebete und Spendopfer von Milch dar, die vor ihm ausgegossen wird. Den Christengott, von dem sie durch die Missionare gehört haben, nennen sie Jusuru Swami, d. i. Gott des Lebens. Ihre Gebete sind sehr kurz und beziehen sich nur auf Dinge des irdischen Lebens. „Möge alles glücken!" „Möge alles wohlgeraten!" Das ist ihr Lieblingsgebet. Statt unseres Händefaltens beim Beten legen sie den rechten Daumen auf die Nasenspitze und berühren mit den übrigen gespreizten Fingern die Stirn.

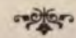
Die Todas werden von den andern Bergstämmen als die Herren von Grund und Boden angesehen und erhalten demzufolge von ihnen einen Tribut in Gestalt von Naturalien. Die Badaga zeigen übrigens oft große Lust, den Todas diese Abgabe zu verweigern und würden es auch wirklich thun, wenn sie sich nicht vor den Zaubereien derselben fürchteten.

Ihre größten Feierlichkeiten feiern die Höhenstämme am Tage einer Leichenbestattung. Bei solchen Gelegenheiten wird Musik gemacht und getanzt und Weinen und Fröhlichkeit wechseln in seltsamem Durcheinander ab. Wie der Indianer sein Jagdgewehr, so nimmt der Toda im Tode seine Büffel mit, um sie im Jenseits wieder zu weiden und sich von ihrer Milch zu nähren. „Begleite den Geist des Verstorbenen in das große Land!" so heißt der Befehl, der jedem Büffel besonders erteilt wird, wenn er unter den Keulen der Todas, meist auf einen Schlag, zusammensinkt. Dann wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt und dieser angezündet. Das Fleisch der Büffel aber wird von den Kotas, einem andern Gebirgsstamme, verzehrt. Doch damit ist der Verstorbene noch nicht vergessen. Nach Jahresfrist wird noch eine größere Totenfeier gehalten und noch mehr Büffel werden dem Abgeschiedenen nachgesandt. Schmausen und Wehklagen wechseln bei dieser wunderlichen Feier miteinander ab. Stirn an Stirn gelehnt sitzen die ernsten Männer zwei und zwei nebeneinander und jammern dem Verstorbenen nach: „Wie ist jetzt dein Befinden, o Bruder?" „Leidest du am Fieber?" „Gedeihen deine Büffel?"

„O warum hast du uns so bald verlassen?“ u. s. w. Heulend stimmen die Weiber in diese Totenklage ein. Diese Jahresfeier ist also wichtiger, als die eigentliche Leichenfeier. Die Badaga, Kota und Kurumba werden dazu eingeladen und während der Feier bewirtet. In früheren Zeiten wurden häufig an die 40 bis 50 Büffel halbtot gehetzt und grausam mit Keulen niedergeschlagen, nachdem man sie zuvor in besonders für diesen Zweck errichtete Umzäunungen getrieben hatte. Die vielen Unglücksfälle, die bei solchen Gelegenheiten infolge der wütend gemachten Tiere vorkamen, haben diese grausame Unsitte eingeschränkt.

Die Sprache der Toda ist ein Dialekt des Kanaresischen und von solchen, die mit dieser Sprache einigermaßen vertraut sind, unschwer zu erlernen. Die tiefen Brustlaute ihrer Aussprache haben manchen Europäer auf den Gedanken gebracht, als handle es sich um eine besondere Sprache. Diese tiefen Brusttöne sollen sie sich durch den beständigen Umgang mit ihren Büffeln angewöhnt haben. In ihren Liedern kommen die unmelodischsten Töne vor. Drei Viertel ihrer Wörter finden sich in den Dialekten der andern Stämme, und nur die verschiedene Aussprache erweckt den Eindruck, als ob es sich um eine andere Sprache handle. Die Todasprache ist sehr wenig ausgebildet, denn sie hat nur ein Präsens, während Perfektum und Futurum durch Zuhilfenahme von Adverbien gebildet werden.

Von der Mission ist der kleine Toda-Stamm kaum berührt. Während verschiedene Missionen auf den Nilagiri (die englisch-kirchliche, die Basler, die wesleyanische, baptistische und die reformiert-amerikanische) teils unter der als Kuli eingewanderten Tamilbevölkerung, teils unter dem Bergstamm der Badaga arbeiten, scheinen die auf den Höhen wohnenden Toda — wohl um ihrer geringen Zahl willen — außerhalb ihrer Wirksamkeit zu stehen. Doch haben wir aus unserer letzten Nummer des Miss. Mag. (S. 109) ersehen, daß ein englisches Fräulein sich neuerdings des armen Völkleins annimmt und ihm das Evangelium nahe zu bringen sucht. Möge es dem dahinsterbenden Volksstamm noch zu einer Leuchte an seinem Lebensabend werden.



Missions-Zeitung.

Rundschau.

Vorderasien.*)

Das große Ländergebiet, das unter dem Namen Kleinasien bekannt ist, bildet sozusagen den Herzpunkt, den Kern des türkischen Reiches. Zwar besitzt die Türkei auch noch wertvolle Provinzen auf europäischem Boden, aber sie sind für dieselbe nicht von der Bedeutung, wie Kleinasien. Von jenen könnte sie ruhig einige verlieren und wäre es selbst bis vor die Thore von Konstantinopel; sie würde zwar den Verlust schmerzlich empfinden, aber er käme doch nur der Amputation einiger Finger oder Zehen gleich, ohne daß es ihr ans Leben ginge. Dasselbe gilt von Nordafrika und wo sich sonst ihr Einfluß geltend macht. Ganz anders ist es der Fall mit Kleinasien. Dessen Verlust wäre für die türkische Herrschaft geradezu eine Lebensfrage. Es wäre, als ob man ihr das Herz aus dem Leibe risse.

Kleinasien ist um ein beträchtliches größer als Spanien oder Italien und hat etwa denselben Flächeninhalt wie Frankreich. Es gewährt reiche Ernten an vorzüglichem Weizen und produciert außerdem noch andere Getreidearten, sowie Tabak, Baumwolle, Reis und Hanf. Würde man mit dem Anbau der verschiedenen Kulturpflanzen regelmäßig abwechseln und das Land genügend ruhen lassen, so könnte Kleinasien bei einigem rationellen Ackerbau und guten Verkehrsmitteln in Bezug auf Produktion und Ausfuhr einen der ersten Plätze unter den ausführenden Ländern einnehmen. Aber es fehlen hiezu alle Vorbedingungen.

Ueber das Land ist im Laufe der Jahrhunderte manche Woge der Eroberung und der Kolonisation dahingerauscht und jedesmal hat sie eine Bevölkerungsschicht in dem Konglomerat der vorderasiatischen Völkerschaften abgesetzt. Kann man doch heute nicht weniger als sechs total verschiedene Volksstämme aufzählen: die mohammedanischen Türken, Georgier, Tscherkessen und Kurden, sowie die christlichen Armenier und Griechen.

Teils wegen seiner natürlichen Hilfsquellen, teils aus politischen Gründen ist Kleinasien schon seit lange der Zankapfel verschiedener

*) Nach einem Bericht von Rev. G. E. White (in Marsovan) in der Miss. Review.

europäischer Mächte. Rußland ist dabei zunächst beteiligt und hat das meiste Interesse an dem Schicksal dieser Gebiete. Es wäre auch ein Leichtes für dasselbe, sie an sich zu reißen, denn es bedürfte nur eines Schrittes von Batum und Kars aus, um vom Ostufer des Schwarzen Meeres oder auch vom Westen her über die slavischen Fürstentümer Kleinasien zu besetzen. Aber für ein solches Vorgehen muß es mit England rechnen, das bis jetzt sein erklärter Feind hinsichtlich seiner Eroberungsgelüste im Orient war. Doch scheint neuerdings England eine andere Politik verfolgen zu wollen. Man kann heute öfters englische Schiffskapitäne, die das Rote Meer passieren, äußern hören, daß mans auf den Besitz von Arabien abgesehen habe. Dahin zielt also zur Zeit Englands Bestreben. Dazu kommt dann noch der französische Einfluß, der besonders seit dem Blutbad auf dem Libanon (1860) in Syrien bedeutend zugenommen hat. Daß aber Rußland nicht gesonnen ist, Syrien den Franzosen zu überlassen, wenn es je einmal zu einer Teilung im Orient kommen sollte, geht schon aus dem Eifer hervor, mit dem gegenwärtig russische Emissäre die bestehenden orientalischen Kirchen in Syrien zum Anschluß an die orthodoxe Kirche Rußlands zu bewegen suchen. Dann kommt noch neuerdings Deutschland in Betracht, das mit seinem Kapital eine 300 (engl.) Meilen lange Eisenbahn von Konstantinopel bis Angora — also bis in das Herz Kleinasiens hinein — erbaut hat und außerdem eine Zweiglinie nach Konia, dem alten Ikonium der Apostelgeschichte. Nun spricht man in Berlin davon, daß eine weitere Konzession erteilt worden sei, wonach mit deutschem Geld auch eine Eisenbahn von Alexandretta, an der Südostecke von Kleinasien, ins Innere des Landes angelegt werden soll, um eine Verbindung mit der schon bestehenden Bahnlinie herzustellen. Diese soll von Angora aus verlängert, mit jener angeschlossen und schließlich bis nach Bagdad weitergeführt werden, von wo man dann den Wasserweg auf dem Tigris benützen und die Verbindung mit dem Persischen Golf herstellen würde. Sind diese Bahnlinien einmal erbaut, so liegt es auf der Hand, daß damit den Türken die Hände gestärkt sind, um sich die Russen vom Leibe zu halten.

Was nun die armenische Bevölkerung Kleinasiens anlangt, deren trauriges Schicksal die Teilnahme der weitesten Kreise der europäischen Christenheit in den letzten Jahren auf sich gezogen hat, so empfand diese schon lange den Druck der türkischen Herrschaft. Aber es haben verschiedene Ursachen mitgewirkt, die sie seit einem Jahrzehnt noch unwilliger gemacht haben, das türkische Joch zu tragen. Schon der Umstand, daß Griechenland und die Balkan-Fürstentümer sich ihre Unabhängigkeit zu erringen wußten, erfüllte sie mit ähnlichen Wünschen

und Hoffnungen. Dann kam der 61. Artikel im Berliner Vertrag von 1878, wonach die europäischen Großmächte Reformen garantierten. Einigen Einfluß haben auch die Resultate der langjährigen Missionsthätigkeit auf das unterdrückte armenische Volk ausgeübt. So sehr auch die Missionare — oft mit persönlicher Gefahr — die Armenier ermahnten, sich ruhig und loyal gegenüber der nun einmal bestehenden Regierung zu verhalten nach dem Wort des Apostels: „Fürchtet Gott, ehret den König", so läßt sich nicht leugnen, daß die von ihnen verbreitete Bildung unter dem Volk dieses die Tyrannei der Türken nur noch mehr empfinden ließ. Auch England ist bis auf einen gewissen Grad dafür verantwortlich zu machen, daß die Armenier trügerische Hoffnungen hegten. Worte der Sympathie, wie sie sie aus dem Munde des Parlamentsmitgliedes James Bryce und besonders von dem verstorbenen Gladstone wiederholt zu hören bekamen, bestärkten die Armenier in der bestimmten Erwartung, England werde ihnen bei dem ersten verzweifelten Zusammenstoß mit den türkischen Machthabern ungesäumt Hilfe angedeihen lassen. Schließlich hatten auch russische Nihilisten, die im geheimen schürten, ihre Hand dabei im Spiele. Die Heißsporne unter den Armeniern schlossen sich im geheimen zu einer Revolutionspartei zusammen und wußten ihren Landsleuten den Glauben beizubringen, daß die Stunde der Befreiung vom türkischen Joch nahe sei. Diese sogenannten „Hunchagisten" waren nicht müßig. Ohne daß die türkische Beamtenwelt etwas davon merkte, wurde in aller Stille auf das Ziel losgearbeitet. Man trug sich dabei mit der Absicht, den europäischen Mächten den klaren Beweis zu liefern, daß die Türken nicht mehr länger über das armenische Volk herrschen könnten. Wie die revolutionäre Partei dabei vorging, ist bis jetzt noch nicht recht in die Oeffentlichkeit gelangt, aber es kommt vielleicht noch einmal die Zeit, da man auch darüber mehr Licht erhalten wird.

In blinder Wut schlugen nun die Türken mit eiserner Faust drein, und da sie als Fatalisten kein Verständnis für irgendwelche Verantwortlichkeit haben, so machten sie keinerlei Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen. Sie fielen einfach über alles her, was der armenischen Nation angehörte und machten in barbarischer Weise Tausende von Armeniern nieder, gleichviel, ob dieselben irgendwie an den geheimen Umtrieben beteiligt waren oder nicht. Es ist genugsam aus den Tagesblättern bekannt, welche Greuel sie vor einigen Jahren bei dieser Gelegenheit verübt und welches Elend sie über das ganze armenische Volk gebracht haben. Die Opfer ihrer Unmenschlichkeit werden auf ca. 70 000 geschätzt, ungerechnet die Zahl derer, die ausgeplündert und an den Bettelstab gebracht, dem Elend und

dem Hungertode preisgegeben waren.*) Das Elend der Armenier, die aus jenen Metzeleien mit dem Leben davongekommen sind, spottet jeder Beschreibung und es war eins der schönsten Zeugnisse für die Bruderliebe, die dem Christentum innewohnt, wie man sich von allen Seiten in der abendländischen Christenheit aufmachte, um dieses grenzenlose Elend der armenischen Brüder zu lindern. Während den Metzeleien befanden sich die in Kleinasien arbeitenden amerikanischen Missionare in nicht geringer Gefahr; aber obschon in dem Hause des einen eine Bombe einschlug und platzte, kam doch keiner von ihnen zu Schaden und jeder blieb auf seinem Arbeitsposten. Sie durften hier die Almosenpfleger sein, durch deren Hand eine Million Dollars ging, die ihnen von der Hauptsammelstelle in Konstantinopel aus zufloß, um das Elend allenthalben zu lindern. Sie thaten dies entweder direkt, indem sie den Dürftigen Gaben zukommen ließen oder übermittelten solche ohne Unterschied der Konfession an die Komiteen der protestantischen Gemeinden. Es muß dabei rühmend hervorgehoben werden, daß, während sonst im Orient gewöhnlich ein Teil des Geldes, das durch die Hände der Beamten geht, an den Fingern hängen bleibt, man in diesem Fall nie etwas davon gehört hat. Man ließ es aber nicht bei einfachen Geldunterstützungen bewenden, sondern suchte auch den Armeniern wirtschaftlich wieder aufzuhelfen und ihnen Arbeit und Verdienst zu verschaffen. So entstanden alsbald industrielle Unternehmungen zu ihren Gunsten. In verschiedenen Städten wurden Webereien eingerichtet und allerlei Näh- und Stickarbeiten ausgegeben, um die darniederliegende Industrie zu heben und den Brotlosen Verdienst zu geben. Der Mehrertrag, der sich aus dem Erlös der Ware ergab, wurde für den Unterhalt von armenischen Waisen verwendet. In einigen Gegenden, wo die Dörfer zerstört und die Ländereien der Bauernbevölkerung gänzlich verwüstet worden waren, half man den Leuten, ihre niedergebrannten Heimstätten wieder aufzubauen. Bauern, die ihr Zugvieh verloren hatten, gab man je einen Ochsen; diejenigen, die kein Saatkorn besaßen, versah man mit solchem; die Kranken und Verwundeten behandelte man unentgeltlich; Handwerker versah man mit dem nötigen Werkzeug, Weber mit Garn u. s. w. Kurz, man suchte in jedem einzelnen Fall den Bedürfnissen entgegenzukommen und dem Hilflosen wieder zu einer Existenz zu verhelfen, anstatt ihm ein einfaches Almosen

---

*) Nach der Statistik von Dr. Lepsius sind ca. 100 000 armenische Christen niedergemetzelt und 400 000 zu Witwen und Waisen geworden. An Städten und Dörfern sind 2493 geplündert und zerstört worden. Die Zahl der Notleidenden beträgt nicht weniger als 546 000.

darzureichen. Diese systematische Hilfe ging besonders von den Abgeordneten des Roten Kreuzes aus, die das heimgesuchte Land besuchten, und von Deutschen, die herbeieilten und sich daselbst niederließen.

Späterhin, als der ersten Not gesteuert war, wandte man sich mit seiner Hilfe den ca. 4000 Waisen zu, die durch die Metzeleien ihre Eltern und Versorger verloren hatten. Man suchte diese armen Geschöpfe in einigen zwanzig Waisenhäusern unterzubringen, die hauptsächlich von Deutschen und Schweizern geleitet werden.*) Während manche armenische Priester diesem Liebeswerk etwas mißtrauisch gegenüberstanden, weil sie fürchteten, ihre Nation komme dadurch unter den Einfluß der Mission und deshalb vor der protestantischen Propaganda warnten, ist doch das Volk im ganzen voller Dankbarkeit für die Fürsorge, die man ihren Kindern angedeihen läßt und ist auch dankbar für den evangelischen Unterricht, den die Missionare als Leiter der Waisenhäuser in diesen erteilen. Viele dieser Kinder haben Furchtbares erlebt und sind Augenzeugen von Schauderscenen und Greueln gewesen, die ihnen eindrücklich fürs ganze Leben sein werden. Man sollte meinen, was sie an Entbehrungen durchgemacht, sollte ihre Konstitution für immer geschwächt haben; aber schon jetzt ist durch die gute Pflege, die sie genießen, eine merkliche Besserung in ihrem Befinden eingetreten und sie fühlen sich glücklich und geborgen in ihrem neuen Heim. Jedes Waisenhaus hat gewöhnlich einen Hausvater, eine Hausmutter, einige Lehrer, eine Köchin und sonstige Bedienstete, die in einer solchen Anstalt nötig sind. Alle diese Angestellten sind Armenier, die mit Eifer und Liebe ihren Dienst verrichten und sich freuen, um Christi willen an den Kleinen und Elenden dienen zu dürfen. Die Kinder erwidern auch diesen Liebesdienst mit Gehorsam und gutem Betragen. Sie machen auch zusehends Fortschritte im Lernen und in der Entwicklung ihres Charakters. Die Größeren von ihnen werden in dem einen oder andern Handwerk unterrichtet, in der Schuhmacherei und in der Weberei u. a., sodaß, wenn sie später zu den Ihrigen zurückkehren, sie sich ihr eigenes Brot durch redliche Arbeit verdienen können. Zugleich erhalten sie eine angemessene Schulbildung, die ihnen auch für später von Nutzen sein wird. Man hat auch alle Ursache zu hoffen, daß die sorgfältige

*) Von den Waisenkindern sind bis jetzt 1846 untergebracht, und zwar 695 vom Frankfurter Centralkomitee in zehn Waisenhäusern, vom Berliner Centralkomitee 530 in zehn Waisenhäusern, 185 von den Kaiserswerther Waisenhäusern in Smyrna, Beirut und Jerusalem, 56 vom Syrischen Waisenhause vor Jerusalem und 380 von der Schweiz.

Erziehung, die ihnen in den Waisenhäusern zu teil wird, nicht ohne Einfluß auf ihr späteres Leben ist und daß manches von ihnen sich als Licht in der sie umgebenden Finsternis erweisen wird.

Die Türken verhalten sich jetzt vollständig ruhig; aber es läßt sich unmöglich voraussagen, ob dieser Zustand andauern werde und ob nicht doch dereinst ein neuer Sturm dem vorangegangenen folgen wird. Indes, die dezimierten und gedemütigten Armenier haben jetzt die Revolutionisten ausgestoßen und die apathischen Türken haben sich beruhigt und verkehren wieder mit den Armeniern wie ehedem. Merkwürdig aber ist, wie diese den — wie man doch meinen sollte — geradezu vernichtenden Schlag überstanden und sich seit den Metzeleien verhältnismäßig rasch wieder erholt haben. Sie sind als Nation nicht vernichtet worden und sie haben sich als solche nicht aufgelöst. Es hat sich auch da gezeigt, was ein Volk auszuhalten vermag. Und doch, wie vielfach ist das armenische Volk schon gleichsam zwischen zwei Mühlsteinen gewesen, ohne daß es je aufgerieben worden wäre. So seiner Zeit während der langjährigen Kämpfe zwischen Rom und den Parthern und später in gleicher Weise in denen zwischen den Byzantinern und Persern. Dann wurden sie von dem wilden Eroberer Tamerlan zu Boden getreten und nun sind sie schon seit Jahrhunderten unter dem türkischen Joch, unter dessen Druck sie trotzdem ihre Nationalität, wenn auch mit Mühe, aufrecht erhalten und sich ihren christlichen Glauben bewahrt haben. Man darf deshalb wohl mit Recht annehmen, daß Gott dieses Volk noch zu etwas Besonderem ausersehen hat, wenn wir auch heute seine Absichten mit demselben noch nicht klar erkennen. Sie mögen ihre Fehler haben, aber was man ihnen hauptsächlich als solche auslegt, ist der Umstand, daß sie den Anspruch erheben, eine Nation zu sein und daß sie dieses ihr Volksbewußtsein so viel als möglich zu pflegen suchen. Mit Recht verdienen sie unsere Sympathie, denn sie gehören nicht nur wie wir zur indogermanischen Rasse, sondern sind auch ein christliches Volk, das sein Christentum durch alle Stürme der Zeit durch die Jahrhunderte hindurch bis in unsere Tage herübergerettet hat. Mit uns besitzen sie auch die Bibel, das Wort Gottes.

Die Missionsarbeit unter den Armeniern Kleinasiens wird schon ziemlich lange betrieben. Der erste Vertreter des American Board, der zunächst für Jerusalem bestimmt war, traf schon 1819 in der Levante ein. Aber es vergingen über zehn Jahre, ehe man zu einer ständigen Arbeit kam, indem die ersten Pioniere Untersuchungsreisen machten, die einheimischen Sprachen, welche etwa in Betracht kommen konnten, studierten und mit andern Vorarbeiten beschäftigt waren. Im Jahr 1831 trat man dann in Beziehung zu

den Armeniern, die stolz darauf sind, die ersten gewesen zu sein, die als Volk das Christentum angenommen haben. Aber die armenische Kirche ist wie die andern alten orientalischen Kirchenreste so erstarrt in Formen und Bräuchen, daß sie ohne Geist und Leben ist. Als erste Station für die Arbeit unter den Armeniern wurde 1831 Konstantinopel erwählt und man mühte sich 15 Jahre lang, die alte armenische Volkskirche von innen heraus durch den Geist des Evangeliums wieder zu beleben. Aber die alten Schläuche vermochten den neuen Most evangelischer Lehre und evangelischen Lebens nicht zu fassen. Die armenische Hierarchie stieß alle die, welche dem Evangelium zuneigten, aus ihrem kirchlichen Gemeinwesen hinaus und nötigte dadurch diese zur Organisation eines eigenen protestantischen Kirchenwesens. So entstanden im Jahr 1846 die ersten vier evangelischen Gemeinden im türkischen Reich und zwar mit staatlicher Anerkennung.

Das Werk hat seitdem unter Gottes Segen beträchtlich zugenommen. Der American Board hat jetzt über ganz Kleinasien hin ein Netz von Arbeitsposten gespannt, auf denen im ganzen 43 amerikanische Missionare und 61 Lehrerinnen in der Arbeit stehen. Bis auf zwei sind die Missionare alle ordiniert und etwa zur Hälfte im Schul- und Erziehungswesen thätig. Ungefähr sechs von ihnen sind Missionsärzte und drei oder vier mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Alle diese Missionsarbeiter stehen auf 14 Hauptstationen, zu denen 265 Außenstationen gehören, die von Eingebornen bedient und von den Missionaren regelmäßig besucht werden. Sehr bedeutend ist das Schul- und Erziehungswesen der amerikanischen Mission. Sie unterhält 50 höhere Lehranstalten mit ca. 1300 Zöglingen, 300 Schulen niederen Grades mit mehr als 17 000 Schülern, und 20 Waisenhäuser, in denen ca. 4000 Kinder Aufnahme gefunden haben. Es befinden sich somit über 22 000 junge Leute und Kinder in christlicher Erziehung und Unterricht. Die sonntäglichen Gottesdienste werden von mehr als 30 000 Leuten besucht und die Zahl der zugehörigen Kirchenglieder beträgt über 11 000. Als Protestanten bekennen sich im ganzen über 48 000 Personen. Im Dienst der Mission stehen nicht weniger als 800 eingeborene Prediger, Lehrer und Lehrerinnen.

Unter den höheren Lehranstalten nehmen die Colleges (Hochschulen) in Konstantinopel, in Marsovan, Aintab und Harput den ersten Rang ein. Die einzelnen Fakultäten an denselben sind vornehmlich aus tüchtigen einheimischen Lehrern zusammengesetzt, von denen die meisten in Europa oder Amerika ihre Studien fortgesetzt haben und die sowohl auf die Studierenden als auch auf die weiteren Kreise ihrer Landsleute einen bedeutenden Einfluß ausüben. Der

Unterrichtsgang in diesen Colleges entspricht so ziemlich dem der amerikanischen; auch ist das Englisch Unterrichtssprache. Unter den Lehrfächern nimmt der biblische Unterricht einen hervorragenden Platz ein. Die meisten Zöglinge zahlen für ihren Unterhalt im College, andere erhalten einige Unterstützung, teils direkt, teils als Belohnung für ihre Dienste, die sie in den Werkstätten thun. Die jungen Leute sind sehr empfänglich und dem christlichen Einfluß zugänglich. Viele von ihnen, die aus diesen Colleges hervorgegangen sind, stehen jetzt als Prediger oder Lehrer in der Türkei. Es ist überhaupt bedeutsam, daß das gesamte höhere Schul- und Erziehungswesen in Kleinasien in den Händen der amerikanischen Mission liegt und dieser Umstand ist für die Zukunft dieser Länder nicht zu unterschätzen. Sowohl die gregorianischen Armenier als auch die griechischen Christen erkennen unumwunden die Vorzüglichkeit dieser Schulen an und vertrauen ihnen gern ihre Söhne an. Besonders seit den Metzeleien sind dieselben voller als je. Ebenso hat die Mission für das weibliche Geschlecht gesorgt. Sie unterhält an verschiedenen Punkten des Landes (z. B. in Skutari, Marasch und Harput) höhere Töchterschulen, in denen junge Mädchen eine solche Ausbildung erhalten, daß sie je nach Umständen wieder die Lehrerinnen ihres Volks sein können. Einen anderen Zweig des Unterrichtswesens bilden vier theologische Seminarien, in denen die jungen Leute mit dem bestimmten Zweck ausgebildet werden, Prediger unter ihrem Volk zu werden. Doch ist ihre Zahl derzeit nicht so groß, als zu wünschen wäre.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist auch die litterarische Thätigkeit der Mission. Von Konstantinopel aus werden allerhand Bücher und Schriften ausgegeben, die teils das Volk in die Bibel einführen sollen, teils auch solche, die Schulzwecken dienen. Auch werden verschiedene Blätter in armenisch-türkischer, in griechisch-türkischer und in armenischer Sprache herausgegeben, die nicht nur den evangelischen Christen als geistige und geistliche Nahrung dienen, sondern die auch in manchem Haus Eingang finden, wo man sonst auf keine andere Weise mit dem Evangelium nahe kommen kann. Hand in Hand damit entwickeln auch die amerikanische und die Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft eine rege und gesegnete Wirksamkeit. So verbreitet z. B. die erstere, die amerikanische Bibelgesellschaft, alljährlich in der Levante nahezu 80 000 Bibeln und Bibelteile in 20 verschiedenen Sprachen. Da läßt sich nicht anders erwarten, als daß es allmählich licht werden muß im Dunkel der kleinasiatischen Kirchen. Nur unter der islamischen Bevölkerung ist die Zeit einer freien Missionsthätigkeit in diesen Gebieten noch immer nicht angebrochen.

Schließlich ist noch die ärztliche Missionsthätigkeit der Amerikaner in Kleinasien zu erwähnen. Auf 5 bis 6 Stationen haben sie ihre Missionsärzte stehen, wo sich auch Apotheken (dispensaries) und mehr oder weniger Hospitaleinrichtungen befinden. Jede dieser ärztlichen Stationen, wo dem Kranken bereitwillig Hilfe in seinen äußeren Nöten geleistet wird, ist zugleich ein wichtiger Zweig der Evangelisation unter der armenischen Bevölkerung. Denn es werden dadurch nicht nur manche bestehende Vorurteile, die das Volk gegen die Missionare hegt, zerstreut, sondern der geistliche Zuspruch der in diesem Liebesdienst stehenden Missionsärzte und Pflegerinnen findet bei den zahlreichen Patienten nicht selten eine gute Statt.

Wir schließen diesen kurzen Ueberblick über die ausgedehnte Thätigkeit des American Board unter den Armeniern Kleinasiens mit den Worten, womit der letzte Jahresbericht die damalige allgemeine Lage daselbst zeichnet. Es heißt da: Im großen und ganzen hat die tiefgehende Erregung, die in den letzten beiden Jahren alle Volksschichten beherrschte, sich nun gelegt und es ist jetzt überall wieder Ruhe eingetreten. Mit der zurückkehrenden Sicherheit macht sich aber auch an einzelnen Orten ein geringeres Interesse an den evangelischen Gottesdiensten bei den Armeniern bemerklich. Dagegen scheint da und dort in den gregorianischen Gemeinden selbst ein neuer Geist aufzuleben und man ist bestrebt, die eigenen Schulen zu heben und sie mehr und mehr nach dem Vorbild der bessern Missionsschulen einzurichten. Das ist auch ein Gewinn, der nicht zu unterschätzen ist. Was aber die Stellung der türkischen Regierung zu den Missionaren und ihrem Werk anlangt, so kann man nicht sagen, daß dieselbe eine freundlichere geworden wäre, aber man tritt ihnen nicht mehr so offen feindselig und hindernd entgegen wie früher. Sind aber einmal die Entschädigungssummen, die für die während der Metzeleien zerstörten und beschädigten Missionsgebäude von der Regierung erlegt werden müssen, gezahlt und gelingt es den Missionaren, dieser alle Vorurteile gegen sie zu benehmen und eine klare Lage zu schaffen, so ist zu hoffen, daß sich das Missionswerk trotz der türkischen Herrschaft in Kleinasien in gedeihlicher Weise weiterentwickeln werde.

Bücheranzeige.

Wagner G. Die heidnischen Kulturreligionen und der Fetischismus. Ein Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte. 127 S. C. Winter. Heidelberg. broch. Mk. 2.40.

Die vorliegende Schrift enthält eine nach verschiedenen (angegebenen) Quellen bearbeitete übersichtliche Darstellung der heutigen heidnischen Religionen

in kurzen Zügen und wird manchem erwünscht sein, der sich gern auf diesem Gebiet an Hand eines solchen Abrisses orientieren möchte. Uns hat die Darstellung des Fetischismus besonders interessiert, dessen Charakterisierung uns aber nicht recht befriedigen will. Wir wollen mit dem Verfasser nicht über das unzutreffende Fremdwort Fetischismus rechten, das dem Neger selbst unbekannt ist und auch dessen Religionsform nicht bezeichnet, insofern sich dasselbe viel mehr auf das Amulettenwesen und die damit verbundene Zauberei anwenden läßt, als auf die Gottesverehrung der Neger. Beanstanden möchten wir dagegen ganz entschieden, daß der sogenannte Fetischismus als Polytheismus bezeichnet wird. Das ist er in keinem Fall, wie man denn auch beim Afrikaner von keinem eigentlichen Götzendienst reden kann. Denn während dem Polytheisten seine Götter bestimmt umschriebene Persönlichkeiten mit bestimmtem Namen und Wirkungsgebiet sind, sind es beim Fetischdiener Beseelungen von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen oder Seelen von Verstorbenen, denen man die Macht zuschreibt, in das Schicksal der Lebenden und in die natürlichen Verhältnisse einzugreifen. Dieser Anschauung liegt dann auch das Zauberei- und Wahrsagerwesen der Afrikaner zugrunde, das sein ganzes religiöses und sociales Leben beherrscht. Insofern aber der Monotheismus als ursprüngliches Gottesbewußtsein sich durchweg bei den afrikanischen Völkerschaften vorfindet und zwar in weit ausgesprochenerer Weise, als man gewöhnlich annimmt, und indem sich der Neger trotz seinem Fetischismus noch in Verbindung mit einer höheren geistigen Welt weiß, läßt sich nicht ohne weiteres behaupten, daß er mit seinem religiösen Bewußtsein auf die niederste Stufe der Menschheit gesunken sei. Findet sich doch selbst bei christlichen Völkern noch ein gut Teil von dem, was zur Kategorie des Fetischismus gehört. Auch die Sklaverei und Vielweiberei ist wohl kaum zur Eigenart des Fetischismus zu rechnen und steht nur insofern in einem ursächlichen Zusammenhang mit ihm, als diese beiden socialen Erscheinungen überhaupt dem Heidentum eigen sind; denn beide finden sich bekanntlich auch unter Völkern mit höherer Kultur und Religion, während es afrikanische Völkerschaften giebt, die die Sklaverei nicht kennen. — Im übrigen macht das Büchlein den Eindruck einer beachtenswerten Arbeit.

Warneck, Prof. **Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen** von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte. Fünfte Auflage. 356 S. M. Warneck. Berlin. broch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Die rasch aufeinander folgenden Auflagen dieses bedeutenden Werkes, von dem nun schon die fünfte Auflage vorliegt, zeigen, daß es überall die Beachtung findet, die es mit Recht verdient. Wir brauchen hier nicht aufs neue auf den Inhalt desselben einzugehen, nachdem wir vor nicht langer Zeit (Miss.-Mag. 1898, S. 95. 307) denselben besprochen haben. Aber darauf sei hier aufmerksam gemacht, daß die neueste Auflage bedeutend erweitert, ergänzt und verbessert ist. Sein Umfang ist demgemäß um stark anderthalb Bogen größer und auch die äußere Ausstattung hat durch stärkeres Papier wesentlich gewonnen. Wir möchten hiemit aufs neue das Buch in empfehlende Erinnerung bringen. Wer sich mit dem Werk der evangelischen Heidenmission im Zusammenhang und wie sich dasselbe im einzelnen charakterisiert, eingehend bekannt machen will, dem wird es die besten und zuverlässigsten Dienste leisten.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1899. 224 S. H. G. Wallmann. Leipzig. Mk. 1.50.

Dieses Jahrbuch, das nun schon zum zehnten mal erscheint, bietet wie immer eine Fülle von Missionsgedanken von historischem und missionshomi-

letischem Stoff, Statistik u. a. m. in gediegenen Aufsätzen. Wir möchten auch diesmal wieder auf das reichhaltige treffliche Missionsbuch hinweisen und es besonders Geistlichen zur Anschaffung empfehlen.

Gehring H. Süd-Indien. Land und Volk der Tamulen. Mit 91 Illustrationen und einer Karte. 246 S. Großformat. C. Bertelsmann. Gütersloh. broch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Durch ein Werk, wie das vorliegende, das durch seine zahlreichen und sehr schön ausgeführten Illustrationen ein Prachtwerk genannt werden kann, wird uns die Ferne nahe gerückt. Die südindischen Gebiete werden uns da mit ihrem Natur- und Menschenleben in anschaulicher und markanter Weise vorgeführt. Nur die Mission ist in der Einzeldarstellung sehr kurz weggekommen und nur gelegentlich ist die Leipziger Mission unter den Tamulen erwähnt. Von den übrigen dort arbeitenden Missionen wird ganz Umgang genommen. So beschränkt sich z. B. die Schilderung der Nilagiri lediglich auf die Darstellung der physikalischen und ethnographischen Verhältnisse. Es hätte sicherlich den Wert des schönen Werkes erhöht, wenn beim Rundgang durch die verschiedenen Distrikte des Landes ein ebenso ansprechendes Bild von den einzelnen Missionsposten gezeichnet worden wäre, wie es über Land und Leute, Kunst- und Bauwerke u. a. geschehen ist. Immerhin wird jedermann das Buch mit Genuß und Gewinn lesen.

Young E. Unter den Indianern Nordamerikas. I. Teil: Im Birkenkahn und Hundeschlitten. Aus dem Englischen von E. v. Engelhardt. Mit vier Abbildungen. 200 S. C. Bertelsmann. Gütersloh. broch. Mk. 2.40. | geb. Mk. 3.

Die packend und frisch erzählten Erlebnisse Youngs aus seinem bewegten Missionsleben unter den Rothäuten verdienen mit Recht, daß sie auch in deutschen Missionskreisen bekannt werden. Das ist durch die vorliegende deutsche Bearbeitung geschehen. Diese hat durch ihre sorgfältige Sichtung und präzisere Fassung sogar noch manches voraus vor der englischen Originalausgabe und ist sehr gut verdeutscht. Besonders die reifere Jugend wird bei ihrer Vorliebe für Indianergeschichten, die hier der Wirklichkeit nach erzählt sind und durchweg Interesse erwecken, große Freude an dem prächtigen Buche haben.

Kranz P. Die **Welterlösungsreligion** ist die Vollendung **des Konfuzianismus.** Deutsche Uebersetzung eines chinesischen Traktats. Mit einem Vorwort und Anmerkungen von Prediger Lic. Dr. Kind in Berlin. Mit dem Original des chinesischen Traktats. 20 S. A. Haack. Berlin. 50 Pf.

Ein Schriftchen, das in der chinesischen Ausgabe unter den Chinesen für das Evangelium werben soll und deshalb in mehr als 60 000 Ex. aufgelegt, unter denselben verbreitet wird. Nur scheint uns der Titel des Traktats nicht glücklich gewählt zu sein, denn nach ihm könnte man schließen, der Verfasser halte den Konfuzianismus für eine Vorstufe des Christentums, der nur der Vollendung bedürfe.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Basler Missionskirche auf den Nilagiri.

Ein Blick ins verschlossene Tibet.

Von O. Flex.

1. Das Land und seine Bewohner.

Tibet ist ein vielumworbenes Land. Seit Jahren bemühen sich Reisende und Missionare in dasselbe einzudringen, um es der wissenschaftlichen Forschung und der Predigt des Evangeliums zu erschließen; aber hartnäckig hat es bis jetzt alle Annäherung von außen abgewiesen, und die wenigen Europäer, die es bisher gewagt haben, trotz aller Verbote seine Grenzen zu überschreiten, haben in den meisten Fällen ihre Kühnheit mit dem Verlust ihrer Gesundheit und ihres Eigentums büßen müssen. Schon von Natur ist es von den angrenzenden Ländern durch ungeheure Bergketten abgeschlossen, welche nur auf unwegsamen Pässen, die sich oft 10—18000 Fuß in die Region des ewigen Schnees erheben, überschritten werden können. Das Land selbst ist das höchste Plateau der Erde, dessen Gipfel eine Höhe von 29000 Fuß erreichen. Der größte Teil seiner Oberfläche ist kahl, felsig und im höchsten Grade unwirtlich. Nur auf den südlichen Abhängen finden sich ausgedehnte Waldungen, die meistens aus Aprikosenbäumen bestehen, deren getrocknete Früchte die Hauptnahrung der Eingeborenen im Winter bilden. In den tiefer gelegenen Thälern baut man Weizen, Gerste und Erbsen.

Das Klima ist rauh und kalt. Vom Oktober bis zum April ist alles gefroren. In den Höhen von 15000 Fuß an herrscht beständiger Frost. Infolge dessen ist das Land nur spärlich bevölkert. Obgleich es einen Flächeninhalt von fast 700000 englischen Quadratmeilen hat, beträgt seine Einwohnerzahl kaum anderthalb Millionen.

Die Tibeter gehören zur mongolischen Rasse. Sie sind von kurzem aber kräftigem Körperbau. Die große Kälte zwingt sie, sich in Pelz und Wollstoffe zu kleiden. Ihre Nahrung besteht für gewöhnlich aus Tsamba und Ziegelthee. Das erstere ist ein aus Gerstenmehl, Thee und Butter hergestellter Brei. Ziegelthee nennt man die in Form eines Ziegels zusammengepreßten Tafeln von frischen Theeblättern, die von China importiert werden. Man bricht ein Stück davon ab, kocht es mit Salz und Butter oder Hammelfett zu einer dicken Brühe, die den Tag über auf dem Herde warm steht, um jederzeit genossen werden zu können. Die Butter, die zu diesem Zweck gebraucht wird, ist stets ranzig, und je älter sie ist, für desto besser wird sie gehalten. Es wird erzählt, daß man sie in wohlhabenden Häusern in Lederschläuche von Ziegenhaut füllt und sie 50 bis 60 Jahre lang aufbewahrt. Sie soll als ein so delikater Leckerbissen angesehen werden, daß diese Schläuche nur bei großen Familienfesten, bei Begräbnissen, oder wenn Gäste das Haus besuchen, denen man eine besondere Ehre erweisen will, geöffnet werden.

Wie die meisten Nomadenvölker sind die Tibeter gastfrei und die wenigen Reisenden, die mit ihnen verkehrt haben, fanden sie gutmütig und im allgemeinen zugänglicher als ihre Nachbarn, die Chinesen. Sie führen zum großen Teil ein Wanderleben und wohnen deswegen meistens in Zelten, die sehr dauerhaft gearbeitet und so geräumig sind, daß nicht nur die Eigentümer mit ihren Habseligkeiten, sondern auch oft ein Teil ihres Viehbestandes, besonders neugeborene Lämmer und Zicklein, in denselben Platz finden.

Die Familien sind nicht zahlreich. Einer der jüngern Söhne wird gewöhnlich Priester (Lama) und behufs seiner Erziehung schon im zarten Kindesalter einem Kloster als Zögling übergeben. Der älteste Sohn darf nie Lama werden, weil auf ihm das Fortbestehen der Familie beruht. Viele Kinder sterben jung infolge des rauhen Klimas und dem gänzlichen Mangel an Reinlichkeit und ärztlicher Hilfe. Die Mädchen verheiraten sich, ehe sie 18 Jahre alt werden. Es wird stets ein Preis für sie an ihre Eltern gezahlt. Wenn ein Mädchen nicht heiratet, so wird sie eine Nonne oder Bettlerin von Beruf. Die Braut erhält bei ihrer Hochzeit von den Dorfleuten Geldgeschenke, mit denen sie ein Stück Land mietet, dessen Ertrag ihr gehört. Sie spart denselben von Jahr

zu Jahr auf, so daß sie, wenn sie Witwe wird oder sich von ihrem Manne trennt, versorgt ist. In Tibet ist es nämlich Sitte, Ehen oft nur für eine bestimmte Zeit von mehreren Monaten oder Jahren einzugehen, nach deren Ablauf beide Teile wieder frei sind. In den höher gelegenen Bergspitzen, die nur sehr wenig bevölkert sind, kommt es auch oft vor, daß mehrere Brüder eine Frau zusammen haben. Die Stellung der Frauen in Tibet unterscheidet sich aufs vorteilhafteste von derjenigen, die den Frauen in Indien und China zugewiesen ist. Sie sind in jeder Weise den Männern gleichgestellt und werden von denselben als die verantwortlichen Vorsteherinnen ihres Haushalts angesehen und geachtet.

Von Kindererziehung kann in unserm Sinne kaum die Rede sein. Das Erlernen des Lesens und Schreibens, sowie sonstiger Unterricht bleibt fast ausschließlich den Lamas in den Klöstern überlassen. Jedes Kloster hat einen Vorrat von Büchern, den die Lamas fortwährend zu vergrößern bestrebt sind. Die Kunst des Druckens mit hölzernen Buchstaben ist ihnen seit Jahrhunderten bekannt. Es ist staunenswert, welch umfangreiche Litteratur von religiösen, geschichtlichen, medizinischen, philosophischen und biographischen Werken Tibet besitzt, und es sind auch hier wie im Mittelalter in Europa die Klöster die Heimstätten, in denen Kunst und Wissenschaft, allerdings nur in kümmerlicher Weise, gepflegt werden.

---

2. Religion und religiöse Gebräuche.

Die Landesreligion der Tibeter ist der Buddhismus, die von dem berühmten indischen Weisen Gautama im sechsten Jahrhundert v. Chr. gestiftete Religion, die sich in Indien schnell verbreitete und später von ihren Anhängern nach China, Tibet, Ceylon und andere im Osten von Indien gelegenen Länder getragen wurde. Gautama war ein aufrichtiger Forscher nach Wahrheit. Obgleich von königlicher Herkunft und in Wohlleben und Reichtum aufgewachsen, gab er alles auf, um sich, ungehindert von allen weltlichen Fesseln, allein dem Suchen nach dem wahren Zweck des Lebens hinzugeben. Er war ein tiefer und gereifter Denker und glaubte endlich die wahre Natur des Erschaffenen in dem Wechsel

und der Vergänglichkeit alles Lebenden zu finden, demzufolge das große Endziel alles Seins das Nichtsein werden müsse. Dieses Nichtsein nannte er „Nirvana". Um in diesen Zustand zu gelangen, müsse — so lehrte er — der Mensch nach und nach allen irdischen und leiblichen Begierden und Wünschen entsagen und alle seine Gedanken auf diesen einen Punkt richten. Wenn das nicht geschehe, so müsse die Seele so lange aufs neue geboren und immer wieder in neuen Leibern Mensch werden, bis sie endlich, von allen Schlacken befreit, heilig und rein sich in das Nichts auflösen könne. Gautama wurde später „Buddha" genannt, d. h. der „Wissende", der „Erleuchtete", und seine Anhänger sollen jetzt noch 400 Millionen zählen.

In Tibet ist nun diese Lehre vielfach verändert und verfälscht worden. Ihr Hauptglaubensartikel lehrt jetzt eine sich fortwährend wiederholende Fleischwerdung des Buddha und eine rein äußerliche, mechanische Werkheiligkeit. In dem letzteren Punkte hat der tibetische Buddhismus eine auffallende Aehnlichkeit mit der römisch-katholischen Lehre von der Verdienstlichkeit guter Werke, wie überhaupt der buddhistische Kultus fast durchweg an den katholischen erinnert. Es wird dies von den Missionaren dieser Kirche selbst offen zugegeben und sie sehen gerade darin ein Zeichen, daß die Buddhisten für den Katholizismus prädestiniert seien. So schreiben die katholischen Missionare Huc und Gabet, die vor etwa 50 Jahren China und Tibet bereisten: „Das Kreuz, die Bischofsmütze, das Priestergewand, der Chorrock, welche die Großlamas auf ihren Reisen tragen, oder wenn sie eine Ceremonie außerhalb des Tempels verrichten, der Gottesdienst mit doppelten Chören, der Psalmengesang, die Exorcismen, der Weihrauchkessel, der Segen, den die Lamas erteilen, indem sie die rechte Hand über die Gläubigen ausstrecken, der Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichen, das Klosterleben, der Heiligendienst, die Fasten, die Prozessionen, die Litaneien, das Weihwasser — alle diese Dinge bilden eine Aehnlichkeit zwischen den Buddhisten und uns."

Das weltliche und geistliche Oberhaupt aller Buddhisten in Tibet ist der Dalai Lama, die Inkarnation oder Menschwerdung des höchsten Wesens. Er ist der „nie sterbende Buddha". Wenn er nach menschlicher Redeweise „stirbt", so geht seine Seele, „die Seele des Weltalls", in den Körper eines Kindes über, das

dann im ganzen Lande gesucht werden muß und von den Priestern, die im Palast des Dalai Lama residieren, durch göttliche Kundgebung erkannt wird. Das Kind kann irgend einer Gesellschaftsklasse angehören, und es kommt oft vor, daß es der Sohn eines Bauern ist. Wenn der Knabe das Alter von 15 Jahren erreicht hat, so wird er für sein hohes Amt geweiht und mit großen Feierlichkeiten in dasselbe eingesetzt.

Der Dalai Lama residiert in Lhassa, der Hauptstadt des Landes. Sein Palast befindet sich in Potala, einer Vorstadt von Lhassa, und ist von einer großen Anzahl von Tempeln, Klöstern und andern heiligen Gebäuden umgeben, aus denen fünf mit Gold bedeckte Dome hervorragen, deren glänzender Lichtschimmer weithin im Lande sichtbar ist. Die Hauptbeschäftigung des Dalai Lama ist, mit gekreuzten Beinen im Tempel zu sitzen und seine Hand segnend auszustrecken. Er erscheint stets in tiefstes Sinnen versunken, das er nicht für sich, sondern zum Heil der Menschheit übt. Da die Buddhisten bei ihrem Glauben an die Seelenwanderung nie wissen können, welche besondere Seele in einem Körper ist, so gestattet der Dalai Lama auch nie die Ausführung eines Todesurteils. Große Verbrecher werden demgemäß nicht hingerichtet, sondern in Gefängnissen eingesperrt und ohne Nahrung gelassen, sodaß sie den Geist von selbst aufgeben.

Neben diesem buddhistischen Papst in Lhassa giebt es einen zweiten Dalai Lama, Pan-chen Rinpoché — d. h. das „ausgezeichnetste Juwel“ genannt, der in Traschilumpo, im Südwesten von Lhassa seine Residenz hat. Auch er ist die Inkarnation des Buddha und steht dem Dalai Lama an Rang, Heiligkeit und geistlicher Würde gleich und gilt als Vicekönig desselben für die südlichen Teile des Landes. Es liegt ihm ob, den Dalai Lama zu ordinieren, wenn er das gesetzliche Alter (15 Jahre) erreicht hat. Die von seiner Hand gegebene Priesterweihe ist die höchste Ehre, die einem Lama zu teil werden kann, und sichert ihm von vorn herein die Gunst des Volkes und seiner Vorgesetzten. Aus allen Provinzen strömen die Leute mit Opfergaben herbei, um seinen Segen zu erbitten. Personen des höchsten Ranges empfangen denselben durch direkte Handauflegung; bei Leuten niederer Stellung und bei Nonnen wird ein Tuch auf ihre Köpfe gelegt, das die segnende Hand des Rinpoché berührt. Die gewöhnlichen Leute

erhalten seinen Segen vermittelst einer Quaste, mit der er sie berührt, während sie bei ihm vorbeiziehen. Knaben und Mädchen von sieben und acht Jahren werden zu ihm gebracht, damit er sie für das Klosterleben weihe. Er thut dies, indem er mit einem Messer eine Haarlocke von ihrem Haupt abschneidet.

Diesen beiden Großlamas zunächst stehen die Khutukhtus, die ungefähr dieselbe Stellung einnehmen, wie die Kardinäle der römischen Kirche. Die bekanntesten von diesen sind die beiden Patriarchen in der Mongolei und der mit der Stellvertretung des Dalai Lama betraute Khutukhtu am kaiserlichen Hof zu Peking. Nach diesen kommen die höhere Geistlichkeit und die verschiedenen geistlichen Orden, die als Fleischwerdungen niederer Gottheiten oder verstorbener Heiligen angesehen werden. Sie zerfallen je nach dem Grade ihrer Heiligkeit in vier Klassen: die Kushogs, die Alaksan, die Truku und die Draba.

Die meisten dieser Priester oder Lamas leben, ebenso wie die Nonnen, in Klöstern, die oft mit erstaunlicher Kühnheit und ungeheurem Geldaufwand auf steilen Bergesgipfeln und schroffen Felsvorsprüngen erbaut sind. Ihre Anzahl ist sehr groß und sie bestehen gewöhnlich aus einer Reihe von massiven Gebäuden von sechs bis sieben Stockwerken. Jedes Kloster hat seinen Tempel und eine reiche Ausstattung von Götzenbildern und heiligen Büchern. Unter den ersteren nimmt die Figur des Buddha mit einem Schädel in der Hand — dem Sinnbild der Denkkraft — die Hauptstelle ein. Der tibetische Kanon besteht aus 108 heiligen Bänden, die von den Lamas gelesen werden müssen. Die Bände bestehen aus 40 000 losen Blättern. Diese werden unter die Lamas eines Klosters verteilt, die sich an Tischen oder auf Teppichen am Boden niederlassen und nun alle zusammen die Blätter so schnell wie möglich laut singend ablesen, indem sie nur dann und wann eine Pause machen, um einen Schluck Thee zur Stärkung zu trinken. Jeder Lama liest ungefähr 40 Blätter an einem Tage. Wenn die Bücher nicht gebraucht werden, werden sie in seidene Tücher eingeschlagen, mit goldenen Zahlen numeriert und an den Wänden des Haupttempels im Kloster sorgfältig aufgeschichtet. Dies Lesen der heiligen Bücher gehört zu den verdienstlichsten Werken, welche die Lamas für ihr eigenes Seelenheil und das der Laienwelt thun können.

Die Lamas, deren Anzahl eine ungeheure ist, sind thatsächlich die Herren des Landes und machen ihren Einfluß bis in die kleinsten Einzelheiten des öffentlichen und häuslichen Lebens fühlbar, sodaß ohne ihren Rat und Zustimmung nichts unternommen werden kann. Sie geben vor, Wasserquellen aufzufinden, böse Geister zu vertreiben, Krankheiten zu heilen, durch ihre Gebete Glück zu bringen und ihren Anhängern aus allen Leibes- und Seelennöten zu helfen.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine religiöse Atmosphäre das ganze Land durchzieht und auf Schritt und Tritt fühlt man, daß die Religion — was der Buddhist eben Religion nennt — dem Tibeter zum Lebenselement geworden ist. Er ist vor allen Dingen ein großer Beter. Da er den lebendigen Gott, welcher Gebete erhört, nicht kennt, so sucht er im Gebet selbst und durch die zahllose Wiederholung der Gebetsworte seiner religiösen Pflicht zu genügen und das Verlangen seiner Seele zu befriedigen. Er betet also nicht nur mit den Lippen, sondern schreibt sein Gebet an allen erdenklichen Orten und auf alle nur möglichen Gegenstände auf, wo es von andern gelesen und wiederholt, wo es von der Luft weiter geführt, wo es vom Wasser vervielfältigt werden kann. Beim Eingang jedes Dorfes sieht man Mauern, die bis 16 Fuß breit und manchmal eine englische Viertelmeile lang sind; sie sind mit Steinplatten bedeckt, auf denen Gebetsformeln geschrieben oder eingehauen sind. Diese Steine werden von den Lamas angefertigt und in den Straßen verkauft. Von jedem Vorübergehenden wird erwartet, daß er welche kaufe und entweder in seinem eigenen Hause oder sie auf diesen Gebetsmauern aufstelle.

Das Gebet findet bei allen Tibetern in einer einzigen Formel Ausdruck, und diese ist: „Om mani pad-me hum", welches bedeuten soll: „O Gott in dem Juwel Lotus, Amen!" und sich auf die Wiedergeburt des Buddha aus einer Lotusblume bezieht. Dies Gebet ist fast das einzige, das den Tibeter von seiner Geburt bis zum Tode begleitet. Jedes Kind lernt es lallen und der Sterbende flüstert es mit seinem letzten Atemzug. Die Frauen murmeln es, während sie die Hausarbeit thun, Männer und Frauen sagen es unaufhörlich, indem sie mit Zeigefinger und Daumen die Kugeln des Rosenkranzes bewegen. Reisende murmeln es beständig, wenn sie ihren mühsamen Weg durch die Ebenen oder die eisigen Gletscherpässe verfolgen. Die Hirten wiederholen es unermüdlich, während

sie bei ihren Herden wachen. Es ist auf Felsen, Bäumen, Flaggen, Denkmälern, Papierstreifen, kurz überall angebracht. Reiche Buddhisten beschäftigen ganze Scharen von Lamas, deren alleiniges Geschäft es ist, mit Meißel und Hammer durch das Land zu ziehen und auf Bergen, in den Thälern und in Wüsteneien die Worte in jeden Fels und Stein einzumeißeln. Auf den Häusern, von hohen Bambusstangen wehen lange Kattunstreifen, auf denen die Worte geschrieben sind. Wo ein Bach dahinrauscht, muß er hölzerne Radwellen treiben, auf denen die Worte verzeichnet sind. Der Wind muß Räder drehen, die auf hohen Pfosten angebracht und mit derselben Gebetsformel beschrieben sind. Jeder Tibeter trägt eine kleine Gebetsmühle in der Hand, das ist ein an einem Stil befestigter Cylinder, der Papierrollen enthält, die alle mit dem Gebet: „Om mani pad-me hum“ beschrieben sind. Jede Umdrehung dieses Cylinders, der Gebetsmühle im Wasser, des Gebetsrades in der Luft, jedes Flattern der mit den Gebetsworten beschriebenen Flaggen, jedes Lesen der auf den Steinen eingegrabenen Gebetsformel läßt diese zum Himmel steigen. Bei jedem Kloster, bei jedem Hause in Tibet stehen oder liegen Gebetsräder, und jeder Andächtige, jedes Mitglied der Familie dreht sie beim Kommen und Gehen für sein eigenes Wohl und das der Hausgenossen. In jedem Tempel liegen eine Anzahl für den Gebrauch der Beter bereit. In einem Tempel ist eine von einem Fluß getriebene Gebetsmühle, welche 20000 Wiederholungen des „mani“ enthalten soll. In einem Kloster in Doton zwischen Lhassa und Batang stehen in einer Galerie, die rings um dasselbe läuft, über 100 Gebetsräder, von denen jedes 10000 „manis“ enthält, und alle diese Räder müssen von den Andächtigen gedreht werden, während sie das Kloster umkreisen; und je öfter dies geschieht, desto größer ist ihr Verdienst, desto höher der Grad ihrer Heiligkeit.

Auch das Umschreiten geheiligter Gegenstände wie: Berge, Tempel, Götzenbilder ist ein Hauptbestandteil tibetischer Anbetung. Ganze Dorfschaften machen sich auf, um einen heiligen Berg zu umschreiten, und je öfter sie den Berg umpilgern, desto größer ihr religiöses Verdienst. Fast jedes Haus hat einen besondern Raum, in welchem die Hausgötter aufgestellt sind, vor denen ein Tisch mit Opfergaben steht. Vor der Mahlzeit taucht der Tibeter den Zeigefinger der rechten Hand in die Speise und tröpfelt etwas

davon nach den vier Himmelsgegenden, wobei er sein „Om mani pad-me hum“ murmelt.

Unter den Hausmitteln für Krankheit gilt Butter als das vorzüglichste. In schwereren Fällen werden die Lamas gerufen, die einige medizinische Kenntnisse besitzen und oft durch Anwendung heilender Kräutersäfte den Kranken wiederherstellen. Wenn diese versagen, so muß der Kranke Papierpillen verschlucken, auf welche Gebete geschrieben sind. Hilft auch das nicht, so übertragen die Lamas das Leiden des Kranken auf eine Puppe als dessen Stellvertreter. Sie wird so angezogen wie der Patient und mit seinen Ohrringen und sonstigen Schmucksachen behängt. Unter vielen Gebeten, lauten Ausrufen, Trommeln und Pfeifen wird die Krankheit nun auf die Puppe gelegt und dieselbe außerhalb des Hauses verbrannt, wobei die Schmucksachen in den Händen der Lamas als Lohn für ihre Mühe bleiben.

Die Totenbestattung geschieht auf dreierlei Weise. Die ärmeren Leute werfen den Leichnam einfach in den nächsten Fluß; dies nennen sie Wasserbegräbnis. Andere legen die Leiche auf einen kahlen Hügel, wo sie von Hunden und Vögeln aufgefressen wird; das heißt: Luftbegräbnis. Die Reicheren haben die Feuerbestattung. Die Asche bedeutender oder heiliger Männer wird in ein Kloster gebracht, wo sie die Lamas mit Thon vermischen und in Gefäßen aufbewahren, die mit dem Bilde Buddhas gestempelt sind. Diese Aschenurnen werden auch in Steinpyramiden oder Grabdenkmälern (Chod-ten) aufbewahrt, die manchmal bis 100 Fuß hoch sind und überall in der Nähe großer Städte angetroffen werden. Die am höchsten geachtete Totenbestattung ist jedoch das sogenannte himmlische Begräbnis. Die Leiche wird in diesem Falle auf einen Hügel getragen, wo die Lamas das Fleisch derselben in Streifen abschneiden und mit ausgestrecktem Arm den an diese schauerlichen Mahlzeiten gewöhnten Geiern, die scharenweise umhersitzen, hinhalten. In wenigen Minuten sind die Fleischstücke von diesen verschlungen. Nun werden die Knochen zermalmt und mit Tsamba vermischt den Geiern ebenfalls gegeben. Die letzte Handvoll dieses Breies ißt der Lama, der die Ceremonie leitet, selbst.

Die Leiche des Dalai Lama wird einbalsamiert, in seidene Gewande gewickelt und in einem Chod-ten beigesetzt. — Es würde zu weit führen, wenn ich alle religiösen Ceremonien dieses Volkes

beschreiben wollte; ich will daher nur noch einen Brauch erwähnen, welcher beweist, daß auch ihm die Idee einer stellvertretenden Sühne der Sünde nicht fremd ist. In Lhassa wird nämlich jedes Jahr ein Mann aus den niedern Ständen zum Träger der Sünden des ganzen Volkes gemacht. Er wird in ein Ziegenfell, mit den Haaren nach außen, gekleidet und sein Gesicht auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz bemalt. Die Lamas führen ihn dann aus der Stadt herunter an den Fluß. Eine ungeheure Menge folgt ihm, ihn verhöhnend und verspottend. Am Flußufer angekommen, legt der leitende Lama unter feierlichem Ceremoniell die Sünden der gesamten Stadtbevölkerung symbolisch auf sein Haupt. Der Mann muß sich nun eine Zeit lang in einer Einöde aufhalten. Schließlich darf er zurückkehren und wird von den Leuten reich beschenkt.

---

3. Missions- und Erforschungsversuche.

Dem Missionsbefehl ihres Herrn treulich folgend, hat die christliche Kirche versucht, auch in dieses Land das Evangelium zu bringen. Es waren katholische Missionare, die zuerst den Versuch machten, in Tibet einzudringen. Von 1715 bis 1729 lebte ein Jesuit, Namens Desideri, nebst einigen Mönchen vom Kapuzinerorden in Lhassa. Nach alten Berichten sollen aber schon im 13. Jahrhundert Missionare in Tibet gewesen sein.

Im Jahre 1845 drangen die französischen Missionare Gabet und Huc von Norden her in das Land. Sie waren als Lamas verkleidet, und es gelang ihnen, Lhassa zu erreichen, wo sie jedoch von den chinesischen Beamten festgenommen und nach Kanton geschickt wurden.

Sieben Jahre später, im Jahre 1852, überschritt der Abbé Krick die Grenze des Landes von Assam aus. Die Tibeter begegneten ihm freundlich und eine Familie nahm ihn sogar in ihr Haus auf. Die Beamten jedoch rieten ihm, sein Vorhaben eines ausgebrochenen Aufstandes wegen vorderhand aufzugeben. Er that es, zog sich über die Grenze zurück und kam nach zwei Jahren wieder, wurde aber in einem tibetischen Dorfe ermordet.

Im Jahre 1854 gelang es katholischen Missionaren, die Er-

laubnis zu erhalten, sich in Bonga niederzulassen; sie wurden aber trotz der von seiten der tibetischen Obrigkeit gegebenen Versprechungen nach vier Jahren wieder vertrieben. Im Jahr 1862 konnten sie die Missionsarbeit daselbst noch einmal aufnehmen; die Einwohner vertrieben sie jedoch aufs neue und zerstörten die Missionsgebäude. Die Mission wurde darauf nach Yerkalo verlegt, wo sie bis 1887 arbeiten durfte. Da stachelten die Lamas wiederum die Einwohner gegen die Missionare auf, die Station wurde verbrannt und sie mußten Tibet verlassen.

Die Ehre, protestantischerseits den ersten Versuch gemacht zu haben, den Tibetern das Evangelium zu bringen, gebührt der Brüdergemeine. Im Jahre 1853 sandte sie zwei Missionare: Pagell und Heyde, um eine Mission in der Mongolei zu eröffnen. Diese beabsichtigten, von Indien aus durch Tibet zu reisen und so die Mongolei zu erreichen. Sie kamen auch durch die Provinzen Kullu, Lahul und Ladah, die von buddhistischen Tibetern bewohnt sind; aber alle Bemühungen, im eigentlichen Tibet festen Fuß zu fassen, wurden von den chinesischen Beamten vereitelt. Sie waren somit gezwungen, an der Grenze zu bleiben und auf einen günstigen Zeitpunkt für die Eröffnung des Landes zu warten. Sie legten nun eine Station in Kyelang an, in der Provinz Lahul; 1865 eine zweite Station im Pu, in dem südlich gelegenen Distrikt von Kunawar, und im Jahr 1885 eine dritte in Leh in Kashmir. Die Missionare der Brüdergemeine haben alle diese Jahre unter den tibetisch sprechenden Einwohnern dieser Länder mit großer Geduld und vielen Leiden das Evangelium gepredigt und durch ihre schriftstellerischen Arbeiten allen andern Missionen, die nach ihnen gekommen und dasselbe Ziel verfolgen, einen unberechenbaren Dienst geleistet. Es war besonders der begabte Jäschke, der durch seine großartigen Arbeiten auf sprachlichem Gebiet den Missionaren die Möglichkeit gegeben, die Landessprache schnell und leicht zu erlernen. Seine Bibelübersetzung, seine tibetische Grammatik, sein reichhaltiges Wörterbuch stehen bisher einzig auf diesem Gebiet da.

Südlich von den Stationen der Brüdergemeine finden wir die Londoner Missionsgesellschaft in Almora, wo 1890 eine Station gegründet wurde. Die Einwohner dieses Distrikts gehören teils der mongolischen, teils der tibetischen Rasse an und wandern auf ihren Handelszügen zwischen Indien und Tibet hin und her.

Es war somit die Gelegenheit gegeben, auch hier den Tibetern Gottes Wort zu predigen.

Verfolgen wir die gewaltige Bergkette des Himalaja weiter östlich, so kommen wir in den Distrikt von Dardschiling, dessen Hauptstadt gleichen Namens als Gesundheitsstation weithin bekannt ist. Hier haben die Missionare der Skandinavischen Allianz-Mission ihre Arbeit für Tibet im Jahre 1892 begonnen.*) Die Geschwister ließen sich zuerst in Ghum, einem kleinen Orte sechs Kilometer südlich von Dardschiling nieder. Hier treffen sich die Hauptstraßen von Nepal im Westen und von Tibet im Nordosten. Die Handelskarawanen aus beiden Ländern passieren hier vorbei und viele Tibeter und tibetisch sprechende Nepalesen sind hier ansässig. Später schlugen zwei von den Schwestern ihren Wohnsitz in dem an der tibetischen Grenze gelegenen Sikkim auf, wo sie unter der Hirtenbevölkerung eine erfolgreiche Missionsarbeit gründeten.

Drei andere Schwestern gingen nach Baksa Duar, einem Gebiet, das die Engländer den Bhutanesen für die Theekultur abgenommen haben. Von hier aus versuchten sie auch in das wirkliche Bhutan einzudringen; der englische Beamte verbot ihnen aber eine Wiederholung solcher Versuche, weil der Fürst von Bhutan keine Europäer in seinem Lande zu haben wünsche. Zuletzt sind noch zwei Missionsschwestern in dem nahe bei Sikkim gelegenen Kutsch Behar stationiert worden. Ebenso ist von dieser Mission in Gharwal, etwa 900 Kilometer nördlich von Almora, unter den Dschads an der tibetischen Grenze, sowie in dem fruchtbaren Thale des in den obern Indus mündenden Schigarflusses unter der dortigen tibetisch redenden Bevölkerung eine vielversprechende Arbeit begonnen worden. Von all diesen Punkten kann die Mission, sobald sich Tibet eröffnet, sofort die Grenze überschreiten.

Im Dardschiling-Distrikt selbst arbeitet die Mission der schottischen Kirche unter den Eingebornen und den tibetischen Kaufleuten, die mit ihrem Gefolge diesen Distrikt besuchen und durch die christlichen Schriften, Evangelien, Traktate u. s. w., die sie mit in ihr Land nehmen, selbst zur Verbreitung des Evangeliums in ihrer Heimat beitragen.**)

*) Vgl. Miss.Mag. 1898, S. 100 ff.
**) Vgl. Miss.Mag. 1897, S. 453 ff.

Auch die amerikanische „Internationale Missions-Allianz“, die jetzt an der tibetischen Grenze in Tautschau und Sining seit 1892 arbeitet, bereitet ihre Missionare vor, sofort die Grenze zu überschreiten, sowie die chinesische Regierung die Erlaubnis dazu giebt.

Unter den heldenmütigen Glaubensboten, die die Erschließung Tibets für das Christentum zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, muß Miß Annie Taylor, die Begründerin der Tibetischen Pionier-Mission besonders genannt werden.*) Sie gehörte früher der China Inland Mission an und hielt sich längere Zeit in Sining an der nordöstlichen Grenze von Tibet auf. Der Verlust ihrer Gesundheit nötigte sie, nach England zurückzukehren. Nach Wiederherstellung derselben ging sie nach Indien und ließ sich in einem Dorfe in der Nähe von Dardschiling nieder, wo sie im täglichen Verkehr mit tibetischen Kaufleuten in 15 Monaten die tibetische Sprache erlernte. 1891 kehrte sie, begleitet von einem tibetischen Diener, der aus Lhassa gebürtig ist, nach China zurück und arbeitete ein Jahr lang unter den Tibetern in Tautschau, nur eine Stunde von der Grenze entfernt. Von hier aus überschritt sie die letztere und versuchte, bis nach Lhassa vorzudringen. Sie trat ihre Reise am 2. September 1892 an. Nach unsäglichen Mühen und Leiden erreichte sie am 3. Januar des folgenden Jahres den Distrikt von Lhassa. Am 7. Januar, als sie nur noch drei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt war, wurde sie von eingeborenen Beamten angehalten. Auf ihr inständiges Bitten, ihr zu erlauben, die Reise bis zur Hauptstadt und von da durch Sikkim nach Dardschiling fortsetzen zu dürfen, erklärten sie ihr, daß es ihnen selbst den Kopf kosten würde, wenn sie ihr die Weiterreise gestatteten. Schweren Herzens mußte Miß Taylor ihren Plan aufgeben und die mühsame Rückreise antreten. Nach unbeschreiblichen Leiden infolge von Kälte, Mangel an Lebensmitteln, Angriffen von Räubern, Verlust ihrer Lasttiere, Tod ihrer Begleiter erreichte sie endlich im April 1893 die chinesische Grenze. Diese gefahrvolle, in ihrer Art einzig dastehende Reise hatte sieben Monate gedauert.

Miß Annie Taylor begab sich nun nach England, um, gestützt auf ihre Erfahrungen und Entdeckungen in Tibet, die Evangeli-

*) Vgl. Miss.-Mag. 1897, S. 80 ff.

sierung dieses Landes aufs neue anzuregen und wo möglich eine Schar von Missionaren anzuwerben, die sie selbst nach Tibet führen wollte. Dies gelang ihr auch, und im Februar 1894 reiste sie mit zwölf Missionaren nach Indien, um vom Süden aus in Tibet einzudringen. Durch den hartnäckigen Widerstand der englischen Grenzbeamten wurde dies Vorhaben leider verhindert und die Missionare mußten sich damit begnügen, an der Grenze eine abwartende Stellung einzunehmen. Die beiden Orte Gnatong und Yatong, unmittelbar an der Grenze von Tibet liegend, wurden besetzt.

Da sich mit der Zeit die Notwendigkeit herausstellte, die Weiterführung dieser Mission in die Hände eines erfahrenen Missionars zu legen, so ernannte man den in Verbindung mit der China Inland Mission arbeitenden Miss. Polhill-Turner zum Leiter derselben und änderte den Namen in „Tibetan Mission Band" um.

Miß Taylor arbeitet allein in Yatong weiter, wo sie nach Nachrichten vom vorigen Jahr eine Schule für tibetische Kinder errichtet hat und in der eifrigen Verbreitung des Wortes Gottes unter den Einwohnern und den vorbeiziehenden Karawanen, sowie durch ihre ärztlichen Hilfeleistungen einen segensreichen Wirkungskreis gefunden hat.

Zuletzt muß noch die China Inland Mission erwähnt werden, die an der Ostgrenze Tibets mehrere wichtige Punkte besetzt hat und nur auf den Augenblick wartet, wo das Land sich erschließt, um demselben auch von dieser Seite das Evangelium zu bringen.

So sehen wir dies große, bisher uneinnehmbare Bollwerk des Heidentums, Tibet im Westen, Süden und Osten von den Vorposten von sieben Missionsgesellschaften umgeben, die alle der Stunde harren, in welcher der Herr die Thore dieses Landes öffnen wird. Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher. Chinesische Hartnäckigkeit von der einen und englische übertriebene Toleranz von der andern Seite haben der Abgeschlossenheit Tibets bis jetzt Vorschub geleistet. Die Zeit ist aber nahe, in welcher dieser Politik ein Ende gemacht werden wird. Die unaufhaltsame Eröffnung des chinesischen Reiches für den Welthandel, der von Tag zu Tag wachsende Einfluß der europäischen Mächte in demselben, die machtvoll vordringenden Einflüsse christlicher Aufklärung und Civilisation werden in kurzem auch die Thore Tibets sprengen. Wenn China

der Welt offen steht, so kann Tibet, das unter chinesischer Oberherrschaft steht, nicht länger verschlossen bleiben. Tausende von Missionsfreunden vereinigen sich in England und Amerika wöchentlich, um die Eröffnung Tibets für das Evangelium zum besondern Gegenstand ihres Gebets zu machen. Deutsche Christen haben auch ein Interesse daran, denn eine ihrer ältesten Missionen, die Brüdergemeine, steht auch vor den Mauern Tibets; darum laßt auch uns helfen mit glaubensfreudigem Gebet, daß diese Mauern fallen mögen! Nach neueren Nachrichten ist es einem der Allianz-Missionare gelungen, über die Grenze zu kommen und bis zu einer Stadt, Tawang, etwa zehn deutsche Meilen im Innern vorzudringen. Die Lamas daselbst erlaubten ihm, zum dauernden Aufenthalt Schritte zu thun. Gott wird bald mehr und noch Größeres thun! Nicht nur die Pioniere des Evangeliums, auch die der Wissenschaft scheuen weder Mühe noch Kosten, um das Land zu erforschen. Vor zwei Jahren, im Frühling 1896, beschlossen zwei englische Offiziere, Kapitän Welby und Lieutenant Malcolm, von Indien quer durch Tibet nach China zu reisen. Da sie wußten, daß es vergeblich sein würde, vom Norden Indiens die Grenze zu überschreiten, so versuchten sie es, im Westen Tibets einzudringen. Kaum hatten sie jedoch den ersten, 18000 Fuß hohen Paß mit Mühe und Not überwältigt, als sie von tibetischen Soldaten angehalten wurden, die ihnen trotz aller Vorstellungen und Geldangebote den Weitermarsch verweigerten. Sie mußten denselben Weg zurückkehren, auf dem sie gekommen. Nach mehreren andern vergeblichen Versuchen gelang es ihnen endlich, weiter nördlich ungehindert in das Land zu kommen und den ganzen Norden desselben erfolgreich zu durchqueren. Wohl ausgerüstet mit photographischen und wissenschaftlichen Apparaten haben sie die genauesten topographischen Aufzeichnungen gemacht, eine große Zahl Federzeichnungen und photographische Aufnahmen angefertigt und in ihrem sorgfältig geführten Tagebuch ein überaus schätzenswertes Material zur Erforschungsgeschichte des Landes geliefert.*) Bei der chinesischen Grenzstadt Tankar überschritten sie schließlich die Ostgrenze Tibets und segelten auf dem gelben Fluß nach Peking.

*) Through Unknown Tibet, by Capt. S. Welby, erschienen bei Fisher Union, London. 21 shillings.

Weniger glücklich war der letzte englische Reisende Landor, der vor zwei Jahren eine Forschungsreise in Tibet unternehmen wollte. Er kam glücklich unbemerkt über die Grenze und gelangte, als Tibeter verkleidet, bis nach Lhassa. Leider wurde er hier beim Aufnehmen von Photographien entdeckt und von den Behörden festgenommen. Nach längerer Gefangenschaft, in der er die unmenschlichsten Qualen zu erdulden hatte, ließ man ihn zwar wieder los, behielt aber seine Zeichnungen und Photographien, sowie alle schriftlichen Notizen, die er sich bis dahin gemacht, zurück. Als elender Krüppel langte er endlich wieder auf indischem Gebiet an. Hier wandte er sich an den britischen Residenten, auf dessen energisches Vorgehen ihm zwar die kostbaren Bilder und Schriftstücke von Lhassa wieder ausgeliefert werden mußten, er selbst wird aber wohl lebenslang an den Körperleiden zu tragen haben, die die grausame Behandlung in Lhassa hinterlassen hat. — Inzwischen ist seine umfangreiche Beschreibung dessen, was er in Tibet gesehen und erlebt hat, erschienen.

Man kann wohl sagen: was Menschen zur Eröffnung des Landes für die Mission und Civilisation thun konnten, ist geschehen, jetzt muß der Herr selbst die Stunde bestimmen, zu welcher es sich aufthun soll.*)

*) Eben deshalb sollte man aber auch diese von Gott selbst herbeizuführende Stunde der Erschließung Tibets in aller Geduld abwarten und nicht in ungeduldiger Hast über die nun einmal gezogenen Grenzen mit Nichtachtung aller Vorsicht vordringen wollen. Ueber ein Beispiel dieser Art und den traurigen Ausgang eines solchen gewagten, nutzlosen Unternehmens berichtet der Chinese Recorder (Februar 1899) Nach ihm versuchte der Freimissionar Peter Rijnhart und seine Frau, die bisher drei Jahre lang in Kumbum und Tankar in der chinesischen Provinz Kansu (im Nordosten von Tibet) eine ärztliche Mission betrieben hatten, im letzten Jahr in das Innere von Tibet vorzudringen, um sich hier an einem geeigneten Platze niederzulassen. Der chinesische Gouverneur in Sining verweigerte ihnen zwar Paß und jedweden Schutz, dessenungeachtet ließen sie sich aber nicht von ihrem Vorhaben abhalten. Am 20. Mai v. J. traten sie ihre Reise an und zwar mit ihrem einjährigen Kinde (!), drei Dienern und einem Troß von 13 Pferden, die Lebensmittel für zwei Jahre, Medikamente, chirurgische Instrumente und tibetische Evangelien zum Verteilen mit sich führten. Sie passierten mehrere Distrikte, überstiegen verschiedene Gebirge und erreichten ungefähr am 31. August den Grenzort Ngatschuka. Acht Tage vorher war ihnen ihr Kind gestorben und sie begruben es „in der Region des ewigen Schnees, wo des Yangtsekiangs Quellenfluß

Die Kaiserin-Witwe von China.

Ueber die Kaiserin-Witwe von China, die infolge der letzten Vorgänge am Hofe in Peking viel von sich reden gemacht hat, kursieren allerlei Gerüchte, die zum Teil auch ihren Widerhall in Missionsblättern gefunden haben. Doch manches davon entbehrt der Wahrheit und deckt sich nicht mit der thatsächlichen Wirklichkeit. So wird u. a. erzählt, daß sie in ihrer Kindheit von ihrem Vater als Sklavin verkauft worden sei. Ihre Familie sei durch die äußerste Armut dazu gezwungen worden und so sei das Mädchen in die Hände eines Provinzial-Gouverneurs geraten. Hier habe sie im Haushalt desselben ungewöhnliche Talente gezeigt und sowohl in weiblichen Künsten, als auch in der Bücherweisheit große Fortschritte gemacht. Der Gouverneur habe sie deshalb wenige Jahre darauf als seine Tochter adoptiert und sie dem Kaiser vorgestellt. Daraufhin sei das ehemalige Sklavenmädchen die Frau des Kaisers geworden und habe

---

an seinem Grabe vorüberflutet." Ihre Reise bis dahin hatte sie durch große unbewohnte Einöden geführt. Nur ab und zu stießen sie auf einzelne Karawanen, von denen ihnen die eine fünf Pferde stahl, sodaß sie fünf Traglasten ihres Gepäcks zurücklassen mußten. Dies bestimmte sie, die Richtung nach der tibetischen Hauptstadt Lhassa aufzugeben und nach Süden abzubiegen. Unter dem Geleit von acht bewaffneten Reitern erreichten sie den Schaktschu-Fluß, von wo aus man gewöhnlich die Fremden nicht weiter vordringen läßt. Aber ohne die Erlaubnis zur Weiterreise abzuwarten, brachen sie am nächsten Morgen frühzeitig auf, überstiegen das Khanlung-Gebirge, passierten die Stadt Sapo und erreichten, wie schon gesagt, am 31. August Ngatschuka, wo seiner Zeit Frl. Taylor zur Rückkehr genötigt wurde. Sie hielten sich hier einige Tage auf und setzten dann am 5. September ihre Reise mit frischen Pferden fort. Auf dem Weg nach Taschi-Gomba wurden sie von Räubern angefallen, die Felsstücke den Bergabhang herabrollten und auf die Karawane feuerten. Durch die Schüsse verloren sie drei Pferde, fünf wurden ihnen entführt, ein Begleiter wurde verwundet. Daraufhin wurden sie von ihren drei Begleitern, die ihnen als Führer dienten, im Stich gelassen. Sie verschwanden und kehrten nicht mehr zurück. Rijnhart versteckte die Gepäckstücke, die sich wegen des Verlustes der Pferde nicht mitnehmen ließen, und reiste mit seiner Frau auf dem einzigen Pony, der ihnen verblieben war, am 22. September allein weiter. Sie kreuzten den Tatschu und durchzogen in vier Tagereisen eine Einöde, bis

den nächsten Rang nach der Kaiserin eingenommen. Nach dem Tode des Kaisers und der Kaiserin und deren Sohn sei sie zum Rang der Kaiserin-Witwe hinaufgerückt und habe während der Minderjährigkeit ihres eigenen Sohnes, des jetzigen Kaisers Kungsü, die Regentschaft geführt.

Das alles klingt sehr romantisch. Aber die Geschichte von der angeblichen Sklavendirne, die es bis zur Kaiserin von China gebracht habe, verhält sich doch etwas anders. Jeder, der in der neueren Geschichte Chinas auf dem Laufenden ist, weiß, daß die gegenwärtige Kaiserin-Witwe einer edlen Mantschu-Familie entstammt, die in Peking residiert. Sie erhielt hier eine sorgfältige chinesische Erziehung, wie sie selbst den vornehmsten Mädchen in China nur selten zu teil wird. Schon frühzeitig kam sie an den Pekinger Hof und wurde hier die zweite Gemahlin des Kaisers Hienfung, den sie mit einem Sohn, seinem einzigen männlichen Sprossen, beschenkte. Auf dieses freudige Ereignis hin erhielt sie den Namen „Tszhi", d. h. „Mutter der Freude". Dieser Sohn bestieg nach dem Tode seines Vaters am 17. August 1861 den chinesischen Thron und regierte unter dem Namen „Tungtschi".

---

sie um die vorgelagerten Felsmassen herum wieder an den vorigen Fluß gelangten. Hier untersuchte Rijnhart die Furt desselben, durchritt sie und wollte vom jenseitigen Ufer aus, wo sich einige Zelte erhoben, Hilfe herbeiholen. In der Mitte des Flusses wandte er sich noch einmal um und rief seiner Frau etwas zu. Dann verschwand er hinter den Klippen, die den Fluß durchsetzen. Von da an jedoch hat die arme Frau ihren Mann nicht mehr wiedergesehen. Er kehrte nicht mehr zurück und sein Schicksal ist bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben. Sechs bange Tage wartete Frau Rijnhart in der Nachbarschaft, aber sie konnte nichts über den Verbleib ihres Mannes erfahren. Wahrscheinlich ist er von den Bewohnern der Zelte ermordet worden. Mit Hilfe der Umwohner konnte sie den Rückweg antreten und erreichte nach einer langen und gefahrvollen Reise Taschi-Gomba und von da am 26. November Taschienlu, wo sie bei Miss. Polhill-Turner freundliche Aufnahme fand. Von hier will sie, sobald sie sich von den Strapazen und Schrecknissen der letzten Monate erholt hat, an die chinesische Küste und von da nach Amerika zurückkehren. Rijnhart war ein Holländer von Rotterdam und kam von Amerika aus nach China. Seine Frau, eine geprüfte Aerztin, stammt von Kanada.

Dieses abenteuerliche Unternehmen und sein trauriger Ausgang ist ein neuer Beweis davon, wie leicht die sogenannten Freimissionare geneigt sind, ihre freie Stellung dazu zu benützen, um unfruchtbaren Missionsideen nachzujagen, bei denen schließlich wenig oder nichts herauskommt. D. H.

Einer Schwester von Tszhi war das gleiche Glück beschieden. Sie verheiratete sich mit dem siebenten Prinzen, einem jüngeren Bruder des Kaisers Hienfung, und gebar ebenfalls einen Sohn. Dieser folgte seinem Vetter Tungtschi nach dessen Tode auf dem Thron und ist der heutige Kaiser Kungsü. Demnach sind beide Schwestern die Mütter je eines Kaisers geworden, von denen die gegenwärtige Kaiserin-Witwe die Witwe von Hienfung und die Tante des jetzigen Kaisers ist.

Nach chinesischem Gesetz wurde ihr Sohn aber als Kind der eigentlichen Kaiserin, der ersten Gemahlin Hienfungs, betrachtet, wogegen sie als eigentliche Mutter des Thronerben zu gleichem Rang mit jener erhoben wurde und den Titel „westliche Kaiserin" erhielt, während die erste Gemahlin „östliche Kaiserin" betitelt wurde. Als dann Kaiser Hienfung 1861 starb und ihm sein Sohn Tungtschi, damals ein Knabe von sechs Jahren, auf dem Throne folgte, wurde die Kaiserin-Witwe Tszhi Mitregentin mit der östlichen Kaiserin und dem Prinzen Kung. Von jener Zeit an, also seit fast 38 Jahren, hat sie entweder als Regentin während der Minderjährigkeit der jungen Kaiser Tungtschi und Kungsü oder als „die Gewalthaberin hinter dem Thron" während der aufeinanderfolgenden Regierung der beiden Kaiser eine leitende Stellung in der Regierung Chinas eingenommen. Sie hat dabei eine sehr große Gewandtheit, viel Takt und Entschlossenheit an den Tag gelegt und ebenso auch viel Mitgefühl für ihr Volk und das Wohl des Landes bewiesen. Aus diesem Grund hat sie sich in hohem Grade die Liebe ihrer Unterthanen und die Achtung der Ausländer erworben.

Dagegen hat ihre Handlungsweise in neuester Zeit, indem sie den jungen Kaiser beiseite schob und sechs Mitglieder der Reformpartei hinrichten ließ, eine sehr scharfe Verurteilung erfahren. So erschien in einer Shanghai-Zeitung ein Artikel mit der bezeichnenden Ueberschrift: „Und Athalja regierte über das Land." Man hat sie mit allen möglichen Schimpfnamen belegt und sie die „grausame Kaiserin-Witwe", „das schändliche Weib", „die Feindin des Fortschritts" ꝛc. genannt. Eine Anzahl von ausländischen Damen in Shanghai, aufgebracht über ihre angeblichen Ruchlosigkeiten, weigerte sich, an einem Bankett teilzunehmen, das der chinesische Beamte zu ihren Ehren an ihrem Geburtstag gab. Aber man

muß sich in die Lage der Kaiserin-Witwe versetzen, um ihre befremdende Handlungsweise einigermaßen zu verstehen. Ohne Zweifel betrachtete sie die Reformer samt dem einflußreichen Kangyüwei an ihrer Spitze als Verschwörer, die es unter der Maske der Reform auf ihr oder des Kaisers oder auf beider Leben abgesehen hätten. Dieser Verdacht war umso natürlicher, als sie sich wohl bewußt war, wie sehr die Mantschu-Dynastie im Süden Chinas verhaßt ist, ein Umstand, der um so ungerechtfertigter und unpolitisch ist, als eine offene, feindselige Erhebung gegen dieselbe nur zu einer Teilung Chinas unter die Westmächte führen würde. Denn sobald Aufstände und Unordnungen im Lande entstehen, nehmen die fremden Mächte Veranlassung, sich dreinzumischen.

Obschon nun der Verdacht der alten Dame nicht begründet war und ihre Strenge, mit der sie gegen die Spitzen der Reformpartei auftrat, durchaus nicht gebilligt werden kann, so muß man doch zugeben, daß der Stand der Dinge ein entschiedenes Handeln erforderte, um schlimmen Folgen vorzubeugen. Der junge Herrscher, beeinflußt von der Reformpartei, ging nämlich sprungweise vor- und rückwärts und zwar in Fällen, wo die äußerste Vorsicht und die nüchternste Berechnung am Platz gewesen wäre. In dem kurzen Zeitraum von drei Monaten und vier Tagen erließ er nicht weniger als 25 Dekrete, die sämtlich Reformen in der Regierung im Sinne abendländischer Ideen anordneten. Einige derselben waren radikal dem bisherigen System entgegengesetzt. So wurden z. B. in dem einen die klassischen Aufsätze als wichtigster Bestandteil der Staatsexamina verworfen und abgeschafft. Damit wurde aber in einem Augenblick mit einem sechshundertjährigen Usus gebrochen. In einem andern wurden sechs untere Kollegien in Peking als „wertlos“ über Bord geworfen. Ein drittes Dekret schaffte in drei Provinzen die Gouverneure ab. Unzählige neue Maßregeln wurden angeordnet, die vom Volk als unerhört angesehen wurden. Waren auch manche dieser Verordnungen an und für sich ganz gut, so waren sie doch noch nicht reif und deshalb unverdaulich. Andere waren von zweifelhaftem Wert. Alle aber wurden mit überstürzender Hast angeordnet. Alles war verdutzt und man wußte nicht, was davon zu halten sei.

Die Ratgeber des jungen Kaisers hatten sich nur eine ganz oberflächliche Kenntnis der abendländischen Verhältnisse angeeignet

und das bloß durch Bücher, die aus zweiter und dritter Hand ins Chinesische übersetzt worden waren. Es ist auch zu fürchten, daß einige der Ausländer, die mit den Reformern in Verbindung stehen und ihnen an die Hand gehen, trotz allem guten Willen nichts weniger als der wichtigen Aufgabe gewachsen sind, um das große chinesische Reich in den folgenreichen Umwälzungen, die ihm in der nächsten Zeit bevorstehen, mit glücklicher Hand zu leiten. Kurz, es war keine Methode und keine Ueberlegung in der Einführung der Reformen, und die Art und Weise, wie es geschah, bewies deutlich, daß man von oben her aus Unkenntnis handelte, die in nicht zu langer Zeit zu nichts anderem als zu Unordnung und Verwirrung, wenn nicht gar zu Bürgerkrieg geführt hätte.

In diesem kritischen Zeitpunkt ergriff die Kaiserin-Witwe aufs neue die Zügel der Regierung. Und in weiser Nachgiebigkeit fügte sich der junge Kaiser dieser Thatsache. Er konnte und durfte auch gar nicht anders handeln. Als ihr Neffe und adoptierter Sohn verdankte er ihr den Thron. Nicht nur hatte sie ihn auf denselben seiner Zeit erhoben, sondern ihre weise Regierung hatte ihm auch den Thron zu erhalten gewußt durch Zeiten schwerer Nöte hindurch, da Revolution und Krieg Land und Dynastie bedrohten, Hungersnöte das Volk heimsuchten und Verwicklungen mit fremden Mächten die Lage erschwerten. Und jetzt, da sich die innern und äußern Gefahren auf allen Seiten mehrten, war es gewiß das Beste, was der junge Kaiser thun konnte, indem er die Zügel der Regierung für eine Zeitlang in weisere und geübtere Hände legte, so demütigend auch der Schritt für ihn gewesen sein mag.

Uebrigens ist es noch gar nicht ausgemacht, daß die Kaiserin-Witwe jedem Fortschritt feind sei. Die Mantschu-Dynastie ist in ihrer Stellungnahme zu den Neuerungen des Westens von Anfang an durch den eingefleischten Konservatismus der Chinesen behindert gewesen; sich aber den Thron zu erhalten, mußte natürlich ihr vornehmstes Bestreben sein. Soweit sich dagegen ohne Gefahr für die bestehende Regierung und im Blick auf die Wohlfahrt des Volkes Reformen aufstellen und neue Methoden einführen lassen, leistet das Mantschu-Regiment keinerlei prinzipiellen Widerstand. Das hat der junge Kaiser bewiesen, und auch die Kaiserin-Witwe ist der Reform nicht abgeneigt, nur daß sie mit mehr Takt und Weisheit dabei vorgeht. Das bewies sie bald, nachdem sie sich

an die Spitze der Regierung gestellt hatte, indem sie ein Dekret an alle chinesischen Behörden erließ, worin dieselben angewiesen wurden, aufs pünktlichste dafür zu sorgen, daß die Missionare als Ausländer unbehelligt blieben und nachdrücklich geschützt würden.*) Nach neueren Nachrichten hat sie auch die Damen der ausländischen Gesandtschaften in ihrem Palast empfangen, eine Neuerung, die in Peking ganz unerhört ist. Auch verschiedene Anordnungen auf dem Gebiet der inneren Politik lassen erkennen, daß die Kaiserin-Witwe bestrebt ist, Verbesserungen in der Regierung einzuführen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß China sich gegenwärtig in einer höchst kritischen Lage befindet. Von allen Seiten wird es bedrängt und die verschiedensten Nöte stürmen auf dasselbe ein: Ueberschwemmungen und Hungersnot, Aufstände im Westen und im Süden und drohende Revolution in den Centralprovinzen Hunan und Hupeh, der Sturmlauf und die Drohungen der auswärtigen Mächte, die von allen Seiten her ihre Interessen verfolgen und allerlei Ansprüche erheben, die dringende Forderung nach gründlichen Aenderungen in der Regierung, im Erziehungswesen und in den gewerblichen Künsten, und vor allem das unaufhaltsame Eindringen und Sichgeltendmachen des Christentums als einer neuen Religion — das alles dringt mit einemmal in beunruhigender Weise auf China ein und droht den alten Zuständen des Reiches ein Ende zu machen und neue Verhältnisse herbeizuführen. Kein

*) In diesem Dekret vom 14. Juli 1898 heißt es mit Bezug darauf: Wir ordnen besonders auch aufs neue an, daß alle höheren Beamten überall, wo sich christliche Kirchen befinden, darauf sehen, daß die an solchen Plätzen amtierenden Magistratspersonen den kaiserlichen Erlassen aufs pünktlichste nachkommen, die ausländischen Missionare auf ihren Berufsgängen nachdrücklich beschützen und sie mit aller Höflichkeit behandeln. In Fällen, wo Prozesse zwischen Chinesen und eingebornen Christen entstehen, sollen dieselben mit Gerechtigkeit und ohne Verzug geschlichtet werden. Außerdem sollen sie darauf sehen, daß vornehm und gering seine Pflicht erfülle, damit weder Zwistigkeiten noch Mißhelligkeiten entstehen. Wo immer Ausländer sich auf der Reise befinden, sollen sie den nötigen Schutz und die weitgehendste Gastfreundschaft genießen. Sollte jedoch trotz dieses Erlasses hierin saumselig gehandelt werden, so werden im Fall von Unruhen die betreffenden Beamten dafür verantwortlich gemacht und strengstens bestraft werden, und zwar gleichviel, seien es Vicekönige oder Gouverneure oder auch nur niedere Beamte; denn sie sollen fortan nicht die Entschuldigung haben, als seien sie nicht von uns darüber informiert.

Wunder, wenn den Chinesen das Herz entfällt und sie mit Furcht und Bangen den Dingen, die da kommen sollen, entgegen sehen.

Unter diesen schwankenden Verhältnissen, schreibt Dr. Blodget, haben wir Missionare das Jahr 1899 in China angetreten. Wir alle haben es unter diesen Umständen nötig, daß uns der Herr das Wort zuruft: „Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe Ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“ (Joh. 14, 27). Unser Heiland predigte das Reich Gottes und kümmerte sich wenig um Dinge, wie die Politik, obschon er recht wohl wußte, daß Umwälzungen und Drangsale über den Völkern schwebten und daß Er gekommen sei, ein Feuer auf Erden anzuzünden. Auf den großen Oceandampfern schüren tief unter Deck im Maschinenraum die Heizer das Feuer, ohne sich um Wind und Wellen zu bekümmern. Sie unterhalten einfach das Feuer unter den Maschinen und unaufhaltsam streicht das Schiff durch die Wellen. Das gilt auch für uns. Mögen auch die Wellen in China hochgehen, überlassen wir ruhig die Leitung des Schiffes unserm Heiland. Wir aber wollen das Feuer unterhalten und das Evangelium zur Vergebung der Sünden in seinem Namen verkündigen. (Nach: The Miss. Herald.)

Reiseerinnerungen aus Südafrika.

Von L. von der Goltz.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in der großen Karroo-Ebene der Kapkolonie, in der Nähe von Beaufort West, gestattete mir mein Arzt die Weiterreise nach dem fernen Westgriqualand, wo eine Kousine von mir auf der Berliner Missionsstation Douglas an den dortigen Missionar verheiratet ist. Wenn die Reise dahin schon für gesunde, kräftige Menschenkinder anstrengend genug ist, so ist dies vollends für solche der Fall, die krank und schwach sind. Einen halben Tag und eine ganze Nacht hindurch konnte ich zwar die Eisenbahn benützen, aber dann hatte ich noch 12 Stunden lang in einer sogenannten Kap-Karre, einem zweirädrigen Gefährt, auf unbeschreiblich schlechten Wegen über Stock und Stein zu fahren.

Meine Vorstellungen von dem Leben der Missionare, soweit es die Annehmlichkeit ihres Daseins betrifft, waren nach den Erfahrungen, die ich bereits in Südafrika gemacht hatte, nicht sonderlich groß; aber sie blieben noch hinter meinen Erwartungen zurück. Man hat schon vielerlei für und wider die Missionsarbeit unter den afrikanischen Eingebornen geredet und geschrieben, aber so viel ist sicher und unbestreitbar, daß die Missionare — vielfach mit Gefahr ihres Lebens — die Pioniere für die vordringende Civilisation und Kultur gewesen sind. Für Handel und Gewerbe haben sie die Bahn gebrochen und haben durch ihr Beispiel gezeigt, was der Mensch selbst unter den schwersten und ungünstigsten Bedingungen erreichen kann. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sie viele arme Heiden nach und nach auf einen christlichen und damit höheren und moralischeren Standpunkt gebracht haben.

Das zur Missionsstation Douglas gehörende Land hat die Berliner Missionsgesellschaft der Kap-Regierung abgekauft. Es ist jedoch die Bedingung daran geknüpft, daß keine andern als nur die zur Missionsstation gehörigen Gebäude darauf errichtet werden; ferner, daß keine Ländereien weiter verkauft werden dürfen und daß, falls die Missionsarbeit erfolglos bleibt und die Station eingeht, das Land wieder an die Regierung zurückfällt. Der Bezirk, der zum Stationsgebiet gehört, erstreckt sich auf viele Meilen weit im Umkreise, sodaß man wenigstens zwei Tagereisen weit in der Kap-Karre fahren muß, ehe man an die letzte dazu gehörende Kafferlokation gelangt. Die Eingebornen, aus denen die Gemeinde allmählich entsteht, gehören verschiedenen Stämmen an und zwar: Griquas, Betschuanen, Damara, Kaffern und Bastarde — Mischlinge, die etwas Blut von Weißen in den Adern haben. Es ist daher unumgänglich nötig, daß der Missionar einen ihrer Dialekte kennt, um sich mit den Leuten zu verständigen. Doch wird jetzt fast überall das sogenannte Cap-Dutch (Kapholländisch) gesprochen und verstanden. Es ist dies ein Gemisch von Holländisch, Englisch und Kaffersch.

Obschon Douglas dicht am Vaal-Fluß liegt, ist das Land doch ringsum öde und kahl und mit Steinen übersät. Von der großen Kalahari-Wüste her fegen glühendheiße Winde und Staubwolken über sein Plateau dahin und führen wahre Berge von Sand mit sich. Man muß solche Sandstürme erlebt haben, um sich davon einen Begriff machen zu können. An den Ufern des Stromes giebt es zwar verschiedene Arten von Gebüsch und auch schöne Weidenbäume, aber sonst sucht das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkte in der flimmernden Luft. Wohin man auch schaut, nirgends erblickt man grünende Wiesen, schattige Bäume und blühende Blumen. Nur Sand

und Gestein bietet sich dem Auge dar. Die einzigen Pflanzen, die da und dort die Einförmigkeit unterbrechen, sind verschiedene dornartige Gesträucher, darunter der sogenannte Mimosen-Dornstrauch, und an geschützten Stellen der Schaapbosch (Schafbusch genannt, weil er die Hauptnahrung der Schafe und Ziegen auf der weiten Flur bildet), sowie der durch seine medizinischen Eigenschaften bekannte Blaubusch. Was aber überall in üppigster Weise wächst, das sind Disteln mit großen glockenartigen Blüten, und wo diese Distel einmal Wurzel gefaßt hat, da ist es fast unmöglich, sie los zu werden.

Ist es aber dem Boer oder Missionar gelungen, nach unsäglicher Mühe dieses Land urbar zu machen und sogar eine Ernte zu erzielen, so kommen nicht selten die gefürchteten Heuschreckenschwärme daher, lassen sich zu Tausenden und Abertausenden auf dem angebauten Lande nieder und zerstören in wenigen Stunden die ganze Arbeit von Wochen. Es bietet also das Land eigentlich nichts, was einen Mann dazu bewegen könnte, sein trautes Heim in Europa zu verlassen, um sich in dieser Oede anzusiedeln. Und doch thut dies der Missionar um höherer Zwecke willen. Man kann sich indes kaum einen Begriff machen von den mannigfachen Pflichten und Aufgaben eines solchen. Er muß ein Mann sein, der durchdrungen ist von heiligem Eifer für seinen Beruf, begabt mit Thatkraft, Ausdauer und Willensstärke, gesund an Leib und Seele. Da ich über ein Jahr lang Augenzeuge des täglichen Lebens auf einer Missionsstation gewesen bin, so will ich versuchen, davon ein wahrheitsgetreues Bild zu geben.

Die Missionsarbeit ist durchweg ein harter Kampf. Es gilt da die vielfachsten Hindernisse zu beseitigen, ehe der Missionar nur irgendwie festen Fuß unter den Eingebornen fassen kann. Die Boers ringsumher, obgleich treue Anhänger ihrer holländischen reformierten Kirche, sind meistens nicht sehr für die Bekehrungsversuche der Eingebornen eingenommen. Sie sehen es viel lieber, wenn diese Heiden bleiben, denn sie behaupten, daß das Christentum sie nur noch verschlagener, unzuverlässiger und selbstbewußter mache. Diese Behauptung mag in manchen Fällen ihre Richtigkeit haben und es wird sich auch nicht bestreiten lassen, daß der christliche Kaffer, eben weil er nun auf einer andern Stufe steht, sich nicht immer in der herkömmlichen Weise vom Weißen behandeln läßt. Denn sobald er begriffen hat, daß er in Gottes Augen so viel wie ein Weißer gilt, so wird er nicht selten eingebildet, ungehorsam und oft auch frech. Erhält er körperliche Züchtigung, so droht er wohl gar mit einer Klage vor Gericht. Das Vorurteil der Boers gegen die Schwarzen erstreckt sich leider oft auch auf den Missionar, der sein Werk unter ihnen treibt.

Nur durch endlose Mühe und durch treue, gottlob meistens erfolgreiche Arbeit, gelingt es dem Missionar, die Boers für sich zu gewinnen.

Jeder Eingeborne, der Christ zu werden wünscht, wird sorgfältig, oft jahrelang, im christlichen Glauben unterrichtet, und es wird niemand zur Taufe zugelassen, der sich nicht vollkommen bewußt ist, welche Verantwortlichkeit und welche Pflichten das neue Leben ihm auferlegt. Der Missionar muß viel Geduld, viel Takt und Selbstverleugnung beweisen, ehe er vielleicht auch nur eine Seele gewinnt. Und auf wie viel Enttäuschung muß er gefaßt sein! Denn immer und immer wieder kommt es vor, daß ein eben gewonnener Christ wieder zurückgeht und in die alten heidnischen Gewohnheiten und Sünden hineingerät. Sind doch die Kaffern*) wie die Kinder, die auch als solche behandelt werden müssen. Wie zum Guten, so sind sie auch zum Bösen allzuschnell bereit, schnell zum Zorn und ebenso leicht zur Heiterkeit aufgelegt, je nachdem die Laune sie treibt. Deshalb sind sie auch mit wenigen Ausnahmen so unzuverlässig, was besonders bei den Dienstboten eine der größten Geduldsproben für die Hausfrauen ist. Leider ist das Beispiel der Europäer, die sich an diesen abgelegenen Orten Südafrikas ansiedeln, wenig dazu angethan, die Kaffern zum Christentum geneigt zu machen. Oft sind die Männer schon daheim in Europa Taugenichtse gewesen, und hier in Afrika, wo sich niemand ihrer zu schämen hat, ergeben sie sich dann ungestört dem wildesten und zügellosesten Leben. Wie soll dann ein Kaffergehirn begreifen, daß es Sünde sei, sich zu betrinken oder mehr als ein Weib zu haben, zu lügen, zu stehlen und zu betrügen, wenn er sieht, daß sein Baas (Herr) sich und seinen Leidenschaften keinen Zügel anlegt! Und doch ist es trotz aller Schwierigkeiten dem Missionar der Station Douglas nach sechsjähriger, unermüdlicher Arbeit gelungen, eine kleine Christengemeinde zu gründen. Kirche, Schule, Wohnhaus und Stallungen sind erbaut, die Felder sind urbar gemacht und bebaut, Gärten sind angelegt, Obst- und Zierbäume gepflanzt, und es ist ein geordnetes Gemeindewesen eingeführt.

Die Kaffern haben nach und nach erkannt, daß „Mynheer" — so nennen sie den Missionar — es nur gut mit ihnen meint, daß er darauf sieht, daß ihnen in jeder Weise ihr Recht gewahrt wird, daß er ihr Berater und Freund geworden ist. In Not und Krankheit eilen sie zu ihm und finden ihn stets hilfsbereit. Und was

*) Wir machen den Leser darauf aufmerksam, daß in Südafrika die Schwarzen meist ohne Unterschied von den Weißen Kafirs oder Kaffern genannt werden, auch wenn sie einem andern Volksstamm angehören. D. H.

lernen sie nicht alles von ihm? Er mauert, er zimmert und verfertigt seine eigenen Wagen und Ackergeräte. Er pflügt und sät und bewässert seine Felder; Dornen und Disteln sind verschwunden und haben Mais- und Kornfeldern Platz gemacht. Er versteht es trefflich, bei Krankheiten von Menschen und Tieren Rat zu erteilen und seine Heilmittel sind gesucht und werden eifrig gebraucht. Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ein Kaffer nicht mit einer kleinen Quantität Medizin zufrieden ist; o nein, gewöhnlich wird eine ganze Weinflasche voll verabreicht; denn je mehr, desto besser und umso schneller erhofft man Genesung. Was aber besonders Eindruck auf den Kaffer macht, das ist körperliche Kraft, und oft habe ich, wenn der Missionar irgendwelche schwere Arbeit verrichtete, die Leute zu einander sagen hören: o, wie schrecklich stark ist Mynheer! Auch die Schuljugend weiß etwas davon zu erzählen, denn Mynheer schwingt mit kräftigem Arm den Sjambook (eine Art kurzer Peitsche), wenn die Jungen gar zu faul und unbändig in der Schule werden. Und dadurch, daß er nun sogar auch in Setschuana, in der Sprache der Betschuanen reden und predigen kann, ist sein Ansehen noch größer geworden. So hat er nach und nach die Herzen seiner Gemeindeglieder gewonnen und sich auch unter der weißen Bevölkerung Achtung und Ansehen verschafft.

Jeden Sonntag Morgen nach 10 Uhr, sobald die kleine Glocke (ein Geschenk aus Pommern) ihren Klang über das öde Gefilde hin ertönen läßt, kommen von der abgelegenen Kaffer-Lokation Männer, Frauen und Kinder zu der kleinen Kirche gewandert. Die Frauen tragen mit Vorliebe europäische Kleidung, aber in den grellsten Farben: rot, gelb, blau, das Haupt meistens mit einem farbigen Turban geschmückt. Die Mädchen erscheinen dagegen auch schon in weißen Strohhüten, die mit Blumen und Federn aufgeputzt sind; sogar Sonnenschirme fehlen nicht! Die Frauen sitzen oder hocken auf der einen, die Männer auf der andern Seite. Die Mütter haben dabei oft ihre kleinen Kinder auf den Rücken gebunden, wo sie auch gewöhnlich ganz still aushalten, bis der Gottesdienst vorüber ist. Doch kommt es auch vor, daß sich bisweilen ein Jammergeschrei erhebt, sodaß die Mutter mit dem kleinen Uebelthäter so lange verschwindet, bis wieder Ruhe eingetreten ist. Beim Gesang ist der gute Wille oft mehr anzuerkennen als die Leistung; denn mit schrecklich schriller Stimme singen sie meist die Gesänge, die ihnen Strophe für Strophe auf holländisch vorgesagt werden, da die meisten Erwachsenen ja nicht lesen können. In andächtiger Stille hören sie dann aufmerksam zu, wie ihnen Mynheer Gottes Wort einfach und klar darlegt. Nach dem Morgengottesdienst findet dann im Schulhause eine Unterrichts-

stunde für die statt, die sich auf die Taufe vorbereiten, und am Nachmittag um halb 3 Uhr ist Gottesdienst in der Setschuana-Sprache. Den Sonntagabend beschließt eine holländische Andacht, der aber meistens nur Männer und Knaben anwohnen, da die Frauen ihre Kinder nicht allein lassen können. Das heilige Abendmahl wird mehrere Male im Jahr gefeiert.

Die Schule wurde bisher vom Missionar und seinem schwarzen Gehilfen Nehemia geleitet. Seit ich aber diese Aufzeichnungen niedergeschrieben, ist der letztere an Lungenschwindsucht gestorben. Er entschlief im seligen Glauben an seinen Erlöser. Nehemia war seiner Zeit auf der Berliner Station Bethanien (im Oranje-Freistaat) ausgebildet worden, erhielt als Lehrer ein kleines Gehalt und ein Stück Land zur Bebauung. Er war ein treuer, zuverlässiger Mann und ein frommer Christ, sodaß der Missionar seinen Verlust schmerzlich betrauert. Die Schulkinder lernen holländisch lesen und schreiben und werden in Religion, Rechnen, Geographie und Singen unterrichtet. Einzelne begabtere Kinder erhalten auch etwas Unterricht in der englischen Sprache. Am meisten lieben sie den Gesang, zumal mit Violinbegleitung. Alle unsere bekannten Volks- und Kirchenlieder singen sie mehrstimmig, und für die Festtage, besonders für Weihnachten, werden besondere Gesänge eingeübt. Wir hatten am heiligen Abend 1897, als ich dort war, ein recht schönes Konzert. Da erschallten auf holländisch: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ — „Stille Nacht, heilige Nacht,“ — „Vom Himmel hoch da komm ich her“ 2c. Ja, es war eine tief ergreifende Feier mitten in einem heidnischen Lande!

Wenigstens einmal im Monat muß der Missionar die außerhalb gelegenen Kaffer-Lokationen (Außenstationen) besuchen. Es ist dies eine überaus anstrengende Tour. Denn er hat da auf dieser Rundreise mehrere Nächte unter freiem Himmel auf dem Veldt*) zu schlafen. Die Pferde müssen auf solcher Reise öfters ausgespannt werden — gewöhnlich alle zwei bis drei Stunden — da die Wege unbeschreiblich schlecht und für die armen Tiere sehr ermüdend sind. In der Nähe von Wasser wird gewöhnlich Halt gemacht und das sehr frugale Mahl gekocht und verzehrt. Dann, wenn Mensch und Tiere genügend ausgeruht haben, geht es weiter. Die Ankunft des Missionars auf den weit abgelegenen Lokationen wird von den Kaffern jedesmal mit großer Freude begrüßt. Von allen Seiten eilen sie herbei, ihm die

*) Unter Veldt sind nicht etwa grüne Wiesen und Felder zu verstehen, sondern das ganze öde Land, das nur mit niedrigem Gestrüpp und hie und da mit Stechgras bewachsen ist; nur in der Nähe von Wasser findet sich genügend Futtergras für die Pferde.

Hand zu schütteln, wobei er allerlei Fragen zu beantworten hat, vor allem über die Meffrow und das Baba (seine Frau und das Kind). In der kühleren Jahreszeit sind diese Reisen natürlich nicht so beschwerlich, aber man bedenke, daß dies alles auch in der glühenden, tropischen Hitze, besonders in den heißen Monaten November, Dezember und Januar geleistet werden muß. Die Hitze ist in dieser Zeit so groß — oft 29 und 30 Grad selbst des Nachts im Zimmer — daß man sich versucht fühlt, das Beispiel unserer paradiesischen Voreltern, was die Bekleidung anbelangt, nachzuahmen.

Und welche irdischen Vorteile erwachsen nun dem Missionar durch seine Arbeit? So gut wie gar keine! Denn er hat eben nur genug, um mit Mühe und Not auszukommen. Vollends bei den gegenwärtigen schlechten Zeiten ist das Durchkommen in Südafrika keine leichte Aufgabe. Die Rinderpest, durch die auch meine Freunde in Douglas ihre acht schönen Kühe verloren haben, hat allenthalben Armut und Elend ins Land gebracht. Ferner hat die afrikanische Pferdekrankheit in Douglas grausam gewütet und dem Missionar sind in kurzer Zeit vier schöne, kräftige, junge Pferde daran erlegen. Und zu alledem hat noch eine ungewöhnliche, jahrelang anhaltende Dürre das arme Land heimgesucht und im Verein mit jenen Kalamitäten die Preise der Lebensmittel auf das Doppelte und Dreifache in die Höhe getrieben. Wegen der großen Entfernungen und infolge der unglaublich schlechten Wege, dazu bei dem Mangel an Zugvieh ist der Transport von Ort zu Ort und die Herbeiführung von Lebensmitteln von außen her immer schwieriger geworden.

So könnte ich noch vieles erzählen, z. B. von den Taufen bekehrter Heiden, von Hochzeiten, an denen weiße Kleider, Schleier und Brautjungfern unerläßlich sind, von Begräbnissen, bei denen der Sarg nicht wie bei uns schwarz, sondern oft himmelblau mit Blumen bemalt ist — aber ich fürchte meine Leser zu ermüden. Doch ehe ich schließe, möchte ich noch einige Worte über die Frauen der Missionare sagen. Welch ein Mut, welch ein Gottvertrauen gehören doch dazu, einem Manne in eine solche Verbannung zu folgen! Man stelle sich eine junge, wohlerzogene Frau in solcher Umgebung vor! Nicht eine einzige Freundin, die ihr an Bildung und Anschauung annähernd gleicht, ist für sie da. Ihr ganzer Umgang ist lediglich auf Kafferweiber oder unwissende Boerfrauen beschränkt und sie hat es meist mit oft recht rohen und gewöhnlichen Frauen der angesessenen Europäer zu thun. Dabei muß sie zu allen immer freundlich und aufmerksam sein, muß geduldig all die endlosen Beschreibungen ihrer mannigfachen Krankheiten und Leiden anhören, muß ihre schmutzigen Hütten aufsuchen und ihnen mit Rat und That beistehen. Oft muß

sie die gröbsten Arbeiten selbst verrichten, da die eingebornen Dienstboten höchst unsauber und träge sind und mit größter Gemütsruhe zusehen können, wie die Missis (Herrin) sich quält und plagt. Auch muß sie stets darauf bedacht sein, mit äußerster Sparsamkeit zu wirtschaften, muß ihre Kinder, die oft aus Mangel an geeigneter kräftiger Nahrung recht zart und elend sind und vom Fieber geplagt werden, erziehen, kleiden und oft jahrelang selbst unterrichten. Und wenn ihr das Herz auch oftmals schwer wird und ihr der Mut fast sinken will, so muß sie doch stets versuchen, ein heiteres, frisches Wesen zu bewahren, um ihrem Manne in seinem schweren Berufe eine treue Gehilfin zu sein und ihn aufzurichten, wenn schwere Stunden der Mutlosigkeit über ihn kommen wollen. Wahrlich, nur die Liebe zu Gott und den Mitmenschen kann solche Männer und Frauen veranlassen, Eltern, Vaterland und Heimat zu verlassen, um das Licht des Wortes Gottes jenen Heiden zu bringen, die noch in tiefem Dunkel der Unwissenheit und des Unglaubens sitzen und nichts vom Heile in Christo wissen!

Unter den Yalunka.

Fern im Hinterland von Sierra Leone im Gebiet der Nigerquellen, da wo die äußersten Grenzen der französischen und britischen Interessensphäre zusammenstoßen, etwa 80 Stunden landeinwärts von der Küstenstadt Freetown, hat der Volksstamm der Yalunka heute seinen Wohnsitz. Bergketten und Hügelreihen durchziehen das Land und große Wälder bedecken seine Flächen, die von zahlreichen Bächen und Flüssen bewässert sind und an deren Ufern da und dort das Auge mit Wohlgefallen auf weiten Triften und Weidegründen ruht.

Die Yalunka sind ein sangeskundiges Volk. Das zeigt sich besonders am Abend, wenn sie nach des Tages Last und Hitze im blinkenden Mondenschein oder um die flackernden Nachtfeuer geschart in Gruppen beieinandersitzen. Da lauschen sie mit Begeisterung ihren Meistersängern, wenn diese, begleitet vom monotonen Saitenspiel eines einheimischen Instrumentes einen ihrer Heldengesänge vortragen. Im Chor wird dann jedesmal die Endstrophe, die im Lobpreis des Helden ausklingt, von der Menge recitiert. Und wenn man diesen ihren Bardengesängen Glauben schenken darf, so sind die Yalunka auch ein patriotisches, mannhaftes Volk, das stolz ist auf seine geschichtliche

Vergangenheit, von der sie viel zu erzählen wissen und die reich ist an heroischen Zügen und ruhmvollen Episoden.

Es ist schon lange her und manches Geschlecht ist seitdem dahingesunken, sodaß der Yalunka die Zeit nicht mehr zu bestimmen weiß, da entstand zwischen zwei Häuptlingen des damals mächtigen Susu-Volkes ein Wettkampf um den Vorrang in der Herrschaft. Jeder von ihnen beanspruchte die Führerrolle über seine Volksgenossen. Der Kampf endete mit der Niederlage des einen und der unterliegende schwächere Teil sah sich genötigt, vor seinem Nebenbuhler das Feld zu räumen. Nach afrikanischem Brauch versammelte der Häuptling sein Volk um sich, man brach die Hütten ab und verließ mit Weibern und Kindern den alten Wohnsitz. Damit löste sich ein Zweig vom alten Stamm und die Yalunka bildeten fortab ein Volk für sich, das fern von den bisherigen Wohnsitzen im fruchtbaren Quellengebiet des Niger seine Heimat fand. Doch sie blieben auch hier nicht unbelästigt und es gab viele Kämpfe um den heimischen Herd. Mehrmals hatten sie den Ansturm der von Norden her vordringenden Fulbe abzuwehren und wiederholt wurden sie vom Westen aus von den Timba bedrängt. Diese fortgesetzten Kämpfe um den eigenen Herd gaben ihnen reichlich Gelegenheit zu Thaten der Tapferkeit und des Heldenmuts, von denen man sich noch heute erzählt und die ihre Nationalgesänge im Liede preisen. Allein es kam doch die Stunde, da sie ihre lange behauptete Selbständigkeit einbüßten und nach harter Wehr vom Feind bezwungen wurden. Es geschah dies durch den berüchtigten Sklavenjäger Samadu oder Samory, der mit seinen wilden Horden, den sogenannten Sofa, im Jahr 1887 von Norden her in dieses Gebiet einfiel und alles verwüstete.*)

In jene Zeit fällt auch die Belagerung der Stadt Falaba, deren Kämpfe und Drangsale dem Volk der Yalunka unvergessen bleiben werden. Der Mannesmut ihres Fürsten Sehwa aber und seiner beiden tapfern Söhne Fasina und Dinka, sowie des ersteren Schicksal am Schluß des Kriegsdrama erinnert lebhaft an die heroischen Kämpfe um die Mauern Trojas und an die Heldengestalten eines Priamus und Hektor, wie sie uns Homer in der Iliade so ergreifend schildert. Zwölf Monate lang hielten die Bewohner Falabas tapfer stand. Die Not stieg aufs höchste und immer dichter wurde die Stadt

*) Im vorigen Jahr gelang es den Franzosen nach mehr als zehnjährigen Kämpfen, dem Samory, dieser Geißel des westlichen Sudan, eine entscheidende Niederlage beizubringen und ihn gefangen zu nehmen, worauf sie ihn an die Küste deportierten. Näheres über Samory und seine Raubzüge siehe in Miss.-Mag. 1894, S. 123 ff.

von den Sofa eingeschlossen. Die Nahrungsmittel und die Munition gingen auf die Neige. Man sah nur grausamen Tod oder unvermeidliche Sklaverei vor Augen. Aber mit Todesverachtung hielten die Belagerten aus und erwehrten sich mit Mühe der andringenden Feinde. Da beschlossen die tapfern Söhne des Häuptlings, Fasina und Dinka, ihrem bedrängten Volk von außen her Hilfe zu schaffen. In einer finstern Nacht durchbrachen sie unter dem Schutze der Dunkelheit mit einer Handvoll entschlossener Männer die Linien des Feindes, um bei benachbarten Stämmen Verstärkung zu holen. Aber sie blieben länger aus als ihnen lieb war und Falaba konnte sich nicht mehr halten. Der heldenmütige Häuptling Sehwa mochte aber nicht in die Hände seiner Feinde fallen. Er zog den Tod einer schimpflichen Sklaverei vor, versammelte seine Weiber und Kinder um sich, legte Feuer an seinen letzten Pulvervorrat und sprengte sich und seine ganze Familie samt dem Königshause in die Luft. Noch heute sieht man die rauchgeschwärzten Ruinen der zertrümmerten Mauern der königlichen Residenz in Falaba aus der Erde hervorragen, das Volk aber wird nicht müde, den heldenmütigen Untergang seines Fürsten und seiner Familie zu erzählen und im Liede zu verherrlichen.

Zu diesem Volksstamm der Yalunka kamen die Boten des Evangeliums zum ersten Mal Ende März 1897, zehn Jahre nach jenem Begebnis. Die Reisernte war damals gerade eingethan und der große mohammedanische Fastenmonat Ramadan ging seinem Ende zu. Voll Verlangen sah das Volk dem Freudenfest entgegen, das jedesmal den Abschluß des Ramadan, dieser entsagungsvollen Zeit, bildet, als plötzlich die Kunde das Gebiet von Sinkunia erreichte, daß ein Weißer auf dem Anmarsch sei, der sich hier unter den Yalunka als Gast des Landesfürsten niederzulassen gedenke. Alles kam darob in Bewegung und mancherlei Besorgnis und Verdacht regte sich unter dem Volk. Wer war der Fremde und was führte ihn hieher? Was wollte er und mit welchen Absichten kam er? Wohl hatte schon hie und da ein Weißer ihr Land passiert, aber nie hatte sich einer bleibend bei ihnen niedergelassen. Er hatte nur da geschlafen und war dann wieder seines Wegs weitergezogen.

Doch, welche Absicht ihn auch herführen mochte, die Landessitte gebot, daß man ihn würdig empfangen und gastfreundlich aufnehmen müsse. Eine Prozession wurde veranstaltet. Der Häuptling, von seinen Hofbeamten und Räten umgeben, eröffnete den Zug. Dann folgten seine Frauen, während die junge Kriegsmannschaft als seine Trabanten, mit Steinschloßflinten und Schwertern bewaffnet, hinterdrein marschierte. Auf einem Tragsessel sitzend erwartete dann der Fürst seinen Gast und dessen Begleiter am Abhang der Anhöhe, auf

der sich die Stadt Sinkunia erhebt. Zuvor aber hatte er Befehl gegeben, drei wohnliche Hütten für die Ankömmlinge bereitzuhalten.

Es war der englisch-kirchliche Missionar Alvarez, der damals 1897 in Sinkunia einzog und sich bei den Yalunka niederließ. Die frühere Unsicherheit des Gebiets, das wenige Jahre zuvor von den Sofas verheert worden und wobei viele Bewohner ihr Leben verloren hatten oder in die Sklaverei fortgeschleppt wurden, war nun vorüber, seit das Land britisches Schutzgebiet geworden und eine Garnison in Falaba lag. Prächtig erhob sich das alte Sinkunia mit seinen gigantischen Baumwollbäumen auf der inselartigen Anhöhe, die vom Mongofluß teilweise umflossen ist. Der Missionar wurde mit seinen Begleitern von allen Seiten aufs freundlichste aufgenommen, obschon die Häuptlinge und die meisten des Volks unter dem Einfluß des Islam stehen. Diese freundlichen Beziehungen blieben auch in der Folgezeit bestehen. Nur das eine Mal schien es, als ob sich das gute Verhältnis zwischen den Bewohnern der Stadt und dem Missionar trüben wollte, indem die mohammedanischen Priester das Volk und dessen Fürsten gegen ihn aufhetzten, sodaß dieser seinen Unterthanen den Umgang mit dem Missionar untersagte. Doch das währte nur wenige Wochen und das Verbot wurde wieder aufgehoben. Seitdem darf das Werk Gottes ungehindert in Stadt und Land getrieben werden, und Hunderte von Yalunkas finden sich zur Predigt ein. Vorderhand sind nur die beiden Städte Falaba und Sinkunia mit vier eingebornen Missionsarbeitern besetzt worden, während Miss. Alvarez sich als Europäer genötigt sah, infolge des im Hinterland von Sierra Leone ausgebrochenen Aufstandes an die Küste zurückzukehren.

Es ist erst ein schwacher Missionsversuch, der somit in jenem entlegenen Gebiet unter einem versprengten Stammesteil des großen Susu-Volkes unternommen worden ist und dessen Weiterentwicklung noch in der Zukunft liegt. Aber es ist nicht das erste Mal, daß die englisch-kirchliche Mission mit ihrer Arbeit unter den Susu einsetzt. Es geschah dies schon vor nahezu 100 Jahren, nur in einem ganz andern Gebiet. Ja, mit der Mission unter dem Volk der Susu eröffnete die im Jahr 1799 gegründete englisch-kirchliche Mission ihre erste Thätigkeit überhaupt im Heidenland. Im Jahr 1804 betraten ihre beiden ersten Sendboten, zwei Deutsche, die westafrikanische Küste und ließen sich 1808 von Sierra Leone aus unter den am Rio Pongo wohnenden heidnischen Susu nieder, wo sie in mühevoller Arbeit und unter dem Druck des höchst ungesunden Klimas mehrere Stationen gründeten und einen guten Anfang machten. Aber nach zehnjährigem Wirken sahen sie sich 1818 genötigt, das hoffnungsvolle Arbeitsfeld unter den Susu wieder aufzugeben. Sie zogen sich in die Kolonie

von Sierra Leone zurück und widmeten sich hier den befreiten Negersklaven, die durch die englischen Kreuzer ans Land gesetzt wurden. Von da aus sind nun in neuester Zeit, nachdem die Aufgabe der Mission innerhalb der engeren Grenzen der Kolonie im großen und ganzen erfüllt ist, die Boten der englisch-kirchlichen Mission wieder zu einem Stamm der Susu geführt worden, der aber inzwischen durch den vordringenden Islam für die Lehre des falschen Propheten gewonnen worden ist. Die Arbeit wird dadurch bedeutend erschwert, aber auch in den mohammedanischen Gebieten Afrikas soll das Kreuz Christi aufgepflanzt und die Bekenner Mohammeds darum geschart werden.

Der „Missionskritiker" von Bülow
und die Samoa-Mission.*)

Von D. G. Kurze.

Unter der Spitzmarke „Sind die Samoaner bildungsfähig?" erörtert ein Herr von Bülow auf Matapoo (Sawaii, Samoa-Archipel) in der „deutschen Kolonial-Zeitung" (1899, Nr. 7, S. 57/58) die Frage der Bildungsfähigkeit der Samoaner und proklamiert am Ende seiner Ausführungen das Dogma, daß jenes Volk trotz seiner vielen guten Eigenschaften nicht bildungsfähig sei, es sei denn, daß man die zu bildenden Samoaner zeitlebens von ihrer Heimat entfernt halte. Er berührt in seinem Artikel auch die Thätigkeit der evangelischen und katholischen Missionare auf Samoa und kommt zu dem Resultate, daß man das Bekehrungswerk als „gründlich mißlungen" betrachten müsse und daß auch die Versuche, die Eingeborenen zu zivilisieren, im allgemeinen fehlgeschlagen seien.

Wenn ein Mann in der Oeffentlichkeit ein derartig absprechendes Urteil über die Missionsarbeit auf jener Inselgruppe fällt, so muß er es sich gefallen lassen, daß man seine Befähigung, in Missionsangelegenheiten als sachkundiger Kritiker aufzutreten, einer näheren Prüfung unterzieht. Unseres Wissens lebt Herr von Bülow — es ist uns unbekannt, in welchem Berufe — seit 1883 im Samoa-Archipel und zwar auf der Insel Sawaii, von wo aus er seit einer

---

*) Wir bringen diesen Artikel aus der „Afrika" hier zum Abdruck, weil uns daran liegt, daß die in der deutschen Kolonialzeitung erschienene Kritik der Samoa-Mission auch in Missionskreisen ihre Erwiderung und Beleuchtung erfahre.

Reihe von Jahren in deutschen Fachzeitschriften dankenswerte Beiträge zur Geschichte und Ethnologie der Samoaner veröffentlicht hat. Als „Missionskritiker“ haben wir ihn das erste Mal im Jahre 1896 kennen gelernt, als er in der Wiener „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (Jahrgang XVIII, Heft 10—12) unter dem Titel „Das Christentum in Samoa, von einem protestantischen Beobachter“ eine Artikelserie über die Thätigkeit der Missionare auf den Samoainseln erscheinen ließ. Er befaßt sich darin hauptsächlich mit den Londoner und Wesleyaner Missionaren, die als Vertreter der evangelischen Kirche den größten Teil der Samoaner — von 35 500 Eingeborenen nicht weniger als 31 500 — zum Christentum bekehrt haben, und entwirft von jenen Männern und von ihrer Arbeit ein solches Zerrbild, daß er damit ein für allemal sich selbst des Rechtes beraubt hat, als „Missionskritiker“ ernst genommen zu werden. Um dem Leser einen Begriff zu geben, in welchem Tone sich von Bülow in jener Artikelserie über die Sendlinge der beiden eben genannten evangelischen Missionsgesellschaften äußert, teilen wir nur folgendes Excerpt wörtlich mit:

„Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Zimmerleute, Kesselschmiede u. s. w. — das brave Handwerk thut nichts zur Sache, waren ja doch auch die ersten Apostel gerade nicht römische Ritter — Leute, die irgendwo Fiasko gemacht, nicht recht ihr Auskommen gefunden hatten, dagegen eine — „unaussprechliche und selbstlose Liebe zu den armen Heiden“ in sich spürten, ließen sich mit dem Hobel der Missionsschule in sechs Monaten den allerursprünglichsten Schliff beibringen und kamen in Samoa als Männer Gottes an, gerierten sich als große Schriftforscher, wohl auch als Aerzte, ließen sich von den armen Heiden schöne Ländereien schenken, prächtige Häuser bauen, sich gut verpflegen, mehrere männliche und weibliche Dienstboten stellen, kurz, sie lebten wie die Made im Speck ...“ (a. a. O. S. 460.)

Weiterhin verdächtigt von Bülow die evangelischen Missionare und ihre Gesellschaften, als ob sie von den in den einzelnen Christengemeinden Samoas gesammelten Missionskollekten einen eigennützigen Gebrauch machten, und als Gewährsmann dafür, daß sie die armen Heidenchristen schröpften, wo sie konnten, führt er eine bisher als Missionsautorität allerdings noch nicht genügend gewürdigte Persönlichkeit an — risum teneatis, amici — nämlich den französischen Romanschriftsteller Alexander Dumas. Er schreibt wörtlich in jener Artikelserie:

„Hören wir eine ganz unverdächtige Autorität, Alexander Dumas, darüber: „Diese guten Apostel,“ sagt er, — „nämlich die Missionare der verschiedenen protestantischen Kirchengemeinschaften und Sekten — durchziehen die Länder, die Bibel in der einen und einen Preiskourant ihrer Waren in der andern Hand, säen biblische Worte und ernten Dollars“ ... Und weiter: „Für sie ist jeder Neubekehrte ein neuer Kunde und sie opfern auf dem Altare des wahren Gottes, um gleichzeitig dem goldenen Kalbe zu opfern.“ (a. a. O. S. 461.)

Doch genug davon. Ein Mann, der die Stirn hat, mit solchen Mitteln Kritik an der Wirksamkeit evangelischer Missionare zu üben, darf sich nicht darüber wundern, wenn seine Behauptung, daß das Bekehrungswerk in Samoa als vollständig mißlungen zu erachten sei, in den Kreisen der Missionskenner nur ein mitleidiges Lächeln hervorruft. Herr von Bülow sucht seine Behauptung dadurch zu stützen, daß er auf das Fortbestehen der alten heidnischen Gebräuche innerhalb der Samoaner Christengemeinden hinweist. Ganz abgesehen davon, daß von Bülow stark übertreibt, wenn er z. B. behauptet, daß noch jetzt jeder Samoaner an „aitu" (Ahnengeister) glaube und daß Kriege und deren Gräuel eher häufiger, als seltener geworden seien, so giebt die Thatsache, daß in Samoa noch viel heidnischer Aberglaube unter einer äußeren christlichen Hülle zu finden ist, keineswegs einen Beweis dafür ab, daß nun das Bekehrungswerk, welches die Missionare an den Samoanern seit über sechs Jahrzehnten treiben, gänzlich mißlungen sei. Jeder nüchterne Beobachter weiß, daß die völlige Christianisierung eines Volkes ein Prozeß ist, der sich nicht in der kurzen Spanne von wenigen Jahrzehnten abspielt, sondern sich durch Jahrhunderte hindurchzieht. Man frage doch einmal in der alten Christenheit nach, wie viel heidnischer Sauerteig sich da noch im Verborgenen bis in die Gegenwart hinein erhalten hat. Aber kein gerecht urteilender Mensch wird um solcher beklagenswerten Erscheinungen willen behaupten wollen, daß das Christentum in Europa Fiasko gemacht habe.

Die evangelischen Samoa-Missionare haben selbst in ihren Berichten des öfteren darauf hingewiesen, daß sich unter ihren Gemeindegliedern eine mehr oder weniger große Zahl von Namenchristen befindet, und daß gar manche, sonst als ehrlich und gewissenhaft bekannte eingeborene Christen nicht allezeit innerlich gefestigt genug sind, um den Versuchungen zur Trunksucht und Unsittlichkeit zu widerstehen, die besonders von seiten gewissenloser weißer Händler an sie herantreten. Aber schon die eine Thatsache, daß über 100 Samoaner als Missionsarbeiter das Christentum unter der heidnischen Bevölkerung der Neuhebriden, auf Niue, den Ellice-, Gilbert- und Tokelau-Inseln, sowie neuerdings auf Neuguinea — wo jetzt 20 Samoaner als Missionare wirken — ausgebreitet und dabei zum Teil willig ihr Leben unter den Streichen der Wilden oder in einem mörderischen Klima um des Evangeliums willen dahin gegeben haben, schon dies genügt, um jene Behauptung von Bülows von dem vollständigen Mißlingen des Bekehrungswerkes in Samoa als absurd erscheinen zu lassen.

Daß Bürgerkriege noch jetzt auf Samoa viel Unheil anrichten, ist ja leider nur allzu wahr; aber die gegenseitige Eifersucht der

Kolonialmächte und die christlichen Nationen angehörenden weißen Händler, welche die Eingeborenen mit Waffen und Munition versorgen, tragen keinen geringen Teil der Schuld daran, daß das unglückliche Inselreich nicht zur Ruhe kommen kann. Die evangelische Samoa-Mission hat es nie an eindringlicher Mahnung zum Frieden fehlen lassen; noch jetzt wird jeder eingeborene Christ, der an einem Bürgerkriege teilnimmt, aus der Gemeinde ausgestoßen.

Wir sind weit entfernt davon, die Missionsmethode und speziell die Missionsleitung der Londoner und Wesleyaner Mission in jedem einzelnen Falle zu billigen; aber wenn Unberufene, dem Wesen und der Geschichte der evangelischen Mission völlig fremd gegenüber stehende Kritiker in so ungerechter Weise über die Arbeit jener beiden Gesellschaften aburteilen, wie es von Bülow thut, so ist es Pflicht jedes unparteiischen Missionskenners, sich der Verdächtigten anzunehmen.

Hätte sich Herr von Bülow jemals die Mühe genommen, dem Unterrichte in den evangelischen Mittelschulen zu Leulumoenga und Papauta, oder in den Missionsseminaren von Malua und Lufilufi beizuwohnen, so würde er die Frage nicht mehr verneinen, ob die Samoaner bildungsfähig sind. In den beiden letztgenannten Instituten sind die meisten Seminaristen verheiratet, also gerade in dem Alter, welchem von Bülow in seinem Artikel in der „deutschen Kolonialzeitung“ (1899, S. 58) alle weitere Bildungsfähigkeit auf heimatlichem Boden abspricht; trotzdem sind die Fortschritte der jungen Männer bisher derartig gewesen, daß schon mehr als Voreingenommenheit dazu gehört, die Bildungsfähigkeit der Samoaner zu bezweifeln. Daß die evangelischen Missionszöglinge der englischen Sprache nur ganz ausnahmsweise mächtig sind, halten wir für kein Unglück. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Samoanische Jugend in ihrer Muttersprache eine gründliche Ausbildung erhält, und darauf ist das Bestreben der englischen Samoa-Mission bisher gerichtet gewesen.

Noch jüngst hat ein Mann der Wissenschaft, Professor David in Sidney, der gelegentlich seiner geologischen Forschungen auf der Koralleninsel Funafuti die Wirksamkeit der Londoner Südsee-Missionare und ihrer Samoaner Gehilfen kennen lernte, sich sehr anerkennend über die von ihnen erzielten Resultate ausgesprochen, und der auf Samoa, wo er sich ansässig gemacht, vor wenigen Jahren verstorbene englische Schriftsteller Stevenson schrieb an den Londoner Publizisten Sala, als ihm ein ähnlicher Angriff auf die Samoa-Mission, wie der von Bülowsche, in einem Londoner Blatte zu Gesicht gekommen war:

„Ich habe bereits über 40 Südseeinseln besucht; ich habe außerdem eine beträchtliche Zeit in nicht weniger als vier verschiedenen

Inselgruppen gewohnt ... Nicht alle Missionen sind gleichmäßig gut, und nicht alle Missionare sind kundige und ehrenwerte Männer; aber die Südseemissionen sind bei weitem die beste Frucht, welche die Anwesenheit des weißen Mannes in diesem Erdteile gezeitigt hat, und speziell die Samoa-Mission ist die beste, die ich je kennen gelernt habe." Sapienti sat!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Das Evangelium in Persien.*)

Persien gehört zu den wenigen Ländern, wo seiner Zeit der Versuch das Christentum auszurotten trotz langjähriger furchtbarer Verfolgungen gänzlich mißlang.**) Aber was den römischen Kaisern in ihrem Reich und den persischen Königen in ihren Landen unmöglich war, das vollbrachten die Kalifen und Schahs. Die einst so volkreiche und blühende Kirche Persiens wurde nach Jahrhunderte langem Bestande von ihnen gänzlich vernichtet. Nicht die geringste Spur ist von ihr übrig geblieben, außer was sich von ihr auf den Blättern

*) Nach einem Bericht von Miss. St. Clair Tisdall in Dschulfa. Miss. Review.

**) Im persischen Reich hatte das Christentum schon im dritten Jahrhundert Eingang gefunden. Seit dem 4. Jahrhundert brach für die dortige christliche Kirche eine Zeit schwerer, blutiger Verfolgung an, da man die Christen während der Kriege mit dem christlichen Römerreiche als Glaubensgenossen des gehaßten Feindes als Landesverräter ansah. Die erste bedeutende Christenverfolgung brach im Jahr 343 aus und dauerte 35 Jahre lang, während welcher Schreckenszeit allein 16000 Kleriker, Mönche und Nonnen hingerichtet worden sein sollen, die unzähligen Laien gar nicht gerechnet. Nach 40jähriger Ruhe gelangte dann die persische Kirche zu neuer Blüte, bis 418 eine neue Verfolgung ausbrach, die unter Baranes V. ihren Höhepunkt erreichte und 30 Jahre lang währte. Später veranlaßten die aus dem römischen Reiche verjagten Nestorianer, die bei den Persern Schutz und Duldung gefunden hatten, eine neue Verfolgung gegen die Katholiken (465). Im Jahre 498 erklärte sich die ganze persische Kirche für den Nestorianismus und genoß fortan ungestörte Duldung, ja entfaltete sich zu einer Jahrhunderte lang anhaltenden Blüte, die sich neben dem Eifer in wissenschaftlichen Studien auch durch Missionseifer unter den asiatischen Völkerschaften bis hin nach China bethätigte. Die Kriege mit den Byzantinern dauerten unterdes fort, Kosru II. drang sogar 616 siegreich bis Chalcedon vor und verfolgte die (katholischen) Christen in den eroberten Provinzen mit erneuerter Grausamkeit. Im Jahr 651 zerstörten dann die Kalifen das Sassanidenreich und damit auch die christliche Kirche Persiens.

der römischen, griechischen, syrischen und armenischen Geschichtsschreiber findet. Sie haben uns viele Namen persischer Märtyrer überliefert, von deren Mut und Glaubenstreue bis in den Tod sie der Nachwelt zum Trost und Nacheifern viele ergreifende Beispiele erzählen. Wollte Gott, daß es auch noch einmal von Persien gesagt werden könnte: das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche Christi.

Sieht man von den fruchtlosen Versuchen der römischen Katholiken ab, die im 13. und 17. Jahrhundert in Tiflis, Täbris, Eriwan, Samokhi, Gori, Neu-Dschulfa und an andern Orten Missionen zu gründen suchten, so finden wir, daß es in unserm Jahrhundert Henry Martyn war, der es zuerst unternahm, in Persien das Evangelium zu verbreiten. Die Uebersetzung des Neuen Testaments, zu deren Herstellung er sein letztes, mühevolles Lebensjahr widmete, ist noch jetzt im Lande im Gebrauch und hat viel Frucht getragen, obschon es neuerdings von der weit besseren von Dr. Bruce übertroffen wird.

Henry Martyns Missionsversuch war nur vorübergehend. Er starb schon 1812. Bleibender und erfolgreicher war die Arbeit der amerikanischen Presbyterianer, die sich zuerst 1834 in Urmia am See gl. N. niederließen und von diesem Centrum aus ihr Werk nach Täbris, Salmas, Mosul und andern Plätzen ausdehnten, von denen indes einige außerhalb der persischen Grenze liegen. Das Gebiet mit diesen Stationen wird von ihnen als die „westpersische Mission" bezeichnet. Sie dehnten aber ihre Arbeit von da (1835) auch nach Ostpersien aus, besetzten jedoch die Hauptstadt Teheran erst 1872. Seitdem sind noch Plätze wie Hamadan und Rescht dazu gekommen.

Außer den Amerikanern ist später auch die englisch-kirchliche Mission in die Arbeit in Persien eingetreten. Es geschah dies 1869, indem Missionar R. Bruce auf seinem Rückweg nach dem Pandschab, wo er schon längere Zeit gearbeitet hatte, sich eine Zeitlang in Neu-Dschulfa bei Jspahan aufhielt. Er fand hier unter manchen Persern, die der Jslam nicht befriedigte, so viel Entgegenkommen und hoffnungsvolle Aussichten für die Missionsarbeit, daß er dazubleiben beschloß und ungesäumt an die Revision der von Henry Martyn seiner Zeit hergestellten Uebersetzung des persischen Neuen Testaments ging. Nicht lange nach seiner Ankunft empfingen neun Mohammedaner in aller Stille die heilige Taufe. Ebenso schlossen sich eine große Anzahl von Armeniern der evangelischen Kirche an. Ehe er jedoch dieselben in diese aufnahm, versuchte er erst mit ihrer gregorianischen Kirche in einer gewissen Uebereinstimmung zu arbeiten und sie zum lautern Evangelium zurückzuführen. Aber er sah bald ein, daß dies unmöglich sei und so nahm er keinen Anstand, Glieder dieser alten

verrotteten Kirche in die seinige aufzunehmen. Dann folgte die große Hungersnot von 1871, während welcher es Dr. Bruce durch die Unterstützung der europäischen Christen ermöglicht wurde, viel Not zu lindern. Das Ergebnis war, daß dadurch bis auf einen gewissen Grad dem Evangelium die Thüren aufgethan wurden. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft übernahm deshalb 1875 das bisher von Dr. Bruce allein getriebene Werk in Persien endgültig als ihr Missionsfeld, verstärkte das Arbeiterpersonal und besetzte 1882 die türkische Stadt Baghdad am Tigris. Letzteres geschah um der Tausende von Persern willen, die alljährlich als Pilger zu den benachbarten Heiligtümern der schiitischen Mohammedaner wallfahren. Inzwischen wurden in den letzten Jahren, während welcher das Arbeiterpersonal der Mission bedeutend verstärkt worden ist, ausgedehnte Reisen nach den wichtigsten Plätzen Persiens unternommen und 1898 die beiden Städte Kirman und Yezd, wo besonders die ärztliche Mission Eingang fand, besetzt. Von hier aus sucht man neuerdings auch in die südlichen Gebiete des Landes vorzudringen. Hand in Hand mit der englisch-kirchlichen Mission hat seit 1875 auch die Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft von Dschulfa aus mit ihrer Thätigkeit eingesetzt, um die hl. Schrift unter den wahrheitssuchenden Persern und Armeniern zu verbreiten.

Von wenig Einfluß und Bedeutung ist die römisch-katholische Mission, die sich vor einigen 60 Jahren in Dschulfa niederließ und seitdem unter den dortigen Armeniern arbeitet. Sie befindet sich gegenwärtig sozusagen dort im Aussterben. Zwar besitzt sie noch Missionsposten in Teheran, Täbris, Salmas und Urmia, aber sie kommt gegen die Mission der Amerikaner und der Ch. M. S. nicht in Betracht. Bedeutender ist die Arbeit der Londoner Judenmission und der unter dem Erzbischof von Canterbury stehenden anglikanischen assyrischen Mission in Asarbaidschan. Dieser letztere Missionsverein, der mit der englischen Staatskirche in Verbindung steht, kann aber nicht wohl im eigentlichen Sinne des Worts eine evangelische Mission genannt werden; denn ihre Mitglieder enthalten sich sorgfältig jeden Versuches, unter den Mohammedanern zu missionieren und sprechen es offen aus, daß dies nicht ihre Absicht sei. Die Mission ist vielmehr zu dem Zweck ins Leben gerufen worden, die alte nestorianische Kirche einerseits vor den römischen Katholiken zu schützen und anderseits vor den amerikanischen Presbyterianern. Es läßt sich denken, daß diese unevangelische Art der Gegenarbeit die ohnehin schwierige Lage der Amerikaner, den Nestorianern das reine Evangelium zu predigen, noch mehr erschwert. Auch die römischen Katholiken beschränken sich darauf, statt unter den Moham-

medanern zu arbeiten, unter den Mitgliedern der andern Kirchen Propaganda zu machen. Dazu kommt noch neuerdings das Bestreben Rußlands, die Nestorianer unter den Einfluß der orthodoxen Kirche zu bringen. So gelang es der letzteren, einen syrischen Bischof und zwei Priester in St. Petersburg zu ordinieren, worauf sich einige griechisch-katholische Priester unter den Nestorianern bleibend niederließen. Die Gesamtzahl aller Christen in ganz Persien wird indes nicht 75000 übersteigen, und da es nicht mehr als 20000 Juden sein werden, unter denen die Judenmissionsgesellschaft ausschließlich arbeitet, so ist leicht ersichtlich, daß unter den 9 Millionen Bewohnern Persiens die Hauptarbeit der amerikanischen und englisch-kirchlichen Mission überlassen bleibt.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört der mohammedanischen Religionspartei der Schiiten an, obschon die stetig zunehmende und bereits nach Hunderttausenden zählende Sekte der Babi-Bahai (vgl. Miss.Mag. 1894, S. 12 ff.) nicht mehr zu jenen zu zählen sind. Verschiedene kompetente Beurteiler schätzen die Babisten sogar auf eine Million. Der Mission ist demnach unter dieser mohammedanischen Welt eine ungeheure Aufgabe gestellt, der gegenüber man sich billig fragt, wie man ihr gerecht werden soll. Für gewöhnlich herrscht die Ansicht, daß es ganz aussichtslos sei, die islamische Welt zum Christentum bekehren zu wollen, wogegen der Islam in den Kreisen, wo die Halbwissenheit zu Hause ist, warme Verfechter gefunden hat. Solche haben sich aber nie eingehend mit dem wahren Wesen des Islam bekannt gemacht. Denn jeder, der sich die Mühe gegeben hat, die Missionsarbeit unter den Mohammedanern mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, wird auch gefunden haben, daß von der Zeit Henry Martyns an bis auf unsere Tage herab sich viele Fälle aufweisen lassen, in denen sich Mohammedaner zum Christentum bekehrt haben. In der Schrift, die Dr. Imadu'ddin vom Pandschab, selbst ein hervorragender Konvertit aus den Reihen der Mohammedaner, seinerzeit dem Religionskongreß in Chikago vorlegte, hat derselbe eine lange Liste von hervorragenden Männern aufgestellt, die in Indien vom Islam übergetreten sind. Ja der Islam ist in Wirklichkeit nicht wie seine Verehrer behaupten unüberwindlich, im Gegenteil eine der verwundbarsten Religionen der Welt, sofern er sich auf seinen intellektuellen, moralischen und geistlichen Gehalt zu stützen sucht. Es hat deshalb auch der Versuch, ihn durch Argumente zu verteidigen, in Indien so glänzend Fiasko gemacht, daß indische Moslims im Bewußtsein ihrer unhaltbaren Stellung es ganz und gar aufgegeben haben, die Wahrheit ihres Glaubens zu beweisen, sondern statt dessen nachzuweisen suchen, daß das Christentum falsch sei.

verrotteten Kirche in die seinige aufzunehmen. Dann folgte die große Hungersnot von 1871, während welcher es Dr. Bruce durch die Unterstützung der europäischen Christen ermöglicht wurde, viel Not zu lindern. Das Ergebnis war, daß dadurch bis auf einen gewissen Grad dem Evangelium die Thüren aufgethan wurden. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft übernahm deshalb 1875 das bisher von Dr. Bruce allein getriebene Werk in Persien endgültig als ihr Missionsfeld, verstärkte das Arbeiterpersonal und besetzte 1882 die türkische Stadt Baghdad am Tigris. Letzteres geschah um der Tausende von Persern willen, die alljährlich als Pilger zu den benachbarten Heiligtümern der schiitischen Mohammedaner wallfahren. Inzwischen wurden in den letzten Jahren, während welcher das Arbeiterpersonal der Mission bedeutend verstärkt worden ist, ausgedehnte Reisen nach den wichtigsten Plätzen Persiens unternommen und 1898 die beiden Städte Kirman und Yezd, wo besonders die ärztliche Mission Eingang fand, besetzt. Von hier aus sucht man neuerdings auch in die südlichen Gebiete des Landes vorzudringen. Hand in Hand mit der englisch-kirchlichen Mission hat seit 1875 auch die Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft von Dschulfa aus mit ihrer Thätigkeit eingesetzt, um die hl. Schrift unter den wahrheitssuchenden Persern und Armeniern zu verbreiten.

Von wenig Einfluß und Bedeutung ist die römisch-katholische Mission, die sich vor einigen 60 Jahren in Dschulfa niederließ und seitdem unter den dortigen Armeniern arbeitet. Sie befindet sich gegenwärtig sozusagen dort im Aussterben. Zwar besitzt sie noch Missionsposten in Teheran, Täbris, Salmas und Urmia, aber sie kommt gegen die Mission der Amerikaner und der Ch. M. S. nicht in Betracht. Bedeutender ist die Arbeit der Londoner Judenmission und der unter dem Erzbischof von Canterbury stehenden anglikanischen assyrischen Mission in Asarbaidschan. Dieser letztere Missionsverein, der mit der englischen Staatskirche in Verbindung steht, kann aber nicht wohl im eigentlichen Sinne des Worts eine evangelische Mission genannt werden; denn ihre Mitglieder enthalten sich sorgfältig jeden Versuches, unter den Mohammedanern zu missionieren und sprechen es offen aus, daß dies nicht ihre Absicht sei. Die Mission ist vielmehr zu dem Zweck ins Leben gerufen worden, die alte nestorianische Kirche einerseits vor den römischen Katholiken zu schützen und anderseits vor den amerikanischen Presbyterianern. Es läßt sich denken, daß diese unevangelische Art der Gegenarbeit die ohnehin schwierige Lage der Amerikaner, den Nestorianern das reine Evangelium zu predigen, noch mehr erschwert. Auch die römischen Katholiken beschränken sich darauf, statt unter den Moham-

medanern zu arbeiten, unter den Mitgliedern der andern Kirchen Propaganda zu machen. Dazu kommt noch neuerdings das Bestreben Rußlands, die Nestorianer unter den Einfluß der orthodoxen Kirche zu bringen. So gelang es der letzteren, einen syrischen Bischof und zwei Priester in St. Petersburg zu ordinieren, worauf sich einige griechisch-katholische Priester unter den Nestorianern bleibend niederließen. Die Gesamtzahl aller Christen in ganz Persien wird indes nicht 75000 übersteigen, und da es nicht mehr als 20000 Juden sein werden, unter denen die Judenmissionsgesellschaft ausschließlich arbeitet, so ist leicht ersichtlich, daß unter den 9 Millionen Bewohnern Persiens die Hauptarbeit der amerikanischen und englisch-kirchlichen Mission überlassen bleibt.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört der mohammedanischen Religionspartei der Schiiten an, obschon die stetig zunehmende und bereits nach Hunderttausenden zählende Sekte der Babi-Bahai (vgl. Miss. Mag. 1894, S. 12 ff.) nicht mehr zu jenen zu zählen sind. Verschiedene kompetente Beurteiler schätzen die Babisten sogar auf eine Million. Der Mission ist demnach unter dieser mohammedanischen Welt eine ungeheure Aufgabe gestellt, der gegenüber man sich billig fragt, wie man ihr gerecht werden soll. Für gewöhnlich herrscht die Ansicht, daß es ganz aussichtslos sei, die islamische Welt zum Christentum bekehren zu wollen, wogegen der Islam in den Kreisen, wo die Halbwissenheit zu Hause ist, warme Verfechter gefunden hat. Solche haben sich aber nie eingehend mit dem wahren Wesen des Islam bekannt gemacht. Denn jeder, der sich die Mühe gegeben hat, die Missionsarbeit unter den Mohammedanern mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, wird auch gefunden haben, daß von der Zeit Henry Martyns an bis auf unsere Tage herab sich viele Fälle aufweisen lassen, in denen sich Mohammedaner zum Christentum bekehrt haben. In der Schrift, die Dr. Imadu'ddin vom Pandschab, selbst ein hervorragender Konvertit aus den Reihen der Mohammedaner, seinerzeit dem Religionskongreß in Chikago vorlegte, hat derselbe eine lange Liste von hervorragenden Männern aufgestellt, die in Indien vom Islam übergetreten sind. Ja der Islam ist in Wirklichkeit nicht wie seine Verehrer behaupten unüberwindlich, im Gegenteil eine der verwundbarsten Religionen der Welt, sofern er sich auf seinen intellektuellen, moralischen und geistlichen Gehalt zu stützen sucht. Es hat deshalb auch der Versuch, ihn durch Argumente zu verteidigen, in Indien so glänzend Fiasko gemacht, daß indische Moslims im Bewußtsein ihrer unhaltbaren Stellung es ganz und gar aufgegeben haben, die Wahrheit ihres Glaubens zu beweisen, sondern statt dessen nachzuweisen suchen, daß das Christentum falsch sei.

Der einzige wirksame Schutz des Islam in Persien ist deshalb heutzutage, wenn man von der Unwissenheit des Volks und seinem Fanatismus absieht, nur das Schwert. Gemäß den religiösen Landesgesetzen, die sich durchweg auf den Koran stützen und die kein weltlicher Herrscher im geringsten verändern darf, ist jeder Moslem, der ein Christ wird, dem Tode verfallen und sein christlicher Lehrer macht sich derselben Strafe schuldig. In früheren Zeiten hat wohl auch die christliche Kirche in Persien wie in andern Ländern ab und zu sehr heftige Verfolgungen durchmachen müssen, aber sie waren doch immer nur vorübergehend. Nach einiger Zeit der Trübsal und Bedrängnis hatte sie doch jedesmal wieder eine Zeitlang Ruhe, in der sie sich erholen und stärken konnte für die Kämpfe, die ihr etwa noch bevorstanden. Unter der mohammedanischen Herrschaft ist dies nicht der Fall. Seit Mohammeds Auftreten bis in unsere Zeit herein hängt das Schwert der Todesstrafe über jedem mohammedanischen Unterthanen, der es wagt, das Evangelium Jesu Christi anzunehmen. Zwar wurde in den 40er Jahren die hohe Pforte durch eine englische Note infolge eines eklatanten Falles genötigt, ein Dekret zu erlassen, wonach in Zukunft keiner, der einmal zum Christentum übergetreten sei, mit dem Tode bestraft werden dürfe, aber solch ein Erlaß wird vom islamischen Gesetz einfach für null und nichtig erachtet, da es dem ausdrücklichen Gebot des allbarmherzigen Gottes im Koran zuwiderlaufe.*) Es läßt sich denken, daß in Persien dasselbe Religionsgesetz gilt. Aus diesem Grund ist auch die Proklamation der Religionsfreiheit, die der letzte Schah vor sieben Jahren in seinem Lande erließ, einfach weggedeutelt worden. Sie war deshalb unwirksam und wurde bald darauf zurückgezogen.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß es in Persien bis jetzt verhältnismäßig wenige Moslims gewagt haben, ihren christlichen Glauben durch die Taufe zu bekennen. Und doch giebt es solche vielleicht auf jeder einzelnen Missionsstation Persiens. Welcher Mut und Eifer aber dazu gehört, unter diesen Verhältnissen den offenen Uebertritt zum Christentum zu wagen, das sollen einige Beispiele zeigen.

Vor einigen Jahren bekehrte sich eine junge persische Frau aus der Nachbarschaft von Dschulfa und erhielt die hl. Taufe. Mit viel Geduld und Glaubensmut ertrug sie die brutalsten Mißhandlungen, die ihr von der Familie und ihren Volksgenossen zu teil wurde. Schließlich drohte der aufgebrachte Pöbel, sie zu ermorden und sie

*) Dasselbe lautet in Sure II, V. 214: Ein jeder unter euch, der von seiner Religion abfällt, soll des Todes sterben und ist ein Ungläubiger.

sah sich genötigt, im Missionshaus Schutz zu suchen. Aber auch da war sie nicht sicher; denn ganz Ispahan und dessen Umgebung erhob sich gegen sie. Der erste Stadtbeamte ermutigte dazu noch den Pöbel, sich mit Gewalt der Frau zu bemächtigen und sie umzubringen. Beunruhigt durch die allgemeine Erregung, forderte der Statthalter von Ispahan mehrmals energisch ihre Herausgabe und nötigte schließlich den britischen Konsul, einen Armenier, darauf zu bestehen, daß die Frau in die Hände ihrer wütenden Feinde ausgeliefert würde, obschon er selbst zugeben mußte, daß sie in diesem Fall ohne Zweifel auf offener Straße vor der Thüre des Missionshauses niedergemacht werden würde. Erst als er sah, daß die Missionare entschlossen waren, unter diesen Umständen weder sie noch ihr Kind herauszugeben und lieber mit ihr bei der beabsichtigten Stürmung des Missionshauses zu sterben, als sie der erbarmungslosen Wut ihrer Feinde zu überliefern, verstand sich der Konsul dazu, sie unter seinen Schutz zu nehmen. Er übergab sie dem obersten Eunuchen von des Statthalters Harem und ließ sich die schriftliche Versicherung geben, daß man sie schützen werde. Doch war die Frau auch jetzt noch nicht außer Gefahr, denn der Stadtoberst schickte dreimal zum Statthalter und forderte ihre Herausgabe, damit sie nach den Vorschriften des Koran hingerichtet würde. Der Statthalter wußte es aber auf die eine oder andere Weise zu verweigern. Er hoffte dabei, wie er hinterher selbst bekannte, daß die Frau, um ihr Leben zu retten, ihren christlichen Glauben verleugnen würde. Er ließ sie vor sich kommen, stellte ihr vor, daß man ihr Blut fordere und sagte dann zu ihr: „Nicht wahr, du bist keine Christin? Du bist doch nicht getauft?" Aber zu seinem großen Erstaunen erklärte sie ihm mit gen Himmel erhobenen Augen: „Ja, ich bin eine Christin und bin getauft." — Wie durch ein Wunder blieb sie am Leben verschont und sie genießt nun mehr Freiheit.

Dieser Fall steht aber nicht vereinzelt da. Noch manche andere persische Frau hat um ihres christlichen Glaubens willen die schwersten Züchtigungen und die größte Lebensgefahr auszustehen gehabt. Ein ähnlicher Fall ereignete sich mit einem alten Molla (mohammedanischen Religionslehrer), der an Christum gläubig wurde und nach seiner Taufe die bitterste Verfolgung zu erleiden hatte. Er wurde aufs grausamste geschlagen, eine Zeitlang eingekerkert und dann aus seinem Heim vertrieben. „Aber," so erzählte er nachher, „ich fühlte kaum die Schläge, denn mein Herz war voller Freude darüber, daß ich gewürdigt wurde, um meines Heilandes willen zu leiden. Ich wußte, daß diese Qualen nur ein Beweis für mich seien, daß er mich angenommen habe und ich sein Eigentum sei." Ebenso schwer wurde es einem kurdischen Christen gemacht, der jetzt dem englisch-kirchlichen

Missionar Tisdall behilflich ist, die Evangelien in den Kirmanschahi-Dialekt zu übersetzen. Ihn griff sein eigener Vater mit einem Dolch an und seine Mutter drohte, ihn zu vergiften, weil er ein Christ geworden sei.

Es sind dies nur einige wenige Beispiele, die zur Genüge zeigen, wie die vom Islam zum Christentum Uebertretenden oft angesichts des Todes die größte Bekennertreue beweisen. Solche Erstlingsfrüchte in Persien lassen hoffen, daß dereinst auch in diesem Lande eine reiche Ernte heranreifen wird, wenn die christliche Kirche sich zu ernster energischer Missionsarbeit unter den Mohammedanern aufrafft.

Das Werk der amerikanischen Mission unter den Nestorianern, Armeniern und Juden Persiens steht in schöner und gesegneter Entwicklung. Sie haben nun 29 Gemeinden gesammelt, von denen vier sich selbst erhalten, 188 eingeborne Arbeiter, 142 Schulen, 3285 Schüler und 2400 Kommunikanten. In ihren vier Hospitälern, die sie in Ostpersien unterhalten, wurden im Jahr 1897 über 16000 Patienten behandelt und über 14000 in den fünf Hospitälern und Kliniken Westpersiens. Zu ihren fünf Centralstationen gehören trotz neuerer Reduktionen 87 Außenstationen. Ihre Arbeiterzahl bestand im letzten Jahr aus 60 amerikanischen Missionsleuten. Ihre Druckerpresse lieferte nicht weniger als 287640 Seiten Text in syrischer und armenischer Sprache und einigen andern Mundarten.

Die englisch-kirchliche Mission, die viel jünger ist als die vorige, hat auch ein viel kleineres Arbeiterpersonal in Persien aufzuweisen. Bis vor kurzem beschränkte sich ihre Arbeit auf den einen Posten Dschulfa bei Ispahan; sie ist aber, wie schon eingangs gesagt, neuerdings durch Besetzung weiterer Orte bedeutend ausgedehnt worden. Den 14 männlichen und weiblichen Missionsarbeitern (incl. der Missionarsfrauen) stehen 38 armenische Missionsgehilfen zur Seite. In ihren zwei Schulen befanden sich im letzten Jahr über 400 Schüler. Im Hospital und den beiden medizinischen Ausgabestellen wurden 419 Kranke behandelt und über 21500 Patienten von außerhalb bedient. Der Missionsarbeit dient auch die in Dschulfa aufgestellte Henry-Martyn-Memorial-Druckerei, auf der allerhand persische Traktate hergestellt werden. An der Spitze der Mission steht der rührige Missionsbischof Stuart.

Eine gesegnete Thätigkeit entfalten außerdem die Britische und Amerikanische Bibelgesellschaft. Erstere verbreitete im Jahr 1897 allein über 4800 Bibeln und Schriftteile in Persien, obschon ihre Kolporteure einige Monate hindurch stillgestellt waren. Ebenso läßt die amerikanische Bibelgesellschaft das ganze Land bereisen und verbreitet die Bibel von Mosul bis Herat. Unter den persischen Frauen

arbeitet in beiden Missionen eine Anzahl Damen mit Ausdauer und Erfolg, sodaß die Mollas bereits die Befürchtung aussprechen, ihre Religion sei in Gefahr.

Trotz alledem erhebt sich die Frage: hat die Mission in Persien, falls sie unter den jetzigen Verhältnissen wie bisher fortgesetzt werden kann, menschlich gesprochen irgendwelche Aussicht, in absehbarer Zeit ganz Persien unter ihren Einfluß zu bringen und das ganze Land wieder dem Christentum zuzuführen? Diese Frage muß leider vorderhand verneint werden. Was bis jetzt hierin geschehen ist, steht in gar keinem Verhältnis zu der ungeheuren Aufgabe, die der Mission in Persien gestellt ist. Wohl ist an den verschiedensten Orten viel guter Samen ausgestreut worden, aber es ist dies nur Vorarbeit, die bis jetzt erst einige Erstlingsähren gezeitigt hat. Die Zeit der Ernte aber ist noch nicht da. Bis dahin sind noch ungeheure Hindernisse hinwegzuräumen, und es hat ein erfahrener amerikanischer Missionar recht, wenn er im Blick auf die bestehenden Verhältnisse der letzten Jahre schreibt: „Eine direkte und ausschließliche Missionsarbeit, sofern man darunter eine freie und ungehinderte Verkündigung des Evangeliums unter den Mohammedanern in ganz Persien versteht, ist bis jetzt eine Unmöglichkeit. Würde man sich das beikommen lassen, so hätte das die Vertreibung der Missionare aus dem Lande zur Folge. Aus diesem Grunde wies die Regierung vor einigen Jahren die deutschen Missionare aus Urmia. Ferner würde ein offener Angriff auf den Islam in Persien nur zum Märtyrertum führen. Und doch stehen uns 4 bis 5 Millionen Mohammedaner auf dem persischen Missionsfeld gegenüber, denen das Evangelium gebracht werden sollte. Bis auf einen gewissen Grad könnte auch hierin bei den jetzigen Verhältnissen weit mehr geschehen, als es wirklich der Fall ist."

Die Ch. M. S. betrachtet es daher auch neben der gelegentlichen Arbeit unter den Armeniern und Juden als ihre Hauptaufgabe, die Mohammedaner unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Unglücklicherweise bezeugen indes die gegenwärtigen Vertreter der britischen Gesandtschaft in Persien keinerlei Neigung, die Missionare hierin zu ermutigen, obschon sie alles thun, um sie in ihrer Stellung zu schützen. Ließ doch der britische Gesandte im Jahr 1894 den Sekretär der Mission nicht weniger als dreimal eindringlich daran erinnern, daß den Missionaren der Aufenthalt in Persien nur unter der Bedingung gestattet sei, daß sie sich jeder Propaganda unter den Moslims enthielten. Der betreffende Missionar wies aber diese Zumutung entschieden zurück. Auch die amerikanischen Missionare erfuhren früher eine ähnliche Behandlung von ihren politischen Vertretern und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht von Anfang an

entschiedener gegen eine solche Auffassung ihrer Thätigkeit protestierten. Man ersieht daraus, daß die freie Missionsthätigkeit in Persien auf allen Seiten auf Schwierigkeiten stößt, sodaß sich vorderhand unter den Mohammedanern keine zahlreichen Uebertritte erwarten lassen. Und doch sind ihrer viele durch den persönlichen Verkehr mit den Missionaren von der Wahrheit des Christentums durchdrungen und bekennen im geheimen ihren Glauben an Jesum, als ihren Heiland; aber sie wagen es nicht, den Schritt öffentlich zu thun, aus Furcht vor ihren Feinden.

Auch die Babi- oder Bahai-Bewegung, die sich über das ganze Land hin erstreckt, verdankt zum Teil die Wahrheitselemente, die sie aufgenommen hat, vielfach der persischen christlichen Litteratur und vor allem der Bibel. Die Babisten, deren Lehre zum größten Teil auf pantheistischen Ideen fußt, sind dem Islam in den meisten Fällen bitterfeind, wogegen sie die Missionare und Kolporteure mit der größten Herzlichkeit bei sich aufnehmen. Selbst die Mollas sind da und dort in den Städten und Dörfern freundlich gesinnt und ermuntern die Leute, die Bibel zu kaufen und darin fleißig zu lesen. Ja überall, wohin der Missionar kommt, finden sich zahlreiche Perser bei ihm zu religiösen Besprechungen ein und auf diese Weise hören Jahr für Jahr eine große Anzahl Mohammedaner das Evangelium. Fast jeder Missionar, sobald er nur genügend die Landessprache zu sprechen versteht, hat vollauf zu thun mit solchen, die von ihm christlichen Unterricht begehren und selbst die Taufe nachsuchen. Die meisten derselben sind allerdings Babisten, aber viele von ihnen auch Mohammedaner. Zu den Sonntagsgottesdiensten finden sich oft 40 bis 50 Perser in der Missionskapelle ein, die mit Aufmerksamkeit das Wort Gottes hören.

Ein wichtiges Mittel, um einerseits freundliche Beziehungen mit dem Volk anzuknüpfen und zu unterhalten, anderseits um dasselbe unter den christlichen Einfluß zu bringen, ist vor allem die ärztliche Mission, die deswegen auch noch kräftiger betrieben werden sollte, als es bis jetzt geschieht. Denn kein Zweig der Mission hat solche Freiheit der Bewegung wie gerade sie.*)

Was aber für eine erfolgreiche Arbeit im heutigen Persien als das Wichtigste erscheint, ist die Gewinnung lebenskräftiger einheimischer Gemeinden, von denen aus das Evangelium im Lande weitergepflanzt werden könnte. Es fragt sich nur, wie das zu stande kommen soll. Von den gegenwärtigen orientalischen Kirchen läßt sich das, menschlich

*) Nach neuesten Nachrichten des Ch. M. Intell. hat ein Parsi in Yezd der Ch. M. S. eine große Karawanserei zur Errichtung eines Missionshospitals zur freien Verfügung gestellt.

gesprochen, nicht erwarten. Von dieser Ansicht ist man wohl längst abgekommen. Denn jene Kirchen befinden sich in einem so heruntergekommenen Zustand, sind so im Aberglauben, Unwissenheit und Bilderdienst versunken, daß ihnen Geist und Leben fehlt. Dazu beschäftigen sie sich mit der Herstellung und dem Verkauf von berauschenden Getränken an die Mohammedaner, sind auch selbst dem Mißbrauch des Alkohols so ergeben und dabei von der Erfolglosigkeit jeder Propaganda unter ihren Bedrückern so überzeugt, daß diese alten Kirchen bei ihrem jetzigen Zustand eher ein Hindernis als eine Förderung für die Christianisierung des Landes sind. Jeder Versuch aber, diese Kirchenreste zu beleben und zu reformieren, ist bis jetzt fehlgeschlagen, obwohl da und dort evangelische Gemeinden aus ihnen hervorgegangen sind. Aber auch da zeigen die meisten Mitglieder mit wenigen ehrenwerten Ausnahmen wenig Eifer für das Missionswerk unter der mohammedanischen Bevölkerung. Und ist solcher vorhanden, so erscheinen sie doch in den Augen der Perser durch ihre Lebensweise, Kleidung und Sprache ebensosehr als Fremde und Ausländer, wie die Europäer und Amerikaner. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß jene verachtet und diese geachtet sind. Anderseits ist die Aussicht auf Gewinnung von großen persischen Gemeinden in den Städten und Dörfern sehr in die Ferne gerückt, sofern diese unter dem Einfluß der Mollas und der Civilbeamten stehen. Was ist da zu thun?

Der bekannte Uganda-Missionar Mackay hat seiner Zeit mit Recht darauf hingewiesen, man solle vor allem darauf sehen, die kräftigen Rassen des asiatischen und afrikanischen Erdteils für das Evangelium zu gewinnen, damit dann durch sie ihre Volksgenossen zu Christo geführt würden. Dieser Grundsatz hat seine Berechtigung und findet durch die Baganda seine Bestätigung. Denn sie gehören ohne Zweifel zu einem der kräftigsten Volksstämme Afrikas, und die Erfahrung zeigt, daß sie das beste Material abgeben zu tüchtigen Evangelisten, durch die jene Gebiete des dunkeln Erdteils nach und nach christianisiert werden. In Persien scheinen in dieser Hinsicht zwei Völkerschaften in Betracht zu kommen, die Kurden im Arbeitsgebiet der amerikanischen Mission, und die Bakhtiyaris in dem der Ch. M. S. Obschon wild, grausam und blutdürstig, sind sie doch ein mannhaftes Geschlecht, wie es vom Perser gewöhnlich nicht gesagt werden kann. Sie sind auch weit weniger bigotte Mohammedaner als diese und wissen in den meisten Fällen wenig vom Islam, zu dem sie sich bekennen. Auch haben die Mollas und die Regierung weniger Einfluß und Gewalt über sie. Könnten nun diese beiden charaktervollen, mannhaften Volksstämme Persiens, die noch nicht wie

die übrigen Perser entnervt sind, für das Christentum gewonnen werden, so wäre zu erwarten, daß sie dem Christenglauben im ganzen Lande nur Ehre machen würden. Aus ihnen würden dann auch sicherlich tüchtige Nationalgehilfen für das Missionswerk hervorgehen, die das Evangelium im ganzen Lande ausbreiten würden. Leider ist aber bis jetzt wenig geschehen, um diese wilden, aber tüchtigen und kraftvollen Volksstämme mit der Botschaft des Heils zu erreichen. Dieses aber wäre neben der jetzigen Arbeit an den Moslims, Juden und Namenchristen Persiens eine Hauptaufgabe der Mission. Nur sie ist eine hoffnungsvolle zu nennen. Denn in dem Maß, wie jene tapfern Völkerschaften heutzutage das beste Kontingent für kriegerische Unternehmungen abgeben, in gleicher Weise würden sie sicherlich auch die tüchtigsten Streiter im heiligen Krieg stellen, um Persien für Christum zu gewinnen.

---

b) Neuestes.

Fahrende Evangelisten. Unter dieser Aufschrift warnte vor kurzem das Leipziger Missionsblatt (Nr. 3) vor Leuten, die von auswärts kommend in den Missionskreisen Europas Vorträge halten und für ihre Zwecke Geld sammeln, über dessen Verwendung sie aber niemals Rechenschaft ablegen. Darunter war auch ein gewisser Rev. Pandian von Madras genannt, der in Schweden, England und Deutschland Geld für seine Arbeit an den armen Paria sammelte und da und dort sich große Sympathien erwarb, ohne daß man recht wußte, mit wem man es zu thun habe. Nun hat der Vorstand der Leipziger Mission Erkundigungen über ihn in Indien eingezogen, über deren Ergebnis das Leipziger Missionsblatt Nr. 7 berichtet. „Herr Pandian," heißt es darin, „ist schon im Jahr 1897 in Madras öffentlich, aber vergeblich aufgefordert worden, Rechenschaft abzulegen über die Verwendung der bedeutenden Summen, die er in England gesammelt hatte. Zwei baptistische Missionare haben öffentlich die Empfehlungen, die sie ihm früher gegeben hatten, widerrufen! Der Christian Patriot, ein von christlichen Eingebornen in Madras herausgegebenes Wochenblatt, hat in seiner Nummer vom 4. September 1897 mit Rücksicht auf seinen Versuch, in England 30000 Mark für sein ‚Missionswerk' zu sammeln, eine ausdrückliche Warnung in englischen und amerikanischen Zeitungen gegen solche ‚unabhängige Missionare' angeregt. Untersuchungen über schwere Beschuldigungen in Bezug auf seine Moral und sein Geldgebaren war Herr Pandian zweimal durch Niederlegen seiner Stellung bei Missionaren ausgewichen. Von seiner großsprecherischen Ankündigung von 1000 Predigtplätzen und Schulen in indischen Dörfern hat man dort nichts als höchstens eine elementare, sogenannte ‚Pial-Schule' (tamulische Verandaschule) gefunden! Wir haben noch weiteres Material über Herrn Pandian zur Verfügung. Doch wird das Gesagte genügen, um denen, die ihn gehört haben, ein Urteil über die Glaubwürdigkeit seiner Berichte zu ermöglichen."



Heidenpredigt in einem indischen Dorf.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien
und die Anfänge des Christentums daselbst.

Von Miss. K. Schaal.

1. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien 1498 hatte für Europa keine so große Bedeutung, wie die Entdeckung Amerikas, das geeignet war, für die europäischen Völker eine zweite Heimat zu werden. Indien und seine Produkte waren im Abendland schon lange bekannt. Schon die Phönizier scheinen Handelsverbindungen mit Indien unterhalten zu haben. Die Waren brachten sie auf dem Landweg vom arabischen Golf nach Tyrus. Weil dies aber teuer und beschwerlich war, bemächtigten sie sich des dem arabischen Meerbusen am nächsten gelegenen Hafenorts Rhinocolura am mittelländischen Meer, von wo aus die Waren per Schiff nach Tyrus geschafft werden konnten. Dadurch wurde Tyrus der Stapelplatz für die vom Osten kommenden Waren und die Phönizier hatten lange Zeit eine Art Handelsmonopol. Daß der Handel sehr einträglich war, sehen wir aus Jesaja 23, 8, wo ihre Kaufleute Fürsten und ihre Krämer die Herrlichsten im Lande genannt werden. Ob die mit Hilfe des Königs von Tyrus ausgerüstete Handelsflotte Salomos (1. Kön. 9, 26) nach Indien kam, ist nicht festzustellen. Sicher jedoch ist, daß Alexander der Große an der Mündung des Nil Alexandrien gründete, um den sehr einträglichen Handel mit den kostbaren Produkten des Ostens von Tyrus dorthin zu lenken. Durch die Schwierigkeiten bei der Einnahme von Tyrus gewann er sowohl eine hohe Meinung von dem Wert einer Seemacht, als auch von dem Reichtum, den die Bürger sich vornehmlich durch den Handel mit Indien erworben hatten. Alexandrien wurde nicht nur der Sitz der Bil-

dung und Wissenschaften, sondern auch Mittelpunkt des Welthandels der alten Welt. Seine beabsichtigte Unterwerfung Indiens im Jahr 326 v. Chr. gelang ihm nicht, weil ihm das Heer, erschöpft von den endlosen Strapazen, den Gehorsam verweigerte, als er in der oberen Gangesebene angekommen war. Sein frühzeitiger Tod machte allen seinen Plänen betreffs Indien ein Ende. Die ersten genaueren Nachrichten, die wir über Indien und seine Bewohner haben, verdanken wir ihm. Seine Beschreibung von Land und Leuten stimmt genau noch nach Verlauf von zwei Jahrtausenden.

Unter seinen Nachfolgern wurden die Handelsverbindungen zu Wasser und zu Land aufrecht erhalten und gefördert, und als die Römer kurz vor Christi Geburt das Erbe des Mazedoniers antraten, waren sie nicht weniger lüstern nach den Erzeugnissen Indiens. Ihr praktischer Sinn, der sie befähigte, neue und gute Verkehrsstraßen zu schaffen, und ihr Durst nach diesen Luxusartikeln trug dazu bei, den Handel mit Indien zu heben und letzteres dem Abendlande näher zu bringen. Während früher die Fahrzeuge immer langsam der Küste entlang segelten, wurde um das Jahr 50 n. Chr. der arabische Meerbusen quer durchschifft. Dies blieb von da an die gewöhnliche Route nach Indien für etwa 1400 Jahre, bis durch Vasco de Gama der Weg um das Kap der guten Hoffnung gefunden wurde. Mit der Ueberflutung des Morgenlandes durch den Islam ging auch der einträgliche Handel mit Indien in die Hände der Anhänger des falschen Propheten über. Deshalb wurde auch den Portugiesen, als sie nach Indien kamen, von den Arabern am meisten Widerstand entgegengesetzt. Da letztere dem im 15. Jahrhundert erwachenden Handelsgeist in Europa eine unüberwindliche Schranke nach Osten hin zogen, mußte sich dieser andere Bahnen schaffen, um den Durst nach den Schätzen des Orients befriedigen zu können. Dies führte zu einer Entdeckung, welche die Versuche der Mohammedaner, die Europäer von Indien abzuhalten, zu nichte machte.

Nachdem schon unter dem König Johann II. von Portugal durch Bartholomäus Diaz der Weg über das Kap der guten Hoffnung hinaus gefunden worden war, beschloß der König eine Flotte auszurüsten, um die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien zu vollenden, starb aber, bevor sein Plan ausgeführt werden konnte. Sein Nachfolger Don Manuel nahm denselben jedoch wieder auf.

Er ließ vier Schiffe unter der Aufsicht des erfahrenen Bartholomäus Diaz ausrüsten, zu deren Befehlshaber Vasco de Gama ernannt wurde, der sich der großen Aufgabe gewachsen zeigte. Seine unerschütterliche Festigkeit ließ ihn vor keinem Hindernis zurückschrecken, und trotz der unerhörten Länge dieser denkwürdigen Reise und der Beschwerden, die sie im Gefolge hatte, bewahrte er sich das Vertrauen seiner Leute bis auf den letzten Tag. Die Schiffe Vasco de Gamas waren im Vergleich zu den heutigen Indienfahrern nur Nußschalen, die heute kaum mehr beachtet würden; war doch sein größtes Schiff, die Gabriele, auf der er sich selbst befand, nur 120 Tonnen groß. Um so größer ist darum auch die That, die er vollbrachte. Die Nacht vor der Abreise verbrachte Vasco de Gama mit seiner Mannschaft in einer Kirche. Am folgenden Morgen, den 8. Juli 1497, wurde er mit seinen Begleitern in feierlicher Prozession zum Hafen geleitet, wo ihnen noch eine Generalbeichte abgenommen und Absolution erteilt wurde. Unter dem Segen der Kirche, der Gunst des Königs und den Zurufen der freudig erregten Menge verließen die Schiffe den Hafen Lissabons. Da Wind und Wetter ihnen günstig waren, kamen sie in verhältnismäßig kurzer Zeit auf den Kapverdischen Inseln an, wo sie sich einige Tage aufhielten. Hier faßte Vasco de Gama den kühnen Entschluß, nicht der Küste Afrikas entlang zu fahren, wie seine Vorgänger, sondern in gerader Linie durch den atlantischen Ocean hindurch auf das Kap der guten Hoffnung hinzusteuern. Weil ihn aber Wind und Meeresströmungen nötigten, hin und her zu kreuzen, brauchte er 93 Tage bis zur Insel St. Helena. Nach zwei vergeblichen Versuchen gelang es ihm, am 22. November das Kap zu umsegeln.

Von hier ging es an der Ostküste Afrikas weiter. Fast an allen Orten, an denen sie landeten, um Holz und Wasser einzunehmen, wurden sie von den Eingeborenen in feindseliger Weise belästigt. Auch litt ein großer Teil der Mannschaft an Skorbut. Füße und Hände schwollen an und das Zahnfleisch war ihnen über die Zähne gewachsen, sodaß sie wochenlang keine feste Nahrung zu sich nehmen konnten. Wegen Mangels an gesunden Leuten zur Bedienung der Schiffe wurde das kleinste verbrannt, nachdem die Ladung auf die andern verteilt worden war. Je weiter die Portugiesen jedoch an der Ostküste Afrikas nach Norden vordrangen,

desto mehr Schwierigkeiten wurden ihnen von den listigen arabischen Händlern bereitet, die nicht mit Unrecht unliebsame Konkurrenten in ihnen sahen und ihr weiteres Vordringen zu verhindern suchten. Melindi, das sie am 15. April 1498 erreichten, war der nördlichste Punkt, den sie auf der Ostküste Afrikas berührten, und dies war auch der einzige Ort, an dem sie eine freundliche Aufnahme fanden. Der dortige König gab ihnen einen seekundigen Piloten von Gudscharat mit, der sie in der Zeit vom 24. April bis zum 20. Mai glücklich über den arabischen Meerbusen in die Nähe von Kalikut brachte. Vasco de Gama sandte einen seiner Leute, John Nunez (einen Verbrecher) als Kundschafter ans Land. Dieser brachte ihm dann einen aus Tunis gebürtigen Mauren, durch dessen Vermittlung er mit dem König und den Einwohnern des Landes verkehren konnte. Dieser Maure, ein schlauer Fuchs, beschrieb ihnen das Land als voll von Gold und Edelsteinen und erweckte so die abenteuerlichsten Hoffnungen in den Portugiesen. Vom Samorin, dem König, sagte er, daß er ein mächtiger und gewaltthätiger Herrscher sei, der sich nicht um die Gunst oder Ungunst anderer Könige kümmere. Vasco de Gama war aber ein mutiger und tapferer Mann und setzte sich persönlich großer Gefahr aus, indem er selbst den Löwen in seiner Höhle aufsuchte. Seinem Bruder Paulo de Gama, der als zweiter Befehlshaber die Expedition mitmachte, gab er den Auftrag, falls ihm ein Unglück zustoßen und er nicht mehr zurückkommen sollte, sofort nach Portugal umzukehren. Am nächsten Tag machte er sich mit dreizehn seiner Leute auf den Weg, um dem König, der durch Boten vorher benachrichtigt worden war, einen Besuch zu machen. Die Beschreibung dieser Audienz, sowie der Landesbewohner und ihrer Sitten ist jedenfalls der Wahrheit gemäß, da sie mit den heutigen Verhältnissen nach 400 Jahren fast genau übereinstimmt. Getäuscht hat sich aber der Berichterstatter darin, daß er die bezopften Hindus, sowie den König für Christen und die Götzentempel für christliche Kirchen hielt. Dieser Irrtum ist ihm aber zu verzeihen, weil schon lange die Kunde nach Europa gekommen war, daß es in Indien ein christliches Königreich gebe, und thatsächlich wohnten auch nicht sehr weit von Kalikut entfernt mehrere hunderttausend Christen, die sogenannten Thomaschristen, die Vasco de Gama auf seiner zweiten Reise im Jahr 1502 kennen lernte.

Der Berichterstatter der Expedition erzählt: „Die Stadt Kalikut ist von Christen bewohnt; dieselben haben eine rotbraune Hautfarbe. Einzelne haben große Bärte und langes Haupthaar, andere rasieren sich alles ab und lassen sich nur auf dem Scheitel eine lange Locke stehen, zum Zeichen, daß sie Christen sind. Sie tragen auch Schnurrbärte. Sie durchstechen die Ohren und tragen viel Goldschmuck darin. Der Oberkörper ist unbedeckt; nur von den Hüften abwärts tragen die Wohlhabenderen ein feines Baumwolltuch, während die andern sich nur notdürftig bedecken. Die Frauen sind häßlich und klein; sie tragen viel Schmuck am Hals und an den Armen und haben Ringe mit Edelsteinen besetzt an den Zehen. Die Leute scheinen gutgesinnt und von milder Gemütsart, aber unwissend und habsüchtig zu sein. Sie baden einmal in drei Jahren in einem Fluß in der Nähe der Stadt. Der König und seine Leute essen keinerlei Fleisch, nicht einmal Fische, obgleich es deren viele giebt. Sie halten es nämlich für eine Todsünde, ein Lebewesen umzubringen. Es ist zu verwundern, daß der König und seine Umgebung nur von Reis, Milch und Butter leben können. Palmwein trinkt der König aus einem silbernen Becher, den er aber nicht an die Lippen setzt, sondern er gießt sich den Inhalt aus einer gewissen Entfernung in den Mund ein. Die niedern Volksklassen essen Fleisch, aber weder vom Ochsen, noch von der Kuh, weil diese Tiere heilig sind. Wenn die Hindus einen Ochsen auf der Straße treffen, berühren sie denselben und küssen nachher ihre Hand zum Zeichen großer Unterwürfigkeit. Das Lieblingstier der Bewohner des Landes ist der Elefant, der auch im Krieg verwendet wird. Einige Könige besitzen deren 1500, andere 1000 oder 800, je nach der Ausdehnung ihres Reiches. Die Eingebornen ziehen ihre Schiffe ans Land mit Hilfe großer Elefanten, die auf einen bestimmten Ruf ihrer Treiber hin sogar springen, was fabelhaft klingen mag, aber nichtsdestoweniger wahr ist. Es befindet sich ein wunderbarer Tempel in der Stadt. Wer denselben an einem bestimmten Tag im Jahr betritt, muß sterben infolge teuflischer Erscheinungen. An einem andern Tag werden unter sonderbaren Ereignissen in der Natur die Lampen von unsichtbarer Hand angezündet. Auch Juden giebt es hier, deren König von den zehn Stämmen abstammen soll.“

Bevor Vasco de Gama mit seinen Leuten dem König vorgestellt wurde, führte man sie zu einem Tempel, in den sie aber nicht eintreten durften. Die darin verehrte Kali oder Mariamma hielten sie für Maria, die an den Wänden angebrachten Bilder, Inkarnationen des Wischnu darstellend, z. B. eines mit zolllang hervorstehenden Zähnen und sechs Armen, für Bilder der Heiligen.

Die heilige Asche, mit der alle bestrichen waren, wurde auch Vasco de Gama angeboten, damit er sich und sein Gefolge damit bestreiche. Er übergab sie einem seiner Leute, den Priester versichernd, daß er später davon Gebrauch machen wolle. Den König fanden sie nur mit einem Muslintuch um die Hüften auf einem Ruhebett liegend an. Was ihnen am meisten in die Augen fiel, war ein riesiger goldener Spucknapf, dessen Oeffnung sechzehn Zoll breit war und in welchen der König die gekauten Reste der Betelnüsse in wenig ästhetischer Weise ausspuckte. Vasco de Gama grüßte den Samorin in der landesüblichen Weise mit zusammengelegten, gen Himmel gehobenen Händen und ehrfurchtsvoller Verbeugung. Der König hieß ihn Platz nehmen und seine Wünsche vorbringen, was Vasco de Gama denn auch that, worauf der König, der durch eine neue Handelsverbindung auf schönen Gewinn hoffte, ihm seine Unterstützung zusagte. Die Geschenke, bestehend in Zeug, Hüten, Waschbecken, Zucker, Oel, Honig und Korallenketten, welche Vasco de Gama am folgenden Tag dem König schicken wollte, wurden von den Räten desselben als zu minderwertig mit Hohn zurückgewiesen mit der Bemerkung, der ärmste Mekkakaufmann bringe edlere Gabe. Vasco de Gama entschuldigte sich damit, daß er sagte, er sei kein Kaufmann, sondern ein Gesandter. Nichtsdestoweniger ließ man ihn am folgenden Tag, als er ein zweitesmal zum König vorgelassen zu werden wünschte, vier Stunden lang vor der Thür warten und auch der König selbst empfing ihn sehr ungnädig und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er keine Geschenke gebracht habe, worauf er versprach, das nächstemal den Fehler wieder gut zu machen. Als er jedoch nach dieser Audienz zu seinen Schiffen zurückkehren wollte, wurde er einen Tag lang von den arabischen Händlern gefangen gehalten, welche beabsichtigten, die portugiesischen Schiffe näher ans Land zu locken, zu berauben und die Mannschaft niederzumachen. Erst nachdem er einen Teil seiner Waren hatte ans Land schaffen lassen, setzten sie ihn wieder in Freiheit. Obgleich die Araber ihm alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legten, gelang es ihm doch, in den zwei folgenden Monaten seine Waren gegen Erzeugnisse des Landes umzutauschen. Vasco de Gama selbst durfte der verräterischen Araber wegen nicht mehr wagen, das Land zu betreten. Vor seiner Abreise Mitte August jedoch schrieb er einen Brief an den König, der vollständig in den Händen

dieser Händler war, worin er sich über die Ränke und Feindseligkeiten der Mohammedaner beschwerte. Der König entschuldigte sich und erklärte, nichts von alledem gewußt zu haben. Er gab ihm einen Brief an den König von Portugal mit, der lautete: „Ich war sehr erfreut, daß Vasco de Gama, ein Edelmann aus Ihrem Lande, zu mir kam. Mein Land ist reich an Zimt, Nelken, Pfeffer, Ingwer und Edelsteinen. Was ich mir dagegen erbitte, ist: Gold, Silber, Korallen und Scharlachkleider."

Am 30. August trat Vasco de Gama die Heimreise an. Als Beweis, daß er wirklich Indien entdeckt habe, nahm er fünf Hindus mit. Infolge andauernder Windstillen und widriger Winde brauchten die Schiffe drei Monate weniger drei Tage, um über die arabische See an die afrikanische Küste zu gelangen. In dieser Zeit starben dreißig Leute an Skorbut, und da eine ähnliche Anzahl schon früher daran erlegen war und viele noch darnieder lagen, so blieben zur Bedienung für jedes der drei Schiffe nur je 7—8 Mann übrig. Die Freude war darum unbeschreiblich, als sie endlich am 2. Januar 1499 Land erblickten; hatten sie nun doch wieder Hoffnung, von dieser schrecklichen Krankheit zu genesen. In Melindi, wo sie früher schon so gastliche Aufnahme gefunden hatten, hielten sie sich einige Tage auf, um sich einigermaßen zu erholen. Als dann auf ihrer Weiterfahrt am 13. Januar das zweite ihrer Schiffe, der Rafael, auf eine Sandbank geriet, verbrannten sie es, da die Mannschaft zur Bedienung von drei Schiffen nicht ausreichte. Infolge eines Sturmes im atlantischen Ocean wurden die beiden Schiffe von einander getrennt und erreichten deshalb jedes einzeln den Hafen von Lissabon. Vasco de Gama betrat den portugiesischen Boden wieder am 29. August 1499 nach einer Abwesenheit von mehr als zwei Jahren. Von seinen 148 Begleitern brachte er nur noch 55 zurück. Auch sein Bruder Paulo de Gama war einige Tage zuvor auf den Azoren gestorben.

---

2. Vasco de Gama's zweiter Besuch im Jahr 1502.

Kabral, der im Jahr 1500 nach Kalikut kam, hatte von seiten der Mohammedaner die gleichen Feindseligkeiten zu erfahren. König Manuel und seine Räte beschlossen daher, den Samorin zu bestrafen und die Seeherrschaft der Araber zu brechen, damit der gewinnbringende Handel über Portugal geleitet werden könne. Vasco de Gama wurde mit dieser Aufgabe betraut, der eingedenk der Demütigungen, die er durch den Samorin und die Mohammedaner hatte erleiden müssen, gründlich zu verfahren im Sinne hatte. Der kühne Seefahrer hat das in ihn gesetzte Vertrauen auch diesmal nicht getäuscht; wir lernen ihn da von einer Seite kennen, die uns weniger sympathisch berührt, ja geradezu abstößt. Als Vasco de Gama mit seiner stattlichen Flotte von 20 Schiffen in der Nähe von Kannanur ankam, bemerkte er ein großes arabisches Schiff, auf dem sich etwa 300 Mekkapilger befanden, das er gleich kapern ließ. Als die Mohammedaner merkten, daß kein Entrinnen war, boten sie all ihren Besitz an für ihr Leben. Vasco de Gama ließ sich jedoch durch nichts erbitten. Nachdem er alle Wertsachen der Pilger auf seine Schiffe hatte bringen lassen, wählte er sich 20 ihrer Kinder aus, die er einem Gelübde gemäß nach Portugal in ein Kloster bringen wollte. Hierauf schloß er die Männer ein oder fesselte sie und ließ Feuer an das Schiff legen. Das Jammergeschrei der Armen war entsetzlich. Die Frauen hielten ihre Kinder empor und flehten um Gnade. Manche der portugiesischen Seeleute, denen das Jammergeschrei der Elenden zu Herzen ging, wünschten, daß Vasco de Gama sich erbarmen möge. Der grausame Mann jedoch schenkte ihnen kein Gehör, sondern ließ alle auf diese entsetzliche Weise zu Grunde gehen.

Als die Eingebornen von dieser grauenvollen That hörten, fingen sie an, den portugiesischen Namen und die christliche Religion in gleicher Weise zu hassen und zu verachten. Die Furcht war aber noch größer als der Haß. Als hierauf der den Portugiesen freundlich gesinnte König von Kannanur Vasco de Gama begrüßen wollte, ließ ihm letzterer sagen, er werde den indischen Boden nicht eher betreten, als bis er an Kalikut Rache genommen habe. Die zwei Boten, die ihm der Samorin, nichts Gutes ahnend, entgegen schickte, ließ er aufhängen. Nachdem er vor Kalikut Anker geworfen

hatte, kam ein Abgesandter des Königs, durch welchen letzterer um Frieden bitten und die weitgehendsten Zugeständnisse, den Handel betreffend, machen ließ. Vasco de Gama erklärte ihm aber, daß es nur einen Weg zum Frieden gebe, nämlich den, daß der König sämtliche Mohammedaner austreibe. Hierauf ließ der Samorin ihm sagen, daß er es für ein großes Unrecht und eine Entehrung seiner selbst halten würde, die mehr als 5000 Mohammedaner, die ihm und seinen Vorgängern vielen Gewinn gebracht hätten, aus der Stadt zu vertreiben. Er sei jedoch zu irgend einer andern Sühne gerne bereit. Wütend über diese Antwort ließ Vasco de Gama 50 Fischer, die in der Nähe seiner Schiffe dem Fischfang oblagen, gefangen nehmen und auf seine Fahrzeuge bringen. Dem Abgesandten des Königs zeigte er eine Sanduhr und mit den Worten: „Morgen Mittag um 12 Uhr ist sie abgelaufen; wenn bis dahin der Samorin für seine Vergehen eine genügende Summe Gold gesandt hat, werde ich ihm vergeben!“ entließ er ihn. In der Nacht ließ er sodann seine Schiffe möglichst nahe ans Land bringen. Andern Tags 12 Uhr gab ein Schuß das Zeichen zum Angriff, den er damit einleitete, daß er die unschuldig gefangenen Fischer alle aufhängen und dann angesichts der am Ufer stehenden wehklagenden Menge den Leichnamen Arme und Füße abhauen und in ein Boot legen ließ, das er dem Samorin mit einem Schreiben folgenden Inhalts schickte: „Dies ist ein Geschenk für den König. Bei den Portugiesen ist es Brauch, daß für eins hundertfach gefordert wird.“ Die Leichname ließ er ins Meer werfen. Soweit die Kugeln reichten, wurde alsdann Kalikut zerstört.

Wenn diese Grausamkeiten mit den rauhen Sitten damaliger Zeit vielleicht auch nicht zu sehr in Widerspruch standen, so trugen sie doch viel dazu bei, die christliche Religion in den Augen der Leute verhaßt zu machen, umsomehr als diese Fälle nicht vereinzelt blieben und sich selbst unter den Augen der Priester, ja zum Teil auf ihre Anregung hin zutrugen. Wo die eingeborenen Fürsten sich nicht willig unterwerfen wollten, wurde Gewalt angewendet. Daher ist die Geschichte der ersten Jahrzehnte der portugiesischen Herrschaft in Indien eine ununterbrochene Kette von Krieg und Blutvergießen. Die herzlosen und nur nach Geld hungrigen Portugiesen sahen von vorn herein Indien nur als ein Objekt der Ausbeute an, ohne daß sie sich verpflichtet gefühlt hätten, etwas

zu thun zur Hebung der unterworfenen Völker oder zur Eröffnung neuer Erwerbsquellen für den Handel. Als daher im Jahr 1661 die Holländer die Portugiesen in Indien verdrängten, wurde dies von den Eingeborenen mit Freuden begrüßt, denn die letzteren hatten sich durch Druck, Gewaltthat und Ungerechtigkeit längst bei denselben verhaßt gemacht.

Nach diesen Racheakten, durch die er der Schrecken der Bevölkerung geworden war, begab sich Vasco de Gama nach Kotschin, südlich von Kalikut, um die schon von Kabral (1500) daselbst angeknüpften Verbindungen zu befestigen. Die dortigen Christen freuten sich, in den Portugiesen Glaubensgenossen zu finden. In der Hoffnung, unter einem christlichen König noch mehr Vorrechte zu erlangen, als ihnen bisher von den heidnischen Fürsten zugestanden waren, unterstützten sie Vasco de Gama in seinen Unternehmungen. Sie sandten eine Deputation auf das Schiff und ließen Vasco de Gama bitten, sie unter seinen und seines Königs Schutz zu nehmen und sie gegen die gewaltthätigen Uebergriffe der Mohammedaner zu verteidigen. Als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit soll die Deputation das Scepter eines ihrer früheren christlichen Könige, einen scharlachroten Stab mit drei silbernen Glöcklein daran, Vasco de Gama übergeben haben. Nur zu bald fanden sie jedoch bittere Ursache, ihre allzugroße und voreilige Vertrauensseligkeit diesen Glaubensbrüdern gegenüber zu beklagen. Sie dachten nicht im geringsten daran, daß, ehe viele Jahre vergingen, dieselben Leute sie viel intoleranter und grausamer behandeln würden, als Heiden und Mohammedaner es je gethan hatten. Die Arroganz und Intoleranz der römischen Kirche waren ihnen völlig unbekannt. Vasco de Gama machte sich dieses Anerbieten der syrischen Christen zu nutze. Er empfing die Gesandtschaft mit großer Höflichkeit und versicherte sie seines Beistandes, sobald er festen Fuß im Lande gefaßt habe. Letzteres gelang ihm mit großer Schnelligkeit trotz allen Widerstandes der durch die Mohammedaner aufgehetzten Fürsten. In dem König von Kotschin und den syrischen Christen fanden die Portugiesen Verbündete, die ihnen behilflich waren, ihre Herrschaft zu begründen. Bis zum Jahr 1531 hatten sie sich den größten Teil der Westküste Indiens unterworfen.

(Schluß folgt.)

Chinesische Eigentümlichkeiten.

Von Miss. J. Flad.

Gar vieles ist bei dem „schwarzhaarigen Volke des Reiches der Mitte" ganz anders als bei uns „Menschen der westlichen Meere". Zwar gehen die 400 Millionen Chinesen auch nicht auf den Händen und stellen sich nicht auf den Kopf, und in Schlafen und Wachen sieht man sie vor uns „Westländern" nichts Besonderes thun, außer daß sie auf harten Brettern, auf einer Binsenmatte und auf Stroh schlafen, daß sie ihre Kopfkissen oft mit Spreu füllen, und aus Holz, Leder oder des etwas verfertigen. Daher es ihnen auch als gar nichts Besonderes däucht, daß Jakob zu Bethel „einen Stein des Orts nahm und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an demselben Ort schlafen," wie 1 Mose 28 geschrieben stehet. Ebenso sind die „Chinesenmenschen" auch keineswegs dumm zu nennen, sondern es giebt und hat unter ihnen eine stattliche Anzahl hochbegabter Männer und Frauen gegeben. Hat doch jemand zu sagen gewagt: „in China findet man deshalb keine Juden, weil ein Chinese geriebener ist als neun Söhne Israels." Damit soll aber nicht gesagt sein, daß „unter dem chinesischen Himmel Leute von der Sonne alt gebrannt werden." Es giebt auch da solche, die „4 Teile Gescheidtheit und 6 Teile Dummheit" haben und die der chinesische Volksmund „älterer Bruder der Gans" benennt.

Tüchtige Kaiser und gute Staatseinrichtungen, blühende Felder und lachende Landschaften, die sich wie die hängenden Gärten der Semiramis ausnehmen, kannte man in China schon 2000 Jahre v. Chr., als in Deutschland noch weit und breit Urwald war und unsere Vorfahren auf Pfahlbauten oder in Höhlen ihr „kaltes" Dasein fristeten, meist von der Jagd lebten und sich auf die Bärenhaut legten, wie die noch übrig gebliebenen Rothäute Nordamerikas bis auf den heutigen Tag. Und während die Cimbern und Teutonen, die Sueven und Rauraker, oder wie die Volksstämme der Germanen alle heißen, halbnackt und in Tierfelle gehüllt einhergingen, verfertigte man unter der „himmlischen Dynastie" schon feine Seidenstoffe, in denen die vornehmen chinesischen Männlein und Fräulein

gar selbstbewußt und graziös einherstolzierten, gerade so wie sie es heute noch treiben und üben. Zerreißt nun ein solcher „Goldknabe“ oder „Edelsteinmädchen“ sein „Stück Rock“ oder ihre „Länge Hosen“, so setzt der „Kleidermachermeister“ oder die Frau Mama den Fleck stets von außen auf das Loch.

Auch kann der „fremde Mensch“ anfangs das männliche und weibliche Geschlecht nur schwer von einander unterscheiden und man wird gar oft an jene lateinische Regel erinnert: „communis ist was einen Mann und eine Frau bedeuten kann,“ denn bei den Chinesen ist kein solch gewaltiger Unterschied in der Kleidung von Männern und Frauen. Tragen doch auch letztere Hosen und Röcke, die sich zumal bei den ärmeren Volksklassen nur durch ihre größere Länge und einen etwas anderen Schnitt von denen der Männer unterscheiden. Wir haben in unsern Kleidern vorn und hinten, oben und unten überall Taschen; in einem chinesischen Anzug dagegen suchen wir auch eine Tasche vergeblich. Als Ersatz dafür besitzt der Chinese seine langen weiten Aermel, in denen erstaunlich viel Platz hat und woselbst manches versteckt wird, das von Rechts wegen eigentlich nicht hineingehören würde. Kommt dann etwa ein solcher Chinesenherr „deine Grashütte zu erleuchten“ und dir „das Licht zu vermehren“, so wirst du wohl daran thun, ein wachsames Auge auf seine langen Aermel, Fingernägel und Finger zu haben, sonst möchtest du bald nachher die unangenehme Entdeckung machen, es sei dir etwas Wertvolles abhanden gekommen. Von wegen dieser langen Aermel gebrauchen auch im „großen Osten“ weder Herren noch Damen nicht Handschuhe noch Muff, sintemal ja die Aermel selbst über die zolllangen Fingernägel hinausreichen, so daß man solche samt Fächer und „Handtuch“ und was man etwa sonst noch gebraucht, recht gut darin unterbringen kann.

Im „großen Westen“ findet man verhältnismäßig bei wenig Damen Armschmuck, dagegen schmückt sich jede Chinesenfrau, und sollte sie „arm bis zum Sterben“ sein, mit silbernen Armspangen, die sie auch bei der geringsten Arbeit anbehält und die ihr erst abgezogen werden, „wenn sie keinen Atem mehr in der Nase hat“, denn solche sind das Erkennungszeichen und Merkmal einer unbescholtenen Frau. Hat sie sich dagegen in irgend einer Weise vergangen, so wird sie zum Zeichen ihrer Entehrung ihres „Arm- und Kopfschmuckes beraubt“. Nicht selten trifft man auch Männer,

die sich mit Armringen zieren, und auch breite silberne Fingerringe sind nach chinesischer Sitte bei Männern und Frauen zu sehen.

Während wir unsere aus Leder gefertigten Schuhe schwarz anstreichen, bemalt der Chinese die sehr dicken Sohlen seiner meist aus Zeugstoff hergestellten Schuhe mit einer weißen Farbe, da man mit ihnen ja nur Staat macht und sie bloß bei schönem Wetter anzieht. Wird man unterwegs plötzlich vom Regen überfallen, so zieht man Schuhe und Strümpfe schleunigst aus und wandert mit den „entblößten braunen Füßen“ weiter. Die Strümpfe sind aber nicht etwa aus Wolle oder Baumwolle gestrickt, sondern aus Leinwandlappen zusammengenäht. Auch werden die Schuhe nicht nach dem Fuß gemacht zu möglichst bequemem Marschieren, sondern sie würden weit eher zu Büßungen und Wallfahrten taugen, daher das Sprichwort: „es giebt auf dieser Welt keine Schuhe, die einem genau passen,“ und der Ausspruch des Mencius, daß wenn ein Schuhmacher auch keine exakten Schuhe herstelle, er sie doch nicht wie Körbe mache.

Nach guter chinesischer Sitte ist es nicht ratsam, daß Mann und Frau es offenbar werden lassen, wie sie einander lieben. Das muß möglichst geheim gehalten werden. Dagegen ist es keine Seltenheit, daß der „Hausstrenge“ sein „altes Weib“ prügelt, und mehr als eine Chinesenfrau findet das in der Ordnung, wie z. B. jene, die zu mir auf mein „Schreibzeichenzimmer“ (Studierzimmer) kam und mit ihrer „handvoll Mund“ mit einem gewandten „Maultalent“ ihren Mann hart verklagte, daß er ihr schon einigemal „7 Teile Leben und 8 Teile Tod“ geschlagen habe, so daß sie schon „zweimal gestorben“ sei. Ihre denkwürdige Rede schloß sie mit dem Satz: „daß er mich im Monat ein- oder zweimal prügelt, das brauche ich.“ Und damit zog sie stramm ab, wie sie gekommen war. Auch ein Christ unsrer Missionsstation „im Ursprungsthal“ kam einmal zum Missionar und fragte ihn allen Ernstes, ob er ihm erlaube, sein Weib zu prügeln. Da ist oft guter Rat teuer, zumal innerhalb und außerhalb der Mauern gesündigt wird und beide Teile Recht und Unrecht zugleich haben. Selbst der weise Konfucius scheint mit der chinesischen Frauenwelt seiner Zeit keine gute Erfahrung gemacht zu haben nach seinem Ausspruch: „Frauen und Sklaven sind am schwierigsten zu behandeln, denn ist man zutraulich mit ihnen, so hauen sie über die Schnur; ist man zurück-

haltend, so sind sie einem gram." Wenn ein Chinese mit jemandem von seiner Frau spricht, so sagt er nicht etwa „meine Frau sagt so und so", sondern „mein Haus". Sie dagegen spricht von ihm einfach als von einem dritten: er ist krank; er ist ausgegangen ꝛc. Hat sie Kinder, so bringt sie unfehlbar eins mit und sagt: „dem sein Vater". Nie nennt sie ihn „mein Mann". Ist er schon alt an Jahren, so betitelt sie ihn „mein alter Knochen" (eigentlich „Hauptknochen"). Bei den Mahlzeiten essen Männer und Frauen nicht miteinander; letztere essen gewöhnlich erst nachher mitsamt den Mädchen und zwar gewöhnlich in der dunklen Küche. Giebt man ein Festessen, so darf der Gastgeber die Tafel erst verlassen, wenn alle Gäste fertig sind; dabei wird stets der heiße Wein zum Beginn und die warme Fleischbrühe zum Schluß der Mahlzeit getrunken. Die Einladung ergeht von dem „dummen jüngeren Bruder" an den „hohen Herrn" zum „Trinken des faden Weines". Hat man keinen Appetit, so entschuldigt man sich: „mein Magen hat sich noch nicht geöffnet". Wem es aber schmeckt, der „ißt drei Schüsseln durch nur zweimaliges Herschaufeln" oder aber „verschlingt er die vier Himmelsgegenden".

Anstatt dich zu fragen: „wie geht es dir?" erkundigt sich der Chinese: „Hast du schon Reis gegessen?" denn er denkt sehr viel an das Essen und ein Essen ohne Reis ist ihm überhaupt kein Essen. Auch erkundigt er sich teilnehmend, ob du täglich „zwei oder drei Mahlzeiten einnimmst". Und falls du vor dem Fragesteller gegessen, mußt du demütigst bekennen: „ich bin nicht würdig zuerst" (gespeist zu haben). Auch fragt er dich, ob du dich „mit kaltem oder warmem Wasser badest", und da du dort, wo es ja sehr heiß ist, dich mit kaltem Wasser badest, hast du ihm den zutreffendsten Beweis geliefert, daß du eben doch ein „fremder Teufel" bist, denn die Chinesen waschen jeden Morgen Gesicht und Hände mit warmem Wasser, das 30—35° R haben muß, und baden allabendlich mit gleichgradigem Wasser.

Während wir Menschen der „westlichen Meere" bei einem Besuch und beim Grüßen den Hut abnehmen, setzt der Chinese, sobald du dich seinem Hause näherst, den Hut auf, um dich recht würdig zu empfangen; die Brille dagegen thut er herunter und sollte er auch noch so kurzsichtig sein. Und anstatt, daß er dir die Hand zum Gruße reicht, schüttelt er seine eigenen Hände.

Dann setzt er dich nicht etwa zu seiner Rechten, sondern auf die linke Seite, denn diese ist „in den 18 Provinzen“ Chinas der Ehrenplatz, dieweil die linke Hand mehr Muße hat und nicht so viel leisten muß als die rechte. Nach diesem reicht er dir ein Täßchen Thee und bietet dir höchst liebenswürdig seine eigene gestopfte „Rauchröhre“ an und ladet dich ein, „Rauch zu essen“, aber nicht etwa mit einer Hand, sondern stets auf beiden Händen. Dann sagst du am besten: „ich esse keinen Rauch“. Den Thee aber gebietet die gute Sitte anzunehmen, jedoch auch nicht ohne Formalitäten, denn du mußt artig entgegnen: „ich bins nicht würdig“, worauf der „Gastherr“ dich versichert: „ganz würdig“. Und wenn du nun anhebst, mit beiden Händen nach der kleinen Schale zu greifen, so thust du es mit den Worten: „ich trinke deinen Reichtums-Thee“, oder: „ich versündige mich (dadurch) gegen dich“.

Nach diesem erkundigt sich der „erlauchte Herr“ nach deiner „bedeutenden Kreisstadt“, deinem „unvergleichlichen Palast“, deinem „erhabenen Zeichen“ (Namen), nach der Zahl deiner „Frühlinge und Herbste“, nach deinen Vermögensverhältnissen, was deine Kleider gekostet, wie viel du jährliches Einkommen hast u. s. w. Auch wünscht er dir „aus der ganzen Fülle seiner Herzenslänge, du mögest dich in einen langlebigen, nicht alt werdenden Halbgott verwandeln“. Kurzum, er fragt dich aus in die Kreuz und Quere (nur nicht nach deiner Frau und deinen Töchtern), um sich eine möglichst genaue Einsicht in deine Personalien zu verschaffen, etwa wie es bei uns bei einem Verhör zu geschehen pflegt. Das Angenehme dabei ist nur, daß du deinem „Gastherrn“ gegenüber Gleiches mit Gleichem vergelten darfst. Führt er dir aber etwa seine „Edelprinzen“ vor, so thust du besser, dieselben nicht zu loben, denn sollte bald darauf einer plötzlich erkranken, so hast du ihn ganz gewiß „elend gesprochen“. Auch darfst du nicht gleich sagen, aus welcher Ursache du eigentlich gekommen bist. Selbst wenn man dich fragt: was hast du für eine „wichtige Angelegenheit“? so mußt du erst sagen: „ich habe keine Sache“. Man redet „über 3 und 4“, von „Himmel und Erde“, wiederholt das eine und andere, schwatzt sich „den Mund trocken und den Hals dürr“ und erst zuallerletzt bringst du scheinbar ganz zufällig deine Sachen an den Mann. Sehr zutreffend hat man darum schon gesagt: während der Mensch seine Sprache habe, um seinen Gedanken Ausdruck zu

verleihen, hätten viele Chinesen ihre „scharfe Zunge", um ihres Herzens Gedanken zu verbergen.

Bei den chinesischen Büchern ist im Vergleich mit unsern Büchern vollends alles verkehrt; das Ende ist ihr Anfang und der Anfang das Ende, etwa wie bei einer hebräischen Bibel. Denn der Chinese liest nicht wie wir von links nach rechts, oder wie der Hebräer von rechts nach links, sondern von oben nach unten, da die Linien seiner Bücher nicht wagrecht, sondern senkrecht laufen. Unsere Buchstaben erkennt er überhaupt nicht als Zeichen an, sondern das sind ihm höchst wunderliche ki-li-kio-lo-Geschichten, mit denen man unmöglich eine „große Lehre" zum Ausdruck bringen kann. Denn „wie kann man auch mit 24 ‚barbarischen Zeichen' etwas schreiben, wo ‚wir Chinesenmenschen' doch viele Tausende von ‚chinesischen Zeichen' gebrauchen, um unsere ‚großen Lehren' dadurch zum Ausdruck zu bringen," also erklärt dir ein chinesischer „Bücherleser-Mann" mit einem Selbstbewußtsein, als hätte er mit „einem Schluck den Wangho (gelben Fluß) verschlungen". Mit solcher „Gescheidtheit" kämpft man vergeblich und man hält es lieber mit Gellert, wenn er in seinem „grünen Esel" sagt: „Dann kommt die Zeit und lehrt die Thoren, sie mögen wollen oder nicht." Bei den chinesischen Büchern schreibt man auch den Titel nicht auf die Rückseite, sondern unten hin an den Schnitt des Buches, da man die Bücher nicht der Reihe nach aufstellt, sondern im Büchergestell schichtenweise aufeinander legt. Auch werden die Blätter nicht aufgeschnitten, da man durchweg nur eine Seite des dünnen Blattes beschreibt. Die Wörterbücher sind nicht alphabetisch geordnet, denn dasselbe ist im „Lande der Litteratur" eine unbekannte Sache, sondern nach den 214 Grundwurzelzeichen, nach denen die Tausende und Abertausende der Zeichen zusammengesetzt sind. Will man z. B. im Wörterbuch ein unbekanntes Zeichen auffinden, so muß man zuallererst das „Kopfzeichen" herausfinden, wobei man als Hauptregel zu beachten hat — besonders bei zusammengesetzten Zeichen — daß dasselbe sich meist links befindet. Dann zählt man „die Striche und Häkchen" und findet so endlich das Gesuchte, ein Verfahren, das viel zeitraubender ist als das geschwinde Nachschlagen in unsern Lexika und Fremdwörterbüchern.

„Warum küssen sich die Menschen?" Diese Frage kommt keinem Chinesen. Denn dort küssen sich die Menschen nicht, weder

der Bräutigam seine Braut, noch die Mutter ihr Kind. So etwas kommt bei den gelben Chinesen nicht vor; haben sie doch, wie jemand meinte, rotes kaltes Blut. Das wäre auch gar zu sehr gegen „Richtmaas und Zirkel", wie das chinesische Wort Kwui ki („abgezirkelte Sitte") wörtlich heißt, wenn man sich hierin etwas vergeben würde.

Seinen zugeklappten Schirm trägt der Chinese nicht etwa am oberen, sondern am unteren Ende. In den heißen Monaten gebrauchen sowohl Männer als Frauen den Fächer; hat man keine Hand dafür frei, so steckt man ihn in den Nacken, etwa wie das rote Täfelchen, das man einem zum Tode Verurteilten dort hineinsteckt. Jeder Chinese männlichen Geschlechts läßt sich mindestens alle 14 Tage drei Viertel seines Schädels glatt rasieren, und nur die Haare seines Hinterkopfes läßt er stehen, wobei er sie in Form eines Zopfes, mindestens so lang wie den seiner Frau, trägt, nur daß diese ihren Zopf nicht herunterhängen läßt, sondern in ihrem silbernen Haarschmuck befestigt. Auch sein „bischen Bart" wird säuberlich abrasiert, und erst nach dem 40. Lebensjahr, wenn man „rechter Großvater" geworden ist, läßt man einen Schnurrbart stehen.*) Beim Anblick des schönen Vollbarts eines „rothaarigen Barbaren" sind die Chinesen höchlich erstaunt, daß bei diesem das Haar in solcher Fülle nach vorne, bei der „schwarzhaarigen Nation" dagegen nach hinten hinunter wachse.

Hat sich jemand „gegen ihn versündigt", so hat er „kein Angesicht mehr" und der „Versündiger muß ihm sein Angesicht wieder zurückgeben". Bei den Chinesen heißt der Kompaß: „Nadel die nach Süden zeigt" und nicht etwa nach Norden, wie in andern Ländern. Auch sagt der Chinese nicht: nordwest, nordost, südost, südwest; sondern: westnord, ostnord, ostsüd, westsüd. Und anstatt zu sagen: vier Sechstel, sagt er: von sechs Teilen vier.

Selbst seinen Namen dreht der Chinese um. Zuerst kommt der „hohe Geschlechtsname" und dann erst der „hochwürdige Eigenname". Die erste Frage lautet immer: „Welches ist dein hoher Geschlechtsname"? Und dann erst folgt als zweite Frage: „Welches

*) „Rechter Großvater" ist man in China, wenn einem „der Himmel einen Enkel beschert hat", „leerer Großvater" dagegen, wenn man „durch des Himmels Bestimmung ein Mädchen", oder wie ich einmal hörte, „ein Kälbchen" als Enkelin bekommen hat.

ist dein hochwürdiges Zeichen?" Aus Herr Müller macht der Chinese: Müller Herr, und anstatt zu sagen: Onkel Maier, sagt er: Maier Onkel. Beim Datum schreibt er zuerst das Jahr, dann den Monat und zuletzt den Tag.

Nach dem Glauben der Chinesen wird „der Kranich tausend Jahre und die Schildkröte sogar zehntausend Jahre alt". Sein Himmel ist nicht blau, sondern grün; er schwört „im Angesicht des azurnen Himmels". Die Farbe der Trauer ist nicht schwarz, sondern weiß, blau und grau. Das Briefporto wird stets vom Empfänger und nicht vom Absender bezahlt, sonst könnte man Gefahr laufen, daß das „Tausend-Meilen-Pferd" (der Briefträger) den Brief gar nicht abliefert, sondern einfach wegwirft. Und die vielen Tausende, die kein „blindes Zeichen kennen", d. h. ihre Briefe nicht selbst zu schreiben verstehen, gehen an die „drei Kreuzwege" und lassen sich dort von einem öffentlichen Briefschreiber „im Angesicht der großen Menge" ihren Brief schreiben; dort läßt man sich auch vor aller Welt wahrsagen. Der Leichenstein wird dem Verstorbenen immer zu den Füßen gesetzt. Der Leichensager „meldet das Leben" des Verstorbenen. Die Leichenträger nennt man „die acht Halbgötter".

Der chinesische Reiter besteigt sein Pferd nicht von der linken, sondern von der rechten Seite; der Pferdknecht geht voraus, um „den Weg zu eröffnen". Der plumpe, schwere Sattel, der seine 40—50 Pfund wiegt, ist teurer als das Pferd, daher das Sprichwort: „ein Pferd zu kaufen ist leicht, einen Sattel dagegen schwer." Geht der chinesische Bauer aus, sein Feld zu bestellen, so treibt er seinen „Wasserbüffel" oder seine „gelbe Kuh" leer voraus, er selbst aber hat sich mitsamt seinem „alten Weib" Joch, Pflug und Egge aufgeladen. Jener Chinese hatte also nicht so ganz Unrecht, wenn er meinte, wir sollten uns eigentlich nicht „Chinesen*menschen*, sondern Chinesen*ochsen* nennen von wegen unsres „Lastenlebens", weil wir unsere „Länge Leben" unsere Achseln zu Wagen machen müssen". Wer in China vom Geschlechtsnamen „Gelb" ist, betitelt seine „gelbe Kuh" „Sandkuh", weil er nicht mit seinem „Feldschatz" den „gleichen Geschlechtsnamen" tragen will.

Der chinesische Nachtwächter schlägt in bestimmten Zeitabschnitten seine Trommel, damit die „Nachtdiebe" genau wissen, wo er sich jetzt gerade aufhält, anstatt daß er heimlich hinginge, dieselben

einzufangen; desgleichen thun auch die wachhabenden Soldaten auf den vielen Wachtschiffen der chinesischen Seen und Kanäle, Ströme und Flüsse, denn dort ist „das Ergreifen der Diebe leicht, das Loslassen derselben dagegen schwer“. Man fängt sie darum lieber nicht, damit man nicht „in die schwierige Lage komme, wie nun die Herren wieder loszubekommen“.

Das Spazierengehen ist in China auch nicht Sitte. Will sich der Chinese erholen, so findet er es viel vernünftiger, „hinzusitzen bis Wurzeln wachsen“, seinen Thee zu trinken und „Rauch zu essen“, oder sich ganz bequem niederzulegen.

Wenn der chinesische Schüler seine Lektion aufsagt, so „wendet er dem Buch und Lehrer den Rücken“, anstatt Front zu machen und letzteren anzusehen. Fast jeder Chinese ist Konfucianist, Buddhist und Taoist in einer Person und bekennt sich in einem Atemzug zu diesen drei heidnischen Religionssystemen, zieht aber bald diese, bald jene vor, je nach dem es ihm rätlich erscheint in seinen „hunderterlei Nöten und tausendfach aufgetürmten Trübsalen“. In seinen Götzentempeln stehen nicht selten die Stifter dieser „drei Lehren“ in „großem Frieden“ nebeneinander.

Die empfindlichste Rache besteht darin, daß man sich in das Haus des Todfeindes begiebt oder sich vor dessen „große Thüre“ legt und „ihm dort zum Verdrusse“ das eigene Leben nimmt. „Ich sterbe dir zum Verdruß“ ist deshalb eine schreckliche Drohung. Von wegen des gänzlichen Mangels an Zeitungen und Lokalblättchen zeigt man die Annoncen in Form von Plakaten an, die an den öffentlichen Gebäuden und Plätzen angeklebt werden. Dort liest man auch die Rechenschaftsberichte über die Höhe der milden Beiträge zu Götzentempelbauten, Theatervorstellungen, „Armenteufelsfeste“, Brückenbauten, Wegreparaturen und anderes. An jeder bessern Brücke ist eine Tafel in einen Stein eingelassen, auf welcher die Beiträge jedes der „großen Herren“ für ewige Zeiten eingegraben sind, hart neben dem kleinen Tempelchen des Brückengeistes. Auf diese Weise werden auch Dankesadressen veröffentlicht, kaiserliche Erlasse bekannt gemacht, die Befehle der Mandarine ausgegeben mit dem stets wiederkehrenden Refrain: „jeder gehorche mit Zittern; keiner erzeige sich widerspenstig!“ Ein ungerechter Mandarin, ein hartherziger Bürger findet eines schönen Morgens ein Plakat an seinem Hause, auf welchem der ungenannte Verfasser

ihm derb die Wahrheit sagt, meist in Knittelversen. Und wer so arm ist, daß er die Druckkosten zu einem solchen Pamphlet nicht erschwingen kann, der setzt sich ganz ungeniert tagelang vor das Haus seines Bedrängers und teilt jedem Vorübergehenden haarklein seinen Jammer mit. Wer seinem Feind einen anonymen Schmähbrief schickt, der nimmt noch zwei bis drei „Herzensfreunde“ dazu und so wird jedes Zeichen von drei bis vier Händen geschrieben, damit der also Geschmähte die Handschrift nicht herausmerkt. Die „Himmelsfuß“ oder „Nicht binden Fuß-Gesellschaft“, die sich vor noch nicht langer Zeit gebildet hat, verfaßte ein Lied, worin das Fußbinden der vornehmen Mädchen gegeißelt wird. Um nun dasselbe unter die Massen zu bringen, wurden die blinden Bettler scharenweise zusammengetrieben und ihnen das Lied eingepaukt. Und nun durchziehen sie die chinesischen Städte und Märkte und singen im hohen Fistelton ihren Singsang herunter. Die große Menge aber bleibt stehen, sperrt Maul und Augen auf, spitzt die Ohren, lacht dazu, singt das Lied bald nach und der Zweck ist erreicht.

Die Aushängeschilde der chinesischen Kaufläden und Apotheken, Theehäuser und Nachtherbergen sind nicht etwa oben querüber angebracht, sondern hängen herunter fast bis auf den Boden, tragen auch nicht den Namen eines Eigentümers, sondern sind ein Ausbund chinesischer Phraseologie. Die Sparren der Häuser werden quer gelegt, die Dachlatten dagegen nach der Längsseite. Die „großen Gassen“ der meisten chinesischen Städte sind so eng, daß, wenn man nach oben blickt, kaum den Himmel sieht; zudem hängen oben herüber die ohne Seife gewaschenen Kleider an den Trockenstangen, sodaß man keinen „grünen Himmel“ mehr erblickt.

Schuldet dir jemand Geld, so wäre es höchst unhöflich, denselben etwa bei einer zufälligen Begegnung um Rückzahlung zu bitten. Die feinste Form ist, ihn zu ersuchen, dir ebenfalls eine Geldsumme zu leihen. Ueberhaupt scheinen Schulden einen Chinesen nicht zu drücken. Selbst wenn er bares Geld hat, treibt er lieber einen „kleinen Handel“ damit um, oder leiht es zu 30 % aus und stirbt wohl gar, ehe er seine „alten Schulden“ bereinigt. So habe man einmal einen Chinesen kurz vor seinem Ende gefragt, ob er noch einen „letzten Willen“ kund zu geben habe. Darauf habe er gehaucht: „ich schulde meinem Nachbar ‚Bär‘ noch 10 Mark

und er glaubt, daß er dieselben nicht mehr bekomme, was ich euch glaube", und — dann sei er „starr geworden".

Wenn ein Vorgesetzter mit einem Chinesen spricht, so wäre es sehr unschicklich, demselben immer ins Gesicht zu schauen; man sieht ihm auf den Kragen, auf die Kniee oder gar auf die Füße. Kein Diener darf vor seinem Herrn mit dem „Haarzopf" um Kopf oder Hals gewunden erscheinen, so wenig als vor dem Mandarin oder Götzen. Der Zopf muß in seiner ganzen Pracht herunterhängen, und wenn sein Träger stolz einherspaziert, so gerät jener in Schwingungen wie das Pendel einer Uhr. Gerät der Chinese plötzlich in Aufwallung und hat er gerade nichts bei der Hand, so greift er flugs nach seinem Zopf und schlägt damit nach seinem Hund oder „Hundekind" (Sohn). Schickt man dir ein Geschenk, so würdest du „gar kein bischen Sitte haben", falls du alles behieltest; du darfst dir nur einiges heraussuchen und dann das übrige dem Geber mit einer Gegengabe zurückschicken.

In Europa lassen die Kinder Papierdrachen fliegen, in China dagegen vertreiben sich Jünglinge und Männer die Zeit damit und die Kinder spielen die Zuschauer.

Erkrankt der „Edelsteinleib" des chinesischen Kaisers, so wird seinen Leibärzten das Gehalt entzogen, bis sie den „jüngeren Bruder von Sonne und Mond" wieder gesund kuriert haben. Stirbt dein Vater, so mußt du vermelden, daß „ihn leider die Todeskrankheit von wegen deiner schweren Sünden getroffen" und du mußt dich als „ungeratensten, pietätslosesten Sohn unter dem Himmel bekennen", selbst wenn das gerade Gegenteil der Fall ist.

Man ersieht hieraus, wie es auch von China — und zwar da in besonderem Maße — gilt: „andere Länder, andere Sitten." Damit hat aber auch der Missionar, wenn er dort Eingang finden will, zu rechnen, und er muß sich wie überall in die so seltsame Denkungsart und Anschauungsweise jenes alten Kulturvolkes hineinzuleben verstehen, so daß er bis auf einen gewissen Grad den Chinesen ein Chinese wird. Denn nur so wird er mit seiner Botschaft zum Herzen derselben gelangen.

Aus der
Missionsarbeit in den Dörfern von Maisur (Indien).

Ich arbeite im Süden Ostindiens, schreibt Missionar Lawrence in Bangalur, und habe besonders mit den Dorfbewohnern zu thun, die ja überhaupt den größten Teil der Einwohner des Landes bilden. In meinem Distrikt giebt es eine große Stadt von etwa 180 000 Einwohnern, und in dem gegen 2000 engl. □ Meilen (5 100 qkm) umfassenden, die große Stadt umgebenden Bezirk wohnen etwa 800 000 Dörfler, die nicht wie in Europa der Stadt zustreben, sondern beständig in ihren Dorfschaften bleiben und von städtischen Einflüssen nur sehr wenig berührt werden. Diese Dorfbewohner nun mit dem Christentum bekannt zu machen und unter seinen Einfluß zu bringen, ist unsere nicht immer leichte Aufgabe.

Wenn wir in einem bestimmten Dorf arbeiten wollen, so machen wir uns gewöhnlich schon sehr früh am Morgen auf den Weg von unserm Zelt aus, das wir viele Meilen weit von der Stadt und auch von eingebornen Christen entfernt aufgeschlagen haben. Wir wandern vor Sonnenaufgang durch hart und braun gebrannte Felder und versengte Anpflanzungen, an kleinen Weilern vorbei und erreichen endlich unser Ziel, wenn wir es gut treffen gerade zur Zeit des Sonnenaufgangs, wann die Leute eben erst in der Morgenkühle an die Arbeit gehen wollen und wo wir ihnen noch eine kleine Morgenpredigt halten können. Kommen wir aber erst nach Sonnenaufgang zum Dorf, so sind sie schon arbeitend in den Feldern zerstreut und wir haben die günstige Gelegenheit verpaßt.

Sind wir aber rechtzeitig angekommen, so begeben wir uns zu dem unserm Rathaus entsprechenden, freilich sehr elenden, aus gestampfter Erde erbauten, strohgedeckten Gebäude, vor welchem wir uns hinsetzen. Eine kleinere oder größere Anzahl von Männern, höchstens etwa 40, setzen sich zu uns, aber nicht mit untergeschlagenen Beinen, was ein längeres ruhiges Zuhörenwollen andeuten würde, sondern sie hocken sich nur für kurze Zeit auf die Erde hin. Einer sitzt dabei näher bei uns vor den andern und spielt gewissermaßen den Vorbeter oder Sprecher und Dolmetscher für seine Genossen. Er spricht fast immerwährend oder grunzt vielmehr während wir reden, und erklärt in uns unverständlichen Grunztönen unsre Worte. So haben wir wenigstens den Trost, daß doch einer gut aufpaßt und daß wir nicht ganz umsonst sprechen.

Aber wir merken freilich bald, daß wir mit vielen unsrer Ausdrücke den Leuten nicht recht verständlich sind. Sprechen wir z. B. zum erstenmal in einem Dorf von Gott, so erfassen die Zuhörer nicht das überirdische Wesen, das wir mit diesem Wort bezeichnen wollen, sondern sie denken vielleicht an den Schlangen- oder Affengott, dessen häßliches Bildnis im Schatten des nächsten Tempels steht, und wir müssen weitere Erklärungen machen und uns bemühen, ihnen den lebendigen Gott, den über alle ihre irdischen Götter und Götzen hoch erhabenen Vater im Himmel verständlich zu machen und gleichsam vor die Augen zu malen.

Sprechen wir zu unsern Zuhörern von Jesu Christo, dem Heiland und Erlöser der Welt, so gebrauchen wir für „Heiland" ein Wort, das eigentlich „Brotgewinner" bedeutet, und dadurch entsteht bei erstmaligen und unerfahrenen Hörern oft das Mißverständnis, Jesus sei gekommen, ihnen Nahrung für ihren Leib und nicht für ihre Seele zu geben.

Auch unter Sünde verstehen die meisten unsrer Zuhörer ganz andere Dinge als wir, und so ist es oft schwierig, sie zu einem einigermaßen richtigen Verständnis unserer Worte zu bringen.

Wir verkündigen ihnen eben eine ganz neue Lehre und da ist es begreiflich, daß sie dieselbe nur ganz allmählich und erst nach oft wiederholter Erklärung recht verstehen und zuweilen auch annehmen. Unsere vollständig ungebildeten Zuhörer begreifen eben alles das gar schwer, was über das Alltagsleben und über ihr gewöhnliches Thun und Treiben hinausgeht. Ein Buch haben sie nie in der Hand gehabt und fremde Ideen sind ihnen zunächst unfaßlich. Aber Gott sei Dank! nach und nach verstehen sie doch etwas von unserer Verkündigung und fassen die einfachen Wahrheiten des Evangeliums und nehmen sie auch an und kommen durch die Gnade und den Geist Gottes zum seligmachenden Glauben an Jesum Christum, unsern Erlöser und Seligmacher.

Wir fangen übrigens bei unserer Predigt nicht sogleich mit dem Text und seiner Auslegung an, sondern kommen erst nach und nach zu demselben. Wir beginnen etwa mit einem Gesang, mit einer indischen Melodie, nach welcher ursprünglich vielleicht schlechte und schmutzige Worte gesungen wurden, zu der wir aber einen guten Text geschaffen haben, den wir ihnen vorsagen und vorsingen und den sie mit größter Aufmerksamkeit anhören, wenn sie ihn auch nicht immer ganz verstehen. Nachher erst nehmen wir ein Schriftwort vor und suchen es zu erklären und ans Herz zu legen.

Aber wir müssen uns hüten, unsere Predigt zu lang auszudehnen. Wenn die Sonne steigt, gilt es abzubrechen, denn die Leute

wollen nun an ihre Arbeit gehen. Wir verabschieden uns also und gehen zu unserem Zelt zurück.

Nachmittags gehen wir in ein anderes Dorf und begeben uns womöglich nicht im zweirädrigen Ochsenwagen dahin, denn der bringt uns in einer Stunde nur zwei, höchstens zwei und eine halbe englische Meilen weiter, sondern auf dem Zweirad, auf welchem wir auch die nötigen Bücher oder Bilder mitnehmen können. Außerdem hat aber das den meisten Dorfbewohnern noch recht merkwürdige Zweirad auch noch den Vorteil, daß es die neugierigen Leute anzieht und ganz von selbst eine Zuhörerschaft sammelt. Ich stelle aber immer die Bedingung, daß sie die wunderbare Fahrgelegenheit erst nach dem Anhören der Predigt besehen und betasten dürfen.

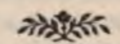
Kommen wir in ein Dorf, wo gerade Markt gehalten wird, so müssen wir uns vor dem Lärm der Kaufenden und Verkaufenden etwas entfernen und unsern Predigtplatz etwas abseits aufschlagen, und auch hier müssen wir noch besondere Anziehungsmittel anwenden, um eine Zuhörerschaft um uns zu sammeln. Haben wir ein kleines Harmonium mitgebracht, so werden auf demselben einige ansprechende Melodien gespielt. Steht uns eine Geige zur Verfügung, so wird auf derselben kräftig gestrichen, und fehlen uns die Instrumente, so wird ein Gesang angestimmt. Es strömen dann gewöhnlich bald eine hübsche Anzahl Leute zusammen, nicht als ob sie sehr musikalisch wären und die Musik sehr liebten, sondern weil ihnen dieses Musizieren von Europäern etwas Neues und Merkwürdiges ist. Sobald eine genügend große Zuhörerschaft beisammen ist, beginnen wir dann mit unserer Ansprache, und wenn sich nach einiger Zeit die Leute wieder verlieren, locken wir durch abermaliges Spielen und Singen wieder andere an und halten eine neue Ansprache. Nachdem wir so über eine Stunde fortgefahren haben, ist es 4 Uhr geworden, und da müssen wir schließen, denn um diese Zeit ziehen die Marktbesucher ab, die oft weit nach Hause haben.

Abends findet oft eine Predigt statt mit Zuhilfenahme von Bilderzeigen vermittelst des Skioptikon. Wir gehen dazu in ein nahe gelegenes Dorf, stellen unser Instrument womöglich in der Hauptstraße auf und benützen eine große weißgetünchte Hauswand zum Auffangen der Bilder. Die Leute kommen eben müde von der Feldarbeit zurück und wollen zu Hause ihre Abendmahlzeit einnehmen, aber die Neugierde bewegt sie, sich in der Nähe der Zauberlaterne hinzukauern und die Bilder abzuwarten, die an der Wand erscheinen sollen. Wenn es dann dunkel wird, da kommen auch die schönen Bilder an der Wand zum Vorschein, werden bewundert und angestaunt und sprechen, durch unsere Erklärungen erläutert und nahe gebracht,

mächtig zu den Herzen der Leute. Vor allem die Bilder vom verlornen Sohn, von Joseph und seinen Brüdern und die Darstellungen aus dem Leben Jesu wirken ergreifend.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß durch diese Bilderpredigten manche Herzen für das Evangelium und für die Wahrheit gewonnen werden. Erfreulich ist besonders, daß wir bei diesen abendlichen Ansprachen und Bilderzeigen auch die Frauen zu Zuhörerinnen und Zuschauerinnen haben können, die Frauen, die wir sonst nie mit unserm Wort und Einfluß erreichen. Während des Tages könnten die in Indien so arg unterdrückten Frauen keine Ansprache oder Schaustellung zugleich mit den Männern genießen, aber des Abends können sich diese armen Geschöpfe hervorwagen, und da kommen sie dann gar gern zu unsern Bilder-Predigten und schauen die wunderbaren Gestalten und hören die liebliche Verkündigung des Evangeliums. Außen, um die Schar der Männer herum, sehen wir da einen weiten dunkeln Kranz verhüllter Gestalten. Es sind die Frauen, manchmal alle Frauen des Dorfes, und wie freuen wir uns über die Gegenwart dieser uns sonst so unzugänglichen weiblichen Wesen! Wie freuen wir uns, daß so auch diesen armen Unterdrückten das Evangelium nahe gebracht werden kann, und daß Mann und Frau zusammen die frohe Botschaft hören und christlich beeinflußt werden.

Das sind so die gewöhnlichen Wege, auf denen wir an den Dorfbewohnern Missionsarbeit treiben, und wir können sagen, an Gelegenheiten zu zeugen, zu predigen und einzuladen fehlt es nicht, und an Zuhörern auch nicht. Die Thüren sind weit aufgethan und die Leute sind willig zu hören, und viele auch willig, das Gehörte zu behalten und zu befolgen. Woran es uns fehlt, das sind die Arbeiter. Bittet, ihr lieben Missionsfreunde, den Herrn, daß er mehr Arbeiter sende in seine Ernte, und stellt euch selbst ihm zur Verfügung mit eurer Person und mit euren Gaben, damit die Zahl der Arbeiter gemehrt werden kann. Rt.



Der Gotteskasten der Hindus.

Nach Mitteilungen von Miss. L. Gengnagel.

Wenn in gegenwärtiger Zeit die Sache der inneren und äußeren Mission sich mehr und mehr ausbreitet und die Freunde der Mission auch um mehr Hilfe gebeten werden, so kann es da und dort vorkommen, daß im Herzen eines Christen der Gedanke aufsteigen mag: „Ach, wo will denn das noch hinaus und wie viel soll man denn noch geben?“ Oder er fragt sich mit einem Seufzer: „Kommt denn bei diesem Geben auch ein Gewinn heraus und welcher? Braucht die Mission überhaupt so viel Geld und kann man denn die Missionsarbeit nicht billiger thun?“

Diese und ähnliche Fragen mögen manchmal die Missionsfreunde bewegen und sie meinen es dabei gewiß nicht schlimm. Es giebt aber auch Leute, die solche Aussprüche böswillig thun, und das sind meistens die, welche am wenigsten geben. Wenn nun die lieben Missionsfreunde eine rechte Antwort haben möchten auf die Frage, ob die Christen in Deutschland nicht schon genug für die Mission geben, so möchte ich ihnen an den Hindus zeigen, was diese für ihre toten Götter geben. Daran werden sie sehen, daß das, was die gewöhnlichen Missionsfreunde geben, nichts „Sonderliches“ ist. Wie viele Dörfer, Städte und ganze Gegenden giebt es doch in Deutschland, wo auf eine Person noch lange keine 10 Pfennige im Jahr kommen, sowohl für innere als für äußere Mission.

Ich habe in der letzten Regenzeit unsern Katechisten die Frage zur Beantwortung vorgelegt: Wie viel Geld legen die Hindus zur Zeit des Glücks und Unglücks in ihre Opferbüchsen, die sie in ihren Häusern aufgestellt haben? Aus diesen Aufzeichnungen möchte ich einiges mitteilen, woraus man sehen kann, daß die Hindus für ihre toten Götzen mehr Geld geben als die gewöhnlichen Christen für den lebendigen Gott.

Um Gottes Segen für diese und jene Welt zu erlangen, legen sich die Hindus viele Geldausgaben auf. Um aber diese Geldopfer gewissenhaft geben zu können, haben fast alle Hindus ein Gotteskästchen in ihrem Haus, und das Geld, das hineingelegt wird, heißt „Gottesgeld“. In vielen Häusern giebt es sogar zwei solcher Gotteskästchen. In das eine wird für den Gott Wischnu in Tirupati, und in das andere für den Gott Schiwa in Dharmasthala eingelegt. Ja, hie und da kommt es vor, daß sogar drei solcher „Kästchen“ in einem Haus aufgestellt sind. Von den höchsten Kasten der Brahmanen bis zu den

niedersten der Holeyas — die Kastenlosen allein ausgenommen — wird zu gewissen Zeiten Geld in solche Gotteskästen gelegt und wenn es voll ist, an den Gott oder Tempel, wofür es bestimmt war, abgeliefert.

An jedem Samstag wird für den Gott Wischnu und an jedem Montag für den Gott Schiwa Geld in die Opferbüchse gelegt und zwar 1—10 Pf. Im Monat August, September und Oktober wird dann noch besonders geopfert, denn in diesen Monaten ist es besonders verdienstlich. Je nachdem die Leute reich oder arm sind, legen sie von 20 Pf. an bis zu 1 oder 2 Mark hinein. Die niedern Kasten reinigen im Monat September und Oktober ihr Tulasi-Bäumchen, das dem Gott Wischnu geweiht ist, und schmücken es. Bei dieser Feierlichkeit wird dann das Gotteskästchen herbeigebracht, neuer Kampfer und Weihrauch hineingethan, neues Geld dazu gelegt, zugeschlossen, verehrt und nachher wieder an seinen bestimmten Platz gethan. Ist eine Hochzeit im Haus oder wird irgendwelche besondere Arbeit im Haus vorgenommen, so wandert eine besondere Gabe in dieses Kästchen. So hatte ein Mann aus der Paria-Kaste letztes Jahr 70 Mk., die er seit etwa 30 Jahren in dieser Opferbüchse gesammelt hatte, zum Wischnu nach Tirupati geschickt, und vor vier Jahren sandte er 60 Mk. zum Schiwa nach Dharmasthala, die er auch in dem gleichen Zeitraum in der andern Opferbüchse zurückgelegt hatte. Beim Fest des Tulasi-Bäumchens wird auch eine schöne Summe Geldes in die Gottesbüchse gelegt. Im Monat September und Oktober, wo an bestimmten Tagen der Verstorbenen gedacht wird, kommt auch etwas Geld in die Opferbüchse. In Zeiten des Familienglücks: bei Geburten, Hochzeiten, Schnuranlegung 2c. wird ebenfalls das Gotteskästchen mit Geld bedacht. Werden in einer Familie die Leute von einer besonderen Krankheit heimgesucht oder wird das Vieh krank, so wird dem Familiengott, im Fall er hilft, Geld versprochen, und dieses kommt auch in diese Gottesbüchse. Manche Leute aus den niederen Kasten bestimmen auch hie und da den Ertrag eines Feldes für ihren Gott.

Diese Gotteskästchen werden gut aufbewahrt. In einigen Häusern bestehen sie aus kupfernen Gefäßen mit einer kleinen Oeffnung, woraus kein Geld fallen kann. Aermere Leute nehmen dazu den stärksten Bambus, der im Dach zu finden ist, und die Höhlung von einem Knoten bis zum andern muß ihnen als Kästchen dienen. Sie machen dann daran eine kleine Oeffnung, um das Geld hineinzuschieben; ja in den gleichen Bambus wird noch ein zweites und drittes Gotteskästchen angebracht und je nach Umständen gefüllt. Andere Leute machen in ein Stück Zeug drei Knoten und legen in jeden je nach der Bestimmung Geld hinein und bewahren diese eigentümliche Geld-

tasche in einem Körbchen auf. Wieder andere machen in der Umzäunung des Tulasi-Bäumchens ein Loch und legen ihr Geld hinein. Manche Hindus haben auch eine größere Gottesbüchse, in die alles Geld kommt. Diese wird an einem bestimmten Tag im Jahr geöffnet und das Geld an die Götter verteilt. Auf diese Weise wird vom Aermsten bis zum Reichsten jährlich 2—50 Mk. in solche Gotteskasten eingelegt, und zwar freiwillig.

Der Beweggrund zu dieser Opferwilligkeit ist bei den Leuten sehr verschieden. In der Nähe von Basrur wurde ein Kaufmann für irgend ein Vergehen von der Regierung bestraft. Der ältere Bruder ließ dem bestraften jüngeren Bruder sagen, daß wenn er beim Appellieren am Gerichtshof in Madras gewinne, er es ihm sofort telegraphisch mitteilen werde; er wolle dann ihr Gotteskästchen, das schon seit 25 Jahren nicht mehr geleert wurde und ca. 4000 Mk. enthalten könne — leeren und ihrem Familiengott als Dankopfer überbringen.

Wenn eine Kuh durch Krankheit weniger Milch giebt, so wird dem Gott versprochen: wenn er die Kuh wieder mehr Milch geben lasse, so wolle man so und so viel Geld in sein Kästchen legen. Wenn bei einer Geburt das Leben der Mutter in Gefahr steht, so wird ebenfalls für Heilung dem Gott Geld angeboten und dieses wandert in die Opferbüchse. Wird ein Kind (ein Knabe) schwer krank, so gelobt man dem Familiengott, im Fall er das Kind wieder herstelle, dem Kind vor seinem Tempel die Haare schneiden zu lassen und es ihm im Tempel zu zeigen. Im Monat August wolle man für ihn betteln gehen und das gesammelte Geld ihm als Dankopfer schenken. Aber nicht nur das. Auch Brahmanen versprechen in solcher Notzeit ihrem Gott, im Monat September für ihn betteln zu wollen, und so gehen sie wirklich von Haus zu Haus, worauf das Gebettelte (meist Naturalien) in Geld verwandelt und in das Gotteskästchen gelegt wird. Für einen Gott betteln gehen ist in Indien eine Ehrensache, ja ein Verdienst. So hat ein Brahmane, der ein Einkommen von ca. 1600 Mark hat, für seinen Gott zu betteln sich nicht geschämt Er nahm das kupferne Gefäß in seine Hand und bettelte von Haus zu Haus. Das gesammelte Geld wurde mit noch anderem zum Gott Wischnu nach Tirupati geschickt. Viele Männer und Frauen aus den höheren Kasten gehen im Monat September und Oktober im Namen eines ihrer Götter betteln; von der so zusammengebrachten Summe nehmen sie $^1/_3$ als Lohn für ihre Mühe und das andere kommt ins Gotteskästchen.

Wird die Frau des Hauses bedenklich krank, so verspricht der Mann seinem Gott, wenn er die Frau wieder gesund mache, ihm

ihren Goldschmuck schenken zu wollen. Tritt Genesung ein, so wird so viel Geld, als der Schmuck wert ist, in die Opferbüchse gelegt. Kaufleute zahlen, wenn ihr Handel gut geht, eine gewisse Summe in ihre Opferbüchsen. Reisende versprechen ihrem Gott einen Beitrag in das Gotteskästchen, wenn er sie auf der Reise bewahre und sie gesund nach Hause bringe. Auch Leute, die vor Gericht einen Prozeß haben, geloben ihrem Gott eine Geldsumme, wenn er ihnen hilft, und dieses Geld geht auch in diese Kasse. Besonders an Götzenfesten wird in die Gottesbüchse, die im Tempel aufgestellt ist, ziemlich viel geopfert, oft über 1000 Mark.

Ist nun eine solche Opferbüchse voll, so wird sie von den Hausbewohnern an den betreffenden Gott ausbezahlt. Können die Glieder einer Familie nicht gut selbst gehen, so geben sie das Geld denen mit, die gerade diese Pilgerfahrt antreten. In den Monaten August, September und Oktober thun sich hundert und mehr Leute zusammen und tragen ihr Geld nach Tirupati oder Dharmasthala. Für diese Reise brauchen sie meist drei bis vier Wochen und das kostet auch Geld. So gingen im letzten Jahr aus einem Dorf im Osten von Basrur etwa 50 Leute nach Tirupati mit etwa 700 Mk. Wie viel Geld mag doch dort zusammen kommen und für welche Zwecke wird es da verwendet!

Kommen Leute in Geldnot, so öffnen sie feierlich ihre Opferbüchse, nehmen so viel Geld heraus als sie brauchen, legen einen Zettel hinein, worauf die entlehnte Summe steht und auch die Zinsen, die sie zu zahlen gedenken. Es kommt aber auch manchmal vor, daß bei der Eröffnung dieses Gotteskästchens nicht viel Geld, dagegen viele solcher Zettel darin liegen. Das sind aber dann keine frommen Heiden mehr. Daß solche Gotteskasten von irgend jemand geleert werden, kommt auch vor. Solche That wird aber immer von den frommen Heiden mißbilligt.

Ich könnte manche Beispiele anführen, die deutlich zeigen, wie die Hindus lieber fasten, betteln gehen und sich allerlei Entbehrungen auferlegen, nur um ihre Götter befriedigen und für sich einen irdischen und himmlischen Segen erlangen zu können. Da der Hindu aber einen falschen Gottesbegriff hat, so ist es auch kein Wunder, wenn seine Motive zum Geldgeben nicht rein sind. Aber er strengt sich doch an, mit diesem Geld seine Götter günstig zu stimmen. Dabei geben die Hindus viel und auch gern. Warum? Sie glauben, je mehr sie geben, desto mehr werden sie auch empfangen. Wenn dieses Motiv des Gebens auch nicht ganz lauter ist, so ist doch immerhin Geben seliger als Nehmen.

Wie steht es nun mit unsern indischen Christen in Betreff des Geld-

gebens für religiöse Zwecke im Vergleich zu ihren heidnischen Brüdern? Es ist Thatsache, daß unsere eingebornen Christen für religiöse Zwecke lange nicht so viel geben als ihre heidnischen Brüder. Beim Geben nach Christi Sinn kommt aber nicht die Armut in Betracht, sondern der Wunsch und Wille zum Geben. Der heidnische Hindu giebt aus Furcht und Berechnung, der eingeborne Christ dürfte aber aus Liebe und Dankbarkeit um so mehr geben, denn er hat die Liebe seines Gottes an seinem Herzen erfahren und erfährt sie jeden Tag aufs neue. Er hat auch als Christ in der christlichen Gemeinde viel mehr leiblichen und geistlichen Gewinn und Segen, als der Heide von seinen Göttern und Kastengenossen. Aber in Bezug auf williges Zahlen und Beisteuern für Gemeindezwecke und die Sache des Reiches Gottes haben die indischen Christen im großen und ganzen noch sehr viel zu lernen, und doch wäre es an der Zeit, daß sie immer mehr zu der Erkenntnis geführt würden, aus Liebe zu ihrem Gott und Heiland noch mehr zu geben, als es bis jetzt geschieht. Wohl sind unsere Christen zumeist sehr arm, aber die Armut hindert nicht am Geben. Das beweist der arme heidnische Hindu und die arme Witwe im Evangelium. Ihr Scherflein könnten sie wohl opfern. So könnten und sollten unsere Christen wie jene Heiden solche Gotteskästchen in ihren Häusern aufstellen, ohne daß sie sich damit eines heidnischen Brauchs schuldig machen würden, und wenn sie aus Antrieb des Herzens an irgend einem Tage oder von Zeit zu Zeit eine kleine Gabe in ein solches Gotteskästchen legen, so kann das der Missionssache nur förderlich sein. Aber unsere Christen aus den Heiden müssen dazu erzogen werden.

Daß aber auch die Durchschnittschristen in der Heimat sehr wenig für religiöse Zwecke geben, ist ebenfalls bekannt. Warum das? Gewiß fehlt es den meisten an Geld. Aber viele sind eben nur Namenchristen und wo kein lebendiges Christentum ist, kann man auch nicht die Früchte desselben sehen. Aber wecken sollte man es, und wenn es mehr lebendige Christen in der alten Christenheit geben würde, so würden auch die Gaben für die Mission noch viel reichlicher und freiwilliger fließen. Auf solchen freiwilligen Liebesgaben würde auch ein größerer Segen ruhen, denn sie sind von Herzen gegeben und mit Gebet geheiligt. Dürften nicht auch in den Häusern der heimatlichen Christen noch mehr solcher Gotteskästchen (Negerkästchen) stehen, in die sie in Zeiten der Freude oder des Leids ihre Gaben in aller Stille, aber vor dem Herrn hineinlegen könnten? Auf diese Weise käme gewiß manches Scherflein mit einem Gebet begleitet für die Mission ein.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Südafrika. In das Weichbild der Gemeinde New-Hope (einer Außenstation der Brüdermissionsstation Engotini im östlichen Teil der Kapkolonie) sind im vorigen Sommer fremde Eindringlinge in recht störender Weise eingebrochen. Eine von Amerika her auf afrikanischen Boden verpflanzte Sekte afrikanischer Neger, die sich „äthiopische Kirche" nennt, sucht Kaffern an sich zu ziehen, indem sie ihnen vorspiegelt, daß sie zu staatlicher wie kirchlicher Selbständigkeit völlig reif seien und nur absichtlich und böswillig noch von den Weißen in Unabhängigkeit und Unwissenheit erhalten würden. Ein Bischof kam herüber, ordinierte im Handumdrehen 15 Kaffern zu Geistlichen und ließ diese als Wanderapostel umherziehen und unzufriedene Elemente zu Mitgliedern der neuen Kirche sammeln. Solche fanden sich leider auch in der Gemeinde New-Hope, die sich wohl nur in Hoffnung auf äußere Vorteile der Brüdergemeine angeschlossen hatten, sich aber bald in ihren Erwartungen getäuscht sahen. Alle Warnungen und Ermahnungen ihres Seelsorgers waren in den Wind geredet. Ja, es gab sich sogar ein Mitglied der respektablen Familie Mazwi, die sich schon in dritter Generation im Schul- und Kirchendienst der Brüdermission bewährt hat, zum Führer der Unzufriedenen her. Jonathan Mazwi, zur Zeit Lehrer in New-Hope ließ sich durch den fremden Einfluß bethören und hofft offenbar auf diesem Wege schneller zur Würde eines minister (Predigers) emporsteigen zu können. Eine gewisse Anhänglichkeit an die Brüderkirche legen die Irregeleiteten übrigens dadurch an den Tag, daß sie bei einem etwaigen Austritt aus derselben einen selbständigen Zweig jener einheimischen Kirche bilden wollen und zwar unter dem Namen Free Moravian Aethiopian Church, d. h. freie brüderische äthiopische Kirche. (Missionsbl. der Brüdergemeine Nr. IV.)

Statistisches. Der neueste Jahresbericht der rheinischen Mission von Ende 1898 ergiebt folgende Zahlen (in Klammer die von 1897 zur Vergleichung): Stationen 83 (80), Filiale und Nebenstationen 206 (182), Gemeindeglieder 72 367 (68 124), im letzten Jahre wurden getauft aus den Heiden 2943 (3050), darunter aus den Mohammedanern ca. 200, innerhalb der christlichen Gemeinden wurden 2535 (2640) getauft, so daß die Gesamtzahl der Taufen 5478 (5690) betrug; Schulen 279 (264), Schüler 12 599 (12 322), Missionare 125 (116), darunter 7 (4) Laien, Schwestern 15, Gesamtzahl der europäischen Arbeiter ohne deren Frauen also 140 (129); endlich eingeborene Gehilfen: 22 (22) Pastoren, 325 (316) Lehrer und Evangelisten, 883 (854) unbesoldete Helfer, meistens Aelteste. Leider schließt die Jahresrechnung mit einem Fehlbetrag von 45 778 Mark ab.

Arbeitsfelder der rheinischen Mission: Kapkolonie, Deutsch-Südwest-Afrika, Ovamboland, Borneo, Sumatra, Nias, China (Kantonprovinz) und Neu-Guinea.

Von der Basler Mission giebt der Census vom 1. Januar 1899 nachstehende Zahlen an: Heidentaufen 2670 (2600), und zwar in Indien: 479 (446), China: 1020 (486), Goldküste: 851 (1206), Kamerun: 320 (462). Gemeindeglieder 38 637 (36 309), und zwar in Indien: 14 156 (13 634), China: 5650 (4696), Goldküste: 16 806 (16 097), Kamerun: 2025 (1882). Schüler in Indien: 8938 (8308), China: 1421 (1176), Goldküste: 4985 (4597), Kamerun: 3278 (3204); Gesamtschülerzahl: 18 622 (17 285).

Bücheranzeige.

Hansen, H. Beitrag zur Geschichte der Insel Madagaskar, besonders im letzten Jahrzehnt. Auf Grund norwegischer Quellen. Mit einer Karte. 437 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. Mk. 5.50. | geb. Mk. 6.50.

Das vorliegende Buch hat den Vorzug, daß dessen Verfasser hauptsächlich nach norwegischen Quellen gearbeitet hat, die nach mancher Seite hin wohl nüchterner gehalten und zuverlässiger sein mögen, als die uns mehr zugänglichen englischen und französischen. Es will zwar nur ein Beitrag zur Geschichte jener Insel und ihrer Christianisierung sein, aber der Verfasser geht doch so gründlich und umfassend auf dieselbe ein, daß er im ganzen ein vollständiges Bild von der Sachlage giebt. Besonders das letzte Jahrzehnt und die Gestaltung der Verhältnisse seit der französischen Besitzergreifung mit den Wühlereien der Jesuiten und den Drangsalszeiten der evangelischen Mission sind aufs eingehendste behandelt. Wir hoffen, daß man dem Geschichtswerk in deutschen Kreisen die verdiente Anerkennung schenken werde.

Lasson, G. Die älteste Christenheit. Betrachtungen über die apostolische Geschichte. Erster Band: Die Gründung der Kirche. 408 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. Mk. 4.50. | geb. Mk. 6.50.

Auf Grund der Apostelgeschichte und der beiden Korintherbriefe schildert uns hier der Verfasser das Werden und Leben der Urgemeinde bis zum Antritt der letzten Missionsreise des Apostels Paulus. Die kurzen, aber geistvollen Betrachtungen wollen zunächst dem gebildeten christlichen Hause dienen und da das Interesse für die Anfänge der Kirche Christi wecken; aber auch Geistliche, Lehrer und Missionare sind gewiß dem Verfasser dafür dankbar. In feiner Weise sind sowohl die Missionsgedanken, als auch die Grundzüge der kirchlichen Lehre und Verfassungsentwicklung, die geschichtlichen Faktoren und das erbauliche Moment in den Bereich der Darstellung mit hereingezogen. Dazu kommt die lebendige, frische Sprache, die dem Buche eigen ist und den Leser nicht losläßt. Wir können dasselbe nur aufs wärmste empfehlen.

Dietel, R. W. Missionsstunden. Viertes Heft: Südafrika. Dritte Aufl. Durchgesehen und erweitert von P. C. Paul. 209 S. Leipzig, Fr. Richter. 1899. Mk. 2.

Diese bekannten, ursprünglich von Dietel bearbeiteten, später von P. Paul ergänzten und erweiterten Missionsstunden über Südafrika wollen und können keine zusammenhängende und noch weniger vollständige Geschichte der südafrikanischen Mission geben, sondern es sind einzelne gut ausgeführte Bilder aus diesem Gebiet, wobei besonders die deutsche Mission berücksichtigt ist. Aber sie zeichnen doch die wichtigsten Perioden der langjährigen Missionsgeschichte Südafrikas und führen die hervorragendsten Volksstämme und die bekanntesten Missionsarbeiter vor Augen. Auch hübsche Stationsbilder, wie die von Botschabelo und Gnadenthal, dienen zur Veranschaulichung der südafrikanischen Missionsarbeit und ihrer Früchte. Daß die Darstellung keine veraltete ist, dafür ist durch eine sorgfältige Ergänzung gesorgt, indem der Gang der Geschichte überall bis auf die Gegenwart fortgeführt und mit den neuesten Zahlenangaben versehen ist.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Kirche auf der Missionsstation Hohenfriedeberg (Deutsch-Ostafrika).

Hohenfriedeberg,
eine Missionsstation und Christengemeinde im Lande Usambara.

Von H. Wolff,
Pastor in Koepenick bei Berlin.

Wenn wir heute das große Werk der Heidenmission betrachten, so erscheint es uns fast unglaublich, daß es in der evangelischen Kirche eine Zeit gegeben hat, in welcher man den Wert und die Pflicht der Heidenmission nicht anerkennen wollte. Und dennoch ist dies vor 200 Jahren also gewesen. „Falsche Propheten“ nannte man die frommen Männer, welche, von August Hermann Franke angeregt, hinauszogen, um den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Heute ist es freilich anders geworden. Wir wissen, daß der Sohn Gottes uns den Befehl gegeben: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“ Wir wissen, daß es zum Beruf der Jünger Christi gehört, mitzuhelfen am Bau des Reiches Gottes und an seiner Ausbreitung. Wir gedenken daran, daß auch schon im Alten Bunde Gott der Herr durch seine Propheten hingewiesen hat auf die Völker der Heidenwelt, denen die Botschaft des Heiles zu teil werden soll. „Die Wurzel Isais soll dastehen als ein Panier unter den Völkern, und die Heiden werden nach dieser Wurzel Jesse fragen!“ (Jesaia 11, 10.)

Heute wissen wir, wie der Herr diese alte Verheißung nach Jahren erfüllt hat unter den Heidenvölkern der weiten Welt. „Auch Mohrenland soll seine Hände ausstrecken zu Gott“ (Ps. 68, 82) — wir sehen, wie dies in Afrika, dem Land der Mohren, geschieht.

An vielen Orten schon hat der Herr sein Panier aufgeworfen unter den Völkern Afrikas und viele unsterbliche Seelen aus diesen Völkern, ja ganze Völker strecken ihre Hände aus zu Gott. Das sehen wir auch an der Geschichte von Hohenfriedeberg, einer Missionsstation in Deutsch-Ostafrika. So lasset uns denn im Geist nach Afrika ziehen und Hohenfriedeberg besuchen.

1.

Im nördlichen Teile des deutschen Schutzgebietes liegt die Landschaft Usambara, die wegen ihres gebirgigen Geländes die ostafrikanische Schweiz genannt wird. Die hohe Lage des Landes schafft ein für den Europäer angenehmes, mildes Klima. Freundlich, ja heimatlich erscheint das Land dem Deutschen, der es reisend besucht. Berg an Berg reiht sich im Gelände. Von den Bergen hat der Reisende eine weite Umschau ins Land hinein. Er schaut die weite Ebene Nyika im Norden, welche gesunde, trockene Luft ins Land hineinsenkt. Im Nordosten wird durch den Nebel sichtbar der Kilima-Ndscharo mit seinen schneebedeckten Höhen. Unten im Thale fließen Bäche und Flüsse mit Jugendkraft zwischen den Bergen dahin. Ueberall ist das Land durchzogen von Bergen, die sich schroff aus der Steppe erheben, und überall bilden sie in reicher Gliederung große Mulden und Thäler. In diesen Thälern sind fruchtbare Aecker und herrliche Weideplätze; daneben stehen mächtige Urwälder, so dicht, daß kaum ein Sonnenstrahl bis zum Erdboden hindurchdringen kann. Ein schönes Land! Dieser Eindruck entsteht bei den Missionaren, sobald sie hineintreten, und bleibt ihnen auch unter den mancherlei Mühen und Enttäuschungen der Missionsarbeit. In einem Briefe aus dem Jahre 1896 heißt es:

„Wir sitzen auf der Veranda. Links ist die Sonne hinter den Parebergen untergegangen. Noch glüht der Himmel weithin in blauen, roten und violetten Strahlenbüscheln. In der Ferne erstrahlt das schneeige Haupt des Kilima-Ndscharo in goldigem Glanze. Tief unter uns ist die Steppe bereits in Nacht gehüllt. Nur einzelne Feuer leuchten zu uns herauf. Jäger brennen das trockene Gras und Gebüsch ab, damit das frisch aufsprossende Grün das Wild anziehe. Ziegen und Rinderherden ziehen bei uns vorüber; satt und müde kehren sie von der Weide heim; den ganzen Tag waren sie draußen.

Unsere Glocke läutet zum Abend. Bald wird es stille und die Grillen beginnen ihr eintöniges Zirpen. Die Sterne funkeln am Himmel; das Kreuz des Südens hält seine stille Predigt. Es ist schön hier im Lande; aber das Volk hat keinen Frieden. Tiefe Finsternis und Furcht des Todes hält ihre Herzen gefangen. Wir harren auf Gott, daß er dem Volke seinen Frieden schenke!"

Umsambara ist auch ein fruchtbares Land. Wertvoll ist es für unsre Missionare, daß auch die heimatlichen Gewächse Europas dort gedeihen.

In diesem Lande wohnt ein freundliches Völkchen: die Waschambaa. Diese sind arbeitsame, fleißige Leute. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht; fast wie deutsche Bauern leben sie dahin. Der Mann schafft mit seinen Weibern (denn sie leben nach heidnischer Art in Vielweiberei) und mit seinen Kindern gemeinsam in der Wirtschaft. Ihre Pflanzungen, Schamben genannt, sind wohlgepflegt. Um die Fruchtbarkeit zu erhöhen, ist das Land weit und breit von Bewässerungsanlagen durchzogen. Das wohlgepflegte Vieh giebt Kunde von dem Fleiß und dem Wohlstand der Bewohner. Gute Ordnung herrscht auch sonst im Lande. In jedem Dorfe befindet sich ein Fremdenwart, der für die Unterbringung und Beköstigung der durchreisenden Fremden zu sorgen hat. Gewiß ein Zeichen von beginnender Kultur.

Und doch umgiebt die Finsternis des Heidentums das Volk der Waschambaa. Zwar ist ihre Gotteserkenntnis nicht so gering, wie man bei ihrem heidnischen Wesen erwarten könnte. Vielmehr sehen sie in der Gottheit den Schöpfer aller Dinge, nennen Gott groß und barmherzig und können in ergreifender Weise von seinem Wesen und Wirken erzählen. Trotzdem geben sie Gott nicht die Ehre, die ihm gebührt und dienen ihm nicht. Was Röm. 1, 19 ff. geschrieben steht, gilt auch für die Waschambaa, denn sie dienen mit ihrer Verehrung lieber den bösen Geistern, vor denen sie sich fürchten. Da sind die pepo, die bösen Geister, zu denen der Medizinmann betet, um das Unheil abzuwehren. Da sind besonders die wazimu, die Ahnengeister, die in der Erde wohnen und religiöse Verehrung genießen. Unter diesen Geistern haben zwei eine hervorragende Stellung: der Urahne baba und die Urahne wau. Alle religiösen Feste, alle politischen Ordnungen, die das Volk hat, alle ihre Sitten mit all ihrem Aberglauben gelten als

von ihnen hinterlassen und werden dadurch heilig. Die Furcht vor den Ahnengeistern hat die Verehrung des großen Gottes mulungu völlig unterdrückt. Durch Zauberei schützen sich die Leute gegen die Macht der wilden Tiere.

Wie sehr das Volk von Götzendienst und Aberglauben geknechtet wird, das zeigte sich so recht, als das Evangelium seinen Einzug hielt und die Erstlinge der Waschambaa in die Gnadengemeinschaft Jesu Christi eintraten. Da wurde es offenbar, daß aller Aberglaube, Zauberei, Götzendienst und Ahnendienst vom Teufel stammen. Solche Erkenntnis fehlte bisher dem Volke der Waschambaa. Aber schon ist den Bäumen des Heidentums die Axt an die Wurzel gelegt: Das Evangelium hat seinen Einzug gehalten in Usambara.

Schon vor langen Jahren hatte man das Land Usambara als Missionsfeld in Aussicht genommen. Im Jahre 1848 kamen die Missionare Rebmann und Dr. Krapf dahin und beschauten das Missionsfeld. Im Jahre 1856 versuchte der Missionar Erhardt das Evangelium nach Usambara zu bringen. Doch die Zeit war noch nicht erfüllt. Wie einst der Apostel Paulus in Kleinasien vom heiligen Geiste gehindert wurde, das Evangelium zu predigen, so geschah es damals in Ostafrika. Aber das ist jetzt anders geworden. Die „Fülle der Zeit“ ist auch für Ostafrika eingetreten. Gott der Herr hat den Weg für das Evangelium auch dort frei gemacht. Der Gang der Weltgeschichte hat ihm dazu dienen müssen. Das deutsche Reich ist zur Weltmacht geworden, das deutsche Volk ist eingetreten in die Reihe der Kolonialvölker. Ein großes Land in Ostafrika ist in den Besitz des deutschen Reiches gekommen. Deutsche Kaufleute, deutsche Soldaten und deutsche Beamte zogen hin als Pioniere deutscher Kultur, als Zeugen deutscher Macht und pflanzten überall die deutsche Fahne auf. Da wollten denn die deutschen Christen auch nicht zurückbleiben; sie wollten den afrikanischen Völkern zeigen, daß das deutsche Volk noch einen köstlicheren Schatz habe, nämlich: das Evangelium von Christo, als eine Kraft Gottes, die unsterblichen Seelen der Menschen selig zu machen!

Vornehmlich trat die neu gegründete „Evangelische Missionsgesellschaft für Ostafrika“ mit dieser Absicht auf den Plan. Nachdem sie schon vorher in Sansibar und an der Küste

ihr Missionswerk begonnen hatte, sandte sie im Jahr 1891 auch nach Usambara zwei Missionare. Die Gesellschaft war besonders durch den Reisebericht des Afrikareisenden Dr. Baumann auf das Land Usambara und auf die Gegend von Mlalo aufmerksam gemacht worden. So reisten die beiden Boten Wohlrab und Johannssen, nachdem sie in der Anstalt Nazareth bei Bielefeld eine besondere Ausbildung für den Missionsdienst erhalten hatten, im Frühjahr 1891 nach Ostafrika.

Gott schenkte ihnen Gnade zur Reise, sodaß sie am 1. April 1891 wohlbehalten auf der an der Küste gelegenen Missionsstation Tanga anlangten und am 7. April ihren Einzug in Mlalo halten konnten. Freundlich wurden sie von dem Häuptling Si Kiniassi und seinem Volke aufgenommen; einen Berg, dem Berge von Mlalo gegenüber, schenkte ihnen der Häuptling zum Wohnsitz und leistete ihnen alle mögliche Hilfe zum Aufbau der Station. Ja, er sandte ihnen sogar bald darauf seinen Sohn mit 100 Leuten seines Volkes nach Tanga, um die Materialien zum Bau des Hauses heranzuschaffen. Bald wurde fleißig gebaut. Schon nach zwei Monaten war das Wohnhaus fertig und trocken zum Einzug. Am 30. August konnte auch die erste kleine Kapelle eingeweiht werden. Zur Erinnerung an den durch den denkwürdigen Sieg Friedrichs des Großen bekannten Ort in Schlesien wurde die Station Hohenfriedeberg genannt. Wie es kam, daß man der neuen Missionsstation diesen Namen gab, das hat der Herr Pastor Diestelkamp in einem an den Verfasser gerichteten Briefe folgendermaßen beschrieben:

„Im Auftrage unserer Missionsgesellschaft hatte ich zum Missionsfeste in Hohenfriedeberg die Predigt übernommen. Der liebe Pfarrer Gottwaldt hatte die Freundlichkeit, mich einzuladen. Als ich am andern Morgen mir Hohenfriedeberg ansah, dessen evangelische Kirche auf einem Hügel hübsch gelegen ist und ihr gegenüber das Pfarrhaus auf der andern Seite der Straße, von wo man weit in die Lande hinaussehen kann und viele Dörfer und Schlösser in der fruchtbaren Ebene überblickt, wurde ich im Geiste in die Zeit versetzt, wo einst die Boten des Evangeliums diese Lande durchzogen. Unwillkürlich trat mir da die Parallele vor Augen zwischen einst und jetzt. Dort auf dem Hügel bei Mlalo hatten unsere Missionare ein Kreuz aufgerichtet zum Zeichen, daß dort ein Kirchlein erstehen sollte. Auf der andern Seite des Hügels bauten sie ihr Pfarrhäuslein, um eine Wohnung für sich zu haben. Jetzt waren sie schon daran, an Stelle

des hölzernen Kreuzes ein Kirchlein zu bauen. Wie einst in Hohenfriedeberg (hier in Schlesien) die Boten des Friedens in das weite Feld hinausschauten in der Hoffnung, daß sich bald die Herzensthüren aufthun und die Heiden zum Kirchlein hinauspilgern würden, so schauen auch jetzt unsere Missionare hinaus in die Lande. Schon fängt es an, sich zu regen, schon vernimmt man die Freudenbotschaft von Christo dem Sünderheiland. Bald wird auch dort eine Gemeinde entstehen und sich um Kirche und Pfarrhaus Haus an Haus reihen zu einem Christendorfe. Auch dort soll ein Hohenfriedeberg werden, von dem aus der Friede hineinströmt in die Herzen und hineintönt in die Lande. Was so mir lebendig vor Augen getreten war, kam zum Ausdruck in meiner Missionspredigt und fand einen Wiederhall in den Herzen vieler Zuhörer. Man hatte den lebhaften Wunsch und sprach ihn auch aus: die Station bei Mlalo möge Hohenfriedeberg heißen. Die (übrigens katholische) Patronin Gräfin von Seherr-Thoß erklärte sich bereit, für das Hohenfriedeberg in Deutsch-Ostafrika jährlich eine namhafte Summe zu spenden; ein angesehenes Mitglied der Gemeinde gab ebenfalls eine größere Summe. Ich erhielt den Auftrag, im Namen der Hohenfriedeberger Missionsgemeinde unsere Gesellschaft zu bitten, der Station den Namen Hohenfriedeberg zu geben. Unser Vorstand war sofort bereit, dieser Bitte zu entsprechen."

Auf der Höhe von Hohenfriedeberg ist nun das Zeichen des Kreuzes aufgerichtet, das Zeichen großer Siege: es soll auch in diesem Teile Afrikas den Sieg gewinnen über die Finsternis des Heidentums, wie es schon jetzt dort den Frieden Jesu Christi verkündigt.

Es war für die Missionare zuerst nicht leicht, unter den Waschambaa das Evangelium zu verkündigen. Freilich hatten sie schon in der Heimat die Suahelisprache gelernt, die an der Küste und vielfach im Innern Ostafrikas gesprochen wird. Aber die Waschambaa sprechen doch lieber ihre eigene Sprache, das Kischamba. Diese Sprache mußten die Missionare erst lernen, ehe sie dem Volke das Evangelium verkündigen konnten. Das thaten sie mit Eifer und Fleiß. Unterdessen ließen sie jedoch die Zeit nicht unbenützt für das Reich Gottes vorübergehen. Vielmehr redeten sie zum Volke in der Sprache der dienenden Liebe, die allen Menschen verständlich ist: sie widmeten sich mit Fleiß und Treue der Krankenpflege und Krankenheilung. Bald kamen die Heiden zu ihnen und suchten ihre Hilfe; wiederholt wurden die Brüder zu den Kranken

gerufen. Dieser beständige Verkehr mit den Eingebornen hob bald die Schwierigkeit der Sprache auf.

Schon im Oktober 1891 halten die Brüder regelmäßige Morgenandachten in der Landessprache ab. Christliche Lieder werden in Kischamba übersetzt und von den schwarzen Knaben gesungen. Sie thun es mit Freuden, denn auch in Mlalo bei den Eltern und Geschwistern singen sie, wie sie es auf der Station gelernt haben. Von ihnen hören es die Mädchen und singen fröhlich mit die fromme Weise: „Kommt nach Bethlehem mit Freuden!“ Aber die Brüder verstehen es auch, die Herzen der Kinder zu gewinnen; das zeigt ihr Verkehr mit denselben. Eines Sonntags beginnt ein fröhliches Treiben in Hohenfriedeberg. Bruder Johannssen, der wohl in der Heimat, wie so mancher Theologe, mit Freuden des Königs Rock getragen hat, treibt mit den schwarzen Knaben deutsche Exerzierkünste und singt vor ihnen deutsche Vaterlandslieder. Und die Kinder thun fröhlich mit. Wer die Kinder hat, der hat die Zukunft! Wollte Gott, daß dies auch bei den Waschambaa zur Wahrheit würde!

Schon wendet sich ja die Gunst der Leute immer mehr den Brüdern zu. Es geht ihnen wie den ersten Christen in Jerusalem, von denen Lukas sagt (Apstg. 2, 47): „sie hatten Gnade bei dem ganzen Volke.“ So geschieht es, daß die christliche Sonntagsruhe schon in dieser ersten Zeit bei den Waschambaa Eingang findet. Der Häuptling von Mlalo ordnet selbst die Einstellung der Sonntagsarbeit an. An jedem Sonntage meldet von dem Felsennest Mlalo aus die wehende deutsche Flagge seinem Volke den Sonntag an und mahnt zur Einstellung der Arbeit. Dann legen alle ihre Arbeit nieder und eine große Schar, an 50 Knaben und Männer, erscheinen an jedem Sonntage bei den Männern von Hohenfriedeberg zum Gottesdienste. Bald verbreitet sich die Kunde von der neuen Sitte der Sonntagsruhe im Lande. Auch die Wambugu und Wapare, andere Völkerstämme im Lande Usambara, hören davon und gehen zu den Missionaren, um von ihrer neuen Botschaft zu erfahren. Dann tragen sie ihnen ernst und treuherzig die Bitte vor: „Lasset Lehrer zu uns aus Uleia (Europa) kommen; denn wir wollen die Sache Jesu!“ Wir können uns lebhaft vorstellen, wie sehr die Wambugu und Wapare durch solche Gesinnung das Herz der Missionare erfreuten, welche darin die sichtbare

Leitung des Geistes Gottes erkannten! Das stärkt und erhebt ihren Glauben. Um so eifriger und fröhlicher betreiben sie nun weiter ihre Missionsarbeit.

Im näheren Umgang mit den Waschambaa gewinnen sie bald die Ueberzeugung, daß sie dem heidnischen Volke noch nicht sogleich die schwere Erkenntnis der Sünden predigen dürfen. Vielmehr predigen sie ihnen das Lebensbild Jesu Christi mit aller Kraft und Freudigkeit. So oft die Waschambaa zu ihnen kommen — und das geschieht nicht nur Sonntags — führen sie ihnen ein Bild aus der Lebensgeschichte des Herrn Jesu vor die Augen und vor die Seele. Bald ist es die Geschichte von der Stillung des Sturmes, bald die von der Auferweckung des Jünglings von Nain; bald ist es die Leidensgeschichte des Herrn mit dem Hinweis auf Gethsemane und die Kreuzigung, durch welche sie den Gehorsam Jesu Christi den Heiden vor die Augen malen. Das Erzählte veranschaulichen sie durch Bilder. So mag es einst in Galatien gewesen sein, als der Apostel Paulus dort das Heil verkündigte: Gal. 3, 16. Der Erfolg zeigt, daß die Missionare damit das Richtige getroffen haben; wie gern hören die Heiden ihnen zu und wie fest haften die Geschichten im Gedächtnis derselben!

Herzerquickend ist es, zu hören, wie begierig die Heiden sind nach den Bildern der Missionare. Eines Sonntag abends wollen die Missionare ihren Besuch entlassen; die meisten gehen auch; aber zwei wollen nicht gehen, weil sie noch kein Bild gesehen haben. So müssen denn die Missionare nochmals in die Kapelle gehen und ihnen die Bilder zeigen. Davon werden die Leute so ergriffen, daß sie beim Weggehen sagen: „Wir wollen Jesu nachfolgen!“ Und als die Brüder ihnen den Ernst der Nachfolge Jesu vorhalten, sagen sie: „Wir wollen die Kraft von Jesu, wir wollen ein gutes Herz haben!“

So erkennen die Brüder immer mehr, daß die Waschambaa aufmerksame Leute sind, welche dem Evangelium Verständnis und Eifer entgegenbringen. Unter solcher Wahrnehmung wächst natürlich die Hoffnung der Missionare, und die gläubige Hoffnung läßt ja bekanntlich nicht zu Schanden werden! Röm. 5, 5.

Schon im ersten Jahre 1891 können die Brüder den Taufunterricht eines Jünglings beginnen. Muhogo aus Bondei, der Küchenjunge der Missionare, ist schon früher auf der englischen

Missionsstation Mkuzi in den Anfangsgründen des Evangeliums unterrichtet worden. Da aber seine Mutter, eine Witwe, nach Tanga zog, mußte der Unterricht wieder abgebrochen werden. In der Stille des Missionshauses zu Hohenfriedeberg beim Anblick der Bilder und der Predigt der Brüder wurde die Erinnerung an das früher Gelernte bei ihm wieder lebendig. Bald richtet er an die Brüder seine Bitte um die Taufe. Nachdem der Jüngling diese Bitte noch öfters wiederholt hat und sie eine ernste Prüfung angestellt haben, gewinnen sie die Ueberzeugung, daß sie seinem Wunsche entsprechen müssen. So beginnen sie denn Ende Oktober 1891 den Unterricht. Br. Johannssen unterrichtet in biblischer Geschichte, Br. Wohlrab bespricht den Katechismus. Wöchentlich zwei- bis dreimal findet dieser Unterricht statt. Der Jüngling schreitet fort in der Erkenntnis. Besonderes Verständnis bringt er dem Evangelium Matthäus entgegen, von welchem er auch einige Stücke auswendig lernt. Es wird offenbar, wie Gottes Geist ihm zeigt, daß er ohne den Sünderheiland Jesus Christus keinen Frieden für seine Seele finden könne. So wird er denn auf seinen Wunsch am 23. Mai 1892 durch die heilige Taufe in die Gnadengemeinschaft Jesu Christi aufgenommen. Welch eine Freude war das für die Brüder, als sie nun in der vom Gärtner Bruder Holst festlich geschmückten Kapelle im Beisein vier heidnischer Knaben die Taufe an Muhogo vollziehen durften, welcher den Namen Matthäus erhielt (wegen seiner Vorliebe für das Evangelium Matthäus). Bei dieser Feier wurde schon die ganze Liturgie in Kischamba gehalten.

Von den vier Knaben, die bei der Taufe des Matthäus zugegen waren, werden nun bald zwei (Hoza und Kibuando) in den Taufunterricht aufgenommen. Während Hoza den Brüdern viele Sorge bereitet durch seine Unbeständigkeit, seinen Trotz und seinen Wankelmut, erfahren sie große Freude durch Kibuandos schöne Gaben, seinen Eifer und sein Verständnis für das Wort Gottes. Gott segnet ihre Treue und den Eifer des Knaben, so daß Kibuando bald zur Erkenntnis seiner Sünde kommt. Da halten denn die Brüder ihn nicht länger zurück vom Sakrament der heiligen Taufe. Am 23. November 1892 wird er getauft und erhält die Namen Moses Johannes. Er ist der Erstling aus dem Volke der Waschambaa; denn Matthäus Muhogo stammte aus Bondei. Eine

schöne Tauffeier ist es, von welcher uns die Missionare erzählen. Die Losung des Tages war das Wort des Herrn: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen!" (Matth. 8, 11.) Das war eine herrliche Verheißung für diesen Freudentag. Als um 9 Uhr früh die Glocke läutete, da kamen die Freunde alle herbei. Mit dem Hosianna, welches die Kinder in Kischamba sangen, begann die Feier. Br. Johannssen hielt eine Ansprache an die festliche Versammlung und Br. Wohlrab leistete das Patengelübde. Der Täufling antwortete frei und klar auf die an ihn gerichteten Fragen und bekannte seinen christlichen Glauben. Nach der Feier fand ein fröhliches Familienfest statt.

Wir können hier gleich vorausnehmen, was wir aus der weiteren Geschichte dieses Knaben erfahren. Er bleibt immer treu; eine rührende Anhänglichkeit bezeugt er für die Missionare; wenn alle andern Knaben in die Ferne ziehen, so bleibt er am liebsten auf der Station, welche er als seine Heimat betrachtet. Kindlich fromm ist sein Gemüt, treuherzig sein Verhalten. Das zeigen auch seine Briefe an den Bwana Bodelschwingh in Bielefeld. So erscheint er uns auch auf dem Bilde, welches uns in den Nachrichten der Missionsstation Hohenfriedeberg gegeben wird.

2.

Die nächste Zeit bezeichnet einen Stillstand in der Geschichte des Missionswerks von Hohenfriedeberg. Die Hoffnungen, welche die Missionare anfänglich für die Bekehrung des Häuptlings gehegt haben, bleiben unerfüllt. Nach wie vor bleibt seine Freundschaft für die Missionare; aber sein Herz bleibt unempfänglich für die heilsame Lehre des Evangeliums. Si Kiniassi läßt sich wohl zuweilen in seinem Hause das Wort Gottes verkündigen; einigemale kommt er auch selbst nach Hohenfriedeberg; aber er nimmt die Botschaft von Jesu, dem Sünderheiland, nicht auf in sein Herz. So bleibt es bei ihm bis zum Tode. Er stirbt, am Ostermontag 1894, unbekehrt und unversöhnt. Die Großen sind oft genug die Führer des Volkes zum Guten, wie zum Schlechten; das ist in Afrika ebenso wie in Europa. Aber bei den Unterthanen des Si Kiniassi hat der Eifer nachgelassen. Wie haben sich doch einst die Brüder gefreut über die vielen Besuche der Waschambaa! Eine Zeitlang

mußten sie an Sonntagen von früh bis spät bereit sein. Wenn eine Andacht vorüber war, so kamen immer wieder Leute, welche hören wollten die frohe Botschaft und schauen wollten die schönen Bilder aus der heiligen Geschichte. Da haben sich dann die Brüder abends müde und matt hingelegt — aber zu einem erquickenden Schlafe, denn sie hatten ein reiches Tagewerk vollbringen dürfen im Dienste Gottes. Das ist nun ganz anders geworden; es kommen nur noch wenige zum Gottesdienst. Selbst das Beispiel eines Mannes wie des Jumben von Mangula hat keine Wirkung mehr. Früher kam er mit großem Gefolge herüber zum Gottesdienste; allmählich sind es immer weniger geworden; jetzt kommt er ganz allein. Mit Wehmut bekennt er solches vor den Brüdern, als sie ihn ermahnen, seinen Unterthanen das heidnische Ndagilofest mit seinem sündigen Wesen zu verbieten. Er darf es nicht verbieten, ohne daß alle sich gegen ihn auflehnen. Denn seine Leute wollen nicht davon lassen; ja „sie wollen überhaupt nicht die Worte der Lehrer".

Auch sonst ist es einsam geworden auf der Station; es waren einmal schon 33 Schüler dort — nun sind sie fast alle fort; einige sind zu ihren Eltern gegangen, andere sind an die Küste gezogen. Denn das Land an der Meeresküste ist ihnen ein Wunderland. Da sind die großen Städte, viel größer als Mlalo und selbst als die Fürstenstadt Wuga; da leben mit den Negern zusammen Araber und Inder und Leute aus Uleia; da sind große Geschäfte mit herrlichen Sachen. Manche Volksgenossen sind schon dort gewesen und haben ihnen viel erzählt. So möchten denn die Jünglinge auch dahin und alle Herrlichkeiten schauen. Es ziehen viele hin, auch die Hausgenossen der Station, selbst Matthäus; nur Johannes Kibuando, der treueste Freund, bleibt zurück. Freilich kommt auch Matthäus bald wieder; er hat sich eine Frau, Fayda, genommen, welche sich nun in den Unterricht der Brüder begiebt. Bald sammeln sich auch wieder einige Schüler; teils kommen die alten Freunde wieder, teils melden sich neue Freunde. Einer von ihnen, Koba aus Bondei, wird noch im Jahre 1893 so weit gefördert, daß er am 25. August dieses Jahres die Taufe empfangen kann. Er erhält den Namen David. Das war wieder einmal ein Freudentag für die betrübten Brüder.

Aber die Trübsal ist noch nicht aus. Jetzt beginnen erst die ernsten Prüfungskämpfe. Während Si Kiniassi auf dem Sterbe-

bette lag, Ostern 1894, kamen acht Knaben und baten um die Taufe; sie müßten ihren Wunsch zwar noch vor ihren Eltern verbergen, aber, wenn es geschehen wäre, dann würden sich die Eltern schon darein finden. Die Brüder weisen sie aber hin auf den großen Ernst der Nachfolge Jesu, wie es von ihnen schon vorher in der Karfreitagspredigt verkündigt worden ist; trotzdem bleiben die Knaben bei ihrem Wunsche. Bald kommt noch einer dazu. So beginnt denn der Unterricht mit diesen neun Knaben. Das erscheint den Brüdern als ein guter Anfang zum fröhlichen Fortgang des Werkes. Und ihre Hoffnung ist nicht vergebens; aber nicht so bald und nicht ohne Kampf geht es zum Sieg. Wie die Brüder es ahnungsvoll verkündigt haben, so geschieht es. Die Knaben müssen das Kreuz Christi tragen. Die Eltern und Verwandten sind ihrem Wunsche entgegen — nicht etwa, wenigstens nicht alle, in bewußter Feindschaft gegen das Wort Gottes und die Botschaft von Christo; nein, sie fürchten sich vor der Rache der Ahnengeister; sie meinen, daß ein Getaufter sich von der Gemeinschaft der Familien- und Volksgenossen trennen müßte. Darum bleiben viele zurück von der Taufe und die, welche es doch versuchen wollen, müssen die Feindschaft und den Widerstand der Ihrigen erfahren. Sabuni will getauft werden; da sagt sein Vater zu ihm: „Wenn du dich taufen lässest, bringe ich dich so weit fort, daß du nie wieder zurückkehrst!“ Als Sabuni sich auch durch solche harten Worte nicht einschüchtern läßt, kommen die Verwandten, überhäufen ihn mit Flüchen und sprechen: „Wenn du dich taufen lässest, so stirb!“ Herzergreifend ist es, zu hören, mit welchen Worten der vielgeplagte Knabe endlich sich fügt und von den Missionaren Abschied nimmt. „Was soll ich sagen?“ spricht er zu diesen; „würde ich sagen, ich verlasse Jesum, so wäre das ein vergebliches Wort. Ich kann Jesum nicht lassen; ich denke jeden Tag in meinem Herzen an Ihn!“

So werden die Knaben alle ernstlich geprüft; von den neun, welche sich gemeldet hatten, haben nur fünf die Kraft, alle Anfechtungen zu besiegen; aber auch diese werden erst nach großen Schwierigkeiten getauft. Solche Schwierigkeiten bereitet die Sitte der frühen Verlobungen. Kinder von neun und zehn Jahren werden schon von ihren Eltern miteinander verlobt. Mehrere Schüler der

Missionare sind durch solche frühzeitigen Verlobungen gebunden. Da sie sich nun taufen lassen wollen, wird ihnen die Trennung des Verlöbnisses angedroht. Das aber führt wiederum mancherlei Verwicklungen herbei. So werden die Knaben hart geprüft und die Missionare in große Sorge geführt. Es gilt ja mit aller Sorgfalt zu unterscheiden zwischen dem Gehorsam gegen Gott und dem gegen die Eltern, welche doch Menschen sind. Da ist es nicht leicht, die rechte Grenze zu finden. Endlich aber hilft doch der liebe Gott und erhört alle Gebete — ja er hilft über Bitten und Verstehen. Der Widerstand der Verwandten wird gebrochen, die Furcht vor den Ahnengeistern wird besiegt; die Furcht vor Trennung der Verlöbnisse verliert ihre Kraft. Am 15. Mai 1894 werden endlich die fünf treu gebliebenen Knaben Josef Maschina, Elias Msotscha, Thomas Selboko, Daniel Madame und Abraham Munga zur heiligen Taufe geführt.

Auch sonst werden dem Evangelium mancherlei Hindernisse bereitet. Die Frauen möchten gern das Wort Gottes hören. Früher kamen sie nicht, weil keine Frau in Hohenfriedeberg war. Aber seitdem Br. Johannssen sich in Deutschland verheiratet und seine Frau nach der Station mitgebracht hat, fällt dieser Grund fort. Und doch können sie nicht kommen und die, welche gekommen sind, dürfen nicht wieder kommen: ihre Männer wollen es nicht zulassen. Diese Weigerung ist von großer Bedeutung; denn die Frauen sind dort völlig abhängig von ihren Männern. Die heilige Ordnung Gottes, nach welcher das Weib dem Manne unterthan sein soll, ist in eine sklavische Abhängigkeit verkehrt, wie wir es oft bei heidnischen und mohammedanischen Völkern finden. Und wiederum ist die Ehe nicht ein fester Bund, welcher nach Gottes Willen unverbrüchlich sein soll; vielmehr kann der Mann sich um geringer Ursache willen von seinem Weibe scheiden. Die Frauen von Kwa-Mkuyu wollten gern Christen werden, aber dafür müssen sie nicht nur Spott und Hohn von ihren Männern erwarten, sondern auch die Scheidung befürchten. Manche Frau muß von ihrem Manne die Drohung hören: „Wenn du weiter zu den Männern Gottes nach Kisungu (Hohenfriedeberg) gehst, so scheiden sich unsre Wege!“ Wie dann, wenn solche arme Frau dadurch heimatlos und obdachlos wird, weil auch die Verwandten sie nicht aufnehmen wollen? So wirft ein Mkilindi (Angehöriger des Herrschergeschlechts) seine

Frau buchstäblich bei Nacht und Nebel aus dem Hause hinaus, weil sie nicht vom Evangelium lassen will. Sie kommt in ihrer Angst zu den Brüdern auf die Station und bittet um Rat und Hilfe. Angesichts solcher Trübsale sagt dann eine Frau mit Recht: „Uns ergeht es wie Joseph, der von seinen Brüdern verkauft wurde; aber wir lassen die Worte Gottes nicht!“ So kommen sie denn wirklich trotz aller Schwierigkeiten und hören Gottes Wort und lassen sich führen auf dem schmalen Wege und durch die Pforte zur ewigen Seligkeit.

Auch die Männer haben ihr Hindernis: die Vielweiberei. Die Frauen und Kinder sind die unentbehrlichsten Hausgenossen und Gehilfen des Mannes. Je mehr Weiber ein Mann hat, um so weiter kann er seinen Besitz ausdehnen. Sonst sind Arbeiter selten oder gar nicht zu erhalten. Ein Mann, welcher die Milch auf die Station bringt, kommt gern zum Gottesdienst; aber die Frauenfrage mit ihrer großen wirtschaftlichen Bedeutung macht ihm viel Sorge. Und gewiß muß durch die Einführung der christlichen Ehe eine große Veränderung vor sich gehen. Dennoch dürfen die Brüder nicht gegen Gottes Wort reden und handeln; sie dürfen die ernste Lehre nicht verschweigen. Die Vielweiberei mit ihrem Elend und ihrer Sünde muß verschwinden. Das Evangelium macht alles neu, auch in Afrika (2. Kor. 5, 17). So war es einst in Rom und Korinth, so war es vor Zeiten in Deutschland, so wird es auch in Usambara und unter den Waschambaa werden.

„Das Haupthindernis für unsere Mission in Usambara sind die religiösen Geschlechter (mbali) der Waschambaa, mit denen auch das bürgerliche Leben des Volkes innigst verknüpft ist. Ja, um überhaupt Waschambaa zu sein, ist es unerläßlich, einem dieser Geschlechter anzugehören. Wäre auch einer von Waschambaaeltern geboren und gehörte keinem religiösen Geschlechte an, so gälte er eben damit nicht mehr als Mschamba, wie ja auch unsere Christen dem Volke selbst als keine Waschambaa mehr gelten und für sie vom eignen Volke das Totenopfer gefeiert worden ist. Es ist auch einem Nicht-Mschamba (also einem der nicht einem religiösen Geschlechte angehört) unmöglich, eine Ehe mit einem Mschambamädchen einzugehen, es sei denn, daß er sich in eins der religiösen Geschlechter aufnehmen läßt.

Schon sind manche Schwierigkeiten gehoben. Den Getauften waren, als sie ihre verlobten Bräute zur Heirat nehmen wollten, diese von den Eltern und Verwandten verweigert worden. Da

machten sich die Brüder auf zu dem Häuptling, dem Sohne des verstorbenen Si Kiniassi, ebenfalls Kiniassi genannt, und stellten ihm die Sache ernstlich vor. Sie wären Leute des Friedens und wollten keinen Streit; wenn also die Waschambaa den jungen Christen um ihres Glaubens willen die Töchter nicht zur Heirat geben wollten, gut dann würden sie sich anderwärts ihre Frauen suchen. Aber sie würden dann auch überall erklären, weshalb dies geschähe. So würden denn bald alle Leute im Lande erfahren, wie unrecht die Waschambaa gegen die Männer Gottes handelten. Darum möchten sie jetzt eine offene und bestimmte Erklärung abgeben, damit die Getauften wüßten, was sie zu thun hätten; sie sollten erklären, ob das offene Bekenntnis zu Christo bei den Waschambaa ein Hindernis sein sollte für die Heirat und überhaupt für die Volksgemeinschaft. — Dies ernste Auftreten hatte einen guten Erfolg. Kiniassi hatte sich drei Tage Bedenkzeit erbeten, um in einer Volksversammlung zu Mlalo über die Sache zu beschließen. In der zahlreich besuchten Versammlung wurde dann beschlossen: „es sollte der Verlobung eines Getauften mit einem Mädchen aus der Gegend von Mlalo nichts in den Weg gelegt werden; vielmehr würde es ihnen eine besondere Freude sein, wenn die getauften Knaben ihre Töchter heiraten würden. Die Verlobungen dürften nicht um der Taufe willen aufgelöst werden, auch dürfte die Frau eines schon verheirateten Taufbewerbers nicht von dem Vater zurückverlangt werden! Außerdem wollten sie nun auch wieder fleißiger zum Gottesdienste nach Hohenfriedeberg kommen!“ Die Brüder waren mit diesem Beschlusse zufrieden; aber sie wollten beim Kirchengehen keinen Zwang und keine Heuchelei. „Wer Gottes Wort verachtet, bleibt lieber fern.“

3.

So führt Gott durch seine Gnade aus allen Wirren heraus. Auch die Frauen kommen nun bald wieder zur Station. Was ist es doch für eine Freude, als die Frauen zum erstenmale zur Kapelle kommen und am Gottesdienst teilnehmen! Ueberhaupt geht es vorwärts mit dem Evangelium. Neue Freunde kommen und begehren die Taufgnade. Schauli und Ngole beweisen Treue und Beharrlichkeit: der letztere scheut sich nicht, überall in den Dörfern

mutig sein Zeugnis abzulegen für das Evangelium. Immer größer wird die Zahl der Christen. Am 6. November 1894 werden David Kupe und Moses Schauli getauft. Auch die Schar der Freunde vergrößert sich je mehr und mehr. So können die Brüder mit freudigem Wohlgefallen Heidengottesdienst, Christengottesdienst und Abendmahlsfeiern abhalten.

Eine Sorge lag lange Zeit schwer auf ihnen. Sie wollten auch außerhalb der Station hin und her in den Hütten das Evangelium verkündigen. Aber es ging ihnen dabei so, wie es in der Heimat vielen Landpastoren geht: fast immer sind die Leute draußen auf dem Felde mit der Landarbeit beschäftigt. Da kommen die Brüder oft vergebens; in der Regenzeit aber, wenn die Leute zu Hause sind, ist der Weg für die Missionare zu schwierig. Dennoch sind diese unermüdlich; sie reisen umher im Lande, gehen nach Mlalo, Tewe, Kitiwo und anderen Orten und verkündigen das Evangelium allem Volke, den Großen und den Kleinen, den Männern und den Frauen; allen ohne Unterschied verkündigen sie Buße und Gnade. In allem aber machen sie die Erfahrung, daß sie mit Freuden die Gnade Gottes loben können, die er an ihnen und ihrem Wirken kund gemacht hat. Und gewiß haben sie Grund zur Freude und zum Danke gegen Gott. Denn sie haben viel erreicht in kurzer Zeit. Ist doch bei den jungen Christen das Verständnis für die Bedeutung des Reiches so weit vorgeschritten, daß die Brüder frühzeitig schon (im Jahre 1894) wagen durften, milde Gaben zu sammeln für den Bau des Krankenhauses für Eingeborne, welches Bruder Krämer in Tanga bauen wollte. Da brachten die getauften Waschambaa mit Freuden ihr Scherflein herbei; seitdem haben die Missionare einen beständigen Fortschritt in ihrem Wirken erfahren dürfen.

Auch der Schulunterricht, welcher unter großen Schwierigkeiten angefangen wurde und oft wegen des Ausbleibens der Schüler unterbrochen werden mußte, ist doch zu einer beständigen Einrichtung geworden und hat manchen schönen Erfolg gebracht. Ja, als die kleine Gemeinde der Gläubigen sich sammelte und wuchs, da erkannten die Christen den Schulbesuch als eine Pflicht an für jeden, der noch lernen konnte. Ein heiliger Eifer entstand unter ihnen. Sie konnten sich nicht satt lesen an den Büchern, welche die Missionare für sie zusammengestellt hatten. „Und bald

wurden diese jungen Christen mit ihren schwachen Kräften und ihren kleinen Büchern Boten des Evangeliums unter ihren Volksgenossen!" Die Alten haben es gern gelitten, ja oft genug forderten die Väter sie auf, sie sollten ihre Bücher holen und lesen. Elisa Mtschalo mußte in einem entfernten Orte einmal bis in die Nacht hinein den Alten vorlesen und als er sich müde auf die Pritsche gelegt hatte und eingeschlafen war, wurde er wieder geweckt mit der Bitte: „Lies noch weiter!".

Bald gewannen die Missionare auch einen Gehilfen in einem jungen Manne, Lazarus Schauli Mgunda, welcher durch seine Treue und Begabung sich so auszeichnete, daß ihm der Unterricht in den Kindergruppen anvertraut werden konnte. Auch im Kindergottesdienste konnte er bald angestellt werden. Hier bewährte er sich so, daß die Missionare berichten können: „Es ist uns eine stille Freude, zu beobachten, wie Lazarus Schauli unbefangen eine biblische Geschichte erzählt". Ja, auch Kindergottesdienst wird in Hohenfriedeberg gehalten.

Seit 1894 besteht auch ein regelmäßiger Gemeindegottesdienst der eingebornen Christen. Damals schon war ja eine seitdem beständige, anwachsende Gemeinde von 20 Christen vorhanden, welche zur Feier des heiligen Abendmahls berechtigt waren. Schon damals konnten die Missionare berichten: „Der Eifer, Gottes Wort zu hören, der fleißige Besuch der Morgenandachten in der Woche erleichtern uns die Aufgabe, die Getauften weiter in die Schrift einzuführen".

Neben der Missionsstation ist ein Christendörflein entstanden. Es hat den Namen Bethanien erhalten. Dort haben sich die Christen angesiedelt als eine Gemeinde der Gläubigen, welche die Station umgiebt. Christliche Ehepaare haben den Anfang gemacht. Im November 1897 waren es bereits 7 Familien; sie bilden den Stamm der Gemeinde und halten eine gute Gemeinschaft mit den unverheirateten Christen, jungen Männern, welche sich ebenfalls dort angesiedelt haben. Diese Christengemeinde ist von großer Bedeutung für das Wirken der Missionare. Sie bildet einen Rückhalt für alle anderen Christen und ein gutes Vorbild für die Heiden. Sie ist wirklich in ihrem Wandel ein Vorbild für die Gemeinde; das ist den Missionaren wiederholt bezeugt worden. Ende des Jahres 1897 waren es schon 64 Christen,

welche zur Gemeinde Hohenfriedeberg gehörten, darunter 50, welche die Berechtigung zur Abendmahlsfeier hatten. Im Laufe des Jahres 1897 wurden allein 26 Seelen der Waschambaa durch die heilige Taufe aufgenommen in die Gemeinschaft der Gläubigen. Nach den letzten Nachrichten zählt die Gemeinde 83 Seelen. Aber nicht nur diese Zahlen dürfen wir nennen. Vielmehr ist es wirklich zu spüren, daß die Gläubigen Gottes Wort von Herzen lieb gewonnen haben, und daß ihr Glaube, welcher durch manche Kämpfe erprobt worden ist, ein lebendiger ist; denn seine Lebenskraft wird täglich offenbar durch die Frucht des sittlichen Lebens. Zwar sind auch einige zu Fall gekommen, da Satanas ihrer begehrte; aber die Reinheit der Gemeinde ist dadurch nicht erschüttert worden. Die Missionare konnten unter Zustimmung der Gemeinde an den Gefallenen ernste Kirchenzucht treiben und sie zur Buße führen. In einem Berichte vom Jahre 1896 giebt Bruder Wohlrab ein anschauliches Bild von dem Gemeindeleben in der Schelemulde, dem Thal bei Hohenfriedeberg, welches hier wortgetreu folgen mag:

„Morgens $^3/_4$ 6 Uhr erklingt auf der Missionsstation ein Glöcklein hinaus in die weiten Berge. Es ist Tagesanbruch. Nach kurzer Zeit steigt der Sonnenball leuchtend über der fernen Steppe empor. Bald regt es sich in den umliegenden Gehöften. Hier und da sehen wir weiß- und bunt gekleidete Gestalten heraustreten und auf schmalen Bergpfaden der Station zueilen. $^1/_2$ 7 Uhr rufen drei Glockenschläge die Herbeigekommenen zur Morgenandacht in die kleine Kapelle, einen ärmlichen engen Raum für das Auge der Fremden, uns aber eine liebe Stätte großer Erinnerungen. Da die Waschambaa bisher die Kunst des Lesens nicht kannten und die jungen Christen sich in der Schule erst die Anfänge angeeignet haben, so ist für die kleine Schar die Missionsstation fast die einzige Stätte, wo sie geistliche Nahrung suchen kann. Daher stellen sich zu den täglichen Morgenandachten meist ziemlich viele ein. Manche sind auch aus ihren ferner gelegenen Dörfern ausgezogen und haben sich in der Nähe der Missionsstation angebaut, um täglich zu den Andachten kommen zu können. Abends 6 Uhr erklingt das Glöcklein noch einmal und ladet zur Abendandacht. Gern kommen auch da einzelne Christen. Sie richten es so ein, daß sie ihre Feldarbeit in der 6. Stunde beenden, um auf dem Heimwege noch Gottes Wort zu hören. Jeden zweiten Tag schließt sich an die Morgenandacht biblischer Unterricht für alle Christen an. Zu Beginn der Stunde

wird an der Hand eines biblischen Bildes eine der bekannten Geschichten des Alten und Neuen Testamentes wiederholt. Dann werden Psalmen und sonstige gelernte Stücke in Erinnerung gebracht und neue hinzugelernt. Das macht ihnen viel Freude. Hierauf werden in langsamem Fortschritt noch unbekannte Stücke aus der Heilsgeschichte erzählt und eingehend besprochen. Zum Schluß übt die kleine Schar die Gesänge, die bisher in ihre Sprache übersetzt sind.

Besonders köstlich ist für die Missionare das große kindliche Vertrauen, das ihnen alle Glieder der kleinen Gemeinde entgegenbringen. Offen und ehrlich sprechen sie über alles, was sie bewegt nach außen und nach innen; sie haben ein lebhaftes Bedürfnis, ihre Lehrer an ihrem ganzen Leben teilnehmen zu lassen!"

Im Jahre 1898 hat die Gemeinde von Hohenfriedeberg auch eine neue stattliche Kirche erhalten.*) Nachdem das erste Kirchlein 7 Jahre lang dem Missionswerke der Brüder und dann der anwachsenden Gemeinde gedient hatte, ist endlich diese neue Kirche durch Gottes Gnade der Gemeinde geschenkt worden. Die Missionsfreunde in der Heimat mit ihren Gaben und die Christen in Hohenfriedeberg mit ihrer Arbeitskraft haben in rechter Glaubenstreue mitgeholfen und Gott der Herr hat seinen Segen dazu gegeben.

So dürfen wir denn mit Freuden schauen auf das Werk der Brüder in Hohenfriedeberg. Es ist ein guter Anfang gemacht und ein fester Grund gelegt für den Bau des Reiches Gottes unter den Waschambaa. Schon ist das Evangelium auch weiter ausgebreitet im Lande. Ein Kranz von Stationen und Predigtplätzen ziert das Land Usambara — als eine gute Verheißung für die Zukunft. Wenn Gott ferner seinen Segen darreicht und die Boten des Evangeliums weiter in Treue arbeiten, wird das Reich Gottes bald den Sieg gewinnen im Lande Usambara. Gott hat ja bisher seine Verheißung wahr gemacht. Er hat seine Hände ausgestreckt nach dem Volk der Waschambaa und hat sein Panier unter ihnen aufgeworfen.

Wir aber wollen Gott bitten, daß er die Brüder stärke in der Treue und im Glauben; daß Er seinen heiligen Geist sende in die Herzen der Waschambaa, damit sie je länger je mehr fragen nach der Wurzel Jesse, die das Panier der Völker ist!

*) Siehe das Titelbild.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien
und die Anfänge des Christentums daselbst.

Von Miss. K. Schaal.

(Schluß)

---

3. Portugiesische Missionsthätigkeit.

Während die Portugiesen ihre Eroberungen mit großem Erfolg betrieben, hören wir nichts davon, daß sie den syrischen Christen die von Vasco de Gama versprochene Hilfe hätten zu teil werden lassen. Auch scheinen sie sich in den ersten vierzig Jahren ihrer Niederlassung im Lande um die Bekehrung der Heiden nicht bekümmert zu haben. Zwar hatte die portugiesische Regierung viele Ordensbrüder zu diesem Zweck nach Indien gesandt. Dieselben werden aber beschuldigt, daß ihnen vorteilhafte Stellungen und die Errichtung von Klöstern für die verschiedenen Orden viel wichtiger gewesen seien, als die Bekehrung der Heiden zum christlichen Glauben. Und als sie sich später einmal mit dem Erfolg ihrer Mission brüsten wollten, hat ein Glied ihrer eigenen Kirche die selbstsüchtigen Motive, von denen sie bei der Bekehrung der Heiden geleitet worden seien, in folgender Weise gekennzeichnet: „Es ist eitel Betrug, wenn man glaubt, daß die Bekehrung der Heiden in Indien dem Eifer der Portugiesen zuzuschreiben sei. Es war Habsucht und nicht Eifer zur Bekehrung der Heiden, die sie bei ihren Eroberungen beseelte. Wo Uebertritte stattfanden, sind dieselben der göttlichen Macht und der Liebe einiger frommer Mönche zuzuschreiben. Die Regierung hatte kein anderes Ziel, als die Länder zu berauben. Die meisten Bekehrungen fanden immer da statt, wo es viel zu holen gab. Wo jedoch die Habsucht nicht befriedigt wurde, stellte man die Leute als verstockt und widerspenstig dar. Der Eifer erlosch auch schnell überall, wo nicht Gewinnsucht seine Triebfeder war. Diejenigen, die nichts besaßen, waren nicht geschickt, einzugehen in den Himmel."

Die wenigen Ordensbrüder, die im Lande umherzogen, predigten an beliebigen Orten und errichteten kleine Kirchen für die

Leute, die sie gesammelt hatten. Doch scheinen vor der Ankunft des bekannten Jesuiten Franz Xaviers Bekehrungen von irgend welcher Bedeutung nicht vorgekommen zu sein. Mit der Ankunft Franz Xaviers in Goa im Jahr 1542 that es einen gewaltigen Ruck vorwärts. Die erste Nacht verbrachte derselbe in einer Kirche im Gebet. Seine erste Aufmerksamkeit schenkte er den Portugiesen, die er in einem sehr entsittlichten Zustand antraf, obgleich die Stadt mit Priestern und Mönchen überfüllt war. Sein ungewöhnlicher Eifer, die Beredsamkeit und Kühnheit, mit der er die Laster rügte, seine Demut und Selbstverleugnung, vor allem auch die Gunst des Vizekönigs, der den Auftrag hatte, ihm jede Unterstützung zu teil werden zu lassen, blieben nicht ohne Eindruck, sodaß sich die Verhältnisse für einige Zeit besserten. Es würde zu weit führen, wollten wir Franz Xavier auf alle die Stätten seiner Wirksamkeit im Osten begleiten. Sein Eifer steht wohl unübertroffen da. Nahezu eine Million Heiden soll er in den zehn Jahren seiner Wirksamkeit getauft haben. Wie oberflächlich aber seine Missionsmethode gewesen ist, zeigt er uns selbst, wenn er schreibt: „Ich bin vollständig unwissend, was die Sprache der Leute betrifft, noch verstehen sie meine Sprache. Auch habe ich keinen Dolmetscher. Alles was ich thun kann ist, daß ich Kinder taufe und Kranke pflege, und dazu braucht es keines Dolmetschers“. Die oberflächliche Kenntnis einiger Gebote und Lehrsätze des Christentums scheinen ihm für die Taufe der Erwachsenen genügt zu haben. Es könnte ja sonst nicht sein, daß er, wie er selbst schrieb, in einem Monat 10 000 Heiden mit eigener Hand taufte, häufig an einem Tag ein ganzes Dorf. Es war nicht inneres Ueberzeugtsein von der Wahrheit des Christentums, sondern mehr die Person, der heilige Eifer, die große Willensenergie, die freundliche Herablassung zum Geringsten, sein eifriges Bitten, das die Leute zur Annahme des Christennamens bewog. Bei den meisten war es wirklich nur der Name, ohne daß durch ihren Uebertritt ihr sittliches, ja selbst religiöses Leben beeinflußt worden wäre.

Als Fr. Xavier dies erkannte, verließ er entmutigt Indien, weil er es für unmöglich hielt, die Hindus gründlich zu bekehren. Diese von der Kirche Roms allerdings nicht anerkannte Nachricht ehrt den frommen und eifrigen Mönch mehr in unsern Augen, als die kindischen Wunder, die zur Erhöhung seines Ruhms

erfunden wurden. Es beweist, daß er höhere sittliche Anforderungen an die Glieder der Kirche stellte, als sie selbst. Denn während letztere über die großen Erfolge triumphierte und sie in überschwänglichen Worten pries, war Franz Xavier betrübt, daß sich die Neugetauften des Christennamens so wenig würdig zeigten. Franz Xavier hatte ohne Zweifel große Fehler, es waren aber die Fehler seines Systems, in dessen Bann auch er gefangen war. Sein Charakter als Missionar ist nichtsdestoweniger in vieler Hinsicht der Bewunderung wert. In der Großartigkeit seiner Pläne, in dem Eifer zur Ausführung derselben, in seiner uneigennützigen Liebe zu den Menschen, in seiner Freimütigkeit den Höchsten gegenüber, in seiner liebevollen Herablassung zu den Geringsten, in seiner unermüdlichen Aufopferung, Selbstverleugnung, Weltentsagung und Unerschrockenheit in Gefahren, hat er ein Beispiel hinterlassen, das nur von wenigen übertroffen worden ist.

Einige Jahre nach dem Tode Franz Xaviers, im Jahre 1552, wurde die Inquisition mit allen ihren Schrecken auch in Indien eingeführt. Dieses Mittel, durch das die Sache Roms aufrecht erhalten und gefördert werden sollte, war sehr verschieden von den unermüdlichen Anstrengungen und der Selbstaufopferung des eifrigen Mönchs. Ueber zwei Jahrhunderte lang war die Inquisition ein Hauptmittel in Indien, um die Ungläubigen zu bekehren. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß durch die raffiniertesten Peinigungen und schändlichsten Greuel, die im Namen der Kirche von ihren Dienern verübt wurden, der Christenname vor Heiden und Mohammedanern stinkend und zum Abscheu gemacht wurde. Und sicher hat diese Thatsache auch damit zu thun, wenn es mit der Christianisierung Indiens verhältnismäßig so langsam vorangeht. Wer kann sagen, wie viele Tausende von Opfern hier in Indien auf dem Scheiterhaufen oder am Galgen endeten! Die Verurteilten, die sich zum katholischen Glauben bekannten, erhielten die zweifelhafte Gunst, gehenkt zu werden, ehe ihre Leichname den Flammen übergeben wurden, während die andern lebendig verbrannt wurden. Wir haben Mitleiden mit den verblendeten Hinduwitwen, die, im Bann einer grausamen Sitte, sich mit dem Leichnam des verstorbenen Mannes haben verbrennen lassen, und es erregt unsern Unwillen, wenn wir hören, daß eine Witwe, die vor dem qualvollen Tod in den Flammen zurückschreckte, mit Gewalt dazu genötigt wurde.

Und es ist der christlichen Welt gelungen, diese schreckliche heidnische Sitte abzustellen und die hilflosen Opfer solchen Aberglaubens von den Flammen zu erretten. Was ist aber das im Vergleich mit dem durch viele Generationen hindurch dauernden systematischen Morden der Inquisition! Und das unter dem Vorwand, die christliche Religion aufrecht zu erhalten und unter den Heiden zu fördern! Es darf uns daher nicht wundern, wenn ehrbare Heiden und Mohammedaner in gleicher Weise gegen die Portugiesen zeugten: „Ihr predigt Christum den Gekreuzigten unter uns und zu gleicher Zeit kreuzigt ihr die, welche an ihn glauben! Ihr wollt andere zu Christen machen und seid selbst keine Christen! Ihr laßt euch Wohlthaten von den Heiden erweisen und entehret dafür ihre Frauen! Eure Thaten zeugen dafür, daß ihr nicht an einen Gott glaubt, der das Gute belohnt und das Böse straft".

In der Folgezeit zeigte sich denn auch, daß das unmenschliche Institut der Inquisition, die das Interesse der Kirche fördern sollte, nicht nur zum Schaden derselben ausschlug, sondern auch dazu mithalf, den Untergang der portugiesischen Herrschaft in Indien zu beschleunigen. Das Wenige, das ihnen geblieben ist von ihren großen Besitzungen, ist gerade noch genug, um sie mit Wehmut an ihre einstige Macht und Größe zu erinnern. Portugal, einst auch Mittelpunkt des Welthandels und Sitz des Reichtums, ist durch seine reichen Kolonien arm geworden, und dies nicht nur, weil es von Anfang an den Handel in Fesseln schlug und infolge leichten und großen Gewinnes für eine Entwicklung der Industrie weder im Mutterland noch in den Kolonien Sorge trug, sondern weil es sich unfähig erwies, die unterworfenen Völker auf eine höhere Kulturstufe zu heben durch Christianisierung derselben. Seine Kolonien und besonders auch Indien waren ihm nur fette Pfründen, die es ausbeutete, Milchkühe, gut genug, um sie mit Rippenstößen zu traktieren.

---

4. Rom und die syrische Kirche in Südmalabar.*)

Vom Jahr 1542 ab machte die Kirche auch Versuche, die etwa 300 000 syrischen Christen in Südmalabar, die früher nicht die entfernteste Verbindung mit Rom hatten, sich zu unterwerfen. Wie und wann diese Christengemeinden in Südindien entstanden waren, läßt sich nicht mit Genauigkeit feststellen. Sicher ist, daß die Syrer oder Thomaschristen es als unzweifelhafte Thatsache annehmen, daß der Apostel Thomas das Evangelium in Südindien gepredigt habe und sie deshalb die Entstehung ihrer Kirche ihm zu verdanken haben. Der sehr häufig unter ihnen vorkommende Name Thomas läßt es auch wahrscheinlich erscheinen, daß ein bedeutender Mann dieses Namens unter ihnen gelebt haben muß. In dem jetzigen Quilon soll der Tradition nach der Apostel Thomas gelandet und die erste der von ihm errichteten sieben Kirchen gebaut haben. Diese Kirche ist längst von den Wellen des Meeres weggeschwemmt worden. Es steht jedoch noch eine in Niranam, von der gesagt wird, daß sie eine der vom Apostel erbauten Kirchen sei. Dieselbe scheint sehr alt zu sein. Es ist aber nicht anzunehmen, daß der Apostel sie erbaut habe, denn solche Steintürme wie dieser waren in der apostolischen Zeit wohl nicht bekannt. Lebendige Tempel, erbaut aus lebendigen Bausteinen, das sind die Kirchen, die apostolischen Ursprung beanspruchen dürfen. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß der Apostel Thomas in Parthien das Evangelium verkündigte. Origenes und andere bezeichnen Parthien, Medien und Baktrien als das dem Apostel Thomas zugewiesene Arbeitsfeld. Parthien grenzt aber an Indien und da außerdem durch den Handel ein lebhafter Verkehr mit Indien stattfand, so liegt es nahe, anzunehmen, daß der Apostel Thomas selbst nach Indien gekommen sein mag und deshalb der „Apostel Indiens“ genannt wird. Damit ist letzteres wohl erklärt, nicht aber wie die einige tausend Meilen entfernten, und nach diesem Apostel benannten Christengemeinden entstanden sind. Viel hat auch die Ansicht für sich, daß von Alexandrien aus, in dem als Sitz des damaligen Welthandels Handelsbeflissene aller be-

*) Eine ausführliche Darstellung der syrischen Kirche in Malabar enthält das Missions-Magazin 1898, S. 393 ff. Doch ergänzt das Nachfolgende das dort über die römisch-katholischen Missionsversuche Gesagte.

kannten Nationen zusammenkamen, das Evangelium nach Südindien kam. Am glaubwürdigsten jedoch ist die Annahme, daß eine Anzahl Christen von Antiochien im 5. Jahrhundert auswanderten und sich in Travankor niederließen, denn nicht nur haben sie ihre Bischöfe immer von dorther erhalten und waren letztere samt dem Klerus dem Primat von Persien unterstellt, sondern auch die hier überall gebräuchliche Bezeichnung „Syrer“ oder „Nasrani“ (das syrische Nazarener), und die Thatsache, daß die Nachkommen der Eingewanderten bis heute als solche bekannt sind und sich von den zum Christentum übergetretenen Hindus an den Gesichtszügen unterscheiden, dürfte dafür sprechen. Wie dem aber auch sei, sicher ist, daß die Arbeit der ersten Missionare nicht vergeblich gewesen ist.

Aus ziemlich glaubwürdigen Berichten erfahren wir, daß im 5. Jahrhundert in Malabar, einem Lande, wo der Pfeffer wächst, Christen wohnen, die einen Bischof von Persien haben. Die ersten Ansiedler erwarben sich Land und bebauten es. Bis auf den heutigen Tag sind die meisten dieser Syrer Bauern und Händler. Ursprünglich Nestorianer sollen sie später Jakobiten geworden sein. Dies würde auch wieder mit ihrer syrischen Abkunft übereinstimmen, insofern der Patriarch von Antiochien im 6. Jahrhundert ebenfalls der Jakobitischen Lehre beitrat.

Wie viel lebendiges Christentum früher unter den Thomaschristen vorhanden war, ist schwer zu sagen. Ihr wachsender Wohlstand und die Freiheiten, die sie genossen, lassen einen Schluß zu ihren Gunsten ziehen. Es ist doch kaum anzunehmen, daß ihre heidnischen Könige sie geduldet, noch weniger begünstigt hätten, wenn sie sich nicht durch Tüchtigkeit und Loyalität allgemeine Achtung erworben hätten. Daß sie Jahrhunderte lang umgeben vom Heidentum an ihrem Bekenntnis und ihren Gottesdiensten festgehalten haben und daß heidnische Fürsten fortfuhren, ihnen Schutz angedeihen zu lassen, spricht entschieden zu ihren Gunsten. Wenn man jedoch von ihrem jetzigen Zustand rückwärts schließen wollte, könnte man versucht sein, daran zu zweifeln, ob sie das Christentum in seiner reineren und vollkommeneren Gestalt überhaupt je einmal gekannt haben. Was jetzt noch davon übrig ist, gleicht einer alten verrosteten Form ohne Inhalt oder einer Lampe, die nicht brennt, weil es ihr an Oel gebricht.

Als die römische Kirche die ersten Versuche machte, die syrische

Kirche an sich zu ziehen, wurde dieses Unternehmen damit gerechtfertigt, daß man sich auf die päpstliche Suprematie berief, oder daß man vorgab, alle Christen seien dem Papst Gehorsam schuldig und deshalb habe die Kirche das Recht, alle die sich von ihr losgesagt haben wieder mit solchen Mitteln an sich zu ziehen. Den ersten Versuch machte ein Franziskaner Namens Vincent, den der erste Bischof von Goa, Don Juan d'Albuquerque, der ebenfalls diesem Orden angehörte, mitgebracht hatte. Die syrischen Christen nahmen denselben freundlich auf. Als sie aber merkten, daß Vincent und seine Vorgesetzten, statt ihnen Schutz angedeihen zu lassen und sie von ihren Bedrückern zu befreien, es auf ihre Unterwerfung unter die Kirche Roms abgesehen hatten, wandten sie sich von ihm ab. Auch Vincent merkte, daß seine Ermahnungen nicht mehr beachtet wurden; da er aber zu weit vom Sitz der portugiesischen Regierung entfernt war, als daß er von der weltlichen Macht hätte Gebrauch machen können, mußte er auf andere Mittel sinnen. Er fand, daß er ohne die Mitwirkung der Kattanars (syrischer Priester) keinen Einfluß auf die Leute gewinnen könne. Er beschloß daher, einige syrische Priester in der römischen Lehre zu unterrichten, und mittelst dieser dann die ganze Kirche zu gewinnen. Vincent baute sich zu diesem Zweck ein Seminar und wurde dabei vom Vizekönig und dem Erzbischof bereitwilligst unterstützt. Es fanden sich auch einige Jünglinge, die sich in der lateinischen Sprache und in den Gebräuchen der römischen Kirche unterrichten ließen. Als sie aber zu predigen versuchten, stellte es sich heraus, daß Pater Vincents Mühe umsonst war, denn nicht nur erkannten die Syrer die Ordination der Jünglinge nicht an, sondern ließen sie auch nicht predigen. Bisher hatten sie den Portugiesen erlaubt, ihre Kirchen zu betreten, von jetzt an aber schlossen sie vor ihnen die Thüren zu. Damit endeten die ersten Versuche der Franziskaner.

Als die Jesuiten von dem Mißerfolg hörten, wollten auch sie einen Versuch machen; war doch das Unternehmen von zu großer Bedeutung, als daß man es so leichten Kaufs hätte aufgeben dürfen. Sie sannen auf ein anderes Mittel. Weil sie das Mißlingen Vincents dem zuschrieben, daß derselbe die Vorliebe der Syrer für ihre alte Sprache zu wenig berücksichtigt habe, beschlossen sie, aus diesem Fehler Nutzen zu ziehen. Sie bauten ebenfalls ein Seminar, worin sie sich des unter den Priestern gebräuchlichen

alten Syrischen als Unterrichtssprache bedienten und den Jünglingen erlaubten, ihre hergebrachten Gewohnheiten in Kleidung ꝛc. beizubehalten. Eine Zeitlang schien das Vornehmen zu schönen Hoffnungen zu berechtigen. Als jedoch die Zeit gekommen war, daß die Jünglinge predigen sollten, konnten weder Drohungen noch Versprechungen sie dazu bewegen, gegen ihre alten Bischöfe und Priester aufzutreten. Die Jesuiten waren aber nicht die Leute, dieser Enttäuschung wegen sich entmutigen zu lassen oder sich mit dem bis jetzt so geringen Erfolg zu begnügen. Nachdem sie die Nutzlosigkeit ihrer bisherigen Versuche, die Syrer von ihrem Glauben und von ihrer Anhänglichkeit an ihren Patriarchen abzubringen, eingesehen hatten, und da sie den Grund ihres Mißerfolgs in der Person desselben zu sehen glaubten, beschlossen sie, ihn zu entfernen. Dies war jedoch ein gewagtes Unternehmen, und sie verhehlten sich nicht, daß sie ohne List und Gewalt nicht zum Ziel kommen würden.

Der Patriarch, an dessen Beseitigung ihnen so viel gelegen war, hieß Mar Joseph, der wie seine Vorgänger vom Patriarchen zu Babylon zum Bischof geweiht worden war. Die Jesuiten stellten ihm eine Falle. Wissend, daß er mit Portugiesen in Kotschin Verbindungen hatte, spielten sie ihm einige portugiesische Jünglinge in die Hände, damit er sie in seinem Glauben unterrichte. Die Ermahnung Mar Josephs an die Jünglinge, Maria nie als die Mutter Gottes, sondern nur als die Mutter Christi zu bezeichnen, gab den gewünschten Anlaß, ihn der Häresie anzuklagen. Die Sache ging an den Vizekönig und Erzbischof, die sofort die Gefangennahme des Ketzers anordneten. Letzterer wurde hierauf nach Goa und von dort nach Portugal gesandt, wo er zur römischen Kirche übertrat und feierlichst versprach, seine Kirche von den alten Irrtümern reinigen und alles thun zu wollen, was in seiner Macht stehe, um sie in Abhängigkeit von Rom zu bringen. Bis er aber nach Indien zurückkam, war auf die Bitte der Syrer hin bereits ein anderer Patriarch von Babylon, Mar Abraham, gesandt worden. Die Jesuiten waren sehr enttäuscht, daß Mar Joseph von Portugal zurückkam, hatten sie doch ausdrücklich gebeten, ihn nicht mehr zu senden; auch die Ankunft des neuen Patriarchen Mar Abraham paßte wenig in ihre Pläne, hofften sie doch mit der ihres Oberhauptes beraubten Kirche leichtes Spiel

zu haben; doch da beide, der eine vom Papst, der andre vom Patriarchen von Babylon mit Vollmachten versehen worden waren, suchten sie eben aus den gegebenen Verhältnissen das Beste zu machen.

In Goa traute man der Aufrichtigkeit Mar Josephs nicht und stellte ihn daher auf eine Probe. Der Erzbischof forderte ihn auf, gleich einige Priester mitzunehmen, die ihm in der Bekehrung der Leute behilflich sein könnten. Der Bischof erbat sich Bedenkzeit. Am nächsten Tag erklärte er, in der Nacht eine Offenbarung erhalten zu haben, nach der er die Priester nicht mitnehmen dürfe, worauf ihm der Erzbischof erwiderte, daß er auch eine Offenbarung in der Schrift gefunden habe, nach welcher er (der Patriarch) nicht ein Hirte sei, dem der Herr seine Herde anvertrauen könne, sondern ein Wolf in Schafskleidern. Der Erzbischof war jedoch ein zu geschickter Politiker, um nicht in den gegebenen Verhältnissen gleich einen Vorteil zu entdecken. Er verstand zu gut die Maxime: Divide et impera! als daß er gezögert hätte, die Gelegenheit zu ergreifen, eine Spaltung zwischen den Syrern herbeizuführen. Es brauchte keine zu große Scharfsinnigkeit, um vorauszusehen, daß die beiden Rivalen sich um die Oberherrschaft streiten und jeder einen Teil der Leute an sich zu ziehen suchen würde. Im Hinblick darauf ließ er Mar Joseph trotz der entdeckten Heuchelei nach Malabar zurückkehren. Nicht lange nach seiner Ankunft daselbst begann das gewünschte Schisma gleich dem Aussatz in der syrischen Kirche sich auszubreiten. Viele Nasranis freuten sich über die Rückkehr Mar Josephs und schlossen sich ihm an. Die Mehrzahl aber hielt ihn für einen Renegaten und unterstützte Mar Abraham, der noch ganz frei vom römischen Sauerteig war. Mar Joseph zeigte nun seinen wirklichen Charakter. Er verklagte seinen Rivalen beim Erzbischof, nannte ihn einen Eindringling, der verderbliche Lehren einführe (mit welchen er selbst im Herzen einig war) und bat, ihn zu entfernen. Dies war gerade, was die Jesuiten wollten. Mar Abraham wurde ergriffen und nach Goa übergeführt, von wo er nach Portugal geschickt wurde. Als Mar Joseph sich wieder in unbestrittenem Besitz des Patriarchats sah, verbreitete er im geheimen wieder die alte syrische Lehre. Auf dies hin wurde er zum zweitenmal gefangen genommen und ohne weitere Untersuchung nach Rom gesandt, wo er ums Jahr 1570 sein Leben in unbekannter Weise endete.

Die Nachfolger Mar Josephs spielten dieselbe zweideutige Rolle. Nach außen Unterwerfung unter die Forderungen Roms, im geheimen aber festhaltend am alten syrischen Ritus, zeigten sie eine Doppelzüngigkeit und nahmen zu Winkelzügen ihre Zuflucht, die kein günstiges Licht auf das sittlich religiöse Leben dieser Kirche werfen. Sie haben nicht verstanden, ihre gerechte Sache mit Waffen der Gerechtigkeit und Wahrheit zu verteidigen. Man gewinnt den Eindruck, als ob ihrem Widerstand den herrschsüchtigen Forderungen Roms gegenüber kein höheres Motiv als die Liebe zur Freiheit zu Grunde gelegen habe. Mehr auf ihre eigenen Winkelzüge und Schlauheit vertrauend, als auf den lebendigen Gott war der Untergang ihrer Freiheit von vorneherein besiegelt. Dem schlauen, in der Wahl seiner Mittel nicht sehr wählerischen Erzbischof Menezes, der im Jahr 1598 selbst nach Malabar ging, um die Unterwerfung dieser widerspenstigen Syrer zu vollenden, gelang es mit viel List und Gewalt die meisten der Kattanars dahin zu bringen, daß sie den römischen Glauben annahmen. Die Wenigen, die sich nicht dazu verstanden, hatten viel Verfolgung und Drangsal zu erdulden. Als jedoch auf Anzettelung der jesuitischen Partei in Kotschin der Patriarch im Jahr 1653 den Märtyrertod erleiden mußte, trennte sich wieder ein Teil von der römischen Kirche und ernannte einen eigenen Patriarchen, Mar Thomas. Aber erst, als vom Jahr 1661 an die Holländer die Portugiesen aus einem Teil ihrer Besitzungen vertrieben und sich in Süd-Malabar festsetzten, wurden die syrischen Christen von der grausamen Tyrannei der Jesuiten erlöst. Obgleich nun außer Gefahr weiterer Verfolgungen, hatten sich die Lehren und Gebräuche der römischen Kirche schon zu sehr mit ihrem eigenen Glauben vermischt, als daß eine Scheidung hätte stattfinden können, und bis auf den heutigen Tag findet man bei dem Jakobitischen Teil der syrischen Kirche starke Anklänge an Rom. Es war ein Glück, daß die Macht der Jesuiten durch die Holländer wenigstens gebrochen wurde, dennoch bleibt zu bedauern, daß die Hälfte der syrischen Christen, sowohl in Lehre als in Gebräuchen, römisch ist.

Nach einer verhältnismäßig friedlichen Periode unter den Holländern hatten sie später durch die Unterdrückung durch den König von Travankor viel zu leiden. Er legte ihnen unerträgliche Lasten auf, infolge deren sie verarmten. Und als dann

am Ende des vorigen Jahrhunderts Tippu Sahib, der mohammedanische Eroberer auch Travankor überflutete und die Christen vor die Alternative stellte, entweder Christum als den Sohn Gottes zu verleugnen oder zu sterben, da erlitten mehr als 10000 den Märtyrertod. So ist diese Kirche zuerst von Rom, dann von heidnischen Königen und endlich von den Mohammedanern verfolgt worden, ohne daß sie hätte vernichtet werden können. Vom Jahr 1795 an, als sich ein englischer Resident in Travankor niederließ, um die Handlungen der Regierung zu überwachen, genießen die Christen Religionsfreiheit und bilden seit jener Zeit einen sehr wichtigen Bestandteil jener Provinz. Sehr strebsam und bildungsfähig, findet man sie in hohen amtlichen Stellungen.

Auf Anregung eines englischen Residenten von Travankor sandte die englisch kirchliche Missionsgesellschaft im Jahr 1813 Missionare nach Südmalabar, um an der Wiederbelebung dieser alten Kirche zu arbeiten, ohne jedoch eigene Gemeinden zu gründen. Dieser Plan mußte aber aufgegeben werden, weil es unmöglich schien, diese alte gebrechliche Form mit einem neuen Inhalt zu füllen. Im Jahr 1837 fing die obengenannte Missions-Gesellschaft eine eigene Mission in Travankor an, und man sah die alte verknöcherte syrische Kirche ebensowohl als Missionsobjekt an, wie die Heiden und Mohammedaner. Man findet darum viele syrische Christen unter den Gemeindegliedern dieser Missionsgesellschaft. Durch den Einfluß des Evangeliums im Zusammenhang mit dem Wachstum abendländischer Bildung, bildete sich eine Partei, die eine Reform der syrischen Kirche anstrebte. Dieselbe war aber nicht gründlich und ging nicht tief genug. Sie bestand nur in Abschaffung der Ohrenbeichte, Heiligenverehrung, Gebet und Messe für die Verstorbenen, während sie unbedingte Wiedergeburt durch die Taufe, Transubstantiation, Familien-Priestertum nach Art der levitischen Ordnung und Kinderheiraten beibehielten. Das Priestertum ist erblich, die einzige Qualifikation für einen Kandidaten ist daher nur die Zugehörigkeit zu einer Priesterfamilie. So werden Jünglinge, noch nicht dem Knabenalter entwachsen, zu Diakonen und später zu Priestern ordiniert. Letztere dürfen heiraten, während der Bischof unverheiratet bleiben muß. Die Priester erhalten keinen Gehalt, sondern Gebühren, sind aber hauptsächlich auf den Ertrag ihrer Felder angewiesen, die darum auch einen großen Teil ihrer

Zeit und Kraft in Anspruch nehmen. Bezeichnend für die Auffassung ihrer Aufgabe ist folgende Bemerkung, die einer von ihnen machte: „Wir können Gott nicht gehorchen, da wir nicht wissen, wo der h. Geist auf Erden wohnen kann." Bei der Taufe wird das Kind in warmes Wasser gelegt. Das Wasser muß mit Feuer erwärmt sein, weil das Kind mit Feuer getauft werden muß. Nach der Taufe wird das Kind mit heiligem Oel, das in Antiochien bereitet wird, gesalbt. Die Salbung ist Siegel des h. Geistes und der Säugling wird dadurch ein Glied der wahren Kirche und Erbe des ewigen Lebens. Nachdem dieser Akt vorüber ist, werden die Lippen des Kindes mit Abendmahlswein benetzt, wobei der Priester sagt: „Die Frucht, welche Adam im Paradies nicht gekostet hat, wird an diesem Tage mit Freuden auf deine Lippen gelegt." Konfirmation haben die syrischen Christen nicht. Das heilige Abendmahl oder die hohepriesterliche Messe dauert, wenn sie der Bischof hält, drei Stunden. Sie unterscheidet sich nur wenig von der römischen. Lichter brennen auf dem Altar und Weihrauch wird während der Handlung angezündet. Bevor der Priester Brot und Wein verabreicht, drückt er die Hände der Kommunikanten zusammen als ein Zeichen des Friedens und sagt hierauf: „Ich gebe dir den heiligen Leib Jesu Christi für die Erlassung deiner Missethaten und für die Vergebung der Sünden."

Das Auftreten einiger ernstgesinnter Propheten vom Jahr 1872 an, deren zahlreiche Anhänger die „sechs Jahr Leute" genannt wurden, weil sie auf Grund von Weissagungen dieser Männer die Wiederkunft Christi in sechs Jahren erwarteten, hatte keine nachhaltige Erweckung zur Folge. Die Mischung von Wahrheit und Irrtum in dieser Bewegung machte manche an der Wahrheit selbst irre. Doch giebt es noch immer Leute, welche dieser Richtung angehören.

Was die syrische Kirche braucht, ist nicht eine oberflächliche Aenderung ihrer veralteten Sitten und Gebräuche, sondern eine Umkehr zur Lehre der Apostel, nicht eine neu hergerichtete Lampe, sondern frisches Oel, das vom hl. Geist angezündet helle brennt.



Ein Blick in die chinesische Schule.

Nach Mitteilungen von Miss. Fr. Müller.

1. Die chinesische Heidenschule.

In welch hohem Ansehen bei den Chinesen das „Bücherlesen" oder Studieren steht, geht schon aus ihrem Sprichwort hervor: „Du mußt mit Eifer Bücher lesen, denn jedes Wortzeichen ist tausend Gulden wert." Man findet deshalb auch nur wenig Chinesen, die nicht wenigstens eine Zeitlang eine Schule besucht haben, ohne daß ein Schulzwang sie dazu genötigt hätte. Ein solches Lehrinstitut der Chinesen hat aber einen ganz andern Charakter, als ihn der Abendländer bei einer Schule voraussetzt. Werfen wir deshalb einen Blick in eine solche chinesische Heidenschule.

Schon von ferne, während wir uns ihr nähern, tönt uns ein ohrenzerreißendes Geschrei entgegen. Die Schüler scheinen sich gegenseitig in den Haaren zu liegen. Wir sind noch mehr verblüfft, indem wir das Schullokal betreten. Statt plötzlicher Stille wird das Geschrei noch lauter, ohne daß der Lehrer Einhalt gebietet. Aber es darf uns das nicht befremden, denn das ist eben die Art, wie der Chinese, sowohl der Abc-Schütze, wie auch der 20jährige Student zu studieren pflegt. Er kennt nichts anderes als ein möglichst lautes Lernen, und zwar geschieht dies in einem singenden Tone, was durch die verschiedenen Tonhöhen und den Rhythmus der chinesischen Sprache wesentlich erleichtert wird. Dieser Singsang ist nicht eben schön, zumal wenn eine ganze Anzahl Schüler in dieser Weise gemeinsam lernt. Jeder schreit aus Leibeskräften, um den andern zu übertönen, der eine in hoher, der andere in tiefer Tonlage. Meist fangen sie mit hohen Tönen an, lassen nach und nach die Stimmen so tief als möglich sinken, um dann plötzlich wieder eine Oktave höher einzusetzen. Dazwischen hinein zieht gelegentlich der eine oder andere, weil ihm im Augenblick das Gedächtnis versagt, ein einzelnes Wort langsam durch alle möglichen Tonarten hindurch, bis ihm wieder klar ist, wie sein Text weiter lautet. So geht es den ganzen Tag fort.

Auf die Nerven des Lehrers macht das nicht den geringsten Eindruck. Es geht ihm wie dem Müller, den das Geklapper seiner Mühle selbst im Schlafe nicht stört, ja der sofort erwacht, wenn das Mühlwerk plötzlich stehen bleibt. Sobald unter den Schülern eine Erschlaffung eintritt und das Geschrei nachläßt, erhebt der Lehrer seinen Stock, schlägt damit einige Male auf den Tisch, und sofort

setzen alle Schüler mit neuer Kraft ein. Die Stellung des chinesischen Schulmeisters ist übrigens nicht beneidenswert; denn da er nicht vom Staat angestellt ist, so muß er sich selbst seine Lehrjünger mühsam zusammensuchen und hat seine liebe Not, bis er von jedem das spärliche Schulgeld eingetrieben hat. Dabei muß er sich viel von seinen Zöglingen gefallen lassen, denn er darf sich nicht beikommen lassen, sie zu strafen, da er in diesem Fall die Eltern auf den Hals bekommt und die Schüler verliert. Trotz alledem ist er sich seiner Würde als „Bücherleser“ wohlbewußt. Das läßt schon seine Brille mit ihren riesigen, runden Gläsern, die ihm auf der Nase sitzt, deutlich erkennen, und die Gemessenheit, mit der er die unvermeidliche Wasserpfeife selbst in der Schule handhabt. Das beweisen auch die zollangen Fingernägel, die jedermann kund thun, daß seine Persönlichkeit nicht zu der niederen Klasse von Menschen gehört, die sich durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt verdienen müssen.

Das Schulzimmer ist gewöhnlich ein dumpfer, schmutziger Raum, dessen Wände mit allerlei Malereien und Inschriften der Schüler bedeckt sind. An der Rückwand thront in einer Nische eine Götzenfigur, die es sich auch gefallen lassen muß, daß ihr große Spinnen die Aussicht verbauen und allerlei sonstiger Unrat um sie herum aufgehäuft wird. Doch das verschlägt nichts. Das Ganze paßt zu den Schülern, deren Bücher, Kleider, Gesicht und Hände ebenfalls die Spuren der Unsauberkeit an sich tragen.

Der Unterrichtsstoff ist in allen chinesischen Schulen der gleiche. Es sind die sogenannten „Vier Bücher“, die hauptsächlich die Lehre des Konfucius enthalten. Diejenigen Schüler, die weiter studieren wollen, lernen dann noch die „Fünf Bücher“. Diese neun klassischen Werke sind die einzige Quelle der chinesischen Wissenschaft und Bildung. Damit fängt der Abc-Schüler an und darin wird auch später in den Staatsexamina geprüft. Da wo Konfucius vor 2000 Jahren die Chinesen hingestellt, auf diesem Boden der Geistesbildung stehen sie auch heute noch.

Das Lernen geht dabei auf ganz mechanische Weise vor sich. Der Lehrer nimmt jeden Schüler einzeln vor und liest ihm einen kleinen Abschnitt aus seinem Buch vor, bis er ihn nachlesen kann. Dann begiebt sich das bezopfte Bürschlein an seinen Platz, lernt und schreit aus vollem Halse, bis es den Abschnitt auswendig und so fließend herunterleiern kann, daß man ihm kaum zu folgen vermag. Auf diese Weise lernt der Schüler nach und nach ganze Bücher auswendig, ohne deren Sprache und Sinn zu verstehen. Erstere versteht er zum großen Teil deswegen nicht, weil die Büchersprache eine ganz andere Sprache ist, als die, die das Volk spricht. Und wenn er

auch über die Bedeutung der einzelnen Wortzeichen klar wäre, so versteht er doch den Sinn der Sätze nicht, da diese Bücher meist philosophische Abhandlungen enthalten. Man denke sich einen sechs- bis achtjährigen deutschen Schüler, dem die Aufgabe gestellt wäre, die Werke von Kant oder von sonst einem deutschen Philosophen auswendig lernen zu müssen!

Eine Erklärung des Gelernten giebt der Lehrer nicht. Das geschieht erst in späteren Jahren, wenn der Knabe weiter studiert. Aber das ist bei den meisten Schülern nicht der Fall. Diese haben somit eine Menge Stoff gelernt, mit dem sie ihr ganzes Leben lang nichts anzufangen wissen und der einem toten Kapital gleicht. Und so ist es mit der Bildung der meisten Chinesen bestellt.

Auf ebensolche mechanische Weise lernt der Chinese schreiben. Bekanntlich ist das chinesische Schreibpapier außerordentlich dünn und durchsichtig. Diesen Umstand macht man sich zu nutze. Man legt das Papier einfach auf eine mit großen chinesischen Zeichen beschriebene Vorlage und dann malt der Schüler mit seinem Pinsel die durch das Papier scheinenden Zeichen so lange nach, bis er den charakteristischen Schriftzug in der Hand hat.

Außer Lesen und Schreiben lernen die größeren Schüler noch Aufsätze machen und — dichten. Beim Aufsatz ist der Stil die Hauptsache, und dieser ist nur dann gut, wenn die Arbeit recht viele Citate aus den chinesischen Klassikern enthält. Ein guter Aufsatz ist deshalb im großen und ganzen nichts anderes als eine Sammlung von Citaten. Auch um die Anleitung im Dichten braucht kein angehender Dichterling daheim die Chinesen zu beneiden. Es ist einfache Reimschmiederei. Der Lehrer giebt das Thema und darüber haben dann die Schüler ein Lied zu verfertigen, bei dem es nur darauf ankommt, daß zwischen den einzelnen Zeilen Symmetrie herrscht und daß sie sich reimen. Das ist nicht eben schwer, da die chinesische Büchersprache aus lauter einsilbigen und sehr viel gleichlautenden Wörtern besteht und man je nach Belieben ein Wort weglassen oder ein bedeutungsloses Tonwort einsetzen darf. Auf den Sinn kommt es weniger an. Solche Lieder bestehen darum auch meist aus großartig klingenden, aber nichtssagenden Phrasen. Doch das ist es eben, woran der Chinese Geschmack hat.

Von Rechnen, Geographie, Weltgeschichte, Naturlehre u. s. w. ist in der chinesischen Heidenschule keine Rede. In diesen Fächern des Wissens glänzen selbst die gelehrtesten Chinesen mit wenigen Ausnahmen durch unglaubliche Unwissenheit. Viele wollen auch gar nichts davon wissen. Und wozu auch? Ist doch ihr China Jahrtausende ohne diese Kenntnisse ausgekommen und hat sich dabei als

das Land der wahren Bildung angesehen. Sie sehen deshalb auch den Abendländer nur von oben herab mit einem mitleidigen Lächeln an, wenn sie vernehmen, daß man in den Schulen seines Landes nicht einmal den Konfucius liest.

Die politischen Ereignisse der letzten Jahre indes, durch die China in einer ihm nicht gerade erwünschten Weise mit den westländischen Völkern in nähere Berührung gekommen ist, fangen doch auch schon an, auf dem Gebiet der chinesischen Schule ihre Früchte zu tragen. Manche aufgeweckte Chinesen merken nachgerade, daß man mit Konfucius allein nicht mehr durchkommen kann und daß die europäische Art des Lernens und Wissens bei der heutigen Weltlage einträglicher ist, als das veraltete System der chinesischen Bücherweisheit. Man hört deshalb in neuerer Zeit je und je davon, daß da und dort ein Mandarin eine Schule eröffnet habe, worin „Westliches Wissen“ gelehrt werde.

---

2. Die Missionsschule.

Wie überall, so mußte auch in China die Mission sich alsbald der Schule annehmen, erstlich um die Christenkinder zu unterrichten, und dann, um sich eingeborene Missionsgehilfen heranzubilden. So besitzt z. B. die Basler Mission in der Kanton-Provinz Elementar- und Sekundarschulen, eine Mittelschule und ein Seminar. Die beiden erstgenannten Schulen sind allen Christenkindern zugänglich. In die Mittelschule und ins Seminar werden dagegen nur die aufgenommen, die sich zum Lehrer oder Prediger des Evangeliums ausbilden lassen wollen. Außerdem unterhält die Mission noch Mädchenanstalten, während bei den Heiden — seltene Ausnahmen abgerechnet — niemand daran denkt, den Mädchen irgendwelche Schulbildung zu teil werden zu lassen.

Ein Mittelding zwischen diesen Christenschulen und den vorhin geschilderten Heidenschulen sind die Missions-Heidenschulen. Sie haben auch ihr eigenes Gepräge. Die Mission stellt in irgendeinem Dorf einen gebildeten chinesischen Christen als Lehrer an. Dieser sucht eine Anzahl Heidenkinder als Schüler um sich zu sammeln und eröffnet mit ihnen eine Schule. In dieser werden die chinesischen Klassiker gelehrt, aber auch daneben biblische Fächer getrieben. Eine solche Schule ist allerdings nur ein Notbehelf und sie muß der Mission als Brücke dienen, um auf ihr an die heidnische Jugend heranzukommen. Denn würde man in diesen Schulen ausschließlich westländische und biblische Fächer treiben, so würden die Heiden ihre

Kinder niemals in die Schule schicken; denn in ihren Augen hat nur die chinesische Ausbildung irgendwelchen Wert. Behält aber die Mission den chinesischen Unterricht bei, so haben die meisten Eltern nichts dagegen, wenn ihre Kinder daneben auch in religiösen Fächern unterrichtet werden. Dadurch entzieht man viele Kinder dem Einfluß der heidnischen Schule und kann ihnen von Jugend auf das Wort Gottes ins Herz pflanzen, auch ihre heidnischen Bücher ins rechte Licht stellen. Zugleich ist der Mission die Möglichkeit gegeben, auf diesem Wege den heidnischen Eltern nahe zu kommen und den Sauerteig des Evangeliums ins Volk hineinzutragen.

Eine solche Missions-Heidenschule, die nur noch etwas weiter ausgebildet ist, besteht u. a. auf der Basler Station Hokschuha. Sie wird von ca. 28 Schülern, meist Heiden im Alter von 6 bis 21 Jahren, besucht. Außer den klassischen Büchern und der biblischen Geschichte lernen sie noch Schreiben, Rechnen, Geographie und Singen. Letzteres ist das mühsamste Fach, denn den meisten Chinesen ist Singen etwas ganz Neues. Wohl hört man je und je unterwegs eine Art Gesang, der sich aber nur in drei bis vier verschiedenen Tönen, und zwar in den höchsten Fisteltönen bewegt. Dabei haben alle diese Lieder einen unsittlichen Inhalt, sodaß der chinesische Gesang von vornherein als unanständig gilt. Zudem werden bei den Schülern die Stimmen durch das fortgesetzte laute Lernen so verdorben, daß man selten eine schöne Stimme unter ihnen findet. Trotz alledem haben die Schüler eine große Freude an unserer Sangesweise und es singt ein jeder bei den täglichen Andachten und im Gottesdienst kräftig mit, wenn auch vorläufig nach eigener Melodie. Daß das nicht gerade wohllautet, kann jedermann sich leicht vorstellen.

Der Geographieunterricht ist für die Chinesen bei ihrer Weltanschauung von besonderer Wichtigkeit, da er ein heilsames Mittel ist gegen ihren Hochmut und Eigendünkel. Sie lernen da einsehen, wie wenig sie noch von der Welt wissen, und daß es in der Welt außer China auch noch andere Länder giebt, die der Rede wert sind. Der Chinese, selbst der Bücherleser, dessen Gedanken überhaupt schon einmal über die Grenzen seiner Provinz hinausgegangen sind, stellt sich die Erde gewöhnlich als eine viereckige Fläche vor, in deren Mitte, den weitaus größten Raum einnehmend, die „Herrlichkeitsmitte" oder „die Blume der Mitte", d. h. China liegt. Rings um dasselbe herum aber lagern die „vier Meere", in denen sich einige Inseln befinden, auf denen die Barbaren oder „fremden Teufel" wohnen. Kein Wunder, daß deshalb dem Westländer manchmal die sonderbarsten Fragen in Bezug auf die geographische Lage seines Landes gestellt werden. So fragte mich eines Tages ein Chinese, ob meine

Heimat in der Nähe von Peking liege. Ein anderer meinte, Deutschland und Japan grenzten aneinander. Eher verzeihlich ist es wohl, wenn ein altes Mütterchen einen der Missionare fragte, ob er denn in seinem Barbarenlande ihren Sohn gesehen habe, der nach Hinterindien oder Borneo ausgewandert sei. Ist es doch selbst in Deutschland mit den geographischen Kenntnissen oft recht armselig bestellt, sodaß dieselben in vielen Fällen nicht über die engern Grenzen des Heimatlandes hinausreichen.

Große Freude bereitet den Schülern der Unterricht in der biblischen Geschichte, dem sie mit Aufmerksamkeit und Spannung folgen. Da wird es einem eindrücklich, welch wunderbaren Schatz wir an den biblischen Geschichten für die Missionsarbeit unter der Jugend haben. Da treten die christlichen Wahrheiten in so lebendiger und packender Weise den Kindern entgegen, daß sie dieselben nie mehr vergessen können.

Die Schüler wohnen und schlafen auf der Station, und das ist von Wichtigkeit. Denn es läßt sich da auch in anderer Beziehung erzieherisch auf sie einwirken. Es gilt nämlich, ihnen etwas Sinn für Ordnung und Reinlichkeit beizubringen, woran es den Chinesen gänzlich mangelt. Den chinesischen Lehrern kann man das nicht wohl überlassen, da sie der Ansicht sind, es sei dies unter ihrer Würde, sich um solche Angelegenheiten zu kümmern. Auch ist es bei ihnen selbst in diesem Stück noch schwach bestellt und es fehlt ihnen jedes Verständnis dafür. Wenn im Jahr einmal, und zwar am dritten Tage des neuen Jahres, das Haus gründlich gekehrt wird, so genügt das dem gewöhnlichen Chinesen. Ich habe darum eine etwas militärische Ordnung aufgestellt, wie die Schlafräume und der Schulsaal täglich gereinigt werden müssen. Am Anfang war den Burschen die Geschichte merkwürdig, aber bald gewöhnten sie sich daran. Wenn ich jetzt am Morgen nach dem Frühstück auf die Schule zugehe, so springen sie in allen Ecken mit Besen herum, weil sie wissen, daß nun die Schule auf ihre Reinlichkeit untersucht wird.

Auch mit der körperlichen Sauberkeit ist es nicht weit her, obgleich sich die Hakka-Chinesen täglich mit heißem Wasser abspülen. Da ist u. a. ein kleiner aufgeweckter Zopfträger, der so schmutzig ist, daß man ihn nicht anzurühren wagt. Ich suchte ihm das Ehrgefühl zu wecken und sagte ihm, er müsse sich nun auch jeden Tag gründlich waschen, wenn er ein guter Schüler sein wolle. Erst blickte er groß und erstaunt auf, daß der Missionar sich auch um solche kleinlichen Aeußerlichkeiten kümmere, doch er versprachs. Am andern Tag drängte er sich geflissentlich vor, damit ich ja auf ihn aufmerksam werden möchte. Und in der That, ich erkannte ihn fast nicht mehr. Kopf,

Gesicht und Hände waren sauber gewaschen, und dazu war er noch mit einem ganzen, sauberen Rock angethan. Höchst befriedigt ging er an seinen Platz, als ich ihm sagte, daß er jetzt weit besser aussehe, als zuvor. Sonntags erscheinen gewöhnlich die Mütter auf der Station, kämmen ihren Söhnen den Zopf sorgfältig durch und vertilgen dabei einige Dutzend kleiner Insekten, damit diese nicht zu sehr überhandnehmen. Daß man auch ohne diese tierischen Schmarotzer auskommen könne, glaubt kein Chinese. Hat doch selbst der Kaiser in Peking solche, wenn sie auch bei ihm seinem Stande gemäß aus Gold sind.

Die Arbeit an diesen Missions-Heidenschulen ist eine Säemannsarbeit, von der man nicht erwarten kann, daß sie alsbald Früchte bringt. Erst wenn die Schüler herangewachsen sind und sich innerlich vor die Wahl gestellt sehen, ob sie sich für oder wider Christum entscheiden sollen, erst dann werden die wahren Früchte zum Vorschein kommen. Aber es ist doch erfreulich, wenn man schon jetzt hie und da die Ansätze zu solchen zu sehen bekommt. Manche Schüler, die am Anfang des Jahres als Erzheiden eintraten und ihre heidnische Gesinnung nicht verbargen, sind seitdem ganz zutraulich und empfänglich geworden. Andern ist das Gewissen einigermaßen aufgewacht. Sie wagen nicht mehr so dreist zu lügen wie am Anfang, und wenn sie es versuchen, sieht mans ihnen sofort an. Das ist eine erfreuliche Frucht, wenn man bedenkt, daß der Chinese es mit der Wahrheit nicht genau nimmt. Er sieht die Lüge überhaupt nicht als Unrecht an. Auf die Kinder, die im Lügen am meisten Schlauheit und Gewandtheit zeigen, sind die heidnischen Eltern am stolzesten. Welchen Einfluß die Schule auf das junge Geschlecht oft ganz unerwartet ausübt, läßt auch der Vorfall erkennen, wonach kürzlich einige ältere Schüler der geschilderten Schule bei einem heidnischen Fest daheim sich weigerten, den Geistern Weihrauch anzuzünden, weil sie nicht mehr an dieselben glauben könnten.

Möge Gott der Herr auch fernerhin auf diesen Zweig der Missionsarbeit seinen Segen legen, damit in den christlichen Gemeinden Chinas ein Geschlecht heranwachse, das nicht nur von Kind auf die heilige Schrift weiß, sondern das auch die Gotteskraft des Wortes am eigenen Herzen erfährt.

Die hundertjährige Jubelfeier
der englisch-kirchlichen Mission.*)

Eine großartige Centenarfeier hat die C. M. S. in der Woche vom 10. bis zum 15. April begangen, mit einer Begeisterung und einer Teilnahme, die bei uns in Deutschland unerhört sind. Von den 5000 Missionsversammlungen, die in ganz England im Laufe einer einzigen Woche aus Anlaß dieses Jubiläums stattgefunden haben, soll gar nicht die Rede sein, sondern nur von der Feier im Lande selbst. Täglich fanden hier mehrere Festversammlungen und Gottesdienste statt, die trotz Regen und Schnee glänzend besucht waren und einen Verlauf nahmen, der die Erwartungen auch der größten Optimisten übertroffen hat. Alles war vorzüglich vorbereitet, die weiten Räume, in denen man zusammenkam, festlich geschmückt mit Bannern und Sprüchen, die z. B. in Lapidarschrift von Wand zu Wand reichten, und unter denen sich wiederholt der eine befand: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich." Der Besuch war ein außerordentlicher. Das große Mittags-Meeting am eigentlichen Geburtstage der Gesellschaft, dem 12. April, vormittags 11 Uhr in Exeter-Hall, war nur für Männer bestimmt, während gleichzeitig in Queens-Hall eine Frauenversammlung abgehalten wurde; der öffentliche Dankgottesdienst dieses Tages aber in Albert-Hall vereinte gegen 10 000 Freunde der C. M. S., obschon gleichzeitig ein ganz analog verlaufender Dankgottesdienst in Exeter-Hall stattfand.

Unter den Erschienenen befanden sich außer zahlreichen evangelischen Bischöfen, Archidiakonen, Dekanen, Kanoniken aus England und den Missionsgebieten der Earl von Northbrook, Kanzler Smith, Lord Kinnaird und zahlreiche andere Lords, Generäle und sonstige Würdenträger, während vom Kronprinz Oskar von Schweden, vom Lord-Kanzler, vom Generalfeldmarschall Viscount Wolseley, vom Premierminister Salisbury, von zahlreichen Bischöfen, Lords, der Kirche von Irland, Gemeinden, besonders aus den Missionsgebieten, von Missionsgesellschaften u. s. w. herzliche Glückwunsch- und Begrüßungstelegramme und -Briefe einliefen. Unter ihnen fanden wir folgende deutsche Namen: Graf Bernstorff in Berlin, der eine Ansprache zugesagt hatte, aber am Kommen verhindert war, die Berliner Missionskonferenz (wohl der Vorstand der Deutschen bezw. kontinentalen

*) Aus: Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, Heft 5. Nach Berichten des „The Record".

Missionskonferenz), Berlin I. und II., Basel, Barmen, Vertreter der ev. Luth. Mission (Leipzig?) und des Berliner Frauenvereins.

Schon am Sonntag zuvor hatten die Prediger in einer großen Anzahl von Kirchen auf die Bedeutung der kommenden Festwoche hingewiesen, in einigen waren besondere Missionspredigten gehalten worden, so in der Pauls-Kathedrale durch den Bischof von Derry, in der Heilands-Kirche durch den Bischof von Sierra Leone, in der Westminster-Abtei durch drei Geistliche. Die Presse aber hat mit einziger Ausnahme der „Morning-Post", der Freundin der neuanglikanischen Bewegung, die einen völlig unwahren Bericht über den Festgottesdienst in der Pauls-Kathedrale gebracht hat, ohne einer Berichtigung Raum zu geben, mit einer Ausführlichkeit und Herzlichkeit über den ganzen Verlauf der Centenarfeier berichtet, die in Deutschland kaum vorkommen dürfte. — Ganze Straßen und Plätze Londons trugen das Gepräge der großen Mai-Meetingswoche. Das ganze öffentliche Leben war vom Jubiläumsgedanken beherrscht.

In den Versammlungen, in denen viel gebetet, gelesen, gepredigt und gesungen wurde — letzteres meist unter Benutzung des neuen Gesangbuches der C. M. S., — und in denen auch nicht die leiseste Spur irgend welcher Polemik gegen andere Denominationen, Richtungen oder Gesellschaften in Erscheinung trat, herrschte eine große Begeisterung, die durch die Redner in die rechten Bahnen gelenkt wurde. Von Schlagwörtern, wie: Evangelisation der Welt in dieser Generation, hörte man wenig. Dreierlei war es besonders, was fast durch alle Reden hindurchklang: Herzlicher Dank gegen Gott, der so Großes gethan, tiefe Demut in Anschauung des Wenigen, was wir gethan, und die Notwendigkeit neuer treuer Missionsarbeit.

Doch berichten wir über den Verlauf der Festlichkeiten. Eröffnet wurde die Centenarfeier am Montag, als „dem Tag des Gebets und Dankes", früh 11 Uhr durch einen Abendmahlsgottesdienst in der Brautkirche, an dem 400 Kommunikanten teilnahmen. Am Mittag desselben Tages, ebenso wie aller Tage dieser Woche, hielten in der Braut- und in der Martinskirche afrikanische und indische Geistliche, die mit der C. M. S. in Zusammenhang stehen, Ansprachen. Wir nennen unter ihnen P. Ihsan Ullach aus dem Pandschab (früher ein Mohammedaner), P. James Johnson aus Sierra Leone, P. Seetal aus Agra, P. Nihal Singh aus Allahabad (früher ein Hindu), P. Clarke aus Madras (Schwiegersohn des P. Satthianadhan). — Nachdem am Montag Nachmittag ein Bekenntnis- und Dankmeeting in Exeter-Hall abgehalten worden war, in dem Gesänge, Gebete und Ansprachen wechselten — wie auch sonst regelmäßig, unter dem Vorsitze eines Bischofs, der auch den Segen sprach, — fand am Abend desselben

Tages halb 7 Uhr der große Dankgottesdienst in der Pauls-Kathedrale statt, der wohl den Höhepunkt des Festes bezeichnete. Ein besonderer Chor, zu dem 19 Gemeinden ihre Sänger gestellt, führte den Gesang. Nachdem sich eine lange und imposante Prozession, in der besonders die fremden Geistlichen (s. o.) Aufsehen erregten, um den Chor bewegt hatten, und nachdem die Jubiläums- und andere Hymnen gesungen worden waren, wobei der Gesang der Versammlung den des starken Chors völlig übertönte, nach Schriftverlesungen und Kollekten hielt der Erzbischof von Canterbury eine begeisterte und gewaltige Predigt über Apstlgesch. 13, 2, in der er das Werk der C. M. S. mit dem Pauli verglich und bei aller Anerkennung des Großen, was Gott durch die C. M. S. bisher gethan, sehr energisch darauf hinwies, daß im Hinblick auf die Größe des britischen Reiches und auf die Macht, die in der englischen Kirche ruht, die gethane Arbeit doch nur ein kläglicher Teil dessen sei, was die englische Kirche hätte thun müssen. Wir könnten so unendlich viel thun, und thun so herzlich wenig! . . . „Meine Brüder“, so schloß er seine einfache, aber eindrucksvolle Predigt, „ich rufe euch auf, daß ihr euch solches zu Herzen nehmt; ich rufe euch auf, daß ihr euch fragt, ob ihr in der That etwas dem Entsprechendes thut, was der Herr für euch gethan hat; ich rufe euch auf, daß ihr euch zu dem großen Werke anregt und von unserer Kirche eilig die Schande abschüttelt, daß wir so viel empfangen und so wenig gethan haben!“ Mit Gesang, Schlußliturgie und Segen, vom Erzbischof selbst gesprochen, schloß der Gottesdienst, der gewiß allen Teilnehmern unvergeßlich sein wird.

Der Dienstag war der Uebersicht über die C. M. S.-Unternehmungen gewidmet. Die Meetings fanden in Exeter-Hall statt. In der ersten Versammlung, früh 11 Uhr, in der Lord Kinnaird an Stelle des erkrankten Bischofs von Durham präsidierte (welch letzterer übrigens vier Söhne in den Missionsdienst Indiens gegeben hat), sprachen außer diesem bald humoristisch, bald mit heiligem Ernst Archidiakon Long, der noch mit Henry Venn zusammengearbeitet hat und zur Zeit der Konsekration des Negerbischofs Crowther schon im Missionshaus thätig war, über die allmählichen Fortschritte der C. M. S., besonders an der Westküste Afrikas und in Indien, Kanonikus Bruce von Durham über die Mission in Persien, wo er selbst lange gewirkt hat, P. Ensor, der einst angeregt durch ein Sonnabend-Abendmeeting in Cambridge sich der C. M. S. zur Verfügung gestellt hatte, über Japan, wohin er entsendet worden war, und P. Wilson, der einzige noch lebende Zeuge aus der ersten Zeit der reich gesegneten Uganda-Mission, über diese.

Am Nachmittag behandelte nach einer Eröffnungsansprache des

Bischofs von Wakefield der Missionsveteran Batemann aus dem Pandschab die Missionspredigt und ihre Schwierigkeit, P. Clarke aus Masulipatam die Missionsschule und ihren Einfluß auch auf die höheren Klassen, P. Banister von der Fukien-Mission die Frauenmission (von den 270 Missionsarbeiterinnen der C. M. S. sind jetzt 248 auf 21 verschiedenen Feldern thätig, während es vor 25 Jahren nur 12 waren), Dr. Duncan aus Hangtschau die ärztliche, P. Dr. Weitbrecht die litterarische Missionsthätigkeit, P. James Johnson, der schwarze Pastor aus dem Yorubaland, die Heranbildung von eingeborenen Predigern und Gehilfen und die Organisation der eingeborenen Kirchen. — Der Abend war der Darstellung der Entwicklung der C.M.S. in der Heimat geweiht.

Am Mittwoch fand nach einem privaten Frühstück in demselben Hause, in dem einst vor 100 Jahren jene 25 Männer sich zur Gründung der C. M. S. versammelt hatten, das große Jubiläums-Männer-Meeting in Exeter-Hall statt, in dem zunächst eine schier endlose Reihe von Telegrammen und Briefen verlesen und die Losung für das nächste Jahrhundert (1 Kön. 8, 56, 57, 60) mitgeteilt wurde, dann wurden drei große Resolutionen gefaßt, deren jede zwei Befürworter hatte und in denen 1. dem Dank gegen Gott, der durch große Männer und Ueberwindung der Schwierigkeiten so Großes gethan, 2. dem Gefühle der Demut, weil so weite Gebiete von Christus noch nichts gehört, und die Christenheit so arg gespalten ist, 3. der guten Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß besonders das englische Volk seinen göttlichen Beruf, vor anderen Heidenmission zu treiben, in Zukunft mehr erkennen und befolgen werde. In dem gleichzeitig stattfindenden Frauen-Meeting in Queens-Hall wurden die gleichen Resolutionen befürwortet und angenommen. Hier teilte u. a. auch Colonel Williams mit, daß der Jubiläumsfonds schon die Höhe von £ 55 000 (1 100 000 Mk.) erreicht hätte, und daß man noch £ 10 000 (200 000 Mk.) erwartete.

Am Mittwoch Abend 6 Uhr fanden zwei große Dankgottesdienste (anders kann man diese Versammlungen nicht nennen) in Albert- und Exeter-Hall in je 5 Abteilungen statt, in denen in kurzen Ansprachen, Gebeten, Lektionen, Gesängen dem Dank gegen Gott, 1. für Gründung der C. M. S. (der Redner konstatierte hier u. a.: „Das Reich hat der Gesellschaft und die Gesellschaft hat dem Reiche geholfen“, beider Wachstum steht in enger Wechselbeziehung), 2. für ihre Ausbreitung in der Heimat und draußen, 3. für die Missionsarbeiter, 4. für die persönlichen und sachlichen Opfer, 5. im allgemeinen Ausdruck gegeben wurde. Es fehlte auch hier nicht an interessanten Zwischenfällen. So konnte in der Versammlung in Albert-Hall ein Redner,

Mr. Sidney Gedge, der schon vor über 60 Jahren Sammler der Gesellschaft gewesen war, aus eigener Erfahrung von ihrem ersten Jubiläum erzählen, aber die Krone seines Lebens, meinte er, sei doch diese Centenarfeier. Afrikanische und indische Geistliche vom Missionsfelde verlasen Schriftstellen. Mr. Thornton aus Nottingham berichtete von seinem Besuche der alten Carey-Kapelle, derselben, in der Carey einst seine denkwürdige Predigt über die Worte gehalten hat: „Erwarte große Dinge von Gott, thue große Dinge für Gott."

In den Donnerstags-Meetings in Exeter-Hall kamen die anderen englischen Missionsgesellschaften zu ihrem Rechte. In der Vormittag-Versammlung wurde über die Missionen in Asien, in Afrika, in der Südsee und Amerika berichtet, am Nachmittag über die schottischen und deutschen Missionen, — die letzteren vertrat Pfr. Würz, der Sekretär der Basler Mission — am Abend sprachen Deputierte der nonkonformistischen Gesellschaften.

In der Freitag-Versammlung führte Rev. Macarthey den Hörern zunächst die Größe der noch zu leistenden Missionsarbeit vor Augen, die schon daraus erhelle, daß von den 2000 Sprachen und Dialekten in der Welt die Bibel doch erst in 400 übersetzt sei, — worauf dann der Bischof von Coventry über die Nöte der noch nicht evangelisierten Welt sprach, die nicht die Wahrheit kennt, unter den Folgen ihrer Vergangenheit leidet, keinen Glauben und keinen persönlichen Gott hat. Licht, Hoffnung, Glauben und Liebe bedarf sie.

Einen tiefen Eindruck soll endlich auch die Kinder-Versammlung am Sonnabend gemacht haben.

Es war, wie der „Record" sagt, eine glorreiche Woche, und sie kann darum auch nur von glorreichen Resultaten begleitet sein. Was aber noch mehr als die ungewöhnliche Beteiligung hervorzuheben ist, das ist der Geist, der in den Versammlungen lebendig war. Möchte doch die Zeit kommen, da auch in Deutschland der Missionsgedanke die Herzen so mächtig bewegt wie in England, da die Jubiläen unserer Missionsgesellschaften eine ähnliche Teilnahme und Würdigung finden, wie in unserer evangelischen Bruderkirche!

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Ueber das sogenannte Schwarzwasserfieber, den gefährlichsten Feind der Europäer im tropischen Afrika, veröffentlicht Professor Koch in der „Zeitschrift für Hygieine" eine neue Studie".

In seinen Reiseberichten aus den deutschen Schutzgebieten sprach Prof. Koch die Anschauung aus, die allgemein verbreitete Annahme sei irrig, daß das Schwarzwasserfieber eine schwere Form der tropischen Malaria sei. Er bestritt, daß dem Schwarzwasserfieber eine selbständige Stellung in der Krankheitslehre zukomme. Er führt das Schwarzwasserfieber vielmehr auf die Darreichung großer Gaben Chinin zurück. Die dunkelfarbigen blutigen Ausscheidungen, von denen das Schwarzwasserfieber seinen Namen hat, rühren nach Koch daher, daß es unter der Wirkung des Chinins zur Zerstörung von rothen Blutkörperchen und zur Ausscheidung des in diesen enthaltenen Hämoglobins kommt. In seiner neuesten Darlegung bezeichnet Koch das Schwarzwasserfieber schlechthin als Hämoglobinurie (Ausscheidung gelösten Blutfarbstoffes durch den Harn, Blutharnen). Es ist, wie er ausführt, eine Vergiftungskrankheit, nicht wie man bisher annahm, eine Infektionskrankheit. Das Schwarzwasserfieber kommt nach Koch in eine Ordnung mit der Hämoglobinurie, die nach der Darreichung von Anilin, Chrysarobin und anderen Stoffen, wie man schon lange weiß, auftritt. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß bei dem Schwarzwasserfieber ein anderer Stoff, das Chinin, die Hämoglobinurie hervorruft. Koch hat seine Anschauungen über das Schwarzwasserfieber an seinen Beobachtungen in den Tropen, an den Mitteilungen von Aerzten aus den deutschen Schutzgebieten und an vereinzelten Wahrnehmungen in Berliner Krankenhäusern geprüft. Für seine Auffassung des Schwarzwasserfiebers führt er eine ganze Reihe von Beobachtungen ins Feld. Obenan steht dabei die Thatsache, daß bei dem Schwarzwasserfieber die Malariaparasiten sehr oft fehlen, wenn sie aber vorhanden sind, steht ihre Zahl in gar keinem Verhältnisse zu der Hämoglobinurie. Andererseits beobachtet man Malariafälle mit sehr zahlreichen Parasiten, ohne daß aus der Fülle der Parasiten Hämoglobinurie entsteht. Bei genauerem Vergleiche zwischen den Anfällen der Malaria und denjenigen des Schwarzwasserfiebers sollen sich ganz wesentliche Unterschiede in den Krankheitserscheinungen ergeben. Bedeutung hat schließlich noch die Thatsache, daß sich das Schwarzwasserfieber mit zwei ganz verschiedenen Arten von Malaria, der gewöhnlichen mit dreitägigen Zwischenräumen und der tropischen verbindet. In den von Koch untersuchten Fällen erfolgte der Ausbruch des Schwarzwasserfiebers immer wenige Stunden, nachdem der Kranke Chiningaben von $^1/_2$ bis 1 Gramm genommen hatte. In einem Falle trat das Schwarzwasserfieber wiederholt nach dem Einnehmen von Chinin auf; das Schwarzwasserfieber konnte bei dem Kranken geradezu künstlich und willkürlich durch Chinin hervorgerufen werden. Wie erklärt sich das Auftreten der Hämoglobinurie

in der Form des Schwarzwasserfiebers in den Malariagegenden? Koch geht hierbei auf die Veranlagung zurück. Er nimmt an, daß beim Aufenthalt in den Malariagegenden eine gewisse Veranlagung erworben wird, die bedingt, daß durch das Chinin eine Zerstörung der Blutkörperchen Platz greift. Anfänglich wird von den Europäern in den Tropen das Chinin oft gut vertragen. Erst wenn sie längere Zeit in den Tropen gelebt haben, wird ihr Organismus durch den Tropenaufenthalt nach der Richtung hin beeinflußt, daß die roten Blutkörperchen gegen das Chinin nicht widerstandsfähig genug sind. Koch weist auf eine nicht hinreichend beachtete Vorstufe der Hämoglobinurie in den Malariagegenden hin. Sie besteht in der Ausscheidung von Gallenfarbstoff. Der Gallenfarbstoff wird in der Leber aus dem Hämoglobin gebildet. Koch führt nun aus, daß, wenn nur wenig rote Blutkörperchen aufgelöst worden, das dadurch frei gewordene Hämoglobin in der Leber zum Gallenfarbstoff umgebildet wird. Werden aber viele rote Blutkörperchen zerstört, so tritt Hämoglobinurie auf. Kochs Darlegungen werden sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Chininanwendung in Malariagegenden bleiben. (Afrika-Post.)

Siam. Wie Japan, so scheint sich auch Siam in Ostasien seit einiger Zeit den westländischen Ideen und Fortschritten anschließen zu wollen, wiewohl es von der französischen Kolonialmacht viel Ungerechtigkeit zu erfahren hat. Es verdankt dieses Bestreben hauptsächlich seinem König Tschululalongkorn, der nach jeder Richtung hin sein Land und Volk zu heben versucht. So hat er die Armee unter das Kommando fähiger europäischer Offiziere gestellt und ein Finanzsystem eingeführt, unter dem die Revenuen des Landes beträchtlich zugenommen haben. Auch sonst hat er Maßregeln ergriffen, wodurch Siam in die Reihe der in der Kultur fortgeschrittenen Nationen eintreten soll. Ebenso ist der König und die Beamtenwelt Siams dem Christentum und der christlichen Civilisation nie entgegengetreten und viele seiner Unterthanen haben bereits eine abendländische Bildung genossen. Nur unter dem gewöhnlichen Volke hat die Civilisation noch keine weitere Verbreitung gefunden und auch das Christentum bricht sich nur langsam Bahn. (Bapt. Miss. Mag.)

Indien. Wie sehr die für die indische Frauenwelt so wichtige Missionsarbeit in den Senana (Frauengemächern) selbst von den Mohammedanern gefürchtet wird, läßt ein Manifest erkennen, das eine Anzahl von angesehenen mohammedanischen Religionslehrern jüngst erlassen hat. Da heißt es u. a.: Was, ihr Mohammedaner,

achtet ihr die Größe eures wahren Glaubens so wenig und seid ihr so tief gesunken, daß ihr gar nicht merkt, wie die Christen vom Morgen bis zum Abend darauf aus sind, den Islam zu vertilgen? Und dabei könnt ihr ruhig schlafen? Sehet ihr denn nicht, wie englische Missionsfrauen unter dem Vorwand, die indischen Frauen erziehen und lehren zu wollen, in alle Häuser eindringen und euren Weibern zuraunen: warum wollt ihr euer Leben so zwecklos zubringen? Werdet doch Christen und macht euch frei! Unzählige Haushaltungen sind auf diese Weise schon ruiniert worden und werden es noch. Insbesondere gilt dies von den zarten, unschuldigen, unerwachsenen Mädchen, denen gleichgültige Hindus und Mohammedaner den Besuch der Missionsschulen gestatten und die hier in der Bibel unterrichtet werden. Auf diese Weise wird schon frühzeitig der Same der Gottlosigkeit in ihre Herzen gestreut. Und welcher Art der Same ist, solcher Art ist auch hinterher die Frucht und die Ernte. Denn wenn ihnen derartige Dinge schon in der Kindheit beigebracht werden, was soll man für später erwarten. Sind sie einmal herangewachsen, so neigen sie dann zum Christenglauben, besuchen die Kirchen und treten zum Christentum über. Das hat thatsächlich schon begonnen.... Mohammedaner! Besitzt ihr denn nicht so viel Ehr- und Schamgefühl, um eure Weiber und Töchter zu retten und dafür zu sorgen, daß sie von euch aus die nötige Bildung erhalten? (Miss. Record.)

Zum Nachfolger des kürzlich in Ruhestand getretenen englischen Bischofs D. Gell von Madras ist Rev. H. Whitehead, Direktor des Bishop's College (Predigerseminars) in Kalkutta, ernannt worden, der ein gelehrter, beredter und in der Missionsarbeit erfahrener Mann sein soll. Er gehört jedoch der stark katholisierenden „Oxford-Mission" in Kalkutta an, deren Sendlinge, lauter Graduierte der Universität Oxford, sich zu Bruderschaften von vier bis fünf Mitgliedern vereinigen, (für die Dauer ihrer Missionsarbeit) das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen und ein dem römischen Mönchstum stark ähnelndes Leben führen. Sie sollen in der Missionsarbeit an den höhern Kasten Bedeutendes leisten. Es wäre zu beklagen, wenn der römische Sauerteig, der der englischen Kirche in der Heimat durch das Vorgehen der Ritualisten schon so viel geschadet hat, nun mehr und mehr auch in die englische Mission in Madras eindringen würde. (Leipz. Ev. luth. Miss. Bl.)

Mrs. Besant, die bekannte englische Atheistin und Verehrerin des Hinduismus (vgl. Miss.Mag. 1897, S. 419 ff.), hat in den letzten Jahren nicht nur ganz Indien bereist und überall Vorträge zu Gunsten des Hinduismus gehalten, sondern sie hat auch Aufrufe zu Beiträgen

ergehen lassen, um in Benares, dem größten Heiligtum des Hinduismus, eine Hochschule zu gründen, wo jungen Hindus eine gründliche abendländische Bildung erteilt, zugleich aber auch die Religion ihrer Väter gelehrt werden soll. Es ist geradezu unbegreiflich, schreibt das Fr. Ch. of Scotl. Monthly, wie eine so gebildete Dame von christlicher Erziehung, wie Mrs. Besant, in das Dunkel des Heidentums hinabsteigen und sich dessen noch rühmen kann. Man sieht hieraus, wie weit sich die menschliche Natur, wenn sie sich selbst überlassen ist, zu verirren imstande ist.

Madagaskar. Die Deputation der Pariser Mission, bestehend aus den Herren Boegner und Germond, die im letzten Jahr nach Madagaskar entsandt wurde, hat dort ihr Werk im Segen und mit Erfolg ausrichten dürfen. Nicht nur ist es von Wert gewesen, daß die Mitglieder der Londoner und Pariser Mission dadurch einander näher gekommen sind, sondern die Pariser Missionsleitung ist nun auch aufs beste orientiert über die Verhältnisse und Bedürfnisse des dortigen Arbeitsfeldes. Mit besonderer Freude wird auch berichtet, daß die französische Kolonialregierung ihre Versprechungen, die sie den Londoner Missionaren in Bezug auf Gleichberechtigung und Freiheit gegeben, in vollem Maß gehalten hat. Der Generalresident hat bei verschiedenen Gelegenheiten den Missionaren seine freundliche Gesinnung und Teilnahme an ihrer Arbeit bewiesen. Das Missionswerk hat sich deswegen auch unter den neuen Verhältnissen in letzter Zeit wieder hoffnungsvoller gestaltet. Doch sind noch immer große Schwierigkeiten zu überwinden, die hauptsächlich auf sittlich-religiösem Gebiet liegen: Aberglauben, Religionslosigkeit, ausschweifende Lebensart und die Berührungen mit der eindringenden Civilisation. Dazu kommen unentgeltliche Dienstleistungen, die dem Volk von der Regierung auferlegt werden und schwer auf demselben lasten. Auch zeigen die Jesuiten sich noch immer sehr rührig. Leider ist der Lebensunterhalt für Europäer und Eingeborne viel teurer geworden als früher, und demzufolge stellt sich auch der Betrieb des Missionswerks weit höher. Erfreulich ist, daß sich unter den christlichen Madagassen ein gut Teil lebendiger, aufrichtiger Christen befindet, die treu zur protestantischen Kirche stehen. Die Missionare haben nun ihr besonderes Augenmerk auf das höhere Schul- und Erziehungswesen gerichtet. So ist die neue höhere Schule für Knaben, die im letzten Jahr in der Hauptstadt errichtet worden ist, ganz besetzt und das theologische Kolleg hat neue Räume bezogen. Auch die Missionspresse ist in voller Thätigkeit, um das Volk mit christlicher Litteratur zu versehen. Ebenso sind alle andern Missionszweige wieder auf-

genommen worden. In der Provinz Imerina gedenkt man zwei weitere Stationen anzulegen und zwar in Distrikten, von denen wegen ihrer großen Ausdehnung zwei neue Parochien abgezweigt werden sollen. (The Chronicle.)

Bücheranzeige.

Schneider, H. G. Moskito. Zur Erinnerung an die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Mission der Brüdergemeine in Mittelamerika. Mit Karte. 1899. 373 S. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. broch. Mk. 2.20. | geb. Mk. 2.75.

Eine sehr willkommene Jubiläumsgabe, an der gewiß jeder Missionsfreund seine Freude haben wird. Mit Meisterhand sind uns da im ersten Teil dieser Monographie die geographischen, ethnographischen und politischen Verhältnisse, sowie die Geschichte der dortigen Brüdermission gezeichnet, während in einem zweiten Teil die darin erzählten Erlebnisse Missionar Martins die wesentlichen Merkmale und Eigentümlichkeiten der Moskitomission zur Anschauung bringen und so den geschichtlichen Teil ergänzen und illustrieren. Besonders diese erzählenden Abschnitte eines auf 30 Jahre praktischer Missionsarbeit zurückblickenden Missionars mit ihren interessanten Details liest man mit großem Genuß. Zur Orientierung dient eine sehr sauber ausgeführte Karte. Auch sind der geschichtlichen Skizze verschiedene statistische Beilagen angefügt. Trotz der schönen Ausstattung ist der Preis des Buches sehr niedrig.

Wörrlein, J. Die Hermannsburger Mission in Indien. 1899. 236 S. Hermannsburg, Missionshandlung. broch. Mk. 1.20. | geb. Mk. 1.80.

Ebenfalls eine Jubiläumsgabe, die der Superintendent der Hermannsburger Mission in Indien seinen Amtsbrüdern und den Missionsfreunden in der Heimat darbietet. Der Verfasser erzählt uns in offener und nüchterner Weise all die Leiden und Freuden seiner Mission auf dem harten indischen Boden seit ihrem Bestehen, und zwar, indem er die hauptsächlichsten Ereignisse von Jahr zu Jahr verfolgt. Dadurch ist zwar sehr viel wertvolles geschichtliches Material, z. T. nach Berichten des Hermannsburger Missionsblattes, die er wörtlich so viel als möglich herbeizieht, zusammengetragen, aber damit treten auch zugleich die persönlichen Verhältnisse der Missionsfamilien und die lokalen Vorkommnisse auf den einzelnen Stationen etwas zu sehr in den Vordergrund, wenn schon der Verfasser es verstanden hat, den Zusammenhang herzustellen. Er hätte aber doch vielleicht besser gethan, die einzelnen Entwicklungsperioden im Zusammenhang des Ganzen geschichtlich zu zeichnen und durch Gruppierung des Zusammengehörigen das fortschreitende Wachstum des Werkes erkennen zu lassen. Im übrigen liest sich die Darstellung sehr gut und man nimmt herzlichen Anteil an den Mühen und Leiden dieser Mission. Das Büchlein enthält eine hübsche Kartenskizze und eine Anzahl Bilder.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Am Kanal in Kanton (China).

Die

Entwicklung der evangelischen Mission in China

im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen.

Von Miss. M. Schaub.

Die Chinesen, welche die heilige Schrift lieben und näher kennen, freuen sich immer, daß doch wenigstens an einer Stelle der Bibel ihres Volkes gedacht wird. Daß unter „Sinim“, von dem Jesaja 49, 12 sagt, daß auch etliche von diesem Volke dem Knechte Gottes huldigen werden, China zu verstehen ist, wird wohl nicht beanstandet werden können. Jedenfalls geben alle unsre chinesischen Bibelübersetzungen „Sinim“ mit China.

Der zweite Teil des Propheten Jesaja versetzt uns in eine politisch tiefbewegte Zeit. Das Geistesauge des großen Sehers folgt dem Siegeszuge des gewaltigen Perserkönigs. Er sieht, wie dieser politische Vorläufer des Reiches Gottes die Götzen vernichtet und die Tempel zerstört. Als ein mächtiges Werkzeug in der Hand Gottes tritt Cyrus auf den Plan der westasiatischen Weltgeschichte. Außer diesem gewaltigen Knechte sieht der Prophet nun aber auch den eigentlichen Knecht Jehovahs, der in ganz andrer Weise als die Fürsten der großen Weltreiche in unsre Menschheitsgeschichte eintritt. Still und ohne äußeres Gepränge, scheinbar unterliegend, ja erniedrigt bis zur tiefsten Stufe eines Missethätertodes, steht dieser Knecht vor des Sehers Auge. Er darf aber auch schauen, wie Gottes Wohlgefallen auf ihm ruht, wie er als ein scharfes Schwert, als ein glatter Pfeil mit seinen Geistesworten die Herzen trifft. Hört er ihn auch in

seiner Geistesarbeit seufzen: „Herr, ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst zu," so sieht er doch, wie dieser Knecht die Sache Gottes weislich hinausführt und vor keinen Hindernissen zurückschreckt. Er gründet ein Reich auf der Erde, das von oben kommt, auf welches hin die Menschen erschaffen worden sind und auf welches alles tief innerliche Sehnen der Menschenherzen geht.

Die Propheten, die vom Geiste Gottes ergriffen die herrliche Zukunft des Reiches Gottes in ihren mannigfachen Weissagungen schildern, schauen auch immer gerne von ihrer hohen Warte in den zeitgeschichtlichen Vordergrund mit allen den politischen Bewegungen der größeren und kleineren Reiche ihrer Zeit; denn sie erkannten deutlich, daß eine starke, weise Hand alles regiert und so ordnet, daß dem Reiche, das mit dem Knechte Gottes kommen wird, Bahn gemacht werde.

So wollen diese Männer Gottes gewiß auch unsre Geschichtslehrer sein, damit wir unsere Zeitgeschichte ebenfalls im Blick auf das Kommen des Reiches Christi betrachten lernen. Daß nun Ostasien in der Letztzeit, wie noch nie zuvor, in die Interessensphäre der Politik der westlichen Großmächte hineingezogen wird, ist für die Entwicklung der Menschheitsgeschichte von größter Bedeutung. Es hat lange gedauert, bis die berüchtigte Mauer der chinesischen Abschließung gegen alles Fremdländische völlig durchbrochen wurde und uns die ausgedehnten Ländergebiete Ostasiens zugänglich gemacht worden sind.

1.

Es sind jetzt 92 Jahre, daß der erste evangelische Missionar, der Londoner Morrison, nach dem Reich der Mitte kam. Wie verschlossen war doch in jener Zeit das große Reich! Die Chinesen hatten nur eine sehr beschränkte Kenntnis von der Außenwelt. Alle übrigen Ländergebiete außer China sahen sie nur als nichtssagende Anhängsel ihres gewaltigen Reiches an. In dieser Einbildung hatte übrigens der berühmte Jesuitenmissionar Pater Ricci im 16. Jahrhundert die gelehrten Bücherleser Chinas, die ihn besuchten, bestärkt, indem er als guter Zeichner und Maler auf die beliebten

Papierfächer der Gebildeten Landkarten malte, die China recht groß in der Mitte erscheinen ließen und Europa und Amerika weit hinten im Westen und Osten als höchst unbedeutend in den Hintergrund stellten. Die chinesischen Kaiser waren Jahrhunderte lang gewohnt, von Zeit zu Zeit in einer eigens hiezu errichteten „Barbarenhalle“ Tribut von ihren Nachbarländern entgegenzunehmen. In der gleichen, vom „himmlischen Reiche“ abhängigen Stellung, wie Tibet, Anam 2c. dachte man sich auch Europa und Amerika, und alle Geschenke, welche die Westländer der chinesischen Regierung überbrachten, wurden als Tributzahlungen in den staatlichen Annalen registriert. Wahrscheinlich wird von den im letzten Jahr vom Prinzen Heinrich dem Kaiser in Peking überbrachten schönen Geschenken in gleicher Weise in der kaiserlichen Geschichtschronik Notiz genommen worden sein; denn alle Einträge müssen vom offiziellen Geschichtsschreiber nach dem klassischen Muster des Altertums gemacht werden.

Im Anfange dieses Jahrhunderts, als Morrison nach China kam, besaß die ostindische Kompagnie, die den Verkehr mit Ostasien vermittelte, ein kleines Territorium in Südchina, in Kanton, woselbst die Kaufleute beinahe wie Gefangene leben mußten. Einst wollten sie am Flußufer neben ihren Wohnungen auf dem angeschwemmten Lande einen kleinen Garten anlegen, um sich abends in der frischen Luft erholen zu können; aber siehe da, eines schönen Morgens kommt ein Mandarin mit Arbeitern, die mit Hacken und Schaufeln versehen auf dem Platz erscheinen und den neu angelegten Garten in den Fluß hinausschaufeln. Die Fremden sollten allein auf den ihnen zugewiesenen Häuserkomplex beschränkt bleiben. In jener Zeit war es auch nicht erlaubt, daß europäische Frauen nach China kamen. Einmal strandete ein Kauffahrteischiff an der chinesischen Küste. Die Kapitänsfrau wurde gerettet und nach Kanton geführt. Das brachte die chinesischen Beamten in große Verlegenheit. Sie ließen den Europäern sagen, das dürfe ein zweites Mal nicht wieder vorkommen.

Schwer war es auch, Chinesisch zu lernen; denn es war den Chinesen aufs strengste verboten, die Fremden in der Landessprache zu unterrichten. Morrisons Sprachlehrer, der es natürlich nur gegen eine sehr hohe Bezahlung wagte, den „fremden Teufel“ zu unterrichten, trug immer Gift bei sich, damit er sich im Falle der

Entdeckung gleich hätte vergiften können, um ja den Folterqualen des Kantoner Gerichtshofs zu entgehen. Noch in spätern Jahren trug ein chinesischer Sprachlehrer immer europäische Schuhe unter dem Arme in das Haus seiner Schüler, um bei den Polizisten den Schein zu erwecken, als sei er ein Schuhflicker, der seine Kunden besuche. Unter solchen Umständen läßt es sich leicht denken, mit welchen Schwierigkeiten der erste Pionier der evangelischen Mission in China zu kämpfen hatte. Daß er, nachdem er das Chinesische erlernt hatte, nun etwa in die große Stadt Kanton hätte gehen können, um den Heiden zu predigen, hievon war während der 27 Jahre seiner Wirksamkeit keine Rede. Der wackere Mann verlor aber nie den Mut. Er war zunächst hauptsächlich litterarisch beschäftigt, übersetzte die heilige Schrift und arbeitete an einem Wörterbuch. In einem auf der Halbinsel Malakka bekehrten Chinesen erhielt er eine gute Stütze. Als aber dieser erste chinesische Gehilfe in seiner Heimat christliche Schriften verbreiten ließ, wurde seine Familie obrigkeitlich verfolgt.

Morrison konnte zeitlebens keine Gemeinde gründen. Als er im Jahr 1834 in Makao heimging, waren nur einige wenige Chinesen getauft, die hauptsächlich auf Malakka lebten. Mit eigenen Gefühlen und Gedanken stand ich vor einigen Jahren in Makao an dem Grabe dieses geduldigen, glaubensstarken Missionars, der uns immer ein Vorbild eines unter schwierigen Verhältnissen geduldig ausharrenden Arbeiters sein wird. Nicht weit von der Portugiesenstadt Makao starb einige Jahrhunderte vorher auf einer kleinen Insel der bekannte Jesuitenmissionar Franz Xavier. Von Menschen verlassen lag er in seiner Fieberhitze am Meeresufer, blickte sehnsuchtsvoll nach dem verschlossenen Festlande hinüber und seufzte bis zu seinem letzten Atemzuge für die Millionen Chinas: „o Fels, wann willst du dich endlich einmal öffnen!“ Auch als Morrison starb, war China immer noch derselbe harte, verschlossene Fels.

2.

Bald nach seinem Tode trat nun aber infolge der politischen Verhältnisse die Missionsarbeit in ein neues Stadium ein. Die ostindische Kompagnie wurde Mitte der dreißiger Jahre aufgelöst,

Ostindien kam unter die englische Krone und hiemit gestalteten sich die westlichen Beziehungen zu China sogleich anders. Nicht wenig erstaunt waren die hohen Beamten Kantons, als eines schönen Tages ein englischer Gesandter mit stattlichem Gefolge den Perlfluß herauffuhr. Ein Schreiben des Königs Georg IV. wurde von demselben an den chinesischen Vicekönig gesandt. Weil nun aber dieser königliche Brief in einem ganz andern Tone gehalten war als die Bittschriften der unterthänigen Händler der ostindischen Gesellschaft, die sich nicht scheuten, gelegentlich vor einem chinesischen Beamten einen Kniefall zu thun, und weil namentlich bei dem Schreiben ein bestimmtes chinesisches Zeichen (pin) auf dem Briefumschlag fehlte, womit jedes Schriftstück eines Untergebenen an die Obrigkeit versehen sein muß, wurde der königliche Brief nicht angenommen. Dagegen lief ein kaiserliches Schreiben von Peking ein, worin es unter anderm hieß: „Bis jetzt war doch der rothaarige Barbarenkönig stets gehorsam und er hat seit Jahren die Milde des Then ts, des Himmelssohnes (Bezeichnung des chinesischen Kaisers) zu erfahren bekommen; wie kommt es nun, daß er plötzlich so anmaßend auftritt? Nun, mein rebellischer Sohn, thue Buße und demütige dich wieder unter die gewaltige Hand des dich ja stets segnenden Herrschers der schwarzhaarigen Völker."

In jenen Tagen war es auch, daß ein hoher Mandarin das englische Kriegsschiff besuchte, in dessen Salon das Bild des Königs Georg hing. Recht auffällig respektslos kehrte er absichtlich demselben den Rücken. Darauf aufmerksam gemacht, sagte er: „Wie könnt ihr denn das Bild eures Herrschers so profanieren! Ich konnte ja nicht wissen, daß dies euer König sein soll. Da sollte doch ein gelbseidener Vorhang über dem Bilde hängen und eine Weihrauchurne davor stehen."

Dieses arrogante Benehmen der chinesischen Regierung, und nicht etwa das Opium, wie man so oft hört, war eigentlich der tiefste Grund, warum es zum ersten Kriege Englands mit China kam. Dieses alte asiatische Kulturreich, dessen Herrscher nur gewohnt war, mit Tributpflichtigen zu verkehren, wollte die europäische Macht nicht als eine China ebenbürtige anerkennen. Das konnte England sich nicht gefallen lassen. Dem ersten Vertreter der englischen Krone in China, Lord Napier (einem entschiedenen Gegner des Opiumhandels), haben die Ränke der verschmitzten Konfuzianisten

und das unbestimmte, schwankende Vorgehen der englischen Regierung unter der Leitung des Siegers von Waterloo, Lord Wellington, das Leben gekostet. Er starb gebrochenen Herzens. Nun kam es aber auch zum Kriege. China unterlag natürlich bald und mußte im Frieden von Nangking im Jahre 1842 Hongkong an England abtreten und außerdem fünf Häfen für den Verkehr mit dem Westen öffnen.

Hiemit begann für die evangelische Mission die zweite Epoche. Wir können sie als die enthusiastische Zeit der Mission bezeichnen. Mit den Kaufleuten siedelten sich auch sogleich Missionare der verschiedensten Länder und Gesellschaften in Hongkong und den Vertragshäfen an. In Südchina spielte in diesem zweiten Stadium der Arbeit vor allem der bekannte Gützlaff eine charakteristische Rolle. Er gründete seinen chinesischen Verein, stellte eine Schar von „thuk schu nyin", Bücherlesern an, die er notdürftig in der Heilslehre unterrichtete und ihnen die von ihm übersetzte Bibel gab, um sie massenweise im Innern des Landes zu verbreiten. Bald darauf hielt dieser eifrige Mann seinen Triumphzug durch England und Deutschland. Ueberall wurde er freudig begrüßt, als er erzählte, wie seine lieben chinesischen Brüder in allen 18 Provinzen das Wort Gottes kolportieren und allenthalben einen Hunger nach dem Lebensworte wahrnehmen. Seine Begeisterung ergriff alle Missionskreise und willig gab man dem interessanten Manne die erbetene Hilfe.

So traten denn Ende der vierziger Jahre Basel, Barmen und später noch Berlin in die chinesische Missionsarbeit ein. Höchst lehrreich und charakteristisch für Inspektor Josenhans sind dessen Schreiben aus jener Zeit (anfangs der 50er Jahre), die im Archiv der Basler Missionsstation Lilong aufbewahrt liegen. Der gesunde, nüchterne Württemberger Pietist und Theologe hat sich nicht von Gützlaffs stürmischem Enthusiasmus fortreißen lassen. Mit fester Hand und offenem Blick hat dieser gewaltige Steuermann unser chinesisches Missionsschifflein durch die Klippen der Anfangszeit hindurchgeführt und dem Basler Werke daselbst seine festen, bestimmten Ziele gegeben. Es war denn auch ein Basler Missionar, der Schwede Hamberg, der die Oberflächlichkeit der Gützlaff'schen Arbeit aufdeckte. Einem Lilonger Manne, dessen 80jährige Witwe noch lebt und die uns immer gern einzelne Züge

aus jenen Erstlingszeiten erzählt, wachte in einer von Hamberg gehaltenen Bibelstunde das Gewissen auf. Mit einem Stock in der Hand trat er vor seinen Missionar hin und bat ihn, ihm eine Tracht Schläge zu geben; er habe die Missionare bis jetzt schändlich betrogen; er und seine Mitarbeiter hätten die Bibeln nicht in die 18 Provinzen getragen, sondern dem chinesischen Buchdrucker in Hongkong verkauft und fortwährend falsche, schön geschriebene Berichte verfaßt, was ja die chinesischen Bücherleser so vorzüglich verstehen.

Gützlaff wollte es zuerst nicht glauben, daß er so schmählich hintergangen worden sei. Sein chinesischer Verein löste sich aber bald auf. Vor 20 Jahren traf ich zuweilen in unsrer Lilonger Umgebung noch etliche von Gützlaffs Leuten, die immer noch damit prahlten, wie sie seiner Zeit den „fremden Teufel" zum besten gehalten hätten. Vielleicht ist aber doch auch dem einen und andern noch das Gewissen aufgewacht. So besuchte ich in den letzten zehn Jahren zuweilen einen dieser abgefallenen Erstlinge. Er war ein angesehener, gewandter Bücherleser, der seiner Zeit einige Jahre noch im Dienste unsrer Missionare Lechler und Winnes stand. Er fiel aber mit einer Anzahl seiner Verwandten Ende der 50er Jahre ab; ja es kam so weit, daß er einen neuen Götzen in unsrer Gegend einführte, dem er in seinem Heimatdorfe einen schönen Tempel bauen ließ, den berühmtesten in unsrer Lilonger Gegend. Bei meinem letzten Besuche sagte mir dieser abgefallene Christ: „Siehe, ‚geehrter Fremde', ich habe die Bibel, die noch Jahre lang auf meinem Schreibtische lag, schließlich verbrannt, weil mich das Buch immer beunruhigte, ja anklagte. Aber eines muß ich dir doch sagen: wenn ich in Not und in Bekümmernis bin, dann nützen mich meine buddhistischen Gebete nichts; aber sehr gerne gebrauche ich dann das Unservater. Das ist doch das beste, ja das einzige wirkliche Gebet, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe."

Nach der Auflösung des Gützlaff'schen Vereins und nach dieser Sichtungszeit ging die Missionsarbeit ruhig ihren Gang weiter und es zeigte sich, daß doch nicht aller Same während dieser Periode auf den harten Weg gefallen war.

3.

In den von einer Anzahl von Missionaren bearbeiteten Küstengegenden trat Ende der 50er und anfangs der 60er Jahre die Zeit der ersten größern Ernten ein. Wiederum waren es politische Ereignisse, welche mithalfen eine neue Missionszeit herbeizuführen. Es war die Zeit des zweiten Krieges, als England und Frankreich gemeinsam das stolze Reich der Mitte demütigten, ihre Truppen durch die Thore Pekings marschieren ließen und den herrlichen Sommerpalast des Kaisers zerstörten, weil dieser in perfider Weise einen Waffenstillstand benützte, um hochgestellte Europäer, die mit den Chinesen Friedensverhandlungen anknüpfen sollten, festzunehmen und zu foltern.

In jenen Jahren (1859 und 1860) klopften die europäischen Mächte gewaltig an die chinesischen Pforten und es erhielt die berühmte Mauer der Abschließung bedenkliche Risse. Zu gleicher Zeit erschütterte eine furchtbare Revolution, die bekannte Taiping-Bewegung den alten großen Koloß bis in seine Grundfesten. Jene merkwürdige, besonders auch psychologisch und kirchengeschichtlich interessante Bewegung, indem ein vom Christentum oberflächlich berührter Südchinese den Aufruhr predigte und Scharen Unzufriedener aus allen Gegenden des Reiches ihm folgten, die ihren Mut durch das Lesen der Bücher Josua und Richter entflammten und zu einem alles verheerenden Kriegsheere anschwollen, um die Mandschuren, die Kananiter, wie sie sie nannten, aus dem Lande zu treiben — diese Bewegung kann ich mir nicht anders erklären, als daß der Fürst der Finsternis in jenen Zeiten sich gewaltig regte, um mit seinen Fluten des Verderbens eine neu aufsprossende, hoffnungsvolle Saat zu zerstören. Es ging ja Ende der 50er und anfangs der 60er Jahre ein besonderes Geisteswehen durch das maritime China. In jenen Jahren wurde z. B. die blühende Basler Oberlandmission in den Tschonglokbergen gegründet. Auch in andern Gegenden, wie in Futschau und Ningpo, erlebten die Missionare schöne Ernten. Hunderte von Männern kamen in verschiedenen Gegenden zusammen, weit entfernt von aller europäischen Leitung, um sich an Gottes Wort zu erbauen. Da hat nun der alte böse Feind auch seine Geister auf den Platz gebracht. Bei den Anhängern der Rebellion war ein Gemisch von Heidentum und Christentum. Beim ersten Erscheinen dieser Bewegung glaubten

einige Missionare, mit der Taiping-Herrschaft, dieser sogenannten großen Friedensdynastie, breche für China und die dortige Missionsarbeit eine neue Aera an. Bei nüchterner Prüfung dieser Bewegung erkannte man aber bald, welch Geistes Kinder diese Taipings waren. Der bekannte Engländer Gordon hat damals den Mandschuren geholfen, die Rebellenmacht zu brechen.

Zu gleicher Zeit wurden im Jahr 1860 in Peking neue Friedensverträge mit China geschlossen. Weitere Häfen wurden geöffnet; ja auch ins Innere dringen nun die Europäer ein. Der Kaiser muß es sogar zulassen, daß stehende Gesandte der Westmächte in seiner Stadt Peking sich niederlassen. Ja, als dann im Jahr 1874 ein englischer Beamter, der eine Untersuchungsreise von Schanghai den Yangtsekiang hinauf nach Barma machte, auf das Anstiften eines hohen Mandarins hin in Yünnan ermordet wurde, kam es nach langen diplomatischen Verhandlungen zu einem neuen Vertrag mit England, dem Vertrag von Tschifu. Nun mußte auch der Oberlauf des Yangtse bis in die große Westprovinz Sztschuen dem Verkehr geöffnet werden.

4.

Hiemit sind wir mit Ende der 60er und den 70er Jahren wiederum in eine neue Missionszeit eingetreten. Es ist die vierte Periode, die Zeit der weitesten Ausdehnung des Missionsnetzes.

„Fahret vom Ufer hinweg, hinauf auf die Höhe,“ war nun das Losungswort. Die Missionare mieteten sich in den großen Städten des Innern Wohnungen und bereisten das Land nach allen Richtungen. Der Engländer Hudson Taylor gründete seine sogenannte China Inland Mission, um seinen Landsleuten zu zeigen, daß man auch im entlegensten Innern Chinas wohnen und unbelästigt predigen könne. „Das Reich der Mitte ist nun völlig aufgeschlossen, der harte Fels endlich gebrochen,“ hieß es immer mehr. Mit den Reisepässen der verschiedenen westlichen Konsuln versehen, wurde China kreuz und quer, von Schanghai den Yangtse hinauf bis nach Barma und von Anam bis in die Mongolei und Mandschurei von Missionaren und Kolporteuren bereist. Diese wackern Pioniere haben es sich etwas kosten lassen. Ergreifend sind die Beschreibungen der Erlebnisse dieser glaubensmutigen Männer und Frauen

der China Inlandmission. Ich erwähne nur die Genferin, Fräulein Rosier, die anfangs der 80er Jahre ihrem Manne, dem Engländer Clarke, nach der südwestlichsten Provinz Yünnan folgte. Dort im fernen Talifu, an einem schönen See, der die Schweizerin an ihre geliebte Heimat erinnerte und öfter das Heimweh in ihr erweckte, wenn sie abends an seinem Ufer stehend im Westen die hohen Gebirge Innerasiens sah, lebte das mutige Ehepaar allein in einem armseligen Chinesenhäuschen, mitten unter verkommenen Opiumrauchern, durch eine sechswöchentliche Reise vom nächsten Europäer getrennt. Bald erkrankte die Frau nach einem Wochenbett an dem gefürchteten Yünnanfieber. Sie merkte gleich, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei. „Lies mir vom himmlischen Jerusalem,“ sagte sie zu ihrem Manne. Einige Frauen besuchten sie noch und waren höchst erstaunt über das friedliche, selige Sterbebett. Bis zu ihrem letzten Atemzuge pries sie diesen umnachteten Heiden die Liebe ihres Heilandes an. Ja, selig sind die Toten, die im Herrn sterben; sie ruhen von ihrer Arbeit. Tief erschüttert steht nun der Witwer mit dem kleinen Waislein allein. Ein Brief, der beinahe ein Jahr unterwegs war, kommt aus der Heimat der Heimgegangenen mit einigen ihrer beliebten Alpenblumen. Er legt sie auf ihre Brust und bestattet das edle Samenkorn draußen vor der Stadt am Ufer des stillen Sees. Solche Sterbebetten und solche Gräber sind auch Saaten, die der Zukunft ihre Ernten bringen werden.

In dieser Zeit der ausgedehntesten Missionsthätigkeit entstanden allenthalben Gemeinden. Neben den vielen Reisen wurde auch durch Gemeinde- und Schularbeit, Einführung der medizinischen Mission und durch mancherlei litterarische Thätigkeit das große Feld allseitig bearbeitet. Bald regte sich mancherorts die Feindschaft der Heiden; zwar waren es nicht vor allem Angriffe auf das Christentum, es waren meistens Ausbrüche des allgemeinen Fremdenhasses. Die Chinesen, besonders die Gebildeten, wollen sich nun einmal aller abendländischen Einflüsse erwehren. Aber das Reich der Mitte ist nun schon so sehr in die allgemeine Weltpolitik hineingezogen, daß es sich nicht mehr hinter seiner Mauer isolieren kann. Seit dem französisch-anamitischen Kriege (1884) und vollends seit dem japanischen Kriege (1894), der tiefsten Demütigung für China, dringt der abendländische Einfluß durch alle Fugen in die verschiedensten Gegenden des Landes ein.

5.

So ist denn seit 1890 die chinesische Mission in ihre letzte, die fünfte Periode eingetreten. Ein wahrer Sturmlauf auf die alte Zwingburg wird angestellt. Jedes Dampfboot, das in den Osten geht, bringt christliche Sendboten nach China. Glaubensvolle, arbeitsfreudige Jünglinge und Jungfrauen ziehen scharenweise, fröhlich singend, den großen langen Yangtse und seine unzähligen Nebenflüsse hinauf. Mit seiner Eröffnungsrede zum Beginn der allgemeinen Missionskonferenz in Schanghai (1890) hat der Leiter der Inland Mission, Hudson Taylor, dieser letzten Missionsperiode gleichsam die Signatur gegeben. Es ist der eschatologische Standpunkt, den nun die meisten chinesischen Missionare einnehmen. Es heißt jetzt: „Der Herr kommt bald, und vorher soll noch ein großartiger Fischzug durchs weite chinesische Völkermeer gehen. Manche sind fest überzeugt, daß wir in der Zeit des letzten der sieben Gleichnisse von Matthäi 13 leben, die viele Engländer kirchen- und reichsgeschichtlich auffassen. In jede Stadt, in jedes Dorf soll innerhalb unsres Jahrhunderts noch das Evangelium zum Zeugnis über alle Völker gebracht werden, damit auch dieses wichtige Vorzeichen der Zukunft Christi erfüllt werde.

So berechtigt und gut begründet die Kritik dieses modernen Kreuzzuges nach Ostasien von seiten besonnener Missionsmänner ist, so ist doch diese eschatologische Auffassung der Missionsaufgabe für uns alle, die wir Freunde des prophetischen Wortes sind, auf die wichtige Zeit achten und mit unsrer Christenhoffnung auf den Herrn zu warten Ernst machen, eine wichtige. Daß es in China, wie auch auf andern Missionsgebieten, in nächster Zeit zu großen Fischzügen kommen wird, davon haben wir allerlei Anzeichen. Im Reich der Mitte thun sich immer mehr Thüren auf. Ein Gefühl des Unbefriedigtseins, ein Sichsehnen nach etwas Neuem führt allenthalben Scharen von Chinesen den Missionaren zu. Ist es auch nicht zunächst ein tieferes religiöses Verlangen nach Heil, so ist es doch ein Bewußtsein, daß China immer mehr einem Bankrott entgegen geht. Das schließt dieses alte, früher auf seinen intellektuellen und moralischen Besitzstand so stolze Kulturreich immer mehr für die Predigt des Heils auf. Die Chinesen prahlten immer gerne damit, daß ihr altes Reich das li ngi tshi kwet, wun

met tschi pang d. h. „das Land der guten Sitten und das Reich der Litteratur" sei. In diesen zwei Punkten glaubten sie das herrlichste Volk der Erde zu sein. Daß aber ihre guten Sitten, ihre Pietät gegen die Eltern und die Ehrfurcht vor dem Alter doch nur ein höchst einseitig gepflegter Zweig der sittlichen Entwicklung des Menschen ist, sehen wohl immer nur wenige ein. Doch weisen in neuerer Zeit manche tüchtig geschulte chinesische Christen in einer gut geschriebenen Traktatlitteratur darauf hin, daß es für eine allseitige gründliche Entwicklung des sittlichen Lebens einer tiefer liegenden, centralen Basis bedarf, als nur die Ehrfurcht vor den Eltern. Es wird immer mehr betont, daß der chinesischen Moral das Verhältnis zu Gott fehle, die Lebenskraft spendende Wurzel, und es wird nachdrücklich gezeigt, daß wir Menschen nur durch das Heil in Christo diese feste centrale Basis gewinnen können. Daß die so einseitig entwickelte Pietät gegen die Eltern im Ahnenkultus mit all seinem Aberglauben ein Unheil für China ist, sehen nun aber auch einsichtsvollere Heiden ein. Es wird ihnen klar, wie viel Unheil die Geomantie und der Gräberkultus in China anrichtet.

Was das zweite betrifft, daß China das Reich der Litteratur sei, so müssen es die Chinesen immer mehr erfahren, wie überaus verkehrt ihre berühmte Schulbildung ist. Seit bald zwei Jahrtausenden wird in den Schulen nichts anderes als die konfuzianistischen Klassiker gelesen. In den paar ersten Schuljahren wird alles auswendig gelernt. Erst ungefähr mit dem vierten Schuljahre beginnt eine etwas gründlichere Erklärung des Gelesenen. Soweit kommen aber die wenigsten Schüler. Weitaus die meisten erhalten nur eine oberflächliche Kenntnis ihrer Zeichenschrift und alten Schriftsprache. Von Geographie, Geschichte u. s. w., von allgemeiner Bildung ist absolut keine Rede. Aber auch die, welche weiter studieren, lesen fortwährend ihre Klassiker nebst den staatlich anerkannten Kommentaren des Tschufutius. Außerdem machen sie allerlei Stilübungen, müssen hauptsächlich formvollendete Aufsätze ausarbeiten, die ein klassisches Thema, weniger in eingehender logischer Gedankenentwicklung behandeln, sondern nur in achtgliedrigem Parallelismus einen oft sehr trivialen Gedanken breitschlagen. Bei allen Staatsprüfungen waren bis jetzt diese Aufsätze maßgebend. Daß nun aber diese Bildung heutzutage,

da China immer mehr mit der Außenwelt in Verkehr treten muß, nicht mehr hinreicht, sehen die Chinesen nach und nach ein. Es bahnt sich, wenn auch langsam, eine gewaltige Umänderung an. Wenn das Reich der Mitte die Fesseln seiner alten, rein formalistischen Bildung durchbricht, wird es sich zeigen, welche intellektuelle Kraft noch in diesem Volke schlummert.

6.

Was ist nun der Erfolg der bisherigen Missionsarbeit, und wie stellen sich die Chinesen im allgemeinen zu uns Europäern?

Wir haben in unsern chinesischen Kirchen allerlei Leute, besonders in den Gegenden, wo nun schon so lange gearbeitet wird und wir schon Christen dritter und vierter Generation haben. So haben wir denn auch die drei koncentrischen Kreise, die sich geschichtlich bei jeder Kirchenbildung, auch bei den strengsten Gemeinschaften, immer wieder ergeben. Der äußerste Kreis, der die innern umschließt, ist das Saatfeld mit seinem gemischten Ackerlande, das große Haus mit seinen verschiedenen Gehöften, der äußere Vorhof. Als Heiliges bildet sich innerhalb dieses großen Kreises der Kreis derer, die sich erziehen lassen, des Herrn Wort annehmen und los sind vom Götzendienst und dem mannigfachen Aberglauben. Den innersten Kreis bilden die Auserwählten, die des Himmelreichs Kraft und Leben in sich haben.

Die äußere Darstellung dieser eigentlichen göttlichen Reichskirche läßt sich auch in der Heidenwelt nicht machen. Das findet ja erst mit der Wiedererscheinung unseres Herrn und Hauptes statt. So sind, wie gesagt, auf unsern ältern Arbeitsfeldern die Verhältnisse ziemlich gleich wie in den heimatlichen Kirchen. Nur können wir natürlich noch ganz anders Kirchenzucht üben, als dies in unsern heimatlichen Staatskirchen der Fall ist. Unter den chinesischen Christen haben wir Leute, die bei einer guten Heilserkenntnis im praktischen Leben ihrem Christenstande Ehre machen. Ja wir Missionare haben Mitbrüder, bei denen wir ein Verständnis für alle Fragen des geistlichen Lebens und des Reiches Gottes finden. Ohne zu den kalvinistischen Konsequenzen einer Prädestinationslehre kommen zu müssen, glaube ich doch, daß wir Schriftgrund haben, die göttliche Gnadenwahl einer Erstlingsgemeinde anzunehmen.

Es ist die Brautgemeinde, welche einmal als das königliche, priesterliche Volk im tausendjährigen Reiche mit dem Herrn regieren wird. Das erfahren wir auch in China; der Herr hat auch dort solche Brautseelen, Leute, die merkwürdig aufgeschlossen sind für das Heil in Christo. Die völlige Herbeiführung der Heidenmassen wird wohl erst im Millennium stattfinden, wenn die Juden einmal die wahren Zionisten sind und das wiederhergestellte Jerusalem die Weltmetropole sein wird. Unsere jetzige Missionsarbeit ist Vorbereitungsarbeit der mannigfaltigsten Art.

Wie stellen sich nun aber die Chinesen im allgemeinen zu uns Europäern?

Das Gefühl haben wir immer, daß wir im Innern Chinas wie auf einem vulkanischen Boden leben. Man weiß nie, was einem der nächste Morgen bringen kann. Das hat sich ja dort in der Provinz Fukien vor vier Jahren in dem bekannten Kutschenger Blutbade gezeigt. Im Jahr 1884 erlebten wir auf unsrer Station Lilong das Vorspiel einer solchen Eruption des Fremdenhasses. Während des französisch-chinesischen Krieges setzte nämlich ein hoher Beamter auf jeden Franzosenkopf einen hohen Preis aus. Mein ehemaliger Kollege, Missionar Piton, war damals den Leuten unsrer Nachbarschaft sehr wohl als Franzose bekannt. Er war aber einige Monate vor Ausbruch des Krieges nach Europa zurückgekehrt. Da kam eines schönen Morgens ein christlicher Jüngling atemlos daher und teilte uns mit, daß aus dem Dorfe eine bewaffnete Schar auf unsre Wohnung losmarschiere. Schnell konnten wir uns verbarrikadieren. Einige Stunden waren wir belagert. Schließlich trugen sie aus dem Schweinestall der Anstalt sechs Schweine fort, um sich und dem Zuzug, den sie aus den Nachbardörfern erwarteten, einen Schmaus zu bereiten und mit Schnapstrinken ihren Mut zu stärken. Unsere Christen, die im Dorfe wohnen, fürchteten, daß es zum schlimmsten kommen werde, wenn die Leute in vermehrter Zahl und durch berauschende Getränke erregt auf unser Haus stürmen. Sie wollten behilflich sein, daß wenigstens die Missionsfrauen hätten fliehen können. Das wollten aber die Frauen natürlich nicht; sie wollten bei uns aushalten, wozu es auch kommen möge. Endlich, nach acht bangen Stunden, schritten aber die heidnischen Dorfältesten ein. Die Schweine wurden wieder zurückgebracht. So ging der Sturm gnädig vorüber.

Was nun schließlich die neueren Vorgänge in Ostasien, die Gewinnung Kiautschous für Deutschland und das Vorgehen der übrigen Westmächte für Folgen haben werden, ist natürlich eine Frage, die uns chinesische Missionare sehr bewegt. Evangelischer war es gewiß, als vor vier Jahren die englisch-kirchliche Mission nach der Ermordung der elf Missionsleute in Kutscheng ein Blutgeld zurückwies und die Missionsarbeit nicht mit der Weltpolitik verquickt wurde und daß man auch nicht darauf drang, daß mit chinesischem Heidengeld Kirchen gebaut wurden, wie es nun nach der Ermordung der zwei katholischen Missionare in Schantung verlangt wurde. Die Chinesen waren bis jetzt nur gewohnt, Frankreich mit dem römischen Katholicismus zu identifizieren. Es ist zu fürchten, daß die hohen Mandarine nun auch Deutschland als eine im Dienste Roms stehende Macht ansehen. Wie die von den Franzosen nach dem Tientsiner Blutbad (1870) den Kantonesen aufgenötigte katholische Kathedrale den Fremdenhaß der Chinesen fortwährend nährt, so werden auch die von der deutsch-katholischen Mission den Schantunger Chinesen aufgenötigten Kirchen, trotz der kaiserlichen Schutztafeln, von welchen sich Bischof Anzer ein besonderes Ansehen der katholischen Mission verspricht, ein großes Aergernis sein. Voraussichtlich lernen die Chinesen nun aber nach den neueren Vorgängen noch mehr zwischen evangelischer und römischer Missionsarbeit unterscheiden. Schon seit Jahren heißt es in den einsichtsvolleren Kreisen Chinas, beim römischen Katholizismus handle es sich um Macht, um ein rücksichtsloses Vorgehen, bei der evangelischen Mission hingegen um die Predigt, um die sittliche Hebung des Volkes. Anderseits aber wird das damalige Vorgehen Deutschlands manchen Chinesen imponieren und viele Unzufriedene und Unverständige, auch unter den protestantischen Christen, werden sagen: „Seht, was die Katholiken doch alles durchsetzen können! Was für einen Einfluß hat doch ein Bischof Anzer; ihr evangelischen Missionare seid nicht thatkräftig genug!“ Da dürfen wir Evangelische uns doch immer freuen, daß wir den Chinesen Christum und die ersten Apostel als unsre maßgebenden Vorbilder vorhalten können. Bei der nach evangelischen Prinzipien betriebenen Missionsarbeit wird man doch immer wieder solche Siege erleben, von welchen man nach dem herrlichen Triumphliede Ps. 118 in den Hütten der Gerechten singen kann.

Für China ist nun eine entscheidende Zeit gekommen. Alle die politischen Ereignisse der Letztzeit haben mitgeholfen, das große Land aufzuschließen. Der harte Fels ist endlich einmal gebrochen. Weiter sollten nun aber die Großmächte nicht gehen und es ja nicht zu einer Aufteilung Chinas kommen lassen. Das Reich der Mitte sollte von innen heraus umgestaltet werden und in seiner Integrität erhalten bleiben; denn dieses begabte Volk wird in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, wenn eine neue Aera beginnt, noch eine große Zukunft haben. Daß es so lange verschlossen blieb, war gewiß auch providentiell. Jetzt scheint Ostasiens Zeit nach und nach zu kommen. Wie in der alten Zeit der Schwerpunkt der Weltgeschichte im Becken des mittelländischen Meeres lag, in späterer Zeit an die Gestade des atlantischen Oceans vorrückte, so kommt er vielleicht einmal an die Küsten des Stillen Oceans zu liegen. Die leitenden Persönlichkeiten in China wachen nun endlich auf und erkennen, daß ihr Reich tief gedemütigt worden ist. Das sind Segenszeiten. Es ist interessant, in den chinesischen Geschichtswerken die Reden der bedeutenden Staatsmänner aller Zeiten Chinas zu lesen. Immer betonen sie es wieder: was dem Lande am meisten helfe, das seien die Bedrohungen von außen. Ein Reich, das keine äußeren Feinde habe, sei in Gefahr zu verfaulen. Die Chinesen werden sich nun ihrer Hilflosigkeit bewußt. Wie nie zuvor dringt der Ruf zu uns: „Kommt herüber und helft uns.“ Die leitenden Persönlichkeiten in China schenken namentlich den evangelischen Missionaren ihr Zutrauen und bitten sie, ihnen behilflich zu sein, Schulen zu errichten, um den jungen Chinesen europäisches Wissen und Bildung zu vermitteln. Sollte aber China aufgeteilt werden, so gewinnt die antichristliche Gegenmission von Rom und der europäische Unglaube mit seinem Gefolge viel mehr Einfluß. Jetzt gilt es, da die Chinesen die evangelischen Missionare aufsuchen, daß unsere evangelische Kirche durch die geöffneten Thüren eintrete.

Wie sich die politischen Ereignisse in Ostasien auch noch gestalten mögen, das steht uns fest: nach all den Stürmen wird die Geistesarbeit des Herrn mit ihrem stillen sanften Wehen weiter gehen und es wird auch von den Sinim dem Herrn ein Volk bereitet werden, das seinem Könige williglich dient im heiligen Schmuck.

Erinnerungen an eine Reise nach Basutoland.

Von Miss. J. Arndt in Bloemfontein (Oranje-Freistaat).

War das ein herrlicher erster Blick auf Basutoland, als meine Frau und Schreiber dieses bald nach unserer Ankunft in New Vale, einer Farm bei Ladybrand, auf der Veranda der Frau Goy, der Witwe eines am Sambesi verstorbenen Pariser Missionars standen! Da lag, wie mit einem Schlage, das ganze „Malutie-Gebirge“, die „südafrikanische Schweiz“ vor unsern Augen. Nur einige Tage früher hätten wir dasselbe mit Schnee bedeckt schauen können. Wie sich dieser östliche Grenz-Distrikt des Oranje-Freistaats, in dem New Vale und Ladybrand liegen, durch seinen Quellenreichtum, seine Gebirge und die Fruchtbarkeit des Bodens von dem trockenen Westen zwischen Bloemfontein und Kimberley wesentlich unterscheidet, so auch das einzigartig unter den Staaten Süd-Afrikas dastehende Basutoland.

New Vale liegt unmittelbar hinter dem südlichen, steil abfallenden Ausläufer des langgestreckten Platberges, auf welchem Hunderte von Morgen Acker zu den fruchtbarsten der „Kornkammer“ des Freistaates gehören. Das Wohnhaus von Frau Goy und ihrer Schwester, Frl. Keck, beides Töchter des verstorbenen französischen Missionars Keck, liegt so dicht an der östlichen Seite der steil und hoch sich aufeinander türmenden Sandsteinblöcke, daß die Sonne dort eine geraume Zeit früher, als in der freien Ebene untergeht. Ein Spaziergang durch den Garten der Damen führte uns zu einer der fünf laufenden Quellen der Farm, die unter einem wohl 15' hohen, auf der Kante stehenden Fels-Koloß hervorsprudelte. Ebenso wasserreich und fruchtbar ist das Basutoland, in dem wir uns befanden, sobald wir die steilen Ufer des Caledon hinab und wieder hinauf gefahren waren.

Es war herrlich, beständig im Gebirge, auf beiden Seiten des Weges mehr oder weniger von Bergen und Bergketten umgeben, zu fahren. Nur durch eins wurde der Genuß der schönen, wenn auch noch nicht grünen Landschaft getrübt: das waren die unbeschreiblich schlechten Wege. Um das Gewicht unseres zweirädrigen, zweispännigen Gefährts zu erleichtern, fuhr ich meine kleine Familie selber, und wir hatten fast ununterbrochen das Auge auf den Weg gerichtet zu halten. Es ging wirklich, wie man sagt, über Stock und Stein. An ein Auslaufen der Pferde war nicht zu denken, weil unzählige Klippen oder Löcher, kantige Wasserläufe oder Klippränder u. a. m. im Wege

waren. Aber auf den Ausspannplätzen und vor allem auf den Missionsstationen, wo wir tagelang sehr gastliche Aufnahme fanden, konnte sich das Auge desto mehr an dem herrlichen Anblick der Gebirgslandschaft weiden. Eins ist auch hier, wie zumeist in Südafrika, überaus schmerzlich, nämlich, daß die einst bewaldeten Berge so gänzlich ihrer Waldungen beraubt sind. Wie ganz anders muß das Land vor hundert Jahren ausgesehen haben! Ob es jedoch im ganzen Lande nicht wenigstens einige bewaldete Berge giebt, konnten wir nicht beurteilen, da sich unsere sonst so sehr lehrreiche und interessante Reise nur über einen kleinen Teil des Landes erstreckte. Wir reisten von Maseru, der kleinen europäischen Grenzstadt mit dem Wohnsitz des englischen Regierungskommissars (ca. zwei Stunden zu Pferde von Ladybrand) nach Thaba Bosiu, der ehemaligen Hauptstadt Moscheschs, von dort nach Morija, dem Centrum der Pariser Basuto-Mission, wo auch der jetzt unter englischem Protektorat regierende König Lerothodi wohnt, und von dort zu einer kleineren Missionsstation Likhuele, unweit Mafeteng, von wo wir über Wepener und Dewetsdorp nach Bloemfontein zurückkehrten.

Eine wahre Freude war es, so viel Land urbar gemacht zu sehen. Wie sollte auch sonst diese Bevölkerung von 250 000 Seelen leben können! Es wurde uns gesagt, daß Johannesburg nicht ohne Basutoland existieren könnte. Nur fehlte es jetzt an Ochsen zum Pflügen. Die Rinderpest hat furchtbar gehaust. Während einerseits einzelne übrig gebliebene Ochsengespanne von einem Ort zum andern zum Pflügen vermietet werden, sahen wir andererseits Basuto-Frauen nach alter Weise ihr Stückchen Land mit der Picke bearbeiten.

Von Thaba Bosiu aus erblickten wir den ca. 10 000' hohen, gewaltigen Matschatschi-Berg, ferner von einem uns freundlich eingeräumten Fremdenstübchen aus zwei eigentümlich geformte Felsblockkegel, deren einen Missionar Jacottet scherzweise den Baal und den andern die Astarte nannte. Und welch imposanten Eindruck machten eines Abends die hohen Fels- und Gebirgsränder, die von Grasfeuern erleuchtet waren! Eines Nachmittags bestiegen wir auf schmalem und steilem Pfade den eigentlichen Thaba Bosiu (thaba heißt Berg), wo einst die großen Basutokönige Moschesch und Letsie residierten. Wir sahen die Stelle, wo der Bauern-General Wepener im Basutokriege gefallen, desgleichen die Königsgräber von Moschesch und Letsie. Gewaltige Feldsteinhügel hat man über letzteren errichtet. Jedoch sollen die Leichname aus Furcht vor Zauberei in Wahrheit einige Schritte weiter entfernt begraben liegen. Ganz merkwürdig sind auf dem Plateau des Thaba Bosiu eine Anzahl niedriger Hügel des reinsten, gelben Sandes, die der Wind von Jahr

zu Jahr versetzt und dabei deren Oberfläche mit allerlei niedlichen Schlangenlinien und Figurenzeichnungen verziert. Ein eingeborener Helfer aus der Morijaer Evangelistenschule sagte in Bloemfontein scherzweise, der Sand sei so rein, daß, wenn es einmal an Wasser und Seife mangeln sollte, man damit seine Decken reinigen könnte. Machte das Land schon in dieser trockenen Zeit einen solch imposanten Eindruck, wie ganz anders muß dies im Sommer der Fall sein, wenn es geregnet hat, wenn Berge und Felder grün sind und die Gärten in voller Blüte stehen.

Das Land wird bewohnt von den Süd-Basutos. Neben ihnen, 250 000 an der Zahl, sollen noch 10—20 000 Fingos im Lande wohnen. Das Königreich Moscheschs wurde gegen 1828 gegründet und war von jeher ein wesentlicher Faktor in der Geschichte Südafrikas. Nach den wiederholten Kriegen mit den Engländern im Jahr 1852 und den Bauern des Oranje-Freistaates in den Jahren 1858, 1865 und 1868 nahmen die Basutos im letztgenannten Jahre, um ihre Existenz zu retten, das Protektorat Englands an. Nachdem sie jedoch 1872 unter die Regierung der Kap-Kolonie gestellt waren, erhoben sie sich gegen diese, da dieselbe im Widerspruche mit den Verträgen die Auslieferung ihrer Waffen forderte. Nach einem zwölfmonatlichen, erfolgreichen Kriege erkannte die Kap-Kolonie ihre Rechte an und seit 1884 steht Basutoland wieder unmittelbar unter der Krone Englands. In der That wird das Land von den einheimischen Häuptlingen der Basutos nach Weise der Eingebornen regiert. Der jetzige Oberhäuptling ist Lerothodi, ein Enkel von Moschesch. Der englische Kommissar übt nur eine Kontrolle aus, bleibt aber immerhin in den Augen der Eingebornen eine Autorität. So fand vor wenigen Monaten wieder ein sogen. Pitso (d. h. eine nationale Versammlung) bei Motseki unter dem Vorsitz des englischen Kommissars Sir Godfrey Lagden statt, wo außer den Häuptlingen und deren Ratgebern auch ein großer Teil der Nation zugegen war und die Verhandlungen auf Ersuchen des Kommissars von Missionar Jacottet mit Gebet eröffnet wurden. (!) Das Basutovolk steht darum einzig unter den südafrikanischen eingebornen Stämmen da, weil es seine Einigkeit, seine eigene Regierung und fast völlige Unabhängigkeit bewahrt hat. Ich bemerke letzteres ausdrücklich, weil damit das später zu berührende, noch zu lösende Problem der Gründung einer selbständigen Basuto-Nationalkirche zusammenhängt.

Unter dieser Basuto-Nation gründeten die Missionare Casalis und Arbousset im Jahre 1833 die französisch-protestantische Mission, welche Gott der Herr so gesegnet hat, daß heute gegen 30 000 Leute bei einer Gesamtbevölkerung von 250 000 Seelen, wenn auch noch

nicht alle als Gemeindeglieder, so doch als mehr oder weniger christianisiert angesehen werden können. Der Jahresbericht von 1897/98 weist 17 Hauptstationen mit 152 Filialen auf, dazu 150 Schulen mit einer Evangelisten-Schule, einem Schullehrer-Seminar, einer höheren Töchterschule und einer Industrie-Schule. Neben 17 europäischen Missionaren arbeiten 7 eingeborene Pastoren, 145 Evangelisten und Nationalhelfer und 144 Lehrer. Die Mission zählt 10 098 Gemeindeglieder, 5169 Katechumenen und 9000 Schulkinder, welche zusammen an kirchlichen Beiträgen 41 300 Mk. und außerdem für die von ihnen unternommene Sambesi-Mission 1060 Mk. aufbrachten.

Neben den Parisern haben auch die Katholiken, sowie die englische Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) einige Stationen in Basutoland. Letztere hat sich trotz alles freundlichen Protestes seit 1873 eingedrängt und zählte vor wenigen Jahren vier Stationen mit 500 Kommunikanten. Die feindselige römische Konkurrenz hat es jedoch auf ihren elf Stationen nur auf 7—800 Getaufte gebracht und hat nur wenige Schüler. — Aber die französisch-protestantischen Brüder haben, man gestatte mir den Ausdruck, das Monopol mit fest organisierten Gemeinden, guten Schulen und vor allem einer ausgebreiteten Litteratur.

Uns war es eine große Freude, einmal in das private Familienleben der französischen Missionsgeschwister und den Aufbau ihrer gesegneten Missionsthätigkeit hineinschauen zu können. Wie viel Liebe, Freundlichkeit und Gastfreundschaft wurde uns und unsern Kindern, die wir doch Deutsche sind, entgegengebracht! Missionar Jacottet*) unterrichtete uns über die verschiedensten an ihn gerichteten Fragen. Die meist lebhaften Gespräche würzte er oft mit einem guten Teil liebenswürdigen Humors und Witzes. Genannter Missionar ist ein außerordentlich begabter Kenner der Basuto-Sprache. Er ist den Basutos nach Pauli Sinn ein Mosuto geworden. (Die Vorsilbe Mo ist Einzahl, Ba Mehrzahl). Als er kürzlich in Frankreich die Korrektur der neu gedruckten Sesuto-Bibel las, ernannte ihn die englische Bibelgesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede. Auch hat er in der Schweiz zeitweilig Vorlesungen auf der Universität gehalten, wo man ihm vergeblich eine Professur anbot. Er ist also ein vielseitig und gründlich gebildeter Mann.

Nicht weniger wertvoll und lehrreich war uns der Aufenthalt bei Missionar Casalis in Morija. Dieser ist der Sohn jenes aus den Anfängen der Pariser Basuto-Mission bekannten Bahnbrechers

*) Derselbe stammt aus Neuchatel in der Schweiz und steht seit 1884 auf dem Arbeitsfelde.

und der Bruder von Frau Mabille, der Witwe eines verstorbenen, bedeutenden Missionars. Casalis ist der Vorsteher der sogen. Evangelisten- und Helferschule und der Herausgeber der Lesutozeitung: „Lesedingana". Was ihn obendrein noch eigentlich mit Arbeit überbürdet, ist die Beaufsichtigung und Leitung der Druckerei, wozu auch das viel Zeit in Anspruch nehmende Lesen der Korrekturbogen von Zeitschriften und Büchern gehört. In dem Hause von Casalis wohnte noch ein Frl. Cochet, die die Zöglinge der Evangelisten-Schule täglich zwei Stunden mit unterrichten hilft und daneben die Küche der Zöglinge beaufsichtigt. Bei Tische saß neben mir ein Herr David, ein Italiener, der später als Missionar nach dem Sambesi gesandt werden soll. So waren denn beim Essen, noch mehr bei der Abendandacht, an der selbstverständlich auch die Dienstboten teilnahmen, die verschiedensten Sprachen vertreten. Die allgemeine Unterhaltungssprache war jedoch aus Rücksicht auf uns meist englisch.

Nicht weit von Casalis wohnt Frau Mabille mit ihrem Sohn, unter dessen Aufsicht die 25 Außenstationen von Morija stehen, und zwei Töchtern. Auch hier gab es eine fröhliche Begrüßung. Es war mir eine Freude, in der Studierstube des seligen Mabille zu weilen. Im Hausflur sahen wir über einer Thür ein Kunstwerk von Eingebornen-Schnitzerei, nämlich eine länglichrunde Holzschüssel, auf deren Deckel ein sorgfältig geschnitzter Löffel sich erhob. Dieselbe ist ein selbstgearbeitetes Geschenk vom König Lewanika am Sambesi.

Im Garten von Mabilles standen mächtig hohe, ehrwürdige Fichten, die bereits 50 Jahre alt und vom ersten Missionar Arbousset gepflanzt sind. Auch liegen nicht weit von dort die Gräber einiger Missionare. Der alte Mabille ist auf seinen ausdrücklichen Wunsch bei der Missionsgemeinde der Eingebornen begraben.

In den Missionarsfamilien herrscht reges Leben. Der christliche Geist ist ein fröhlicher, der sich gern einen Scherz erlaubt und auch für allerlei guten Humor empfänglich ist. Die Missionare samt Frauen und Kindern sind unter sich grundsätzlich Franzosen oder Engländer, im übrigen aber tüchtige Basuto. Sie kennen die Sprache des Volkes, sie lieben und achten dasselbe. Letzteres ist eine Ehre, von der das Gerücht auch unter den Eingebornen Bloemfonteins zu reden weiß.

Will man das rege missionarische Wirken, an dem auch die Frauen und Kinder der Missionare mehr oder weniger teilnehmen, seinem Ursprung nach recht verstehen, so vergegenwärtige man sich, daß Frankreich das Land ist, in dem so viel Protestantenblut vergossen und nach der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) Tausende von protestantischen Kirchen niedergerissen, unzählige Bekenner hingerichtet oder auf die Galeeren geschmiedet und ihrer Kinder ge-

waltsam beraubt wurden. In diesem Lande wurde 1824 die Pariser Missionsgesellschaft gegründet, die außer in Lesuto und am Sambesi noch auf den Gesellschaftsinseln, am Gabun und in Madagaskar arbeitet. Prof. Warneck urteilt von ihr: „Die Aufgaben sind fast zu viel für die kaum 650000 Seelen zählende protestantische Bevölkerung Frankreichs, in der sich ein nicht unbedeutender Prozentsatz bisher ziemlich missionsindifferent gezeigt hat.“

Basutoland ist das gesegnetste Gebiet dieser Missionsgesellschaft. In Morija findet jeden Montag eine Missionsversammlung statt, an der die verschiedenen Glieder der Missionsfamilien, Männer und Frauen teilnehmen, wo nach dem Gesang ein Wort der Schrift verlesen, die besonderen Ursachen des Dankes oder die Nöte des Missionsgebietes besprochen und dann zum Gegenstand des Gebets gemacht werden.

Die Missionare im Basutoland rekrutieren sich nicht nur aus Frankreich, sondern auch aus dem Elsaß und der französischen Schweiz. Einige haben auf der Universität studiert, andere sind im Pariser Missionhause ausgebildet; es können auch solche, die von Hause aus nur Lehrer waren, wenn sie sich im Predigen und Evangelisieren bewähren, von der Basuto-Konferenz der Missionare in deren Verband aufgenommen werden.

Grundeigentum hat die Missionsgesellschaft grundsätzlich nicht. Ihre Missionare sind für das Volk gekommen, um dem Volke die Liebe Christi zu predigen, und von der Stellung des Volkes und seiner Oberen zu dieser Verkündigung hängt der Verbleib oder Nicht-Verbleib der Missionare ab. Sie haben daher die betreffenden Könige und Unterhäuptlinge nur um Erlaubnis zum Bau von Kirchen, Schulen, Missionars- bezw. Helferwohnungen, sowie für Gärten und Viehweide gebeten, und dieses ist ihnen von der Basuto-Regierung, nicht einmal schwarz auf weiß, gewährt worden. Heute würde die Verweigerung von Grund zu Missionszwecken einen Widerspruch der Oberen und des Volkes gegen die eigene aus ihnen hervorgegangene, jetzt kräftig werdende Basuto-Kirche bedeuten. Nach dem Grundsatz: „Sammlung, nicht Zerstreuung“ haben die französischen Brüder sich an den politischen Grenzen des Basutolandes auch für ihr Missionsgebiet eine Schranke gesetzt und ihr Werk nicht darüber hinaus ausgedehnt.

Nachdem wir den ersten Sonntag unserer Reise auf der Berliner Außenstation Kana verlebt hatten, empfingen wir einen zweiten Sonntags-Segen auf, bezw. bei Thaba Bosiu und den dritten in Morija. Missionar Jacottet schlug uns am zweiten vor, ihn nach der Außenstation Mekhokhong beim Häuptling Mama zu begleiten, da dort Taufe sei. Ich hatte unterwegs reichliche Gelegenheit, die

Geschicklichkeit der Basuto-Pferde im Klettern zu bewundern. Nach zwei Stunden Reitens waren wir zur Stelle. Am Fuße eines steil aufsteigenden, felsigen Gebirgszuges stand das kleine Kirchlein der Außenstation, das jedoch an diesem Tag nicht ausgereicht hätte, selbst wenn es 10—15 mal größer gewesen wäre. Das Fest mußte also im Freien gefeiert werden. Um den Tisch sammelten sich der Missionar und der Helfer, hinter ihnen die drei erwachsenen Täuflinge, ein Konfirmand und zwei in die Gemeinde aufzunehmende Ausgeschlossene. Rings herum saß und stand eine Zuhörerschar von etwa 700 Personen. Die Täuflinge (es waren Frauen oder Mädchen) trugen im Kopftuch einen Zettel, auf dem ihr neuer Name und ein Bibelspruch geschrieben stand. Wie lieblich war es anzuschauen, als in diesem immerhin noch heidnischen Lande die Scharen von allen Seiten des Gebirges herabkamen! Einzelne blieben oben, andere ließen sich auf halber Höhe nieder, wo sie auch zu verstehen schienen. Noch jetzt sehen wir im Geist einige heidnische Männer vor Augen, die in einer Entfernung von etwa 20 Schritt, auf Felsen sitzend, dem Worte lauschten, während ihre kahlen Köpfe im Sonnenschein glänzten. Zu meiner Rechten hatte der immer noch dem Trunk ergebene Häuptling Mama, der in der Kap-Kolonie eine höhere Schulbildung genossen, Platz genommen. Er war ganz europäisch gekleidet, hatte einen grauen Cylinder auf dem Kopf und das Gesangbuch in der Hand. Verschiedene Ansprachen wurden gehalten, außer von Miss. Jacottet und mir vornehmlich auch von den Helfern. Die Kleidung der Erwachsenen und Kinder war sehr sonntäglich und machte einem, der in Kimberley, Beaconsfield und Bloemfontein so viel übermäßigen Kleiderputz gesehen hat, einen wohlthuenden Eindruck. Was aber das Ohr angenehm berührte, war der melodische vierstimmige Gesang, in dem hier die musikalischen Basuto um so Hervorragenderes leisten, als die Lehrer und Kinder sorgfältig im Gesang und Notenlesen ausgebildet werden und viele Christen aus dem vierstimmig gesetzten Gesangbuche singen.

Den dritten Sonntag verlebten wir in Morija. Es war mir eine Freude, in der großen, vollbesetzten Kirche, die bereits 1857 erbaut wurde, predigen zu können. Auch hier gab es keine Orgel. Das vorzügliche musikalische Gehör der Gemeinde machte solche unnötig. Am Nachmittag predigte Missionar Casalis. Zwischen beiden Gottesdiensten wurden vier verschiedene Sonntagsschulen von mehreren Damen der Missionsfamilien gehalten, eine für ca. 100 kleine Kinder, eine zweite für große Mädchen, die dritte für junge Frauen, und draußen im Garten unter einem Baum von einem farbigen Zögling des Lehrerseminars die vierte für heidnische Kinder. Außerdem hält der weiße Lehrer am Seminar sonntäglich eine Versammlung mit den Männern

der Gemeinde. Wie in der Evangelistenschule, so fand auch im Lehrerseminar am Abend noch eine Erbauungsstunde statt, in welcher man mich freundlich ersuchte, eine Ansprache zu halten. Jeden dritten Sonntag im Monat wird in Morija nur für die alten Leute Gottesdienst gehalten, während die Missionare, Helfer und Gemeindeglieder hinaus unter die Heiden gehen, um zu evangelisieren. Unsere in Morija an diesem Sonntag gewonnenen Eindrücke erinnerten uns an jenes Weib, das den Sauerteig nahm und ihn, sicher nicht ohne Kraftanstrengung, unter die drei Scheffel Mehls mengte.

Die Pariser Mission ist in eine „Konferenz" und eine „Synode" organisiert. Zu ersterer gehören nur die Missionare. In ihr werden die Privatangelegenheiten, Gehaltsfragen und Korrespondenzen mit dem Komitee daheim beraten. Zur „Synode" dagegen gehören die Missionare samt den eingeborenen Geistlichen, Helfern und Evangelisten. Hier werden die großen Angelegenheiten der Basuto-Kirche, so weit sie nicht von den lokalen Kirchenräten erledigt werden können, besprochen; hier wird auch über die Gehälter der eingebornen Geistlichen und Evangelisten, sowie über auszuführende Baulichkeiten verhandelt. Die Missionare werden von vornherein als ein vorübergehendes, nicht bleibendes Element der Nationalkirche angesehen. Und die synodale Organisation der Gemeinden soll immer noch derartig vervollkommnet werden, daß nach einer allerdings noch nicht näher zu bestimmenden Zeit der europäische Missionar das Feld räumen und die Weiterentwicklung der Gemeinden mit gutem Gewissen neben der Gnade Gottes der erstarkten Eingebornen-Synode überlassen kann, die Jahrzehnte hindurch von den europäischen Missionaren zur Selbsterhaltung und Selbstverwaltung der eigenen kirchlichen Angelegenheiten erzogen ist. Ist alles dies bis jetzt nur ein Versuch, der gewiß noch viele Proben zu bestehen hat, so ist doch das sehr beachtenswert, daß dieser Versuch gemacht und das Ziel einer selbständigen Nationalkirche innerhalb der dem Basutoland eigentümlichen Verhältnisse scharf ins Auge gefaßt ist.

Die Zahlung der Gehälter der eingebornen Geistlichen, Evangelisten und der Lehrer, die keinen Anteil an dem nicht unbedeutenden „Zuschuß" der englischen Regierung haben, erfolgt nicht aus der Hauptkasse zu Paris, die nur die europäischen Missionare unterhält, sondern aus dem „Unterhaltungsfonds", der von den einzelnen Basuto-Gemeinden gespeist wird. In diese Kasse wird für jedes Gemeindeglied Mk. 2,50 im Jahr gezahlt, nachdem dasselbe 5 Mk. im Jahr zu der Stationskasse an Ort und Stelle beigetragen hat.

Ueber die Erziehung der eingebornen Geistlichen, Helfer und Lehrer nur eine wichtige Bemerkung. Die Pariser Missionare wollen

niemand in seiner Ausbildung hemmen. Jedem, der die Gaben dazu hat, steht der Weg zu der Schule offen. Sie erstreben eine Bildung des Herzens und des Verstandes, nicht aber eine künstliche Erhebung der Zöglinge der höheren Schulen aus ihrer Basuto-Lebensweise, Sitten und Gebräuchen, soweit solche gute sind, heraus auf eine höhere Stufe. Vielmehr soll das Christentum, das mit seiner mitgebrachten Schulbildung neben der Verheißung des jenseitigen auch die des diesseitigen Lebens hat, die nationale Basuto-Lebensweise durchdringen, läutern und vervollkommnen. Daher gehen selbst die eingebornen Geistlichen einfach gekleidet, die Zöglinge der höheren Schulen schlafen auf einfachem Sackleinen auf dem Fußboden und bedecken sich mit Decken, sie essen zu Mittag einfache Klöße, die aus dem beliebten Maisbrei gebacken sind, und müssen täglich einige Stunden praktische Handarbeit thun. Sie werden also nicht verzogen.

Das Schulwesen, ohne welches man auch die französische Mission im Basutoland nur halb verstehen würde, ist ganz in den Händen der Missionare und nicht der Gemeinde. An der Spitze desselben steht eine Schulkommission von drei Missionaren und einem Sekretär. Letzterer übermittelt der englischen Regierung vierteljährliche Berichte über die Verwendung der von ihr gewährten Unterstützung, des Grants. Diese wird nach Verhältnis und Bedürfnis an die verschiedenen Schulen verteilt.

Die gewöhnlichen Tagesschulen werden nach ihren Leistungen, der Schülerzahl und der Tüchtigkeit des Lehrers in drei Klassen eingeteilt. Es war uns von wesentlichem Interesse, einen genauen Einblick in diese von den Missionaren gemachte und von der Regierung gut geheißene Einteilung zu bekommen.

Außer diesen Schulen giebt es noch eine theologische Schule zur Vorbildung der eingeborenen Geistlichen, die jedoch nur so lange eröffnet ist, als Kandidaten fürs eigentliche Predigtamt vorhanden sind. Aufgenommen werden nur Männer, die mindestens zwei Jahre in der Mission als Lehrer oder Evangelisten angestellt waren (meistens waren sie bereits zehn Jahre im Dienst), und für deren Charakter sehr gute Zeugnisse von ihrem Pastor vorliegen. In der Regel müssen sie verheiratet sein. Ueber ihre Schulvorbildung sollen sie ein Lehrerzeugnis vorzeigen. Das Schulkomitee hat in Verbindung mit dem Leiter der theologischen Schule über die Aufnahme zu entscheiden. Viele Bewerber werden abgewiesen, dagegen andere, die sich in stiller Demut für untauglich hielten, aufgefordert, sich zu melden. Nicht Jünglinge, sondern geistlich gerichtete Männer sollen aufgenommen werden. Auch soll die Schule nicht etwa eine Laufbahn zu leichterem Broterwerb eröffnen.

Der Lehrkursus ist auf drei Jahre eingerichtet. Unterrichtet wird in Sesuto. Englisch wird nur nebenbei getrieben. Gelehrt wird Bibelerklärung, Dogmatik, Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung unseres Jahrhunderts und der Konfessionsunterschiede, ferner höhere Katechismuslehre, Kirchenverfassung und Homiletik, sowie Pastoraltheologie; außerdem von nicht theologischen Gegenständen: neuere und südafrikanische Weltgeschichte, ferner ein wenig Physik, Geometrie und Algebra.

Nach Absolvierung der theologischen Schule folgt das letzte Examen, nach dessen Bestehen die Zöglinge, falls man mit ihrem sittlichen Leben zufrieden ist, der Konferenz vorgestellt und als Kandidaten angenommen werden. In dieser Stellung verbleiben sie dann noch zwei Jahre und werden der besonderen Aufsicht eines Missionars anbefohlen. Nach Ablauf dieses Zeitraums können sie ordiniert und dann von der Konferenz angestellt werden. Jedoch hat die Ordination nur für Basutoland Gültigkeit. Fremde Schüler können nur dann in die theologische Schule aufgenommen werden, wenn sie unmittelbar von einer andern Missionsgesellschaft gesandt werden, und nur für letztere und auf deren Verantwortlichkeit geschieht die Ausbildung. Die Ordination können jedoch solche in Basutoland nicht empfangen.

Eine niedere, aber in unsern Augen durchaus nicht weniger bedeutsame Stellung nimmt die „Bible School“, die Evangelisten-Schule in Morija ein. Sie wurde im Juli 1882 vom seligen Missionar Mabille gegründet. Seit dieser Zeit besuchten sie 350 Schüler. Von diesen sind 209 in Basutoland, Betschuanaland, im Oranje Freistaat und am Sambesi als Evangelisten und Lehrer angestellt. Der jetzige Leiter des Seminars ist Missionar Casalis, der Sohn des alten Bahnbrechers dieser Mission. Auswärtige Zöglinge bezahlen 120 Mk. im Jahr, von Basutos diejenigen, die versprechen, sich anstellen zu lassen, 20 Mk., die andern 60 Mk.

In dem vierjährigen Jahres-Kursus wird das ganze neue und ein Teil der historischen und prophetischen Bücher des alten Testaments ausgelegt. Zu einer Einleitung in beide Testamente dienen die in dem Sesuto-Buch „Dibuka“ abgedruckten Vorträge von Casalis als Leitfaden. Ferner wird durchgenommen: Das Leben Jesu, die Gründung der christlichen Kirche, die ersten zwei Jahrhunderte, das Mittelalter und die neuere Kirchengeschichte nach einem Sesuto-Handbuch von Mabille, welches schon drei- bis viermal zusammen in 4—5000 Exemplaren aufgelegt ist. Augenblicklich schrieb Miss. Casalis eine Geschichte der Kinder Israel in Sesuto für den Druck. Ferner müssen die Zöglinge Predigtübungen machen, woran sich eine Kritik des Leiters anschließt. Nach einem andern Sesuto-Leitfaden wird über Geo-

graphie, Sitten und Gebräuche in Palästina zur Zeit Christi unterrichtet.

Sonst wird noch Englisch und Rechnen getrieben. Doch bringen es manche darin nicht weit. Vier Stunden in jeder Woche ist Singen, zwei Stunden jeden Nachmittag praktische Handarbeit im Garten, jeden Sonnabend findet ein Gesellschaftsabend statt, an welchem nach einem vorher aufgestellten Programm kurze Vorträge in englischer Sprache gehalten und besprochen werden. Jeden Sonntag Abend findet mit den Zöglingen eine erbauliche Versammlung statt.

Es würde zu weit führen, wollte ich ebenso eingehend über die Tagesschulen berichten. Es genüge, aus der in Morija hervorzuheben, daß nach dem Stundenplan der Evangelist die biblische Geschichte an der Hand der in kindlich verständlicher Weise geschriebenen „Dipolelo“ in mehr erbaulicher Weise mit Gesang und Gebet durchnimmt. Ferner, daß auch hier, wie wir das schon in New Vale wahrnahmen, des Abends besonderer Leseunterricht für die Hirtenknaben erteilt wird (in Morija waren es 27) und daß Herr Mabille mir auf die Frage, ob ihr Schulsystem eine „Mutter der Kirche“ sei, antwortete: „Das hängt von der Tüchtigkeit des Lehrers ab. Unser jetziger Hauptlehrer ist ein guter Mann. Auch von dem verstorbenen Philemon ist noch zu spüren, wie Kinder, die seiner geistlichen Pflege unterstellt waren, jetzt zur Bekehrung kommen.“

Von der nicht weniger interessanten höheren Töchterschule in Thaba Bosiu sei nur erwähnt, daß auch diese die jungen Mädchen nicht über ihren Stand hinaus haben will, sondern sie nur durch gründlichen höhern Schulunterricht mit Gottes Hilfe zu tüchtigen Hausfrauen heranbilden möchte. Die eine der beiden Lehrerinnen, ein anderes Frl. Cochet, die Anfang November 1898 ihr 25jähriges Jubiläum an dieser Schule feierte, wußte über gesegnete Erfolge, aber auch von schmerzlichen Enttäuschungen und Rückfällen früherer Schülerinnen ins Heidentum zu berichten. Bei unserm Abschied von Thaba Bosiu, wo meine Frau und Kinder der schlechten Wege halber ein gutes Ende zu Fuß gehen mußten, begleitete uns die ganze Schule mit Frau Missionar Jacottet und den beiden Lehrerinnen und sang dazu mehrstimmige Basutolieder so sanft, rein und melodisch, wie wir kaum wieder in Lesuto singen hörten.

Die sogen. „Normal-Schule“ in Morija ist ein höheres Schullehrer-Seminar, dessen Schüler vor der Kap-Regierung ihre Examina machen. Ein Auszug aus einem Rundschreiben der Schulabteilung der Regierung zeigt, daß im Vergleich mit 14 andern höhern Eingebornen-Schulen der Kap-Kolonie in Morija die meisten Bewerber ihr Lehrerexamen bestanden hatten. Dies Institut steht

unter der Leitung des tüchtigen Missionars Dyke. In das Seminar werden nur solche Schüler aufgenommen, die bereits eine gewisse Schulstufe erreicht haben. Die Schule besteht aus vier unteren und drei oberen Klassen. Ich war z. B. beim Kopfrechnen mit Prozenten erstaunt über die Leistungen einer Klasse. Ein angehender Basuto-Lehrer hielt einen höchst interessanten, lebendigen Anschauungsunterricht über einige Metalle. Ich muß aber gestehen, daß die Zeit unseres Aufenthalts bei weitem nicht ausreichte, um mehr als einen oberflächlichen Einblick in diese, wie auch in die Evangelistenschule zu bekommen. Wir hatten jedoch den Eindruck, daß straffe Zucht und Ordnung geübt wird und daß neben der Bildung des Verstandes die Bekehrung des Herzens nicht vergessen wird. Wie aber die Zöglinge dieser Anstalt zum guten Teil aus andern Ländern stammen, so kommt die Frucht der mühsamen Arbeit auch in vielen Fällen Basutoland nicht zu gute. Man erkennt auch da die Weitherzigkeit der Pariser Missionsgesellschaft. Auch befinden sich, so wurde uns gesagt, unter den Schülern manche Streber, die in der Kapkolonie eine hohe Anstellung und hohe Gehälter suchen.

Es wäre nicht recht, diese „Erinnerungen an Basutoland" zu schließen, ohne noch die ausgedehnte Litteratur der Pariser mit einem kurzen Wort zu erwähnen. Sollte es einmal wahr werden, daß die Basuto-Sprache die herrschende Südafrikas unter den Betschuanen würde, so wäre es gewiß zum Teil der umfangreichen Litteratur zuzuschreiben, deren Bücher und Zeitungen noch über die Grenzen Südafrikas hinaus verbreitet werden. Das Lesedingana der Pariser Mission (eine Zeitung) wird jetzt rund in 1000 Exemplaren gelesen. Dazu kommt ein periodisch erscheinendes Schriftchen für Sonntagsschulen, das „Motsualle oa Baboleli le badisa ba dikolo" (d. h. Freund der Lehrer und Hirten der Schulen). Ihr bekanntes Gesangbuch mit tonic solfa-Noten: „Lifela tsa Siona" ist im Jahr 1898 in 6—7000 Exemplaren gedruckt worden. Es sagte mir kürzlich jemand, daß er glaube, einer unserer Berliner Transvaal-Missionare verkaufe jährlich Sesuto-Bücher im Werte von £ 40—50 (800—1000 Mk.). Ferner ist zu erwähnen ein inhaltsreiches Bändchen von einem eingebornen Helfer Azariel Sekese über Sitten und Gebräuche, auch Märchen und Sprichwörter der Basuto. Ebenso existiert eine englische Sesuto-Grammatik, desgleichen ein englisch-sesuto und sesuto-englisches Wörterbuch, Bunyans Pilgerreise, biblische Geschichten des Alten und Neuen Testaments, desgleichen die erwähnten, sehr beliebten, im Kinderstil geschriebenen biblischen Geschichten „Dipolelo", ferner das „Dibuka", eine Einleitung in die Bücher der hl. Schrift, eine biblische Konkordanz, eine Auslegung des Evangeliums

Lukas, ferner die „Pina tsa mefutafuta“, d. h. eine Sammlung von allerlei Motetten mit Notensatz, von Bibeln, Testamenten, Katechismen und Buchstabierbüchern gar nicht zu reden. Auch bekommt man in Sesuto ein Büchelchen über Geographie, Sitten und Gebräuche in Palästina zur Zeit Christi, sowie eine Agende. Zum großen Teil sind genannte Bücher in Morija, zum Teil von der Religious Tract Society in London gedruckt. In der Druckerei zu Morija drucken nur Farbige, die auch die Buchbinderei betreiben. Im Jahr 1897 wurden für £ 1559 (31 180 Mark) Bücher verkauft. Druckerei und Bücher-Niederlage zusammen nahmen £ 2237 (44 740 Mark) ein, während beider Auslagen £ 1842 (36 840 Mark) betrugen.

Aus dem allem geht hervor, in wie reichem Maße sich der Herr zu dem Werk der lieben Pariser Brüder in Basutoland bekannt hat. Er segne ihre Arbeit auch fernerhin!

Ceylon als Missionsfeld.

Wenn man von Ceylon, der vielgepriesenen Insel an der Südspitze Indiens, redet und dabei die dortigen Missionsverhältnisse ins Auge faßt, so läßt sich da heutzutage nicht mehr von „ungezählten Millionen“ sprechen, die niemals etwas vom Evangelium gehört hätten, wie dies in China und Afrika der Fall ist. Auch von Hungersnot und Pestilenz, von Erdbeben und Blutvergießen, von Verfolgungen und Gefahren melden die Missionsberichte nichts. Kein Notschrei besonderer Art dringt von dort an das Ohr und in das Herz der heimatlichen Missionskreise. Und doch ist auch Ceylon ein Missionsfeld, das unsere besondere Teilnahme verdient.

Die Insel wird häufig als eine Provinz Indiens angesehen, während sie doch politisch, geographisch und in religiöser Hinsicht von diesem gänzlich zu unterscheiden ist. Ceylon ist eine Kolonie und zwar die Perle der britischen Kolonialgebiete, während Indien den Anspruch auf den Titel eines Reiches macht. Die geographische Lage der schönen Insel ist einzigartig und mit jedem Jahr wird sie mehr und mehr von Reisenden des fernen Ostens und des Westens für kürzere oder längere Zeit besucht. Ihre Hafenstadt Kolombo entwickelt sich nicht nur im Verhältnis des zunehmenden Handels zu

immer größerer Bedeutung, sie scheint auch dazu bestimmt zu sein, ein Hauptplatz des Weltverkehrs zu werden. So liefen im Monat März nicht weniger als 230 Oceandampfer in den Hafen ein. Dieser großartige Handelsverkehr bringt Kolombo in Berührung mit der ganzen Welt und es wird dadurch auch zu einem wichtigen Mittelpunkt der Missionsthätigkeit.

Was dem Besucher Ceylons, besonders dem von Europa kommenden, zunächst auffällt, ist die Pracht und Fülle der tropischen Pflanzenwelt der Insel. Die öde Küste von Arabien und Sokotra ist das letzte Land gewesen, das sein Auge im heißen Sonnenstrahl erblickt hat, und nun auf einmal sieht er sich nach längerer Seefahrt, da ihn nur die Meereswüste umgab, plötzlich an das liebliche Gestade der im Schmuck der Tropen prangenden Insel versetzt. Vor ihm erheben sich die schlanken, hochwipfeligen Palmen, die sich zu Hainen zusammenschließen; terassenförmig steigen die grünen Reisfelder an den Abhängen der Berge hinan und ausgedehnte Zimmet-, Thee- und Kakaopflanzungen zeigen sich auf den Höhen in dunkelgrünem Farbenton. Und darüber türmen sich die felsgekrönten Berge mit weit hinauf reichenden, dichten Waldungen.

Nicht weniger mannigfaltig und interessant ist die Völkerwelt, die sich auf Ceylon findet. Da sind zunächst die Wedas zu nennen, wahrscheinlich die Urbewohner der Insel, die in den Wäldern und Bergen des Innern noch in halbwildem Zustand leben. Ihre Zahl ist bis auf ca. 1500 Seelen zusammengeschmolzen. Dann sind es etwas über zwei Millionen Singhalesen, ferner ca. 750000 Tamilen und etwa 200000 Mauren, die als Abkömmlinge der Araber sich mit den Singhalesen vermischt haben und vornehmlich dem Handel leben. Dazu kommen ca. 25000 Eurasier (Abkömmlinge von Europäern und Eingeborenen) und die sogenannten Burghers, meist Indoportugiesen und Indoholländer. Schließlich sind noch die ungefähr 10000 zählenden Malaien und Gruppen von Afghanen, Bengalis und andern asiatischen Rassen zu nennen. Außerdem findet sich eine große Anzahl von Europäern, deren Zahl etwa 5000 betragen mag und wovon die Mehrzahl der britischen Nation angehört.

Dieser gemischten Bevölkerung entspricht natürlich auch die Mannigfaltigkeit der Religionen, die sich hier zusammenfinden. Da sind es zunächst die drei großen nichtchristlichen Religionen: der Buddhismus, der Brahmanismus und der Hinduismus, die hier sehr stark vertreten sind. Ersterer, der Buddhismus, findet sich auf Ceylon wohl noch in seiner ursprünglichsten und reinsten Form. Er hat dazu neuerdings eine Neubelebung erfahren, die ihn zu thatkräftigem Vorgehen angefeuert hat. Seine Anhänger beziffern sich auf fast

zwei Millionen. Dem Hinduismus gehört die Mehrzahl der Tamilen an, den sie seiner Zeit vom Festland mit herüber gebracht haben. Ihre Zahl beläuft sich auf 650 000. Der Mohammedanismus dagegen hat seine Vertreter in den Mauren, Malaien und Afghanen und nimmt auch in dem Maß zu, in dem sich diese Volksgenossen vermehren. Man rechnet gegenwärtig 210 000 Bekenner Mohammeds auf der Insel. An Christen werden 250 000 römische Katholiken gezählt, meist Nachkommen solcher, die seiner Zeit unter dem Druck und dem Einfluß der portugiesischen Herrschaft zum römischen Christentum übertraten. Vom Protestantismus sind alle möglichen Schattierungen vertreten und es beläuft sich die Zahl seiner Bekenner auf ca. 65 000 Seelen, wovon ungefähr 30 000 der bischöflichen Kirche angehören. Aber sehr viele sind nichts weiter als Namenchristen, ein Umstand, der auch seinen geschichtlichen Grund hat.

Man ersieht hieraus, welches Feld der Thätigkeit auf Ceylon der Mission geboten ist und es ist keine geringe Aufgabe, die damit dem Missionar an diesem Mittelpunkt der sich gegenüberstehenden Religionsgemeinschaften gestellt ist. Verschiedene Missionen, wie z. B. die englischen Baptisten, von denen uns diese und die nachfolgenden Mitteilungen vorliegen, thun ihre Hauptarbeit unter der singhalesischen Bevölkerung, deren Nationalreligion der Buddhismus ist.

Dieser hat seit seiner jüngsten Neubelebung durch theosophistischen Einfluß unleugbar eine nicht zu unterschätzende Kräftigung unter dem Volk erfahren. Welche Stellung im großen und ganzen das Volk zum Buddhismus einnahm, ehe er in diese neue Phase eintrat, hat der bekannte Oberst Olcott, der Präsident der theosophischen Gesellschaft, in der Vorrede zu seinem „buddhistischen Katechismus“ ganz richtig geschildert. Er schreibt da: „Nicht allein singhalesische Kinder, sondern auch in den meisten Fällen ihre Eltern waren in Wirklichkeit gar nicht bekannt mit der Religion, der sie angehörten. Die Priester predigten entweder über die Köpfe der Leute hinweg, indem sie mit ihrer alten Pali-Wissenschaft prunken wollten, oder sie haschten nach Popularität, indem sie einfach die legendenhaften Geschichten aus Buddhas Leben vortrugen und sich nicht um das moralische Verhalten der Laien kümmerten. In ganz Ceylon war nicht ein Dutzend eigentlicher Buddhistenschulen, während an vielen Plätzen, wo die Priester ihren Sitz hatten, Götzenbilder zur Anbetung aufgestellt waren und durch Stiftungen oder regelmäßige Gaben unterhalten wurden. Abgöttische Ceremonien und Gebräuche, die man dem Hinduismus oder gar dem früheren Teufelsdienst entlehnt hatte, waren in allgemeiner Uebung und zwar nicht etwa unter dem Protest der buddhistischen Mönche, sondern mit ihrer Zustimmung.“

Oberst Olcott, höchst unwillig über diese Nichtachtung und Entweihung der „erhabenen Vorschriften Buddhas" fühlte sich deshalb veranlaßt, den vorhin erwähnten Katechismus abzufassen, worin er u. a. sagt: aller Dämonendienst, aller Götzendienst, Sterndeuterei, Wahrsagerei und jede andere Gesetzesverfälschung des Lehrers des Nirwana (Buddha) werden als nichtbuddhistisch abgewiesen.

Infolge dieser Belebung des Buddhismus durch den theosophischen Einfluß und die Beseitigung des vormaligen Dämonenkultus und des groben Götzendienstes sind ohne Zweifel die Singhalesen sich ihrer buddhistischen Religion wieder erst recht bewußt geworden und stellen nun, zu neuem Eifer in der Verbreitung derselben aufgestachelt, dem Christentum eine größere Opposition entgegen als früher. In welcher Weise sie in der Reform ihrer Religion vorgehen, erweist der Umstand, daß sie vor kurzem ein neues Kolleg in der Nähe von Kolombo unter Leitung von Dharmapala, desselben, der auf dem Religionskongreß in Chicago den Buddhismus von Ceylon vertrat, errichtet haben. Bei der Eröffnung dieses Kollegs, das den Namen eines ethisch-psychologischen Instituts führt, sollen nicht weniger als 10 000 Personen anwesend gewesen sein. An der Prozession, die dabei stattfand, nahmen teil: 750 Priester in gelben Gewändern, 1800 Männer, 1500 Frauen und 1200 weißgekleidete Kinder. Die Anzeige, durch die die Eröffnung bekannt gemacht wurde, lautete folgendermaßen: Einweihungsfeier des Ethisch-Psychologischen Kollegs zu Kolombo am 6. April 1898 (im Jahr 2441 der buddhistischen Aera). Diejenigen, die an diesem Freudenfest teilnehmen wollen . . . sind gebeten, frische Blumen mitzubringen, doch ohne ihren Duft einzuatmen. Sie sind auch ersucht, keine Spirituosen zu sich zu nehmen und kein Lebewesen zu vernichten. Alle Teilnehmer an der Feier haben in weiß zu erscheinen, denn das ist die Farbe des Friedens. Die Friedensfeier beginnt um 3 Uhr nachmittags. sig. H. Dharmapala, General-Sekretär der Maha-Bodhi-Gesellschaft.

Letztere Gesellschaft wurde erst vor einigen Jahren mit einem sehr hochtönenden Programm gegründet. Die Tendenzen derselben sind nach den Veröffentlichungen folgende:

1. Die religiöse Vereinigung aller buddhistischen Nationen von China, Japan, Siam, Kambodscha, Korea, Barma, Tibet, Ceylon, Tschittagong (Hinterindien), Arakan und Nepal.

2. Die Wiederherstellung und Unterhaltung der Buddha-Heiligtümer von Kapilavastu, Benares, Kusinara und anderer buddhistischen Tempel.

3. Die Errichtung eines Tempels und einer Predigthalle in Kalkutta.

4. Der Ankauf von Land und Errichtung einer buddhistischen Normalschule in Kalkutta, wo die jungen Leute in Pali, Sanskrit, Englisch und in den indischen und andern Sprachen unterrichtet und für den buddhistischen Missionsdienst ausgebildet werden sollen.

5. Die Stationierung und der Unterhalt von Oberpriestern verschiedener buddhistischer Länder an den vorhin genannten vier indischen Hauptheiligtümern.

6. Die Uebersetzung der buddhistischen Litteratur in fremde Sprachen.

7. Eine allgemeine buddhistische Propaganda.

Wie ganz anders lautet doch angesichts dieses umfangreichen, anmaßenden und doch wertlosen Programms der Buddhisten das einfache Wort Christi: „Ihr sollt meine Zeugen sein bis an der Welt Enden!"

In Ceylon finden sich nun Schulen allerorten, die zum Teil nur im Gegensatz zu den christlichen Schulen errichtet worden sind. Auf vielen Missionsplätzen ist auch ein ausgesprochener Widerstand gegen die Mission wahrzunehmen, während an andern die bisherige Gleichgültigkeit gegen das Evangelium fortbesteht. Im großen und ganzen aber führt das heutige ausgedehnte christliche Schulwesen und die Verkündigung des Evangeliums doch viele zu der Erkenntnis, daß der Buddhismus nicht imstande ist, die inneren Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen.

Was die vorhin erwähnte Maha-Bodhi-Gesellschaft und ihre Reformversuche betrifft, so ist noch zu sagen, daß nach dem Journal, das sie herausgiebt, der Groß-Lama von Tibet ihr Patron ist. Präsident ist Se. Hochwürden der Hohepriester von Ceylon, während unter ihren Vertretern in England Namen, wie die von Sir Edwin Arnold und Professor T. W. Rhys Davids u. a. figurieren.

Das Beste, was sich von diesem Buddhismus und seiner Lehre sagen läßt, findet sich in dem schon mehrfach erwähnten Katechismus. Vieles, was sich sonst in buddhistischen Büchern findet, ist darin weggelassen und er giebt die Lehren Buddhas in einer möglichst annehmbaren Form. Nachdem er zunächst die ersten Lebensjahre des „Siddhartha" behandelt und seine grenzenlose Liebe für alle Geschöpfe besprochen hat, die ihn dazu führte, sich zu ihrem Besten aufzuopfern, indem er seinen königlichen Palast verließ und ein Asket („Gautama") wurde, folgt er ihm dann auf allen seinen Wanderungen, bis er in einer Nacht der „vollkommenen Wahrheit" teilhaftig wird und als Erleuchteter zum „Buddha" wird. Von da an folgt dann eine Reihe von Fragen und Antworten, die wir mit einiger Kürzung der letzteren hier wiedergeben.

50. Frage: Was erlangte er in jener Nacht? — Antwort: Die Erkenntnis seiner früheren Geburten, der Ursachen seiner Wiedergeburt und des Weges zur Ertötung aller Begierden ... das Licht der höchsten Erkenntnis oder die „vier Wahrheiten“, die sich in ihn ergossen; er war somit zum „Buddha“, zum „Erleuchteten“ und „Allwissenden“ geworden.

51. Frage: Hat er schließlich die Ursache alles menschlichen Elends erkannt? — Antw.: Ja, das hat er ... Er erblickte mit einemmal die Ursachen der menschlichen Leiden und auch den Weg, um ihnen zu entrinnen.

52. Frage: Hatte er dabei erst große Anfechtungen durchzumachen, bis er dieses vollkommene Wissen erlangte? — Antw.: Ja, mächtige und schreckliche Anfechtungen. Er hatte in seinem Körper alle jene natürlichen Mängel und menschlichen Begierden, die uns den klaren Blick für die höchste Wahrheit verdecken, zu besiegen. Er hatte alle die bösen Einflüsse der ihn umgebenden sündigen Welt zu überwinden rc.; aber wie ein siegreicher Held erreichte er sein Ziel und das Geheimnis des menschlichen Elends war entdeckt.

53. Frage: Kannst du mir dieses Geheimnis mit einem Wort nennen? — Antw.: Unwissenheit.

54. Frage: Kannst du mir das Heilmittel nennen? — Antw.: Aufhebung der Unwissenheit und Weisewerden.

55. Frage: Aus welchem Grunde verursacht Unwissenheit das Leiden? — Antw.: Weil sie uns wertschätzen läßt, was die Wertschätzung nicht verdient, uns bedauern läßt, was wir nicht bedauern sollten, uns das für real betrachten läßt, was doch nicht wirklich ist und nur in der Einbildung besteht, und weil sie uns das Leben in der Jagd nach wertlosen Dingen zubringen läßt, während wir das vernachlässigen, was in Wirklichkeit Wert hat.

56. Frage: Und was ist dieses Wertvollste? — Antw.: Daß wir das ganze und volle Geheimnis des Daseins des Menschen und seiner Bestimmung erkennen, damit wir dieses Leben und seine Beziehungen nur nach seinem wirklichen Wert schätzen und das Leben so gestalten, daß wir unsern Mitmenschen und uns selbst die höchste Glückseligkeit sichern und dadurch am wenigsten Leiden bereiten.

57. Frage: Welches ist das Licht, das diese unsere Unwissenheit aufheben und alle Sorgen beseitigen kann? — Antw.: Die Kenntnis der „Vier edlen Wahrheiten“, wie Buddha sie genannt hat.

58. Frage: Nenne diese „Vier edlen Wahrheiten“. — Antw.: 1. Das Elend des Daseins. 2. Die Ursache, die dieses Elend hervorruft, nämlich die Begierde, die immer wieder auflebt, ohne daß sie

je gestillt oder wirklich befriedigt werden kann. 3. Die Ertötung dieser Begierde. 4. Die Mittel, ihrer los und ledig zu werden.

59. Frage: Nenne mir einiges, das Kummer und Sorge verursacht. — Antw.: Geburt, Entwicklung, Verfall, Krankheit, Tod, Trennung von dem, was wir lieben, Haß, der sich nicht vermeiden läßt, und das Verlangen nach dem, was unerreichbar ist.

60. Frage: Auf welche Weise können wir den Leiden, die aus den unbefriedigten Begierden und dem unwissentlichen Verlangen hervorgehen, entrinnen? — Antw.: Durch völlige Ueberwindung und Vernichtung dieses Durstes nach dem Leben und seinen Freuden, die nichts als Sorge und Schmerz bereiten.

61. Frage: Wie kommen wir zu diesem Sieg? — Antw.: Indem wir den achtfachen Weg befolgen, den Buddha entdeckt und uns gewiesen hat.

62. Frage: Welches ist dieser achtfache Weg? — Antw.: 1. Richtiger Glaube. 2. Richtiges Denken. 3. Richtiges Sprechen. 4. Richtige Lehre. 5. Die richtigen Mittel der Lebensweise. 6. Richtige Bestrebungen. 7. Richtige Erinnerung. — Der Mensch, der das alles bedenkt und diese Wahrheiten befolgt, der wird frei und ledig von aller Sorge und erlangt Rettung.

63. Frage: Rettung wovon? — Antw.: Rettung von den Leiden dieses Daseins und der Wiedergeburten, die nur der Unwissenheit und den unreinen Begierden und Gelüsten zuzuschreiben sind.

64. Frage: Und wenn diese Rettung erlangt ist, was ist damit erreicht? — Antw.: Das Nirwana.

65. Frage: Was ist das Nirwana? — Antw.: Ein Zustand völliger Ruhe, da aller Wechsel aufgehoben ist; ein Zustand, da jede Begierde, Täuschung und Kummer nicht mehr existiert, ein gänzliches Vergessen alles dessen, was den physischen Menschen ausmacht. Bevor das Nirwana erreicht ist, wird der Mensch fortwährend aufs neue geboren. Hat er das Nirwana erreicht, so wird er nicht mehr in ein neues Dasein gerufen.

Soweit die Fragen und Antworten des buddhistischen Katechismus mit ihrem öden Inhalt. Man sieht also: der Buddhismus hat keinen Gott, keinen persönlichen Schöpfer, kennt keine göttliche Vorsehung, noch das Ebenbild Gottes im Menschen, hat keinen rechten Begriff von der Sünde, keinen lebendigen Heiland, keine göttliche Hilfe für das menschliche Unvermögen, kein göttliches Mitgefühl, noch irgendwelche Hoffnung, befreit zu werden von Schmerz, Kummer und den Uebeln des Daseins, außer eine fast endlose Reihenfolge von Geburten, durch die alle Grade des Leidens durchzumachen sind und wovon schließlich das endliche Ziel — wenn es überhaupt erreicht wird —

das Nirwana ist. Worin aber das Nirwana eigentlich besteht, das ist niemand recht klar; jedenfalls ist es nicht das, was der Christen höchste Hoffnung und letztes Endziel ist. Bemerkenswert ist, daß dasselbe Wort, das im Singhalesischen für das Auslöschen einer brennenden Kerze gebraucht wird, dem Sanskritwort Nirwana entspricht, sodaß damit die Erklärung von selbst gegeben ist: der Zustand des Nirwana ist dasselbe, was das Erlöschen der Flamme bedeutet.

Es läßt sich denken, daß die Missionsthätigkeit unter einem Volk mit diesen religiösen Anschauungen keine leichte Aufgabe ist. Und doch ist sie nicht vergeblich. Da und dort werden, wenn auch nicht scharenweis, doch einige wenige Seelen für Christum gewonnen, die zu den schon vorhandenen Gemeinden hinzugethan werden und statt des trostlosen Nichts des Nirwana eine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens bekennen. (Nach dem Miss. Herald.)

Deutsche Kandidaten
der Theologie und des Predigtamts!

Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) hat in Usaramo besonders infolge der Hungersnot, bei welcher die Missionsgeschwister mit Arbeit überhäuft waren, starke Verluste an Kräften gehabt. Die Missionsarbeit dort nimmt trotz der schwachen Besetzung der Stationen einen fröhlichen Fortgang. Doch, sollen die Missionare nicht unter ihr zusammenbrechen, so müssen sie Hilfe haben. Aus jedem ihrer Briefe tönt uns immer wieder der Notschrei entgegen: „Schickt uns bald Hilfe, es ist nötig, damit die Sache Christi nicht Schaden leidet.“

Da die Missionsgesellschaft Berlin III nur akademisch gebildete Missionare hat, so habt Ihr Kandidaten ein Recht darauf, daß man Euch die Not und den Mangel an Kräften klagt. Ihr habt auf der Hochschule die Waffen geschärft zum Kampf für das Reich Christi und habt Euch zum Lebensberuf gemacht, das Evangelium zu predigen. Wo Ihr es nach Gottes Willen zu verkündigen habt, hier in der Heimat, wo Ihr Jahr auf Jahr müßig am Markt stehen müßt oder unter den Heiden, von wo dringend und immer dringender der Ruf ertönt: „Kommt herüber und helft uns“, darüber gebe sich heute jeder vor Gott Rechenschaft.

Um unsere Stationen Dar-es-Salaam, Hoffnungshöhe und Maneromango zu besetzen, müssen wir sofort 4—5 Missionare haben. Sollten sich unter den Tausenden von deutschen Kandidaten (im

Konsistorialbezirk Berlin sind allein ca. 450) nicht 4 oder 5 Freiwillige finden?

Diejenigen Kandidaten, denen die Not der Heiden zu Herzen geht und die um der Liebe Christi willen den Heiden dienen wollen — hoffentlich mehr als 4 oder 5 — werden gebeten, umgehend ihr Aufnahmegesuch nebst Lebenslauf und ärztlichem Gesundheits-Attest an Herrn P. D. v. Bodelschwingh zu Bethel bei Bielefeld, in dessen umfangreichen einzigartigen Anstalten die Missionare von Berlin III für ihren Beruf durch den Dienst an den Kranken und Elenden vorgebildet werden, einzusenden.

Eine vorzügliche Einführung in die ostafrikanische Mission bietet das Buch „Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika“ von Missionar P. Paul Döring, das, mit 35 guten Illustrationen versehen, bei Martin Warneck, Berlin W. Linkstraße 4, erschienen ist und trotz seines Umfanges von 179 Seiten nur 1 Mk. kostet. An ihm können sich Eure Herzen erwärmen für die Mission, und sind sie warm geworden, so folgt Eurem Herzen und handelt.

Allmonatlich berichten über die Arbeit dieser Mission die „Nachrichten aus der Ostafrikanischen Mission“, die monatlich dem Besteller durch die Post vom Bureau aus Berlin W., Schaperstr. 3, frei ins Haus geschickt werden gegen 1.50 Mk. für das Jahr.

Berlin W. Schaperstr. 3. Maaß P. Missionar.

Wir veröffentlichen diesen Aufruf auf Wunsch des Unterzeichneten und zugleich in der Hoffnung, daß er den gewünschten Wiederhall unter den Kandidaten des Predigtamts finden werde. Es scheint uns aber, daß der vorstehende Appell von mehr Nachdruck und Wirkung sein würde, wenn er von der betreffenden Missionsgesellschaft selbst und nicht bloß von einem ihrer Missionare ausginge.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die Mission in Siam und Laos.

Siam besteht zum weitaus größten Teil aus einer ungeheuren Tiefebene, die alljährlich von den vier großen Strömen des Landes überschwemmt und unter Wasser gesetzt wird. Diese Tiefebene dehnt sich, wenn man den Hauptstrom Menam aufwärts verfolgt, über 400 englische Meilen landeinwärts, während hohe Gebirgswälle die

Ufer des Flusses begrenzen und stellenweise durchsetzen, sodaß man mehr als 40 äußerst schwierige Stromschnellen zu passieren hat. Dann erweitert sich das Land wieder zu einer weiten Hochebene, die der vorigen ziemlich ähnlich ist und auf der die Volksstämme der Laos ihre Wohnsitze haben.

Die jährlichen Ueberschwemmungen der Flüsse und die reichliche Regenmenge rufen eine außerordentliche Fruchtbarkeit hervor und gewähren die reichsten Reis- und Zuckerrohrernten. Strotzend im Reichtum der Tropen ist das Land ein wahrer Garten Gottes, dem ein ewiger Sommer vergönnt ist. Dabei ist das Klima nicht gerade ungesund, wiewohl dort lebende Europäer von Zeit zu Zeit eine Luftveränderung und Erholung in der Heimat bedürfen und die Eingeborenen von Malaria-Erkrankungen nicht verschont bleiben.

Die Grenzen des Landes sind gegen Norden hin, wo verschiedene Tributärstaaten liegen, sehr schwankend, und auch im Osten sind dieselben neuerdings dadurch verschoben worden, daß die französische Regierung im Jahr 1893 eine große Gebietsstrecke annektiert hat. Seitdem beträgt der Flächengehalt des eigentlichen Siam nur noch etwa 200 000 engl. Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von ca. 9 Millionen. Von dieser gehört nur ein Teil den Siamesen an, teils besteht sie aus tributpflichtigen Volksstämmen des Innern, teils aus eingewanderten Chinesen. Letztere zeigen weitaus die meiste Energie und Rührigkeit, weshalb auch das Geschäftsleben fast durchweg in ihren Händen liegt.

Ihrer Abstammung nach gehören die Siamesen zu derselben Völkerfamilie wie die Chinesen, haben aber auch manche Aehnlichkeit mit den Bewohnern Indiens. Der Name Siam soll aus dem Sanskritwort „syam“ stammen, das die Bedeutung von „braun“ hat, während sie sich selbst den Beinamen „Thai“ „die Freien“ beilegen. Ihrem Charakter nach sind sie ein sanftes, gehorsames, aber schlaffes Geschlecht, das gerne heuchelt und sehr eingebildet ist; dabei sind sie gegen Alte sehr ehrerbietig, zumal gegen ihre Eltern, nachsichtig gegen die Kinder, freigebig gegen Arme, ordnungsliebend und friedlich gegen jedermann. Auch sollen sie mehr Gemüt haben als die Chinesen. Diese Charakterzüge sind so ziemlich allen dortigen Volksstämmen eigen, nur daß die Laos etwas kräftiger und energischer sind. In der allgemeinen Trägheit werden sie besonders durch den leichten Erwerb ihres Lebensunterhalts, den natürlichen Reichtum des Landes und ihre herkömmliche Bedürfnislosigkeit bestärkt. Ein großer Teil des Volks lebt in einer Art von Sklaverei, die aber einen durchaus milden Charakter trägt und deren Rechtsverhältnis jederzeit durch eine bestimmte Summe abgelöst werden kann. Doch soll dieselbe jetzt vom König aufgehoben

werden. Die Frauen Siams werden nicht gegen die Außenwelt abgeschlossen, sondern dürfen sich frei und ungehindert bewegen; nur betrachtet man sie, wie in den meisten heidnischen Ländern, als eine untergeordnete Klasse von menschlichen Wesen, weshalb ihnen jeglicher Unterricht versagt bleibt, während die meisten Männer und Knaben lesen und schreiben können. Sofern es die Vermögensverhältnisse erlauben, ist auch Vielweiberei gebräuchlich.

Das Regierungssystem ist das einer unbeschränkten Monarchie, wobei alle Gewalt bis ins kleinste in den Händen des Königs liegt. Dieser wird bei einem Thronwechsel von der Versammlung der Großen des Landes, sei es aus der Zahl der Söhne des verstorbenen Königs, sei es aus einer andern Familie erwählt. Die Geschichte des Landes gewinnt erst seit dem Eintritt der Mission in Siam einige Bedeutung; denn seit dieser Zeit hat sich auch das Land der abendländischen Civilisation erschlossen und es ist ein Umschwung in dieser Richtung eingetreten, wie er in Ostasien nirgends, außer in Japan, warhrzunehmen ist. Besonders hat der Handel daselbst einen bedeutenden Aufschwung genommen, wofür das Land bei seinen natürlichen, reichen Quellen und seiner physikalischen Lage ganz außerordentlich begünstigt ist. Die großen Flüsse und das Netzwerk von verbindenden Kanälen erleichtern überall den Zugang und den Verkehr im Lande. Dies giebt auch der Hauptstadt Bangkok ihre Bedeutung und Charakter. Diese Stadt, die jetzt 600000 Einwohner zählt, liegt unfern des Meeres an der Mündung des bedeutendsten Flusses Siams und hat anstatt der Straßen lauter Kanäle. Die Häuser der Eingeborenen stehen entweder auf Pfählen, die am Ufer eingerammt sind, oder auf Flößen, die auf dem Flusse schwimmen. Meilenweit sind die Flußufer mit solchen dicht besetzt. Und wie in Bangkok, so kann ganz Unter-Siam auf dem Boot bereist und die Bevölkerung leicht erreicht werden. Das ist nicht bloß ein günstiger Umstand für den Handel, sondern auch für den Betrieb der Missionsthätigkeit.

Letztere hat es in Siam ausschließlich mit dem Buddhismus zu thun, der hier wie nirgendswo noch seine festeste Stellung hat. Das lassen schon die unzähligen Scharen von buddhistischen Priestern erkennen, von denen Siam erfüllt ist und die am Mark des Landes saugen. Die Benennung Priester entspricht nicht ganz ihrer Stellung, denn sie sind vielmehr Mönche, die nach den Vorschriften ihres Meisters Buddha zu leben suchen und ihr Dasein in müssigem Dahinbrüten zubringen. Ohne irgendwelche nützliche Beschäftigung leben sie ausschließlich von Almosen und entziehen dadurch dem Gemeinwesen Jahr für Jahr für ihren leiblichen Unterhalt nicht weniger als ca. 100 Mill. Mark, ungerechnet die großen Summen, die sie für

ihre Tempel und andere Zwecke erhalten. Unwissend wie sie im allgemeinen sind, liegt trotzdem die gesamte Erziehung und Leitung des Volkes in ihren Händen. Giebt es doch kaum einen Siamesen, der nicht einen Teil seines Lebens in der Priesterschaft oder als Mönch zubringt, während die Frauen und Kinder darin ihr Verdienst suchen, sie mit Nahrung und Almosen zu versehen. Und je mehr der Buddhismus in Siam sich auf diese Unmasse von Mönchen stützt, desto schwieriger ist auch die Mission unter der dortigen Bevölkerung und es ist darum erklärlich, daß dieselbe trotz aller eindringenden westlichen Civilisation bis jetzt doch verhältnismäßig geringe Erfolge erzielt hat.

Die katholische Mission trat schon 1662 in Siam auf, zumal eine Gesandtschaft von Louis XIV., die einige Jahre später das Land besuchte, eine große Schar von Priestern mit sich führte. Seitdem hat die römische Kirche dieses Missionsfeld besetzt gehalten trotz Zeiten schwerer Verfolgungen. Doch sind die Ergebnisse ihrer langjährigen Arbeit keine großen, vollends wenn man die Qualität ihrer Anhänger in Betracht zieht. Zu letztern gehören auch noch eine beträchtliche Anzahl Mischlinge, die von den ehemaligen portugiesischen Ansiedlern herstammen und von den katholischen Priestern davor bewahrt geblieben sind, dem Buddhismus anheimzufallen. Aber sie machen ihrem Christennamen so wenig Ehre, daß sie den Siamesen das Christentum nur verächtlich erscheinen lassen. Die katholische Mission hat deswegen auch nur wenige Erwachsene aus den eigentlichen Siamesen für sich gewonnen und was sie in ihrer Statistik als Zunahme zu verzeichnen hat, sind hauptsächlich Kinder von Heiden, die heimlich oder in Todesgefahr oder aber unter dem Schein von dargereichter Medizin getauft werden. Dabei darf auch nicht verschwiegen werden, daß der jesuitische Einfluß auf jegliche Weise die einheimische Regierung zu veranlassen gesucht hat, die evangelische Mission aus dem Lande zu verbannen.

Diese steht schon seit längerer Zeit in Siam in Arbeit. Die erste Veranlassung, daß man von seiten der Mission auf dieses Land aufmerksam wurde, war bis auf einen gewissen Grad die bekannte Frau Anna Judson. Diese war während ihres Aufenthalts in Rangun (Barma) mit einigen dort lebenden Siamesen bekannt geworden, infolge dessen sie einem Freund in Nordamerika einen Brief schrieb und ihm einen Katechismus in Siamesisch zusandte, den sie als Uebersetzung des von ihrem Mann für die Mission in Barma verfaßten Katechismus mit Hilfe eines Eingebornen hergestellt hatte. Dieser Katechismus enthielt eine kurze Darlegung der christlichen Religion und das Evangelium Matthäi. Er wurde dann 1819 in

Sirampur in der Druckerei der englischen Baptistenmission durch die Presse geführt und es war dies das erste christliche Buch, das in der siamesischen Sprache gedruckt wurde.

Siam wurde indes auf Jahre hinaus nur als der Ausgangspunkt betrachtet, von dem aus man sich dem damals verschlossenen China zu nähern suchte. Hatte man es doch auch hier mit einer eingewanderten chinesischen Bevölkerung zu thun. So ließ sich hier Miss. Gützlaff 1828 in Gemeinschaft mit dem Londoner Missionar Tomlin für einige Jahre in Bangkok nieder und arbeitete unter Chinesen und Siamesen. Als Aerzte und Lehrer fanden sie auch einigen Eingang. Sie studierten fleißig Siamesisch und gingen an die Uebersetzung von Teilen der hl. Schrift in diese Sprache. Zugleich forderten sie die kirchlichen Gemeinschaften, den American Board, sowie Dr. Judson in Barma auf, Missionare nach Siam zu senden. Tomlin mußte aber schon im folgenden Jahr das Feld räumen und zwei Jahre später, 1831, verließ auch Gützlaff die Stadt Bangkok. Gleich nach seiner Abreise traf Tomlin zum zweitenmal ein mit dem Missionar Abeel vom American Board, die aber beide nur kurze Frist in der Arbeit standen. An ihre Stelle traten dann 1834 die beiden Missionare Johnson und Robinson, sowie Dr. Bradley 1835, der als Arzt, Uebersetzer, Prediger und Drucker 38 Jahre lang in Siam bis an seinen im Jahr 1873 erfolgten Tod unermüdlich gearbeitet hat. Die Arbeit des American Board galt indes hauptsächlich der chinesischen Bevölkerung, und als sich China den Fremden öffnete, verlegte derselbe seine Thätigkeit nach China selbst und übergab 1850 sein Missionsfeld in Siam den amerikanischen Baptisten. Diese hatten ihr Werk in Bangkok im Jahr 1833 durch Miss. Jones begonnen, dem zwei Jahre später ein Mitarbeiter zur Seite trat, aber da man die Arbeit unter den Chinesen erfolgreicher fand als unter den Siamesen, so gab man dieselbe unter den letzteren 1870 auf.

Im Jahr 1840 trat dann noch eine weitere Mission, die der amerikanischen Presbyterianer auf diesem Feld in die Arbeit ein. Auch sie hatte mit großen Schwierigkeiten zu ringen, bis sie festgewurzelt war, hat aber trotz der verhältnismäßig geringen Erfolge unter den Siamesen tapfer ausgehalten und das Feld nicht nur bis auf den heutigen Tag behauptet, sondern auch ihr Werk bis zu den im Innern wohnenden Laos ausgedehnt. Ihrer Arbeit sei hier auch eingehender gedacht, indem wir unserer Darstellung ein von dieser Mission herausgegebenes Schriftchen zu Grunde legen.*)

*) Historical Sketch of the Missions in Siam and Laos. Fourth edition. 1897.

Es war im Jahr 1840, daß der erste Missionar der Presbyterianer, W. P. Buell, in Bangkok eintraf. Aber seine vorbereitende Arbeit währte nur vier Jahre, indem er schon 1844 wegen Erkrankung seiner Frau in die Heimat zurückkehren mußte. Als Ersatz traten erst 1847 die beiden Missionare Mattoon und Dr. House ein, deren Niederlassung und Wirksamkeit, die vornehmlich den Siamesen und nicht den Chinesen gelten sollte, durch den heimlichen Widerstand des damaligen Königs sehr erschwert wurde. Durch seinen despotischen Einfluß auf das Volk brachte dieser es dahin, daß ihnen weder ein Haus vermietet noch verkauft wurde. Auch sonst wurden ihnen allerlei Hemmnisse in den Weg gelegt, sodaß ihnen die feste Niederlassung im Lande faktisch unmöglich erschien. Allein um diese Zeit drohte Sir James Brooks, der im Namen der britischen Regierung mit Siam unterhandeln sollte und sich durch die Behandlung am siamesischen Hofe in der Ehre gekränkt glaubte, mit Gewalt die Eröffnung des Landes durchzusetzen. Währenddem trat jedoch der Tod des Königs am 3. April 1851 ein und damit änderte sich die Sachlage mit einem Schlage. Der junge Prinz, der den Thron bestieg, war von Miss. Caswell (vom American Board) unterrichtet worden, hatte die Missionare achten gelernt und war ihrem Werk günstig gesinnt. Er verfolgte eine liberalere Politik, schloß Verträge mit England und Amerika und ließ seine Kinder unter christlichem Einfluß erziehen. Der Mission ließ er sogar durch ein amtliches Dokument seine Anerkennung aussprechen. In gleich freundlicher Weise stellte sich auch sein Nachfolger, der jetzige König, der 1868 den Thron bestieg, zu den Missionaren, indem er ihre Schulen und Hospitäler freigebig unterstützte.

Trotz dieser königlichen Gunst machte die Mission unter den selbstzufriedenen buddhistischen Siamesen nur sehr langsame Fortschritte. Zwar waren die Missionare aufs eifrigste bemüht, durch Straßenpredigt, durch die Presse und medizinische Thätigkeit, sowie durch fleißige Verkündigung des Evangeliums auf ausgedehnten Reisen, die sie auf dem Boot unternahmen, auf das Volk einzuwirken; aber es währte bis zum Jahr 1859, bis der erste Siamese, Nai Tschune, für das Christentum gewonnen und getauft werden konnte.

Seitdem ist das Werk langsam gewachsen und in Unter-Siam auf drei Hauptstationen ausgedehnt worden. Doch zählen die bis jetzt gesammelten neun Gemeinden erst 343 Kommunikanten und 442 Schüler. Abgesehen von diesen bescheidenen Erfolgen haben sich die Missionare bis daher vornehmlich damit begnügen müssen, das Fundament des dortigen Buddhismus zu untergraben und in Hoffnung künftiger Erntezeiten geduldig fortzuarbeiten. Wesentlich erschwert

wurde die Arbeit während der letzten Jahrzehnte durch den großen Wechsel im Missionspersonal, wovon eine große Anzahl Männer und Frauen oft schon nach sehr kurzer Zeit in die Heimat zur Erholung zurückkehren oder ganz aus dem Dienst scheiden mußte. Längere Arbeitsperioden sind nach der Statistik nur wenigen beschieden gewesen.

Hauptquartier der Mission ist das von Anfang an besetzte Bangkok, wo jetzt drei Gemeinden in verschiedenen Stadtteilen gesammelt sind. Die eine derselben, deren Sammelpunkt die Kapelle im südlichen Stadtteil Sumray bildet und wo sich auch eine Knabenanstalt und die Wohnungen der Missionare befinden, unterhält sich seit 1896 selbst und hat ihren eigenen siamesischen Pastor, der als erster seines Volkes die Ordination erhalten hat.

Ein weiteres Centrum der Mission in Bangkok liegt fünf englische Meilen flußaufwärts in einem vornehmeren Quartier. Hier befindet sich eine Mädchenanstalt, eine Kapelle und einige Missionshäuser. Die dritte Gemeinde, die sich erst seit 1897 gebildet hat, befindet sich auf der Ostseite des Menamflusses inmitten einer dichten Bevölkerung. Regelmäßige Gottesdienste werden auch in der alten Hauptstadt Siams, Ayuthia, weiter oben am Fluß gehalten, wozu eine schwimmende Kapelle dient, mit der man auch den Fluß auf und niederfährt und die auf Flößen und Booten lebende Bevölkerung aufsucht.

Einen wichtigen Bestandteil der Mission in Bangkok bildet die Druckerei, da deren Erzeugnisse in Siam, wo vier Fünftel der männlichen Bevölkerung zu lesen versteht, leicht Eingang finden. Man ist deshalb unablässig bemüht, durch die Missionspresse Bücher, wie Bunyans Pilgerreise, Traktate und Flugschriften in siamesischer Sprache herzustellen, die als Samenkörner weithin ausgestreut werden. Einige der besten Traktate, die unter dem Volk evangelisieren sollen, sind von eingebornen Evangelisten abgefaßt worden. Die hl. Schrift war bis vor kurzem nur in einzelnen Teilen gedruckt, da ein vollständiges Bibelexemplar, selbst bei Benützung der kleinsten siamesischen Typen einen Band von ungeheurem Umfang dargestellt haben würde. Nun hat aber Miss. Dunlap im Jahr 1895 während seines Erholungsaufenthalts in Amerika einen neuen Typensatz herstellen lassen, der sowohl kleinere als auch schönere Schrift ergiebt. So hat man wenigstens die ganze Bibel in vier handlichen Bänden herausgeben können. Eingeborene Kolporteure suchen die aus der Missionsdruckerei hervorgehende christliche Litteratur von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt möglichst zu verbreiten. Im Jahr 1898 lieferte die Druckerpresse 3 700 000 Seiten Text in 45 000 Bänden.

Nicht minder bedeutend ist die ärztliche Mission, die die

Presbyterianer in Unter-Siam betreiben. Ein Hospital in Bangkok, das seine Entstehung einem vornehmen Siamesen verdankt, wurde 1881 für 60 Patienten eröffnet und von einem ehemaligen Missionsschüler, der in New York Medizin studiert hat, geleitet. Außerdem bestehen in der Hauptstadt noch drei von der Regierung unterhaltene Spitäler, sowie ein Irrenhaus, ein Waisenhaus und eine Apotheke, die sämtlich unter der Leitung des Missionsarztes Dr. Hayes stehen, ohne daß ihn die Regierung irgendwie beschränken würde, dabei seinen christlichen Einfluß als Missionar geltend zu machen.

Großes Gewicht legen die Presbyterianer auch auf das Schul- und Erziehungswesen, wodurch man besonders auf die höheren Kreise Siams einzuwirken sucht. Diesem Zwecke dient zunächst die christliche High School seit 1889, die durchschnittlich 100 Zöglinge zählt. In ihr bildet die Mission ihre Lehrer und Prediger aus. In der Mädchenanstalt befinden sich ca. 80 Schülerinnen. Dem Schulwesen bringt auch die Regierung großes Interesse entgegen; von ihr wurde Miss. Dr. MacFarland 1878 als Vorsteher des Königlichen Kollegs zu Bangkok und als Schulinspektor angestellt. So sehr aber die Regierung das Schulwesen zu Gunsten der männlichen Bevölkerung Siams hegt und pflegt, so wenig geschieht bis jetzt für die dortige Frauenwelt, die leider gar nicht berücksichtigt wird. Doch hofft man auch in dieser Beziehung nach und nach einen Umschwung der Dinge.

Durch ausgedehnte Predigtreisen, die die Missionare alljährlich auf dem Boot und auf dem Rücken von Elefanten unternehmen und wobei sie oft monatelang unterwegs sind, wird weithin, bis in die Gebiete der Halbinsel Malakka das Evangelium durch Wort und Schrift der Bevölkerung nahe gebracht, und wenn auch bis jetzt von der Wirkung desselben noch keine großen sichtbaren Erfolge an den Tag getreten sind, so ist es doch eine Aussaat auf Hoffnung. Jedenfalls verdankt man der Reisepredigt die Entstehung einer Anzahl von Außenstationen und die der beiden Hauptstationen Petschaburi und Ratburi.

Erstere, Petschaburi, etwa 100 engl. Meilen südwestlich von Bangkok am westlichen Gestade des Golfs von Siam gelegen, wiewohl nicht bedeutend als Küstenstadt, ist doch für die Mission um so wichtiger, als sie den Ausgangspunkt bildet für die Arbeit unter einer Bevölkerung von nahezu zwei Millionen. Als sie 1843 zum erstenmal von einem Missionar besucht wurde, verhinderten die dortigen Behörden jeden Versuch der Missionsarbeit; selbst die angebotenen Bücher wurden zurückgewiesen. Später, im Jahr 1861, war es der dortige Statthalter selbst, der die Mission veranlaßte, eine Station daselbst zu

gründen. Zwei Jahre darauf traten drei Eingeborene zum Christentum über. Jetzt befinden sich in Petschaburi und in dessen Distrikt vier Gemeinden, deren Gliederzahl langsam zunimmt. In den Nachbardörfern sind fünf Tagschulen ins Leben gerufen. Auf der Station selbst erweist sich ein schon vor Jahren errichtetes Hospital, das von weit und breit Zuspruch genießt, als sehr segensreich. Selbst der König von Siam erkannte öffentlich seine Leistungen an, indem er 1888 die Summe von nahezu 10 000 Mark darreichte, um die Räume zu vergrößern. Durch Zuschüsse von der Königin wurde dann 1895 noch eine besondere Abteilung für Frauen eingerichtet.

Die dritte Station Ratburi, die 60 engl. Meilen westlich von Bangkok liegt und mit dieser durch Post und Telegraph in Verbindung steht, wurde erst 1889 besetzt und zwar durch den Missionsarzt Dr. Thompson, dessen Ankunft von der Bevölkerung wie von der Regierung um seiner ärztlichen Thätigkeit willen sehr willkommen geheißen wurde. Wiewohl daneben die andern Zweige der Missionsthätigkeit nicht versäumt wurden, ist es aber bis jetzt noch zu keiner Gemeindebildung gekommen. Die Station war auch immer sehr schwach besetzt, sodaß die Reisepredigt nicht recht nachdrücklich betrieben werden konnte.

Auf ihren Evangelistenfahrten sind die Missionare — wahrscheinlich von Petschaburi aus — auch vielfach auf der Halbinsel von Malakka so weit vorgedrungen, als diese noch zu Siam gehört, und haben hier in der Provinz Nakaun eine Gemeinde gewonnen, die seit 1895 besteht. Aber, obwohl die Bevölkerung recht empfänglich zu sein scheint und die Regierung der Mission ein schönes Stück Land zu einer Niederlassung abgetreten hat, scheint es wegen Mangel an Arbeitern noch zu keiner Besetzung des Platzes gekommen zu sein.

Die Mission der Presbyterianer in Siam bewegt sich demnach trotz ihrer langjährigen Arbeit noch in ziemlich bescheidenen Grenzen, soweit man den Erfolg nach Zahlen bemessen will. Der geduldigen Ausdauer ihrer Arbeiter, die auf einem ungewöhnlich harten Boden ihr Tagewerk thun, wird indessen der Lohn ihrer Mühen nicht ausbleiben. Dafür sind schon Anzeichen da. Ist es doch außer Frage, daß der Buddhismus, diese gewaltige Stütze des dortigen Heidentums von Jahr zu Jahr an Boden verloren hat. Treten doch z. B. heutzutage schon weit weniger Siamesen in die Priesterschaft ein, sodaß die Stadt Bangkok jetzt kaum noch die Hälfte Mönche zählt wie früher; und die, welche auch wirklich in den Orden eintreten, thun es für kürzere Zeit, als es ehemals der Fall war. So verblieb der jetzige König nur einen Monat dabei und sein jüngerer Bruder nur drei Tage. Dem Verfall des Buddhismus und dem Einfluß des Christen-

tums suchen nun auch die besorgten Priester dadurch entgegenzutreten, daß sie alles aufbieten, um durch Veröffentlichung und Verbreitung von buddhistischen Schriften ihre alte Religion zu verteidigen und das Christentum zu bekämpfen. Zwar hat der Mission seit Jahrzehnten die Sonne der königlichen Gunst geschienen und auch die eindringende, von den Siamesen mit Freude begrüßte abendländische Civilisation bringt neue Ideen und andere Anschauungen ins Land, aber trotz alledem ist es auch hier nur dem Herrn des Weinbergs vorbehalten, fruchtbare Zeiten für die Arbeit in seinem Reich zu schenken, da die Schnitter an die Sichel schlagen und mit Freuden ernten, was sie weinend ausgesät.

(Die Rundschau über Laos folgt in der Oktober-Nummer.)

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Indien. Von verschiedenen Teilen Indiens kommen Nachrichten von einer Bewegung unter den niederen Volksklassen. In einem Bericht der Amerikanischen Nord-Arkad-(Arkod)-Mission heißt es: „Die Bewegung läßt nicht nach; wir sind vielmehr mit unsrer Weisheit zu Ende, wie wir für noch mehr Leute sorgen könnten. Schon jetzt beschäftigen wir untergeordnete Gehilfen und die Aufnahme neuer Dörfer nötigt uns, ihre Zahl noch zu vermehren. Würden wir aber andererseits solch eine günstige Gelegenheit nicht ausnützen, so könnte leicht der Fall eintreten, daß diese Leute von uns abgelenkt und einer andern Gemeinschaft zugeführt würden. Noch niemals war eine solche Bewegung unter ihnen, wie jetzt. Allen, die sich der Mühe unterziehen, die Sache kennen zu lernen, ist es klar, daß diese Leute entschlossen sind, sich und ihre Kinder von dem Joche ihrer Unterdrücker frei zu machen, sei es auch auf die Gefahr großer Verfolgungen. Sie sind völlig überzeugt, daß sie vom Hinduismus nichts zu erwarten haben, und ob sie Protestanten oder Katholiken werden, wird von dem Eifer abhängen, mit welchem diese beiden Korporationen die Arbeit unter ihnen betreiben. Wenn wir sie in einer beträchtlichen Zahl gewinnen wollen, müssen wir die Arbeit in größerem Maßstab betreiben als bisher."

Auch die Freischotten, die sonst hauptsächlich durch ihre großen Schulanstalten in den Hauptstädten missionieren, haben sich seit 10 bis 15 Jahren der armen Parias in der Provinz Sengelpat angenommen und unter ihnen etwa 400 Christen gesammelt. Einer ihrer Missionare in Walajabad bei Sengelpat schreibt:

„Gegenwärtig scheint es, als ob ein neuer Vorstoß gemacht werden sollte. Die Predigt der Evangelisten trägt Frucht, und in einigen Dörfern bitten die Leute um Lehrer, obwohl ihnen klar und deutlich gesagt wird, daß wir ihnen weder ihre Schulden bezahlen, noch ihnen Land oder Ochsen geben werden. Ihre Beweggründe sind vermutlich gemischte, und ihre Vorstellungen von dem Heil, das Christus ihnen bringen kann, mögen sehr unklar sein. Aber wir haben die Leute zu nehmen, wie wir sie finden; und hat einer bei seinen gemischten Beweggründen und unklaren Gedanken nur wenigstens den Anfang eines Verlangens nach geistlichem Gut, so kann derselbe noch zum Bekenntnis seines Glaubens an Christum geführt werden.“

Nun noch ein Beispiel aus dem fernsten Nordwesten Indiens. Im Pandschab giebt es jetzt 20 000 Christen. Von diesen gehören Dreiviertel zu der Tschuhra-Kaste der Ausfeger. Diese sind die allerverachtetste Abteilung der von der indischen Gesellschaft völlig ausgeschlossenen und ganz „unreinen“ Tschandäler, die nach der Ansicht der Brahmanen von Kuhtötern und Rindfleischessern abstammen und zur Strafe für das Kuhschlachten und ähnliche „Todsünden“ in der Stufenfolge der Seelenwanderung nun so tief gesunken sein sollen. Zu ihnen rechnet man auch die Zigeuner, deren Sprache eine Menge Hindustani-Wörter enthält, wie dies kürzlich wieder ein Hindu bezeugt hat, der sich mit einigen Zigeunern in England unterhielt. Die Tschuhras sind wegen ihrer ekelhaften und unsaubern Arbeit ein Gegenstand allgemeinen Abscheus. Und doch ist die christliche Liebe auch in diese Tiefe hinabgestiegen und hat im Pandschab eine große Anzahl von ihnen in die christliche Kirche aufgenommen. — Freilich hat diese Arbeit ihre besondern Schwierigkeiten. Es fehlt diesen tiefgesunkenen Leuten größtenteils die Festigkeit und Beständigkeit, die gerade für die Gründung einer Volkskirche unerläßlich ist. Rückfälle kommen häufig vor. Es bedarf einer langen Geduldsarbeit, um aus diesen Volksklassen fest gegründete, reifere Gemeinden heranzuziehen. Aber durch diese Schwierigkeiten läßt man sich nicht abschrecken, auch nach diesen sich in die Netze drängenden Fischen die Netze auszuwerfen.

Wie im Pandschab ists auf fast allen Gebieten der Mission in Indien. Es sind ja auch Bekehrungen in den höheren Kasten zu verzeichnen, aber da kommen meistens nur einzelne Glieder von Familien. Größere Massen von Uebertritten kommen vorwiegend entweder nur unter den von der brahmanischen Kultur weniger berührten Bergvölkern vor, wie den Kols, den Santals u. a. oder unter den von ihr ausgeschlossenen niedrigen Volksklassen, wie z. B. unter den Malas und Madigas im Lande der Telugus oder

unter den Parias im Tamulenlande. Da erfüllt sich das Wort: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Der Weg der Mission geht von unten nach oben. (Ev. luth. Leipz. Missionsbl.)

Grönland. Nach der neuesten Nummer des „Herrnhut" hat die Generalsynode der Ev. Brüderunität am 21. Juni d. J. beschlossen, ihr Missionswerk in Grönland aufzugeben und es zu fernerer Pflege der dänischen Staatskirche zu übertragen. Dieser Entschluß ist ihr im Blick auf die fast 170jährige Arbeit in Grönland sicherlich nicht leicht geworden, aber die dortigen Verhältnisse haben ihr die Wünschbarkeit dieses Schrittes schon seit Jahren nahegelegt.

Bücheranzeige.

Haccius, G. Pastor Johann Gottfried Oepke. Etliche Sonntags- und Missionspredigten nebst einer kurzen Lebensbeschreibung. 168 S. Hermannsburg, Missionsbuchhandlung. 1899. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.40.

Es ist zunächst das schlichte Lebensbild des am 6. Februar 1890 zu Hermannsburg entschlafenen Missions-Konrektors G. Oepke, sodann eine kleine Sammlung von Predigten und Missionsreden, die voll biblischer Gedanken und heiligen Ernstes in dem vorliegenden Büchlein geboten werden. Besonders in den mit den Hermannsburgern bekannten Missionskreisen wird dasselbe gewiß mit herzlicher Freude begrüßt werden.

Warneck, D. G., Prof. Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Achte verbesserte Auflage. 196 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Erst vor $2^1/_2$ Jahren haben wir die siebente Auflage dieses vortrefflichen Handbuches zur Anzeige gebracht und nun erscheint dasselbe zu unserer Freude bereits in achter verbesserter Auflage. Die Verbesserungen bestehen teils darin, daß die missionsgeschichtlichen und statistischen Data bis auf die Gegenwart fortgeführt, teils daß auch sonst manche Aenderungen vorgenommen, auch weitere litterarische Hilfsmittel angegeben sind. Der Preis ist trotz einiger Vermehrung derselbe geblieben. Wir möchten auch bei dieser neuen Auflage wieder darauf hinweisen, daß dieses Handbuch, als einziges dieser Art, nicht nur allen Lehrern und Geistlichen bei der Behandlung der Mission in der Schule treffliche Handleitung gewährt, sondern auch abgesehen von seinem nächsten Zweck beim Schulgebrauch eine wohlgesichtete Fülle von geschichtlichem und statistischem Missionsstoff darbietet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



unter den Parias im Tamulenlande. Da erfüllt sich das Wort: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Der Weg der Mission geht von unten nach oben. (Ev. luth. Leipz. Missionsbl.)

Grönland. Nach der neuesten Nummer des „Herrnhut" hat die Generalsynode der Ev. Brüderunität am 21. Juni d. J. beschlossen, ihr Missionswerk in Grönland aufzugeben und es zu fernerer Pflege der dänischen Staatskirche zu übertragen. Dieser Entschluß ist ihr im Blick auf die fast 170 jährige Arbeit in Grönland sicherlich nicht leicht geworden, aber die dortigen Verhältnisse haben ihr die Wünschbarkeit dieses Schrittes schon seit Jahren nahegelegt.

Bücheranzeige.

Haccius, G. Pastor Johann Gottfried Oepke. Etliche Sonntags- und Missionspredigten nebst einer kurzen Lebensbeschreibung. 168 S. Hermannsburg, Missionsbuchhandlung. 1899. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.40.

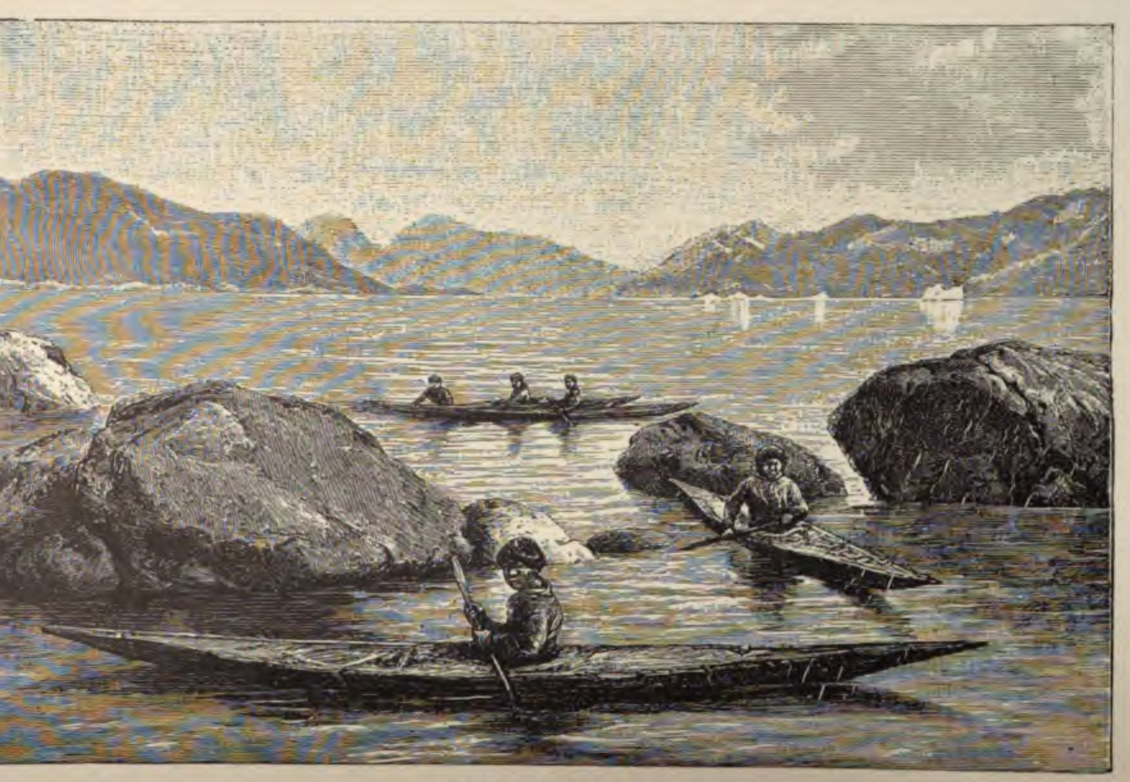
Es ist zunächst das schlichte Lebensbild des am 6. Februar 1890 zu Hermannsburg entschlafenen Missions-Konrektors G. Oepke, sodann eine kleine Sammlung von Predigten und Missionsreden, die voll biblischer Gedanken und heiligen Ernstes in dem vorliegenden Büchlein geboten werden. Besonders in den mit den Hermannsburgern bekannten Missionskreisen wird dasselbe gewiß mit herzlicher Freude begrüßt werden.

Warneck, D. G., Prof. Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Achte verbesserte Auflage. 196 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Erst vor 2½ Jahren haben wir die siebente Auflage dieses vortrefflichen Handbuches zur Anzeige gebracht und nun erscheint dasselbe zu unserer Freude bereits in achter verbesserter Auflage. Die Verbesserungen bestehen teils darin, daß die missionsgeschichtlichen und statistischen Data bis auf die Gegenwart fortgeführt, teils daß auch sonst manche Aenderungen vorgenommen, auch weitere litterarische Hilfsmittel angegeben sind. Der Preis ist trotz einiger Vermehrung derselbe geblieben. Wir möchten auch bei dieser neuen Auflage wieder darauf hinweisen, daß dieses Handbuch, als einziges dieser Art, nicht nur allen Lehrern und Geistlichen bei der Behandlung der Mission in der Schule treffliche Handleitung gewährt, sondern auch abgesehen von seinem nächsten Zweck beim Schulgebrauch eine wohlgesichtete Fülle von geschichtlichem und statistischem Missionsstoff darbietet.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Eskimo im Kajak.

Die königlich dänische und die Brüder=Mission in Grönland.*)

Von Prediger Th. Schmidt.

Vorgeschichte.

Die Verbindungen der nordischen Staaten und ihrer Landeskirchen mit Grönland sind bekanntlich schon uralte. Um das Jahr 980 etwa hat der Sage nach der Normanne Erich Rauda (Rotkopf) von Island aus diese nordische Insel besetzt, und einige Jahrhunderte später (1261) kamen die hier aufblühenden Ansiedlungen ganz unter die Herrschaft der norwegischen Könige. Schon um das Jahr 1000 wurde in Grönland ebenso wie in Norwegen durch den Einfluß des Königs Olaf, Tryggves Sohn, das Christentum als Staatsreligion eingeführt. Zur Zeit der Blüte soll es 16 grönländische Kirchspiele gegeben haben, 12 auf der Ost- und 4 auf der Westküste. Darunter befand sich eine Kathedralkirche zu Garde, wo der Bischof von Grönland seinen Sitz hatte. Dieser stand seinerseits wieder unter dem Erzbistum Bremen, bis er später unter das neubegründete Erzbistum Drontheim kam. Es wird erzählt, daß im Jahr 1327 nicht weniger als 20 Zentner Walroßzähne als Zehnten an den Papst zu Rom gesandt worden sind. Aber wunderbar! Die Kunde von jener ersten nordischen Staatskirche in Grönland wird immer spärlicher

*) Vergl. die mehrfach mit Dank benutzten Aufsätze über dies Gebiet im Miss.Mag. 1863, S. 497; 1869, S. 194; 1871, S. 259; 1891, S. 49 u. 108; 1898, S. 172.

* * *

Dieser geschichtliche Ueberblick und die Schilderung des Verhältnisses zwischen den beiden seit 166 Jahren nebeneinander bestehenden Missionen in Grönland erhält dadurch ein neues Interesse, daß die Brüderunität auf ihrer diesjährigen Generalsynode den Beschluß gefaßt hat, ihr altes grönländisches Missionswerk der Pflege der dänischen Staatskirche zu übergeben und sich somit von Grönland ganz zurückzuziehen. D. H.

leute nicht los werden, und allmählich reifte in ihm der Entschluß, ihnen, die er ins Heidentum zurückgesunken wähnte, aufs neue das Evangelium zu bringen. 1710 sandte er eine Denkschrift: „Vorschlag zur Bekehrung und Aufklärung der Grönländer“ an seinen nächsten Vorgesetzten, den Erzbischof Krag von Drontheim und an Bischof Randulff von Bergen, weil diese Stadt für den grönländischen Handel in erster Linie in Betracht kam. Von allen Seiten aber riet man Egede von diesem Vorhaben ab. Die Bischöfe lobten wohl seinen christlichen Vorschlag, mahnten aber auch zugleich, auf bessere Zeiten zu warten. Manche nannten den kühnen Mann einen Thoren, andere gaben ihm offen Ruhmsucht und Stellenjägerei schuld. Schließlich sah er sich genötigt, 1715 in einer besonderen Schrift sich zu verteidigen: „Schriftmäßige und vernünftige Resolution und Erklärung über die Objektionen und Verhinderungen, den Vorsatz, die heidnischen Grönländer zu bekehren, betreffend.“ Als nun aber auch fast alle seine Verwandten, besonders auch seine Frau ihn mit Bitten bestürmten, doch diese abenteuerlichen Pläne aufzugeben, da wollte er einen Augenblick wankend werden. Aber innerlich kam er nicht weg über das Wort der Schrift: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert“ (Mtth. 10, 37). Und wunderbar! Allerlei widerliche Verdrießlichkeiten und Verfolgungen verleideten der Frau ihre bisherige Stellung, so daß sie schließlich gleich ihrem Mann darin einen Fingerzeig Gottes sah, der sie nach Grönland wies. Nachdem nun diese thatkräftige Frau einmal für den Plan gewonnen war, hat sie bis zu ihrem Tod mit seltener Treue, oft glaubensmutiger wie Egede selbst, dabei beharrt. Schließlich gab dieser 1718 seine bisherige Stellung einfach auf, um frei zu sein, ohne daß er freilich damals wußte, wie sich bei seinen geringen Mitteln die Zukunft gestalten würde. Da er nirgends für den eigentlichen Missionsgedanken Verständnis fand, suchte er wenigstens für ein Handelsunternehmen Teilnehmer zu gewinnen. Egede hat in den nächsten drei Jahren die nötigen 9—10000 Reichsthaler namentlich bei Großkaufleuten in Bergen im eigentlichsten Sinn des Wortes zusammengebettelt. Endlich konnten damit 1721 die nötigen Schiffe ausgerüstet werden. Nun gab auch der König seine Erlaubnis dazu. Ihm war es sehr willkommen, auf diese Weise wieder den grönländischen Handel in dänische Hände zu

bringen, zumal da auch die Holländer schon ein Auge darauf geworfen hatten. Durch das Missionskollegium ernannte der König Egede zum Priester der neuen Kolonie und zum Missionario mit einem Jahresgehalt von 300 Rchsth. und 200 Rchsth. zur ersten Ausrüstung. Auch die Oberleitung der jungen Kolonie wurde ihm übertragen. Wir sehen, es waren ebenso sehr nationale und handelspolitische Zwecke, wie religiöse, denen die grönländische Mission ihre Entstehung verdankt.

Am 3. Juli 1721 landete Egede glücklich an der Westküste Grönlands und legte dort die erste dänische Station Godhaab an. Freilich die erwarteten Normannen fand er nicht, statt dessen das kleine, verkommene Volk der Eskimo. Unter diesen hat Egede nun in der Folgezeit mit selbstloser Aufopferung gearbeitet und auch unter den schwersten Anfechtungen ausgehalten in einer Weise, welche die höchste Bewunderung verdient. In erster Linie mühte er sich mit der Erlernung der schweren Sprache. Trotz des furchtbaren Geruchs und Ungeziefers brachte er doch fast den ganzen Winter 1722/23 in einer grönländischen Wohnung zu; ja er nahm dabei auch seine zwei kleinen Söhne mit, die auf diese Weise von den grönländischen Kindern die Sprache sich am gründlichsten aneigneten. Der Missionserfolg blieb zunächst völlig aus. Es mag immerhin sein, daß die dem damaligen Luthertum eigne, lehrhafte Predigtweise für die Mission besonders wenig geeignet war. Vor allem aber fehlte bei den Grönländern zunächst jedes Verständnis für höhere Dinge. Erzählte Egede ihnen vom Himmel und der Seligkeit, so hieß es: „Das verstehen und brauchen wir nicht. Wir wollen nur gesunde Glieder und Seehunde zu essen haben; die können uns die Angekoks (Zauberer) schaffen." Drohte ihnen Egede mit Gottes Strafe und dem Weltgericht, so erwiderten sie: ihre Angekoks seien im Himmel gewesen; von Gott hätten sie aber nichts gesehen und den Himmel außerdem noch nicht so baufällig gefunden. Ein anderes Mal wieder erklärte man Egede selbst für einen großen Angekok. Man führte ihn zu einem Toten, damit er ihn wieder lebendig mache; durch Anblasen oder Handauflegung sollte er ihre Kranken gesund machen, durch seine Fürbitte ihnen einen reichen Seehundsfang sichern.

Es verdient anerkannt zu werden, daß sich Egede unter diesen Umständen nicht zu frühzeitigen Taufen entschließen konnte, die

doch nur um des Patengeschenks und anderer äußerer Vorteile willen begehrt wurden. Erst als es gar nicht voranging, gestattete das Missionskollegium von 1729 an Egede, die Kinder zu taufen, „deren Eltern der wahren Religion Beifall geben". Man hoffte, sich dadurch schneller für die Zukunft einen christlichen Stamm heranzuziehen. Vorsichtig und nüchtern machte das Missionskollegium immerhin diese Taufen abhängig: 1) von der freiwilligen Zustimmung der Eltern; 2) die Taufe sollte nicht geschehen aus Aberglauben, als ob die Kinder durch sie irgendwie körperlich gefeit würden; 3) die Eltern mußten dem spätern Unterricht dieser Kinder zustimmen und es sollte dazu sowie zur Vermeidung von Wiedertaufen ein genaues Verzeichnis darüber geführt werden. Manche andre Züge der Missionsmethode freilich erinnern uns immer wieder daran, daß Egede Staatsbeamter und die ganze Mission ein königlich dänisches Staatsunternehmen war. Wenn z. B. die Grönländer mit Seefahrt und Lustbarkeiten nicht warten wollten, bis das Lesen und Singen zu Ende war, oder durch die Angekoks aufgeredet dem Missionar nachäfften, so jagte man einfach den Zauberer mit dem Stock fort, setzte Matrosen unter die Leute, um Ordnung zu halten, und drohte mit der bewaffneten Macht. Als die Handelsgesellschaft gar zu schlechte Geschäfte machte, bewilligte der König zum Nutzen der grönländischen Mission und des Handels eine allgemeine Lotterie. Diese ist allerdings nicht zu stande gekommen. Statt dessen wurde aber allen Bewohnern Norwegens und Dänemarks eine kleine Abgabe, die „grönländische Schatzung" auferlegt. Dieselbe brachte allein im Jahr 1725 50000 Rchsthl. für Grönland ein.

Alle diese Bemühungen schienen aber an der rauhen Natur des Landes scheitern zu sollen. Häufige Schiffsunglücke und Proviantmangel war die Folge davon. Die Kolonisten murrten und wollten wieder heim. So beschloß Egede schon 1722, völlig mutlos, heimzukehren. Da trat seine Frau fest und glaubensmutig dazwischen. Sie packte einfach nicht ein und hielt auch die übrigen, die schon die Wohnungen einreißen wollten, davon zurück. Als dann 1727 die Bergische Handelskompagnie sich von dem verlustreichen grönländischen Handel zurückzog, übernahm der König den Handel selbst. Er sandte im folgenden Jahr eine große neue Kolonisten-Expedition aus. Teils waren es freiwillig mitgehende

Handwerker, teils alte Soldaten und freigelassene Zuchthäusler, die man noch schnell in der Heimat kopulierte und dann mit Pferden (!), Geschützen und Material reichlich ausgerüstet hinaussandte. In ihrer Enttäuschung meuterten die Leute sehr bald und Egede als politischer Leiter der Kolonie mußte zu seiner eigenen Sicherheit ein geladenes Gewehr nachts über seinem Bett aufhängen. Schlimmer noch war, daß die Grönländer sich bald aus dieser für ihr Eigentum und ihre Sicherheit höchst fragwürdigen Nachbarschaft ganz zurückzogen. So hatte die Mission nichts als Nachteile von dieser wohlgemeinten staatlichen Hilfe. Um das Unglück voll zu machen, starb 1730 der missions- und kolonialfreundliche König Friedrich IV. Sein Nachfolger Christian VI. hatte keine Neigung, das für die Mission und den Handel gleich erfolglose Unternehmen noch weiter fortzuführen. Im Jahr 1731 bereits gab er Befehl, die Kolonisten und Missionare zurückzuholen. Er hat dann allerdings Egede doch erlaubt, mit Proviant für ein Jahr in Grönland zu bleiben und hat auch 1732 diese Unterstützung noch einmal wiederholt; für die Zukunft aber gab er keinerlei Versprechen mehr. So wollte natürlich kein Kolonist mehr bei Egede bleiben und nur der Kleinheit der Schiffe verdankte es dieser, daß er schließlich doch noch außer seiner Frau zehn Matrosen und seinen zweiten Sohn bei sich behielt. Alle übrigen aber, auch seine zwei Kollegen, kehrten in die Heimat zurück. Egede war völlig mutlos. Wohl thaten die Grönländer sehr entrüstet, als er ihnen sagte, man gehe jetzt fort, weil sie so wenig nach Gott und Gottes Wort gefragt hätten. Aber trotz aller Versprechungen christlicher Kindererziehung zerstreuten sie sich immer weiter. So fand Egede auch keinen Mut mehr, weiter Kinder zu taufen. Er selbst war brustleidend und mußte deshalb die Missionsarbeit meist seinem Sohn überlassen, der zugleich den Speckhandel besorgte. Man konnte 1732 einen besonders reichen Ertrag an Speck nach der Heimat senden, trotzdem hatte Egede die Hoffnung eigentlich aufgegeben. In Hangen und Bangen erwartete er die ersten Nachrichten des Jahres 1733, ganz darauf gestellt, dies geliebte Arbeitsfeld dann für immer verlassen zu müssen.

Da kam dieser in den letzten Zügen liegenden staatskirchlichen Mission von einer ganz unerwarteten Seite Hilfe. Zu den Krönungsfeierlichkeiten (1731) war auch der sächsische Graf Nikolaus

von Zinzendorf in Kopenhagen gewesen. Er hatte dort zwei grönländische Eskimo gesehen und zugleich von der geplanten Aufhebung der Mission Egedes gehört. Das gab ihm auch nach seiner Rückkehr nach Herrnhut immer wieder zu denken. Und während 1732 die ersten Brüdermissionare über Kopenhagen nach St. Thomas auszogen, trat Zinzendorf zugleich bei dem ihm befreundeten König für Aufrechterhaltung der grönländischen Mission ein. Im Jahr 1733 sandte er dann drei Mähren, Matthäus und Christian Stach und den altbewährten Pionier Christian David nach Kopenhagen, um sich der dänischen Mission als Hilfsarbeiter anzubieten. Natürlich brachten besonders die kirchlichen Kreise diesen Herrnhuter Pietisten das größte Mißtrauen entgegen. Hatte schon das dänische Kirchenregiment die beiden Theologen Ziegenbalg und Plütschau erst nach zweimaligem, rigorosen Examen, und auch dann nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs ordiniert, so erschienen ihnen diese jungen, unstudierten Leute vollends bedenklich. Laienmissionare waren ja damals überhaupt etwas Unerhörtes. Trotzdem bestanden die Mähren vor zünftigen Theologen eine Prüfung ihres Glaubensgrundes zur Zufriedenheit. Daraufhin stellte sie der Oberkammerherr von Pleß dem König persönlich vor. Er gab diesem zu bedenken, daß Gott ja schon manchmal sein Reich gerade durch menschlich angesehen schwache Werkzeuge habe bauen lassen. Und siehe da: dies Anerbieten Zinzendorfs und seiner Brüder schlug beim König durch. Er entschloß sich aufs neue zum Anbau von Grönland und zur Heidenbekehrung. Den Brüdern gab er ein eigenhändiges, gnädiges Empfehlungsschreiben an Egede mit, in welchem er diesen ermahnt, „die Brüder freundlich aufzunehmen und dahin zu sehen, daß sie in ihrem Vorhaben gefördert und in der Arbeit an den Heiden nicht gehindert würden." Bei dem frommen, pietistisch berührten Hofadel fanden die Mähren auch mehrfach dankenswerte Unterstützung. Als sie einmal vom Oberkammerherrn von Pleß zur Tafel gezogen waren und er sie über Tisch fragte, wie sie sich denn in Grönland ernähren wollten, meinte Christian David kurzweg: „von unsrer Hände Arbeit und Gottes Segen." Sie wollten Ackerbau (!) treiben und sich selbst ein Haus bauen, um niemandem zur Last zu fallen. Auf den Einwurf des Kammerherrn, daß es dort das nötige Holz gar nicht gebe, antwortete Christian David: „Dann graben wir uns in die

Erde." Daraufhin gab ihnen Herr von Pleß 50 Thaler, damit sie aus Dänemark das nötige Holz mitnehmen könnten. Begleitet von den Segenswünschen des Hofes gingen sie an Bord des königlichen Schiffes nach Grönland.

So hat also die königlich dänische Mission ihren Fortbestand in erster Linie diesem Eintreten der freikirchlichen Kreise Zinzendorfs und seiner Brüder zu danken. Am 20. Mai 1733 brachte das Schiff dem wartenden Egede die überraschende Kunde, daß Handel und Mission fortgesetzt werden sollten und daß der König dafür gnädigst 2000 Rchsthl. jährlich bewilligt habe.

Die drei Brüder aus Herrnhut hatten von Zinzendorf die Weisung mitbekommen: „uns dem von Gott auf eine besondere Weise erweckten und durch viele Uebung bewährten Apostel der Grönländer, Herrn Egede, wenn er uns brauchen wollte und könnte, als seine Gehilfen darzustellen. Wenn er uns aber nicht brauchte, ihn im geringsten nicht zu stören; übrigens aber für uns allein zu wohnen und unser Hauswesen so einzurichten, wie es zu einem gottseligen Leben und Wandel gehört." Demgemäß übergaben die Brüder gleich bei ihrer Ankunft Egede den königlichen Empfehlungsbrief, und dieser nahm sie zunächst auch sehr freundlich auf. Unglücklicherweise hatte aber Egede mit demselben Schiff geheime Warnbriefe gegen diese Pietisten aus den lutherischen Kreisen Kopenhagens bekommen. Die Brüder seien irrig in der Lehre. Egede sah es deshalb für seine Pflicht an, sich über diesen Punkt zu vergewissern, ehe er sie als Mitarbeiter anstellte. Er bat sie also um Auskunft, namentlich über ihre Stellung zur Rechtfertigung aus dem Glauben. Hätten die Brüder, wie sie das ja mit gutem Gewissen konnten, nur einfach ihren evangelischen Standpunkt bezeugt, so wäre wohl alles gut gegangen. Nun benutzte aber der alte Streiter Christian David die Gelegenheit zu einer langen, theologischen Auseinandersetzung. So tüchtig der Mann sonst war, wo es galt praktische Arbeit zu thun, so wenig war er auf diesem Gebiet zu Hause, vollends einem theologisch gut geschulten Mann wie Egede gegenüber. Es war eine reine, kleine Dogmatik, die er Egede als Antwort übersandte, 160 Seiten in Quart. Darin entwickelte er sehr ausführlich die ganze Heilsordnung, daneben auch seine Ansichten über das Kirchenwesen, das tausendjährige Reich, ja sogar, wie Adam vor dem Falle ausgesehen habe. Es

war kein Wunder, daß Egede darin vieles „grillenhaft und phantastisch“ fand und das auch in seinem Antwortsschreiben offen aussprach. Trotzdem schließt auch dieser Brief noch ganz freundschaftlich: „Ich freue mich, daß Christus gepredigt wird, nehme auch die angebotene Hilfe dazu begierig an und erkenne Euch für meine Brüder und Mitarbeiter an dem Werk des Herrn, so Ihr, daran ich doch nicht zweifle, in göttlicher Wahrheit Euch befleißigt einherzugehen ..... Euer zu Liebe und allem Dienst in Christo verbundener Hans Egede.“

Aber auch jetzt setzte Christian David diesen verhängnisvollen Briefwechsel noch weiter fort. Als echter Mähre hatte er wenig Respekt vor dem „Amt“ als solchem und wenig äußere Umgangsart dazu. Er hielt einfach Egede noch nicht für „bekehrt“, und dieser wiederum witterte als Kirchenmann bei diesen Pietisten von vornherein eine falsche Werkheiligkeit. Den ersten Anlaß zu diesem Streit aber hat zweifellos jener Uria-Brief der dänischen Landesgeistlichkeit gegeben. Jedenfalls zeigte es sich bald, daß zu einer wirklichen gemeinsamen Arbeit die erforderliche Einigkeit fehlte. Anstatt also als Egedes Gehilfen in die Arbeit der dänischen Mission einzutreten, begannen die Brüder ein eigenes Missionswerk neben jenem. Offiziell anerkannt wurde diese Trennung freilich erst später, als Mathäus Stach in Marienborn ordiniert worden war und daraufhin 1742 von Christian VI. als „ordentlicher Lehrer der grönländischen Brüdermission“ mit der Erlaubnis zur Sakramentsverwaltung anerkannt wurde. Christian David kehrte 1735 nach Europa zurück, nachdem er noch eine zweite dänische Station Christianshaab mit angelegt hatte. Er war hier entschieden nicht an dem richtigen Posten gewesen. Mutlos, wie das sonst gar nicht seine Art war, erklärte er zum Schluß: „Ob diese Leute (die Grönländer) zum Glauben tüchtig gemacht werden können, das weiß Gott.“

Zum Glück hat sich das Verhältnis zwischen Egede und den Brüdern bald zu einem freundlichen Nebeneinanderarbeiten entwickelt. Jene Schiffe des Jahres 1733 hatten unglücklicherweise auch die Pocken nach Grönland eingeschleppt. Etwa 3000 der wenig widerstandsfähigen Eingebornen erlagen der furchtbaren Epidemie. In diesem gemeinsamen Unglück fanden sich die Herzen Egedes und der Brüder wieder zusammen. Gemeinsam eilten sie

von Haus zu Haus, helfend, tröstend, ermahnend. Sie nahmen möglichst viele Kranke in ihre Häuser auf und pflegten sie mit selbstverleugnender Liebe. Zu dem allem gab Egede selbst den Brüdern das beste Beispiel. Ferner stellte er ihnen alle seine Uebersetzungsarbeiten zur Verfügung, und namentlich Egedes ältester Sohn mühte sich, diesen grammatikalisch ganz ungeschulten, mährischen Köpfen die schwere Sprache beizubringen. Auch mit Lebensmitteln und dergleichen half ihnen Egede, wo er konnte. Besonders seiner Frau bezeugten es die Brüder dankbar, daß sie stets wie eine Mutter gegen sie gewesen sei. Diese treue Lebensgefährtin mußte Egede im Winter 1735 in Grönlands Erde zur letzten Ruhe betten. Im folgenden Jahr kehrte er dann nach 15jährigem Missionsdienst müde und kränklich in die Heimat zurück.

Aeußeren Erfolg hat Egede trotz aller Aufopferung bis zuletzt nur wenig sehen dürfen. Das schönste Zeugnis für seine Arbeit ist aber das Urteil eines sterbenden Grönländers: „Du hast uns bewiesen, was die Unsrigen nicht gethan haben; denn du hast uns erhalten, da wir nichts zu essen hatten. Du hast unsre Toten begraben, die sonst von den Hunden, Füchsen und Raben verzehrt worden wären. Du hast uns auch von Gott unterwiesen und uns von einem bessern Leben gesagt." Seine Abschiedspredigt hielt Egede über das Wort: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist." (Jes. 49, 4.) Beim Abschied baten die Brüder ihn noch um Verzeihung wegen alles dessen, was anfangs zwischen ihnen vorgefallen war, und er seinerseits versicherte sie seiner Liebe und ferneren Unterstützung. Der König empfing Egede in äußerst gnädiger Audienz und ernannte ihn zum Superintendenten der grönländischen Mission mit 500 Thalern Gehalt. Auf königlichen Wunsch hin gründete Egede ein Seminar, in welchem er Studenten und Waisenknaben zu Missionaren und Katecheten in der grönländischen Sprache auszubilden hatte. So hat dieser Apostel Grönlands auch mit schwindenden Kräften noch der Mission gedient, bis er 1758 zur wohlverdienten Ruhe eingehen durfte.

II. Periode: Geringe Zeiten (1736—ca. 1850).

Nach Egedes Rückkehr haben noch acht Glieder seiner Familie im vorigen Jahrhundert am grönländischen Missionswerk mitgearbeitet. Unter ihnen ragt besonders hervor Egedes ältester Sohn Paul, welcher 1766 die Uebersetzung des Neuen Testaments vollendete. Die Missionsarbeit der Dänen dehnte sich Hand in Hand mit dem Handel viel schneller aus als die brüderische; haben sie doch z. B. das nördliche Inspektorat ganz allein christianisiert. Im Jahre 1786 hatte die dänische Mission zehn europäische Pastoren in Grönland an der Arbeit, — eine Zahl, die freilich seither nie wieder erreicht worden ist. Ebenso hat sie das Verdienst, schon am Anfang unseres Jahrhunderts den ersten eingebornen Prediger Bertelsen herangezogen zu haben. So kann man es wohl als eine gewisse Ungerechtigkeit der Geschichte bezeichnen, daß diese größere Arbeit der Dänen viel weniger bekannt geworden und anerkannt worden ist, als die kleinere der Brüdermission.

Andrerseits zeigt sich eben darin schon eine der Schattenseiten dieser rein staatskirchlichen Mission. Sie wurde ja ohne weiteres vom königlichen Handel mitunterhalten, hatte es also auch gar nicht nötig, durch Berichterstattung über ihre Arbeit in der Heimat Interesse zu wecken und um die Teilnahme und Gaben der heimatlichen Missionsfreunde zu werben. Auch sonst war diese Verbindung mit dem Handel der Mission vielfach recht hinderlich. Sie belastete die Pastoren mit einer Unmenge rein äußerlicher Arbeiten, Schreibereien und dergleichen. Ja, als in den Kriegszeiten zu Beginn des Jahrhunderts die Handelsschiffe wegen der Kaper selten mehr nach Grönland gelangten, konnte man die Missionsarbeit kaum mehr aufrecht erhalten. Schließlich hatte die dänische Mission 1813 nur noch *einen* europäischen Missionar. Schlimmer noch war die vielfach recht mangelhafte Beschaffenheit dieser Missionare. Die grönländischen Missionsposten galten als die geringsten Pfarrstellen innerhalb der dänischen Staatskirche. Wer schwach begabt war oder sonst wegen eines schlechten Examens in Dänemark geringe Aussichten hatte, meldete sich deshalb auf einige Jahre nach Grönland, um nachher eine ordentliche Pfründe in der Heimat zu erhalten. So kam es, daß mancher dieser Missionare die schwere

Sprache nie ganz erlernte und sich darum mit dem Ablesen von Predigten seiner Vorgänger behelfen mußte. An sich waren sie freilich verpflichtet, jährlich eine selbstgearbeitete grönländische Predigt nebst dänischer Uebersetzung an das Missionskollegium einzusenden. Von einem wirklichen Nachprüfen konnte aber kaum die Rede sein.

Den Tiefpunkt erreichte die grönländische Mission, als der herrschende Rationalismus auch im Missionskollegium die Oberhand gewann. Was war auch von einer solchen Oberbehörde zu erwarten, deren Sekretär damals an einen indischen Missionar schrieb, er verachte jeden Heiden, der seine Religion ändern möge. Damit aber nicht dennoch die Missionsberichte zur Nacheiferung anregen möchten, verbot man den Missionaren geradezu, irgendetwas darüber zu veröffentlichen oder nach ihrer Heimkehr mitzuteilen. Und dies unglaubliche Verbot aus der Zeit der staatlichen Geheimthuerei hat bis zur Einführung der Konstitution im Jahr 1849 in Kraft bestanden. Gewiß hat es auch damals manchen treuen und tüchtigen Mann unter den Missionaren gegeben, mancher ist an dieser Arbeit selbst innerlich gewachsen, im allgemeinen waren es aber doch recht geringe Zeiten.

Das Verhältnis zwischen der königlich dänischen und der Brüdermission war in dieser Periode ein recht erfreuliches. Zinzendorf mag auch seinen Brüdern nach jenem ersten Konflikt mit Egede in seiner bekanntlich durch und durch kirchenfreundlichen Stellung sehr energische Mahnungen hinausgesandt haben. Jedenfalls warnt er in seiner „Instruktion an alle Heidenboten“ aus dem Jahr 1738 besonders vor der Versuchung, „die geringsten Händel mit Geistlichen anzufangen; sich mit einigen Gegnern zu überwerfen; im geringsten Stück gegen die Policey zu handeln und die Obrigkeit zu ombragieren“. Besonders freundschaftlich gestaltete sich das Verhältnis, als 1739 der dänische Missionar Lorenz Drachart nach Godhaab kam. „Er glaubte auch nicht übel zu thun, wenn er sie, ohne seinem Amt und Kirchenordnung etwas zu vergeben, ersuchte, ihm bei Präparationen zur Taufe behilflich zu sein, so wie sie sich auch seiner Aushilfe bei den ihrigen bedienten.“ Später erhielt er sogar ganz freundschaftlich vom Missionskollegium seine Entlassung, um in den Dienst der Brüdermission übertreten zu können. Er entschlief 1778 in Labrador als einer der Pioniere der dortigen Mission.

Dies schöne Verhältnis blieb auch in den folgenden Genera-

tionen üblich. So gab man z. B. den Grönländern, die auf eine Station der andern Partei verzogen, freundnachbarliche Empfehlungsschreiben mit. Gerade bei dem häufigeren Wechsel der dänischen Missionare konnten die Brüder nun öfters durch Anleitung zum grönländischen Sprachstudium die Hilfe vergelten, die ihnen einst Egede geleistet hatte. Darum bat unter anderm ein im Jahre 1759 nach Dänemark zurückkehrender Pastor Brunn bei dem beweglichen Abschied die Brüder, man möge doch mit seinem Nachfolger ebenso handeln, wie mit ihm. So verstehen wir auch eine spätere Aeußerung Zinzendorfs: „Die innige Harmonie der Brüder und des lutherischen Lehramtes daselbst ist eine der größten Schönheiten an der Straa David." Ein Zeugnis für diese Freundschaft ist auch das bekannte, 1765 erschienene brüderische Werk von David Cranz: Historie von Grönland. Rücksichtsvoll sind in demselben nach der Weise jener noch wenig historisch gestimmten Zeit alle anfänglichen Verwicklungen zwischen beiden Missionen einfach übergangen. Zudem ist das Buch dem damaligen Präsidenten des königlich-dänischen Missionskollegiums gewidmet, als Dank für „genossene Protektion und Wohlgefallen an ihrer gesegneten Arbeit." Als deshalb das Missionskollegium auch die Brüdermission zur Teilnahme an der Säkularfeier ihrer grönländischen Mission im Jahr 1821 aufforderte, kam man dem gern nach „in Erwägung, daß auch unsern ersten Brüdern der Weg nach Grönland durch den ehrwürdigen Egede gebahnt worden."

Auch die Brüdermission hat in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vielfach geringe Zeiten durchlebt. Dennoch hat sie hier in Grönland in dieser Periode dazu gedient, durch ihre bloße Anwesenheit die leitenden Kreise zur Fortführung der dänischen Mission anzustacheln. Außerdem hat sie aber auch, wie wir sahen, durch direkte Hilfe und freundschaftlichen Austausch mitgeholfen, diese staatskirchliche Mission zu unterhalten, bis auch hier für die Mission neue Frühlingszeiten anbrachen.

III. Periode: Die gegenwärtige Missionszeit (ca. 1850—1899).

Im Gegensatz zur offiziellen Kirchenleitung war einst die staatskirchliche Mission ins Leben getreten; freien Missionskreisen verdankt sie auch ihre heutige Neubelebung. Unter den Stillen

im Lande war der Missionseifer nie ganz erloschen. Er fand lange Zeit eine Pflegstätte in der „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums und des wahren Christentums.“ Auch die Brüdermission empfing reichliche Gaben aus diesen Kreisen und zahlreiche Dänen traten damals selbst in ihren Dienst. Den entscheidenden Wendepukt bezeichnet aber erst die im Jahr 1821 erfolgende Gründung der dänischen Missionsgesellschaft durch Pastor Rönne. Freilich die amtliche Gunst lächelte dieser Unternehmung nicht. Nur ein Professor, ein Pastor, ein Kandidat und ein Student der Theologie beteiligten sich daran, sonst waren es lauter kleine Bürger und wenige niedrige Beamte. Und doch ist aus diesem kleinen Anfang eine für das nordische Missionsleben bis heut entscheidende Bewegung herausgewachsen.

Zunächst regte die Gesellschaft die für die Zukunft so wichtige Ausbildung eingeborner, grönländischer Prediger an. Ihr Vorschlag, ein dafür bestimmtes Seminar zu errichten, zu dem sie 8000 Thlr. beisteuern wollte, wurde noch 1843 vom Missionskollegium rundweg abgelehnt. Aber schon im folgenden Jahre erreichten diese unermüdlichen Vorkämpfer eine königliche Resolution, welche die Gründung eines Missionsseminars in Jakobshavn für den Norden und in Godhaab für den Süden verfügte. Zu bedauern ist nur, daß die Gesellschaft erst 1862 sich zur Gründung einer eigenen Missionsschule in Dänemark entschließen konnte. Es herrschte eben damals noch in weiten christlichen Kreisen ein starkes Vorurteil gegen eine derartige „Apostelfabrik“, wie man es nannte. Vor allem aber hat die Missionsgesellschaft die Liebe und Begeisterung für die Mission in die weitesten Kreise getragen. Aus ihren Mitteln half sie mit zur Errichtung von Kirchen und Schulen, auch die Aufbesserung der Gehälter wurde erreicht. Mit den Missionaren trat sie in brieflichen Verkehr. Ihre Berichte wurden dann durch Missionszeitschriften und Traktate, durch Missionsstunden und Missionsfeste überall unter den heimischen Christen verbreitet. Wenn heute die dänische Kirche an Missionsgaben, -kenntnissen und -liebe besonders fruchtbar ist, so dankt sie diesen Umschwung in erster Linie der dänischen Missionsgesellschaft. In Anerkennung dessen wurde denn auch ihr Vorsitzender neben den staatlichen Vertretern zu der 1871 tagenden grönländischen Kirchenkommission vom Kultusminister berufen.

Getragen von diesem Missionsleben wandte nun auch die Staatskirche der Auswahl und Vorbildung der grönländischen Missionare mehr Sorgfalt zu. Heute erhalten dieselben vor ihrer Aussendung einen zweijährigen Unterricht im Grönländischen an einem besonderen Seminar, und es müssen sich dann die ledigen auf fünf, die verheirateten auf neun Jahre Missionsdienst verpflichten. Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient auch die wahrhaft landesväterliche Fürsorge der dänischen Regierung für ihre grönländischen Unterthanen. Ohne den strengen Schutz gegen alle fremde Ausbeutung, ohne das Verbot jeglicher Branntweineinfuhr und die Unterstützungen in Notzeiten gäbe es heut vielleicht keine Grönländer mehr.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das Ergebnis der Missionsarbeit der Brüder und der dänischen Staatskirche, wie es sich uns im gegenwärtigen Zeitpunkt darstellt. Die Brüdermission hatte Ende 1898 auf ihren 6 Stationen mit 8 europäischen Missionaren 1745 Grönländer in Pflege. Die erste Aufgabe der Mission, die Christianisierung des ganzen Volkes ist hier bereits vollendet. Schon 1829 erklärte ein Missionar Baus vom nördlichen Bezirk: „Unsre ganze Gegend ist nun heidenleer.“ Nur auf der südlichsten Station Friedrichsthal kamen in den letzten Jahren noch Heidentaufen vor, weil man sich nach Kräften von hier aus der heidnischen Grönländer auf der Ostküste annahm. Seit dem Sommer 1894 hat auch das aufgehört, da die Dänen jetzt auch auf der Ostküste selbst unter dem 66. Grad in Angmagssalik eine Missions- und Handelsstation angelegt haben. Mit der Taufe aller Heiden ist ja nun freilich an sich die Missionsaufgabe erst zur Hälfte gelöst. Es würde jetzt weiter gelten, die Heidenchristen zu selbständigen Gemeindegliedern heranzuziehen. Gerade auf die Erreichung dieses Zieles wird man aber wohl bei den Grönländern verzichten müssen. Die unvermischten Grönländer der brüderischen Stationen sind ein langsam aber sicher aussterbendes Volk. Zu einem Stand eingeborner Prediger, der ersten Voraussetzung zur Selbständigkeit, wird es deshalb bei ihnen kaum mehr kommen. Wesentlich erschwert wird die geistliche Pflege durch die allgemeine Zerstreuung der Eingebornen, die durch ihren Fischfang und Jagd bedingt wird. Früher hat man sie trotzdem zum Zweck gründlicher Gemeindepflege auf den Stationen der Brüdergemeine

möglichst zusammen zu halten gesucht. Die Regierung fordert aber jetzt um der Volksgesundheit und des Volkswohlstandes willen möglichste Zerstreuung. Es ist klar, daß dadurch der eigentliche Vorzug der Brüdermission: die Ausübung von Kirchenzucht und eingehender Seelsorge hinfällig wird. So kann, um nur eins anzuführen, die Feier des Pfingstfestes zur Unmöglichkeit werden, weil gelegentlich schon alle erwerbsfähigen Grönländer um diese Zeit abwesend sind. Manche Gemeindeglieder kommen wegen ihres Berufes vielleicht einmal im Jahr oder noch seltener mit dem Missionar in Berührung. Ihnen persönlich auf ihren Berufswegen nachzufahren, dazu ist der europäische Missionar nicht im stande, und eingeborne Prediger, die das in ihren Kajaks eher könnten, hat man, wie gesagt, noch keine.

Wesentlich günstiger liegen die Verhältnisse für die Mission der dänischen Staatskirche. Sie zählt, abgesehen von dem neuen Platz auf der Ostküste, 12 Stationen mit über 8000 Heidenchristen unter drei dänischen Pastoren und vier eingebornen Geistlichen, die ihre Stationen selbständig leiten. Einer der letzteren, Pastor Mörch, hat in Kopenhagen studiert und ist dort 1874 von Bischof Martensen ordiniert worden. Diese vier eingebornen Geistlichen sind, wie fast die ganze Bevölkerung auf den dänischen Stationen, Mischlinge. Die sittlichen Verhältnisse dieser Handelsplätze waren namentlich früher vom Standpunkt der Mission aus durchaus zu bedauern. Thatsache ist aber, daß die daraus hervorgegangene Mischlingsbevölkerung größere Widerstandskraft und bessere Volksgesundheit besitzt, wie die reinen Grönländer. Die Mischlinge befinden sich in langsamer Zunahme. Auch dem Charakter nach sind sie fester und geistig geweckter, so daß hier mehr Aussichten für einen eingebornen Predigerstand vorhanden sind.

Diese Verhältnisse legten der Brüdermission je länger je mehr die Frage nahe, ob ihre seinerzeit hier begonnene Hilfsarbeit neben der dänischen Staatskirche nun nicht eigentlich ihr Ziel erreicht habe, und ob sie sich nicht jetzt von diesem Gebiet getrost zurückziehen dürfe. Schon in den siebziger Jahren wurde diese Forderung vom dänischen Kultusministerium direkt gestellt. Zu dem staatskirchlichen Gegensatz war besonders seit 1864 noch der nationale gekommen. Die meist deutschen Missionare in diesem sonst streng abgeschlossenen Monopolland waren den dänischen Patrioten

ein Dorn im Auge. Damals hat ein energischer Protest der dänischen Missionsgesellschaft dies „ungerechte, unzeitige und unedle“ Vorgehen des Ministers glücklich vereitelt. Man ist aber von jener Seite seither nicht müde geworden, der Brüdergemeine diesen Wunsch immer wieder zu Gemüte zu führen und die Willigkeit zu bezeugen, die brüderische Arbeit zu übernehmen. So lange für die letztere noch eine bestimmte Aufgabe vorlag, konnte natürlich nicht die Rede davon sein. Seit dem Jahr 1889 aber hat man sich, auch in den Kreisen der grönländischen Missionare, immer mehr mit diesem Gedanken vertraut gemacht. Nur die Bedingung stellte man immer wieder, daß erst Sicherheit für ausreichende geistliche Pflege der bisherigen Glieder der Brüdermission gegeben würde, damit man sie mit gutem Gewissen aus der Hand geben könne. Auch dafür haben nun die leitenden staatlichen und kirchlichen Persönlichkeiten Dänemarks in erfreulicher Weise ihre Zusicherung ausgesprochen. Dazu kommt — wichtiger noch als diese oft schnell wechselnden Personen — das rege geistliche Leben und der Missionseifer, von dem die dänische Landeskirche zur Zeit erfüllt und getragen ist. So hat denn die Generalsynode der Brüderunität, die in diesem Jahr in Herrnhut versammelt war, am 21. Juni den folgenschweren Beschluß gefaßt, das Werk in Grönland der dänischen Staatskirche zu übergeben.

Mit Wehmut verläßt natürlich die Brüdergemeine dies alte und gesegnete Arbeitsfeld. Aber gerade bei der Missionsarbeit gilt es ja, nicht in erster Linie nach unsern menschlichen Gefühlen zu fragen, sondern nach Gottes Wegweisung und dem Besten der uns anvertrauten Werke selbst. Die Brüdermission kann sich sagen, daß sie in Grönland im Lauf von mehr als anderthalb Jahrhunderten neben der königlich dänischen Mission eine ganz bestimmte, entscheidende Aufgabe hat lösen dürfen. Sie freut sich, daß sie nun, nachdem ihre Arbeit hier gethan ist, die freiwerdenden Mittel und Kräfte neuen Aufgaben auf andern Gebieten zuwenden kann, wo ihr niemand sonst die Arbeit abnimmt.

Aus des Löwen Rachen gerettet.

Ein Kulturbild aus Deutsch-Ostafrika.

Dem brieflichen Bericht des Diakon Georg Liebusch auf Lutindi nacherzählt von P. F. Kornrumpf.

1. Aus einem Pera wird ein Pela.

Hoch ragt an Schlesiens Grenze die Schneekoppe auf, der höchste Gipfel im Königreich Preußen (1611 m). Zu fast doppelter Höhe steigt Deutschlands höchste Bergspitze auf: der Zugspitz in den bayrischen Alpen (2973 m). Wenn wir zum deutschen Vaterlande auch unsere Kolonien rechnen wollen, so ist Deutschlands höchster Berg zugleich der höchste in Afrika: der Kilimandscharo (6116 m), wieder fast doppelt so hoch als die Zugspitzhöhe. Nur drei Grade südlich vom Aequator gelegen, sieht dieser hochragende Gebirgsstock die Mittagssonne das ganze Jahr hindurch fast senkrecht über sich; und doch deckt ewiger Schnee seine Spitzen und seine bläulich schimmernden Gletscher leuchten weit ins Land hinein.

In südöstlicher Richtung zieht sich von diesem Schneegebirge ein lieblicheres Hochgebirge zum Meere hin auf die Küstenstadt Tanga und die Insel Sansibar zu: das Massengebirge der Landschaft Usambara. Die Hochweiden dieses gewaltigen weitverzweigten und tief zerklüfteten Gebirgslandes bewohnt ein Hirtenvolk, das Volk der Wambugu d. h. „Senner" mit seinen Küh- und Ziegenherden, die hier jahraus jahrein reichliches Futter finden. Die Wambugu sind schlanke Leute von kaffeebrauner Hautfarbe; sie tragen keine Kleider, sondern hüllen sich in Ziegenfelle, von denen sie die Haare künstlich abschaben, so daß Streifen oder Kreise oder Sterne stehen bleiben, was ihnen ein malerisches Aussehen giebt. Die Felle werden ganz weich wie Handschuhleder. Die Wambugu tragen in den Ohren dazu große Holzpflöcke, die sie mit Metallstiftchen verzieren. In der Hand haben sie meist Pfeil und Bogen und oft auch noch einen Speer dazu, um den Panther von ihren Herden abzuwehren. Die Frauen tragen um die Füße große Messingspangen, die sie wie eine Schlange in ganz engen Windungen umlegen, so daß es aussieht wie eine große Manschette, und ebenso machen sie es auch an den Armen bis beinahe an den Ellenbogen. Die Frauen tragen auch Ohrringe aus großen blauen Glasperlen, die oft mehr als ein Pfund schwer sind; da aber die Ohren ausreißen würden, wenn die Ringe nur so darin hingen,

so haben sie noch einen kleinen Lederriemen über den Kopf gelegt, der die schweren Ohrringe trägt.

Vor 25 oder 30 Jahren zog eine Wambugu-Familie von den Höhen thalabwärts. So kamen sie mit ihren Viehherden zwischen die Dörfer des Volkes der Waschambaa. Am Bergesabhang bauten sie ihre Hütten und fanden gute Weide. Mit den Waschambaa kamen die Wambuguleute in Frieden aus. Ihr Söhnlein Pera aber mußte es sich gefallen lassen, aus einem Pera ein Pela zu werden; denn die Waschambaa können kein r aussprechen. Der Knabe wuchs zum Manne heran. Die Eltern starben. Der Sohn aber nahm sich ein Weib aus dem Volke der Waschambaa und ward selbst wie ein Waschambaa. Aus dem Hirten ward ein Feldbauer. Er legte sich eine Schambe d. h. einen Feldgarten an und bebaute ihn mit Bananen, Zuckerrohr, Bohnen und anderen Früchten, was sonst die Wambugu nicht thun. Nach und nach nahm er alle Waschambaa-Sitten an und zog endlich mit seinen Hütten in ein Waschambaa-Dorf mit Namen Welei am Südabhange der Usambaraberge nach dem großen Ruon oder Pangani-Flusse zu.

---

2. Pela vom Löwen gebissen.

Eines schönen Tages, es war im Juli 1897, ging Pela auf sein Feld, um den Mais, der reif war, einzuernten. Es war an einem Sonntag Nachmittag. Die Sonne brannte so heiß, wie sie es eben nur in Afrika thut, und es war ganz still. Nur in den hohen Dornenbüschen ließ ein Vogel seine traurige Stimme hören: tu tu tu tu tu — tu tu. Pela hatte seinen Spieß mit der langen Klinge in der Hand und sah seinen Mais an, der volle, dicke, reife Kolben hatte. Er wollte eben anfangen abzubrechen. Da rauschte es in dem langen, zwei Meter hohen Grase, die Dornenbüsche knackten, und ehe er es sich versah, lag er auf der Erde. Ein Löwe war auf ihn gesprungen, hatte ihn mit seiner gewaltigen Tatze auf den linken Arm geschlagen und zugleich mit seinem Gebiß am Bein gepackt, dicht am Knie. Die Zähne waren tief eingedrungen und hatten seinen Knochen zersplittert. Vor Schmerzen schrie er laut auf, kam aber von seinem Schreck schnell zu sich, ergriff seinen Spieß, stach den Löwen in den Leib und schrie um Hilfe aus Leibeskräften. Zufällig ging gerade ein Mann mit Pfeil und Bogen desselben Wegs daher. Die Wege in Afrika sind ganz schmale Fußpfade, auf denen die Leute nur hintereinander gehen können, und führen meist durch

hohes Gras und Gebüsch. Sie gehen auch nicht gerade, sondern schlängeln sich, bald nach dieser, bald nach jener Seite, so daß man den Weg nicht weit entlang sehen kann. Als dieser Mann das Geschrei hörte, lief er eilends herzu, und als er den Löwen sah und die Gefahr, in der Pela schwebte, legte er an und schoß dem Löwen aus aller Kraft einen Pfeil in die Seite, so daß die Spitze tief eindrang. Dann schrie auch er aus Leibeskräften. Da ließ der Löwe sein armes, schwer verletztes Opfer los und sprang in den Wald zurück. Alles das geschah sehr schnell, viel schneller als es sich hier liest.

Da das Dorf gar nicht weit entfernt war, so waren bald Leute da mit Spießen und Bogen, zwei hatten sogar alte Gewehre, eins mit einem Feuersteinschloß, das andere zu Zündhütchen, freilich ohne Pulver. Der Löwe war fortgelaufen und es hatte jetzt keiner recht Lust, mit ihm anzubinden. Nun galt es zuerst, den verwundeten Pela in seine Hütte zu bringen. Schnell wurden mit dem Buschmesser ein paar große Palmenwedel abgehauen. Deren Rippen gaben die Stangen zu einer Trage; dann wurden Blätter eingeflochten und der vor Schmerz stöhnende Kranke daraufgelegt. Vier Männer trugen ihn, und nun ging es dem Dorfe zu. Dabei wurde immer in den Busch gespäht und die Waffen bereit gehalten, um den Löwen abzuwehren, wenn er wieder kommen sollte. Im Dorfe war die Bestürzung groß über das Unglück und alle Leute hatten Furcht, denn lange hatte sich kein Löwe hier sehen lassen. Der verwundete Pela wurde in seine kleine Negerhütte gebracht. Die Hütten sehen aus wie ein großer Bienenkorb. Sie sind aus Ruten gebaut und mit Gras oder Bananenblättern gedeckt. In der Mitte steht ein großer Pfahl und vor diesem Pfahl steht eine Steinplatte, damit er nicht anbrennt, und vor dieser Steinplatte liegen drei Herdsteine, auf denen in einem großen schwarzen Thontopf die Frauen das Essen kochen. Fenster hat die Hütte nicht und die Thür ist ganz niedrig, kaum einen Meter hoch, so daß man hineinkriechen muß. In der Hütte steht ein Gestell aus Aesten, auf denen gerade Stangen liegen; darüber ist ein Ziegenfell ausgebreitet, darauf schlafen die Leute. Auf ein solches Bett wurde Pela hingelegt. Er stöhnte vor Schmerzen und seine Frau erschrak gar sehr. Sie eilte zum Bach und nahm einen großen, hohlen Flaschenkürbis mit, um Wasser zu holen; eine andere Frau folgte ihr mit einem großen schwarzen Steintopf. Der Zauberdoktor wurde geholt und schmierte schwarzen Zauberbrei auf die Wunden. Die ganze kleine Hütte war voller Leute, die am Boden hockten um das glimmende Feuer in der Mitte. Die Waschambaa haben immer Feuer in ihren Hütten, deren Decke ganz glänzend schwarz

ist von Ruß. Meist ist so viel Rauch in den Hütten, daß er die Augen beißt, daß sie thränen.

Die Männer hielten nun Rat, wie sie den Löwen am andern Tage töten möchten und schickten zu den alten, bewährten Jägern in den Nachbardörfern.

---

3. Wie es Pela und dem Löwen am andern Tage ergangen ist.

Pela hatte eine sehr schlechte Nacht; seine tiefen Wunden und die zerbrochenen Knochen schmerzten ihn furchtbar. Am andern Morgen sagte er: „Holt doch die Wazungu (Europäer) von Lutindi, daß sie mir Medizin geben und mich heilen.“

Lutindi ist eine Station des evangelischen Afrika-Vereins, der allerlei solche Kulturwerke im Sinne der evangelischen Mission betreibt, die nicht eigentlich evangelische Missionsarbeit sind. Die Brüder W. Bokermann und Georg Liebusch, durch Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld ausgesandt, haben die Station mit saurem Schweiße seit drei Jahren mitten im Urwald angelegt und liegen noch heute dem Werke ihres Ausbaues mit großem Eifer ob. Namentlich ist eine Schar befreiter schwarzer Sklaven-Knaben und -Mädchen in Lutindi in christlicher Erziehung. Dazu ist ein Sanatorium für erholungsbedürftige Europäer von den fiebergefährlichen Küstengebieten errichtet. Mit den Eingebornen werden die besten und freundlichsten Beziehungen aufrecht erhalten. Insbesondere ist der ärztliche Rat und Beistand der „Wazungu“ sehr begehrt.

Welei liegt 700 m tiefer als Lutindi. Bis die Boten herauf kamen und Bruder Bokermann mit ihnen hinabzog, verging eine geraume Zeit. Es war ein langer Weg durch Felsen über Bergwässerchen zwischen Palmen, Bambus und Bananen-Schamben dahin.

Währenddem hatten sich die Jäger aufgemacht und auch das Dickicht gefunden, in dem der Löwe sich verborgen hielt. Es wurde umstellt von Männern mit Spießen und Bogen. Einige hatten auch alte Flinten. Ein alter, graulöpfiger Jäger trat vor, den Pfeil auf der Sehne. Er hatte ihn in der Nacht vorher noch einmal mit dem frischen Gift, das aus einer Art von wildem Kaffeebaum bereitet wird, bestrichen. Die Herstellung ist ein Geheimnis der Eingebornen. Der Saft wird mit Asche und anderen Zuthaten gekocht. Das Gift ist eine Alkaliverbindung, vielleicht eine Art Coffëin. Der Jäger steht zum Schuß bereit. Jetzt sieht er den Löwen und schon hat sein Pfeil ihn getroffen. Der Löwe greift nicht mehr an, der Schütze weiß, er

wird nun bald sterben. Das Gift wirkt ungeheuer schnell und mächtig stark. Ein gewaltiger Büffel, der in Mtae (in Usambara) von einem kleinen Giftpfeil getroffen war, lief nur noch 50 Meter und fiel dann tot zu Boden. — Nach einer Weile sahen unsere Jäger nach; der Löwe rührte kein Glied mehr. Er wird keinem Menschen, keinem Rind, keiner Ziege mehr etwas zuleide thun. Die Männer stimmen einen Triumphgesang an; alle, die es hören, stimmen mit ein. Ein gewaltiger, böser Feind ist getötet.

Bald darauf traf Bruder Bokermann in Welei ein. Er hörte die Geschichte und sah sich den Kranken an und erkannte, daß der Knochen zersplittert war und daß die schwarze Zaubermedizin und das unreine Wasser die Wunde zum eitern brachten. Der Kranke hatte starkes Wundfieber. Wahrscheinlich ist es, daß er bei solcher Behandlung in der dumpfen, dunkeln, schmutzigen Hütte bald sterben wird. „Bringt ihn zu uns,“ sagt er darum, „vielleicht können wir mit Gottes Hilfe etwas thun, daß er gerettet wird.“ Pela hat keine Angst mehr vor den „Wazungu“, wie so viele seiner Volksgenossen noch immer. Denn er hat auf der Station Lutindi viele Tage gearbeitet. „Ach ja, bringt mich dahin,“ sagt er. Schnell ist eine Tragbahre gemacht, und nun geht es den steilen Felsberg hinauf. Gegen Mitternacht kam man an. Unterdessen war oben schon ein Lager auf einer ordentlichen Kitanda-Bettstelle bereitet. Die Wunde wurde sauber gewaschen und mit Medizin gegen Fäulnis und das Gift der Löwenzähne gereinigt.

---

4. Pela bleibt auf Lutindi.

Die Wunde war sehr schlimm, viel schlimmer, als es zuerst schien. Täglich zweimal mußte sie ausgespült und verbunden werden; das kostete viel Verbandzeug, und solches ist schwer zu haben in Afrika. Trotz aller Pflege sammelte sich immer und immer wieder Eiter. Es mußten tiefe Einschnitte gemacht werden, damit der Eiter abziehen konnte; damit das besser von statten ginge, wurden Gummiröhren in die Wunden gelegt. Pela lag lange, lange Zeit. Seine Frau und ihr kleines Kind, ein Mädchen, zogen in ein Nachbardorf und kamen nun jeden Morgen, um ihm seine Kishambenspeise zu kochen. Pela wohnte auf Lutindi bei den befreiten Sklavenknaben. Die Brüder richteten ihm einen eigenen Wohnraum ein. Oft mußten Knochensplitter aus der Wunde entfernt werden. Pela hatte viel Schmerzen auszustehen. Er wurde manchmal, wie nicht zu verwundern ist, recht ungeduldig.

So war ein halbes Jahr vergangen. Die Wunde war außen gut geheilt, nur ein ganz kleiner Fleck war noch wund. Das kranke Bein konnte Pela nicht bewegen und das andere war durchs viele Liegen auch ganz krumm geworden. Pela war aber nicht mehr so erbärmlich mager, als zu der Zeit, wo die Wunde noch so stark eiterte.

Da, eines Tages, sagte er, er wolle sich von seinem Zauberer behandeln lassen. Die Brüder versuchten, es ihm auszureden, aber er blieb dabei. Gut denn, aber auf Lutindi wird keine Zauberei getrieben. Darum hieß es: „Gehe zu deinen heidnischen Volksgenossen.“ Am andern Morgen sind wirklich vier Mann mit einer Tragbahre da und sie tragen den Kranken ins Nachbardorf. Dort ist der Zauberer mit seiner Trommel und seinen kleinen Flaschenkürbissen voll Medizin und Zaubermitteln. Pela muß ihm für die Behandlung eine Ziege bezahlen. Aber schon am andern Tage schmerzt ihn die Wunde ganz gewaltig. Er kanns nicht mehr aushalten; er läßt sich nach Lutindi zurückbringen.

Wieder ist ein halbes Jahr vergangen. Die Brüder haben dem Pela eine eigene kleine Hütte nach Art der Waschambaa gebaut. Die Wunde ist geheilt, das Bein schmerzt nur wenig. Er kriecht jetzt wie die kleinen Kinder und sitzt gern im Sonnenschein, oder wenn es recht heiß ist, im Schatten vor seiner Hüttenthür. Er hat immer viel Besuch; denn es sind viele Arbeiter auf Lutindi beschäftigt. Seine Frau kommt täglich. Sie hat ihm inzwischen ein Söhnchen geboren, ein niedliches, schwarzes Kindchen, das sie, wie es die Frauen in Afrika thun, auf dem Rücken trägt. Pela hat auch gelernt, aus Palmblättern Band und Körbe zu flechten, doch hat er dazu wenig Ausdauer, aber er unterhält sich gern und raucht sein kleines Pfeifchen. Er ist wieder fröhlich. Die Brüder wollten gern, daß er wieder gehen lernte. Es wurden ihm zwei starke Holzkrücken gemacht, und er fing an, damit zu marschieren. Es wollte zuerst nicht recht gehen, dann hat er's aber etwas gelernt, aber er hat doch keine Freudigkeit dazu, weiter zu üben, — das Bein schmerzt ihn noch immer.

Mittlerweile haben die Brüder ein Krankenhaus einrichten müssen, denn infolge der Sandflöhe, die in letzter Zeit in Lutindi eine arge Plage geworden sind, stellen sich viele Patienten ein. Die Sandflöhe sind ganz kleine Flöhe, die sich unter der Haut einbohren; dort wachsen sie und bekommen ein Säckchen am Hinterleib, so groß wie eine Erbse. Darin sind viele Eier. Wenn man nun den Floh mit dem Säckchen nicht herausschneidet, so platzen die Säckchen, und aus den reifen Eiern kommen junge Flöhe heraus, von denen sich gleich wieder einige einfressen. Das wird so arg, daß oft der ganze Fuß voll Wunden und brandig wird, ja, daß die Zehen abfaulen.

Da nun die einheimischen Zauberdoktoren bei dieser Plage nicht helfen können, so kommen die Leute oft in ihrer großen Not nach Lutindi. Unser Freund Pela wurde zum Aufseher für das Krankenhaus gemacht und war sehr fröhlich, daß er jetzt immer so viel Gesellschaft hatte.

Sein kleiner Junge ist ein dicker Kerl geworden, der schon lustig krähen kann, und ist immer fidel. Wenn er die Brüder Bokermann oder Liebusch sieht, streckt er seine Händchen entgegen und will aufgehoben sein. Seine Mutter trägt ihn jetzt nicht mehr bloß auf dem Rücken, sondern rittlings auf der Seite, wie in Afrika die etwas größeren Kinder von 1—3 Jahren getragen werden. Der kleine schwarze Knabe wird nun auch bald laufen. Dann bekommt er eine kleine eiserne Schelle mit einem Bändchen ans Bein gebunden, damit er nicht im hohen Grase verloren geht, wenn die Mutter ihn mitnimmt, um Holz zu sammeln, Wasser zu holen oder Gemüse zu suchen. Die Mütter haben hier ihre kleinen Kinder immer bei sich und tragen sie meist, auch wenn sie eine große, große Last Brennholz auf dem Kopfe tragen. Bis zum vierten Jahre bleiben die Kinder unbekleidet.

---

5. Neue Nöte Pelas.

So hatte sich für Pela alles ganz gut gemacht. Nur eine ganz, ganz kleine Wunde eiterte noch ab und zu. Im Februar dieses Jahres (1899) rutschte nun Pela von draußen in seine Hütte; da bekam er plötzlich einen stechenden Schmerz ins Bein. Das Bein war im Augenblick viel kürzer geworden. Der Knochen im Oberschenkel war durchgefault und hatte sich verschoben. Das ist schlimm und es ist kein Arzt in Lutindi, der ihm das Bein abnehmen könnte. Die Brüder würden es auch gern thun, aber einmal fehlen ihnen die passenden Instrumente und zum andern wäre es eine äußerst gefährliche Operation. Dicht an der Hüfte müßte das Bein abgenommen werden; das aber thut man auch in unsern europäischen Kliniken nur im dringendsten Notfall. Die Brüder tragen dem Herrn im Gebet die Frage täglich vor, was sie mit Pela thun sollen.

Pela trägt sein Leiden ziemlich geduldig; zuweilen kann er sogar fröhlich sein. Er ist auch bereit, sein Bein daran zu geben. Vom Heiland, Jesus Christus, der auch sein Heiland ist, hat er gehört und hört täglich von ihm. Aber die frohe Botschaft ist ihm noch nicht recht zu Herzen gegangen. Indessen, was er mit dem Herzen noch nicht begreift, das hat ihm widerfahren dürfen in seinem Leiden:

des Heilands Liebe zu den Elenden und Hilfsbedürftigen. Denn kein anderer als unser Heiland Jesus Christus selber ist der Lehrmeister der Brüder Bokermann und Liebusch, daß sie alles darangegeben haben und mit Leib und Seele aus allen Kräften an dem hohen Werke stehen, den braunen Heiden im Usambara-Lande den Heiland zu bringen, der in Leibesnöten hilft und aus Seelennöten selig macht.

Peking einst und jetzt.

Die heutige Hauptstadt des chinesischen Reichs, Peking, verdankt ihre Entstehung dem mongolischen Eroberer Kublai Khan 1279 n. Chr. Die alte Residenz der „goldenen Tataren-Dynastie", die er eroberte, lag etwas südwestlich von der heutigen und war eine große, aufblühende Stadt, die durch einen vier engl. Meilen langen Kanal mit dem Hun-Flusse in Verbindung stand. Nichtsdestoweniger war sie dem Untergang geweiht und zwar infolge des Ausspruchs eines Geomanten. Dieser lautete dahin, daß die alte Residenz unter einem Unglücksstern stehe und daß Kublai Khan eine neue Stadt bauen müsse, wolle er sein großes Reich behaupten. Der Eroberer besann sich nicht lange. Die alte Residenz wurde sofort verwüstet und eine neue Stadt angelegt. Der bisherige Name Tschung tu (mittlere Hauptstadt) wurde in Peking (nördliche Hauptstadt) umgewandelt.

Die auf diese Weise entstandene Stadt war ursprünglich viel größer als das heutige Peking. Unter dem Glückszeichen des Venus-Gestirns stehend, wird sie seit ihren frühesten Tagen auch in geomantischer Hinsicht als besonders günstig gelegen angesehen; denn nördlich und westlich von ihr erheben sich Berge, die alle schlimmen Einflüsse abwehren, und im Osten bietet die See denselben Schutz. Gegen Süden hin dagegen öffnet sich eine herrliche Durchsicht auf die weite fruchtbare Ebene mit ihren Millionen von Bewohnern und ertragreichen Feldern. Darum sagen auch die Geschichtschreiber von ihr: „der schwarze Drache und der weiße Tiger haben sich hier vereinigt, um diese günstig gelegene Oertlichkeit zu unterhalten." Wir brauchen auch nicht erst Marko Polos Schilderungen vom alten Kambaluk zu lesen, um daraus zu erfahren, daß die Residenz des großen Khans eine prächtige Stadt war; denn kaum irgendeine Stadt der

damaligen Zeit war wohl wie sie in diesem großartigen Stil und Umfang angelegt. Sechzehn Thore führten durch die gewaltigen Ringmauern, die in einem Umkreis von nahezu 40 englischen Meilen die Residenzstadt umschlossen. Heutzutage hat Peking mit der südlichen Residenz nur einen Umfang von ca. 28 Meilen und weist 14 regelrechte Thore auf. Die Wallgräben waren mit gutem frischem Bergwasser gefüllt, dessen Quellen am Fuß der nördlichen Gebirgskette noch heute das Trinkwasser des Kaisers spenden.

Der erste Kaiser der Ming-Dynastie, der die Mongolen im Jahr 1350 wieder vertrieb, verlegte seine Residenz nach Nanking am Yantsekiang, wo sie einige Jahrzehnte verblieb, bis dann sein Neffe Yung Lo, der dritte Herrscher, das kaiserliche Siegel wieder nach Peking zurückbrachte und hier seinen Sitz aufschlug. Derselbe Kaiser war es auch, der die ursprüngliche Anlage der Stadt durch die Mongolen für zu umfangreich hielt und deshalb die Stadtmauern im Norden und Osten eine Strecke weit niederwerfen ließ. Die Ueberreste dieser alten Mauern sind noch heute zu sehen. Da die Straßen ursprünglich in einer Breite von 60 bis 100 Fuß angelegt waren, so ließ Yung Lo seitwärts an den Straßen entlang gedeckte Abzugskanäle und Wasserleitungen anlegen. Ueberhaupt sorgte er in jeder Hinsicht für die Reinlichkeit und Verschönerung seiner Residenz. Für sich selbst ließ er ein Grabmal bauen, das weitaus prächtigste und dauerhafteste unter allen Grabdenkmälern der Ming-Kaiser.

Da die Stadt fast zwei Jahrhunderte lang von den Mongolen besetzt war, mußten sich die Chinesen während dieser Zeit und darüber hinaus darauf beschränken, in der südlichen Vorstadt zu wohnen. Kaiser Yung Lo wollte nun, daß sie nach der Vertreibung der Mongolen ins Stadtwesen aufgenommen und aller Vorteile der Zugehörigkeit teilhaftig würden. Er umgab deshalb den von ihnen bisher bewohnten Vorort mit einer gewaltigen Ringmauer, durch die vier Thore führten. Auf diese Weise entstand das doppelte Stadtwesen, d. h. die nördliche und südliche, oder die chinesische und tatarische Stadt, wie sie als solche noch heute unterschieden werden.

Als dann die Mantschus vom Norden her ins Land einfielen und im Jahr 1644 die damalige Dynastie vom chinesischen Kaiserthron verdrängten, ließen sie die beiden Städte in ihrem bisherigen Bestand, thaten auch nichts weiter zu ihrer Verschönerung oder Erweiterung. Peking besteht aber in Wirklichkeit aus vier Städten. Die südliche, die Chinesenstadt, zählt nach allgemeiner Schätzung ungefähr eine halbe Million Bewohner, die teils Kaufleute aus den verschiedenen Provinzen des Reichs sind, teils vorübergehende Besucher und Beamte, die auf eine Anstellung warten oder eine Audienz am

kaiserlichen Hofe nachsuchen. Hier wickelt sich der meiste Großhandel der Hauptstadt ab und das Handelskollegium, das die Silber- und Kornpreise bestimmt, hat dort seinen Sitz. Ebendaselbst steht auch der Tempel des Himmels, der älteste aller chinesischen Heiligtümer; ferner findet sich hier der Altar, der dem Gott des Ackerbaues und der Jahreszeiten geweiht ist. Es sind das ungeheure Einfriedigungen, die einen großen Teil des ganzen Flächenraums der Stadt einnehmen. Etwa drei Meilen außerhalb des südlichen Stadtthores liegt der Bahnhof.

Die nördliche oder Tatarenstadt hat einen Umkreis von 15 Meilen und ist durch drei Stadtthore auf der Südseite und durch je zwei im Norden, Westen und Osten zugänglich. In ihr wird keinerlei Großhandel oder Gewerbe getrieben. Die hier befindlichen Magazingebäude stehen der tatarischen Bevölkerung, die zum Gefolge des Kaisers gehört, und von denen die meisten einen monatlichen Gehalt vom Palast erhalten, zur Verfügung. Des Kaisers Civilliste für Peking allein beträgt monatlich über eine halbe Million Mark. Zu ihnen gehören alle die Prinzen, Herzöge und Grafen, die in irgend einer Beziehung zum Kaiser oder einem seiner Vorgänger stehen. Ferner wohnen hier mongolische Edelleute, die ebenfalls monatliche Gelder beziehen und auf diese Weise veranlaßt werden, sich als ruhige Staatsbürger zu verhalten. Dann befindet sich hier der größte Lamakonvikt von ganz China mit 1500 Priestern. Nicht weit davon erhebt sich der große Konfuciustempel und die berühmte Halle der Klassiker mit ihren Reihen von Steintafeln, auf denen die Titel der heiligen Bücher eingemeißelt sind. Im ganzen zählt die Tatarenstadt 1200 Tempel aller Arten und 23 mohammedanische Moscheen. Im übrigen hat die Stadt ein durchaus orientalisches Gepräge. Sie starrt von Schmutz und Unflat und die Straßenrinnen sind Brutstätten von Krankheitsstoffen. Auch hat die Stadt nicht viel Anziehendes und nur bei näherer Bekanntschaft gewinnt ihr der Fremde einiges Interesse ab.

Im Mittelpunkt derselben liegt dann die kaiserliche Residenz, die wiederum einen ganzen Stadtteil für sich einnimmt und ungefähr vier englische Meilen im Umfang hat. Sie ist von einer hohen, dicken Mauer umgeben, die mit gelben Ziegeln verziert und von vier Thoren durchbrochen ist. Innerhalb dieses Weichbildes sollen die Verwandten der kaiserlichen Familie und die nächste Dienerschaft des Herrschers wohnen, alles zusammen wohl an 50 000 Personen. Im nordöstlichen Teile dieses Stadtteils liegt auch die neue kaiserliche Universität, deren Gebäulichkeiten im Anfang dieses Jahrhunderts als Residenz einer Prinzessin, der Tochter des Kaisers Tao Kuang, er-

richtet wurden. Innerhalb des westlichen Thores erhebt sich der stolze Bau der römisch-katholischen Kathedrale, die mit ihren Gärten, einer theologischen Schule, einem Waisenhaus mit 500 Kindern und einem Museum einen bedeutenden Flächenraum einnimmt. Der Grund und Boden dazu wurde seiner Zeit der katholischen Mission abgetreten im Austausch gegen die alte Kathedrale, die ihr der Kaiser Kang Hsi im Jahr 1710 zum Geschenk machte und die den kaiserlichen Palästen bedeutend näher lag und deshalb der heutigen Kaiserin-Witwe ein beständiger Anstoß war. Die Katholiken gingen schließlich auf den Tausch ein, aber erst als ihnen eine andere günstig gelegene Baustelle mit dem entsprechenden Grund und Boden, sowie ein Geschenk von 1 200 000 Mark zugesichert waren. Hinterher ließen sie sich noch eine Extrasumme von 80 000 Mark zahlen, nur um ihre Uebersiedelung zu beschleunigen, in Wirklichkeit aber, damit sie überhaupt ihr gegebenes Versprechen hielten. Kein Wunder, daß die Kaiserin-Witwe nicht gut auf die Fremden zu sprechen ist. Sie hat allen Grund dazu.

Innerhalb des kaiserlichen Stadtteils, umgeben von einem breiten Wallgraben, der mit gutem, klarem Wasser gefüllt ist, das von den westlichen Bergen hergeleitet wird, befindet sich die sogenannte „verbotene Stadt", die eigentliche Residenz des Kaisers und seiner Kebsweiber samt ca. 2000 Eunuchen, die sie beaufsichtigen. Diese Residenz zerfällt wiederum in zwei besondere Teile. Der nach Norden gelegene enthält den sogenannten Kohlenberg oder Aussichtshügel, weil er die für den Fall einer Belagerung dort angehäuften Kohlenvorräte bergen soll. Es ist ein künstlich aufgetragener Hügel, der von schattigen Pavillons überragt und mit Bäumen geschmückt ist. An einem derselben erhängte sich der letzte Kaiser der Ming-Dynastie, nachdem er seine einzige Tochter mit eigener Hand erstochen hatte. Die kaiserliche Residenz hat einen Umkreis von ungefähr anderthalb Meilen und wird von allen Seiten sorgfältig von unzähligen Soldaten bewacht, die allenthalben in ihren Wachtlokalen herumliegen und sich die müßige Zeit mit Spielen vertreiben. Die Person des Kaisers selbst steht unter der Hut der Eunuchen, die ihm auch aufwarten, seine Küche, Ställe und Magazine besorgen und ihn im Tragsessel ins Freie tragen oder beim Ausreiten sein Pferd am Zaume führen. Im Sommer rudern sie ihn im Boot herum und fahren ihn im Winter in seinem eleganten, mit Seide ausgeschlagenen Schlitten auf dem Eise spazieren. Nebenbei bemerkt ist der prachtvoll gearbeitete Schlitten in Berlin gebaut worden und hat nicht weniger als 20 000 Mark gekostet. Zu seinem Privatvergnügen besitzt der Kaiser auch eine kleine Eisenbahn von zwei Meilen Länge, die ihm

die französische Regierung geschenkt hat. Selbst das elektrische Licht hat in seinem Palast Verwendung gefunden. Seine Audienzen erteilt er seinem Staatsrat jeden Morgen vor Tagesanbruch und es sind selbst alte und gebrechliche Beamte genötigt, schon um 2 Uhr morgens aufzustehen, um sich in aller Dunkelheit und im Schmutz der Straßen nach der kaiserlichen Empfangshalle zu begeben.

Den ersten zuverlässigen Bericht über Peking erhielt man im Abendland durch den venetianischen Reisenden Marko Polo, der 17 Jahre — von 1275—1292 — am Hofe Kublai-Khans in Kambaluk (Peking) weilte, hier mehrere wichtige Staatsämter verwaltete und auf seinen ausgedehnten Reisen eine erstaunliche Fülle geographischer und ethnographischer Kenntnisse sammelte. Zu seiner Zeit fanden sich noch einige Ueberreste des nestorianischen Christentums in Peking, das seit dem 7. Jahrhundert durch nestorianische Mönche in China eingeführt worden war. Wenigstens erwähnt er zwei Kirchen, die damals noch daselbst bestanden. Erst nach Marko Polo's Zeit und zwar auf seine Anregung hin, setzte auch die römisch-katholische Mission 1294 in Peking ein und gewann in kurzer Zeit Eingang und Einfluß. Von 1368 an aber, nachdem die den Abendländern geneigte mongolische Dynastie gestürzt und die national-chinesische Dynastie der Ming an deren Stelle getreten war, trat eine Reaktion ein, die sich gegen alles fremdländische Wesen ablehnend verhielt, alle ausländischen Bestrebungen in ihrem Reiche unterdrückte und die bisherigen weitreichenden Handelsverbindungen zu Wasser und zu Lande abbrach. Die Thore Chinas blieben von da an für anderthalb Jahrhunderte fester als je verschlossen und die bestehenden römisch-katholischen, wie die nestorianischen Christengemeinden, abgeschnitten von der Verbindung mit der alten Christenheit, verkümmerten.

Erst von der Zeit an, da die Portugiesen den Seeweg nach Indien fanden, begann ein neuer Abschnitt für die Missionsgeschichte Chinas. Im Jahr 1600 betrat der Jesuit Matthäus Ricci, ein Mann von außerordentlichen Gaben und großer Gelehrsamkeit, die Hauptstadt Peking und wirkte daselbst bis an seinen Tod 1610. Seiner Wirksamkeit waren große Erfolge beschieden und unter seinen Nachfolgern machte das Christentum rasche Fortschritte, bis unter dem Kaiser Yung Tsching 1724 eine große Verfolgung ausbrach und die meisten Missionen ausgewiesen wurden. Zwar konnte sich trotz Druck und Verfolgung die römische Mission in China halten, aber 1828 wurden die katholischen Missionare (Jesuiten), die bis dahin nur noch als Kalenderverfertiger in Peking geduldet worden waren, vollends aus Peking vertrieben. Erst 1840, als durch das Einschreiten der Westmächte eine neue Aera für China anbrach und die

Friedensschlüsse der Neuzeit der Mission überhaupt die Thore öffneten, nahm die römisch-katholische Mission wieder einen neuen Aufschwung. Im Jahr 1860 wurden ihr sogar die früheren Kirchengüter wieder zugesprochen. Allein den ehemaligen Einfluß, den sie im 17. Jahrhundert am chinesischen Hofe und in der Hauptstadt des Reiches ausübte, hat sie, trotzdem sie sich auf die politische Macht Frankreichs stützt, nicht mehr gewinnen können. Im Gegenteil, sie hat sich dadurch bei dem Volk nur gefürchtet und mißliebig gemacht.

Auch eine Mission der griechischen Kirche besteht seit mehr als 200 Jahren in Peking; aber sie darf keine Propaganda treiben, sondern ist nur dazu da, um die Nachkommen der bei Albasin*) 1685 in die Hände der Chinesen gefallenen russischen Gefangenen kirchlich zu versorgen. Im Laufe der Zeit hat sich dieses christliche Gemeinwesen sehr stark vermehrt und erfreut sich auch eines schönen Besitzes.

Nach dem Einmarsch der englischen und französischen Truppen in Peking 1860, dem durch den Friedensschluß die Eröffnung von neuen Vertragshäfen und des Inlandes folgte, zog auch, sobald die ausländischen Gesandten in die Hauptstadt zugelassen wurden, die evangelische Mission in Peking ein. Dr. Lockhardt von der Londoner Mission war der erste, der sich 1861 hier niederließ und die Mission mit einem Spital eröffnete. Aber erst im Jahr 1863 konnte diese Mission ihr Werk recht in Betrieb nehmen. Zu gleicher Zeit traten dann noch die amerikanischen Persbyterianer und der American Board in die dortige Arbeit ein. Die Pioniere dieser Missionen waren außer Dr. Lockhart: Joseph Edkins, W. A. P. Martin und Henry Blodget. Später, 1869, erschienen die amerikanischen Methodisten auch auf dem Plan. Die englisch-kirchliche und die amerikanisch-protestantisch bischöfliche Mission, die ebenfalls in Peking einen Anfang mit ihrer Arbeit machten, zogen sich davon wieder zurück. Außer den vier genannten Missionen ist jetzt noch die Ausbreitungsgesellschaft, ferner eine unabhängige Mission unter Leitung einer amerikanischen Dame, einer Fräulein Douw, und die russische Kirchenmission in Peking vertreten. Die römischen Katholiken besitzen daselbst vier große Kirchen, zu denen eine zahlreiche Mitgliederschaft gehört — zum Teil wohl noch aus früherer Zeit.

(Nach dem Miss Herald.)

---

*) Die ehemalige russische Niederlassung Albasin am linken Ufer des Amur bildete im 17. Jahrhundert den Mittelpunkt der russischen Macht im Amurlande und wurde 1685 von einer bedeutenden chinesischen Streitmacht zerstört.

Bücheranzeige.

Döring, P. Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika. Ein Rundgang durch die ostafrikanische Mission (Berlin III). 179 S. Berlin. M. Warneck. Mk. 1.

Prächtige, anschauliche Schilderungen aus der jungen Berliner Mission (III) in Deutsch-Ostafrika, die nicht nur deren Geschichte von ihrer Entstehung an bis zum heutigen Stande vorführen, sondern auch farbenreiche Skizzen von Land und Leuten, dem Missionsbetrieb und den mannigfachen Erlebnissen der Missionsarbeiter zur Darstellung bringen. Es ist ein Genuß, diese Bilder aus dem Missionsleben an sich vorüberziehen zu lassen. Das Buch ist zudem mit hübschen, gut ausgeführten Illustrationen und einer Kartenskizze (im Text) versehen. Im Verhältnis zu der schönen Ausstattung ist der Preis des Buches außerordentlich niedrig. Zur Benützung für Missionsstunden und zum Vorlesen in Missionsvereinen sehr zu empfehlen.

Dewitz, A. v. In Dänisch-Westindien. Anfänge der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan von 1732—1760. 2. Aufl. 372 S. Herrnhut. Missionsbuchhandlung. broch. Mk. 1.75. | einfach geb. Mk. 2.40.

Ein Wiederabdruck der im Jahr 1882 anläßlich des 150jährigen Jubiläums erschienenen Darstellung der Anfänge der Brüdermission in Dänisch-Westindien. Wie damals, so begrüßen wir auch diesmal das Wiedererscheinen dieser prächtig geschriebenen Missionsschrift und bedauern nur, daß es bis jetzt bei diesem ersten Teil der dargestellten Missionsanfänge verblieben ist und sich nach dem Heimgang des Verfassers kein Bearbeiter der spätern Geschichte dieser Mission gefunden hat.

Young, Unter den Indianern Britisch-Nordamerikas. II. Band: Auf der Indianerfährte. Uebersetzt und bearbeitet von Pfr. J. Richter. Mit 18 Abbildungen. 123 S. C. Bertelsmann, Gütersloh. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Youngs Erzählungen aus seinem Missionsleben unter den Indianern haben in diesem zweiten Bändchen ihre Fortsetzung gefunden. Auch sie enthalten, wie der erste Band (Im Birkenkahn und Hundeschlitten) lebhaft gezeichnete Züge und anschauliche Schilderungen sowohl von Land und Leuten, als der Missionsarbeit und ihren Erfolgen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Volksversammlung in Akropong auf der Goldküste.

Die Hermannsburger Mission.[*]

Bevor das laufende Jahrhundert, dem man mit Recht den Ehrentitel des „Missionsjahrhunderts" gegeben hat, zu Ende eilt, hat noch eine der deutschen Missionen am 21. und 22. Juni d. J. ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern und Gott für alle Segnungen und Durchhilfen, die ihr während dieses Zeitraums zu teil geworden sind, danken dürfen. Es ist dies die Hermannsburger Mission mit ihrer eigenartigen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte.

Bekanntlich geht dieselbe zurück auf den geistgesalbten Prediger der Gerechtigkeit Ludwig Harms, an dem sich das Wort des Herrn erfüllte: „Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Ihm wars gegeben, in der vormals verwilderten Gemeinde Hermannsburg ein reges Geistesleben zu wecken und weithin über ihre Grenzen hinaus viele zur Buße und zum Glauben zu rufen. Ja, aus dem einfachen Bauerndorf der Lüneburger Heide entstand durch die gesegnete Wirksamkeit dieses Mannes eine Missionsgemeinde, bei der die Mission zur volkstümlichen Gemeindesache wurde. Durch ihn und auf diesem eigenartigen Boden ist denn auch die Hermannsburger Mission vor 50 Jahren hervorgegangen und hat sich zu einem ansehnlichen, ausgedehnten Werk in Südafrika und Indien entwickelt.

Daß es zur Gründung einer eigenen Mission in Hermannsburg kam, lag indes ursprünglich nicht im Plane von L. Harms, sondern es war eine sich von selbst ergebende Frucht der in Hermannsburg und den umliegenden Dörfern der Lüneburger Heide entstandenen Erweckung. Die Gemeinde, in der er den Missions-

[*] Nach dem Hermannsburger Missionsblatt, Juli 1899. Festbericht. — G. Haccius, Denkschrift. III. Aufl. — Hannoversches Missionsblatt. 1899. Nr. 7. 8.

sinn mächtig geweckt und gepflegt hatte, brachte nicht nur alljährlich bedeutende Liebesgaben für die Heidenmission auf, sondern es meldeten sich auch erweckte Jünglinge in deren Dienst. Er wandte sich an bestehende Missionsanstalten, aber nirgends war Platz für eine so große Anzahl. Harms hatte auch seine eigenen Ansichten in Bezug auf die Ausbildung der jungen Leute und den Missionsbetrieb draußen. Fremde Sprachen, ausgenommen das Englische, hielt er für überflüssig. Für draußen aber im Heidenland schwebte ihm eine Art „mittelalterliches Missionsideal" vor, wonach die Mission als Gemeindesache im Zusammenhang mit Kolonisation betrieben werden sollte. Durch Aussendung ganzer Missionskolonien glaubte er die Christianisierung der Völker am sichersten und billigsten bewerkstelligen zu können. Dazu kam, daß um jene Zeit eine Sonderungsperiode für die norddeutsche Mission in Hamburg eintrat, infolge deren die reformiert gerichteten Mitglieder sich nach Bremen wandten, während die lutherischen Missionsfreunde in Harms drangen, eine eigene, lutherische Missionsanstalt in Hermannsburg zu errichten.

So entschloß er sich denn in Gottes Namen zu diesem Schritt, wiewohl ihm vorderhand kein Pfennig zu Gebote stand. Und der Herr ließ es ihm in wunderbarer Weise gelingen. Er führte ihm die Persönlichkeiten zu und gab ihm auch die nötigen Mittel. Harms kaufte ein passendes Anwesen im Ort, das er für seine Zwecke umbauen ließ, und nahm im Oktober 1849 zwölf Zöglinge in das neue Missionshaus auf. Als ersten Inspektor und Lehrer derselben berief er seinen jüngeren gleichgesinnten Bruder Theodor. Von einer eigentlich wissenschaftlichen Ausbildung der Zöglinge sah man ab und ging nur darauf aus, ihnen eine gründliche christliche Erkenntnis zu geben. Zugleich legte man Gewicht darauf, sie im Landbau und in einigen Handwerken zu unterweisen.

Nach vier Jahren stand die erste Aussendung bevor. Von den zwölf Aufgenommenen waren zwei gestorben, zwei waren untreu geworden, acht standen zur Aussendung bereit. Mit ihnen sollten noch acht Kolonisten in die Heidenwelt ausgehen. Als Arbeitsfeld hatte Harms Ostafrika ins Auge gefaßt. Aber wie sollte er sie über das Weltmeer hinüberschaffen? Nach jenem Teil der afrikanischen Ostküste bestand damals keine Personenbeförderung und die Versuche, sie auf Handelsschiffen dahin zu senden, wollten ihm

nicht gelingen. Da wurde in ihm durch einen ehemaligen Matrosen der Gedanke angeregt, ein eigenes Fahrzeug, ein Missionsschiff bauen zu lassen. Er wagte es im Glauben, und im Herbst 1853 lag die schmucke Brigg Kandaze segelfertig im Harburger Hafen. Auf ihr schifften sich im Oktober desselben Jahres die ersten Hermannsburger Sendboten ein.

Die Fahrt ging nach Ostafrika, wo man von der Küste aus zu den Galla, einem wilden, kräftigen Volksstamm vordringen wollte. Harms hatte schon längere Zeit gerade dieses Volk ins Auge gefaßt und glaubte die Thüren daselbst geöffnet. Aber er mußte das Gegenteil davon erfahren. Alle Versuche, von Mombas aus ins Innere vorzugehen, schlugen fehl. Der Mohammedanismus des Fürsten und die selbstischen Interessen deutscher Kaufleute, die für ihren Handel fürchteten, vertraten ihnen den Weg. Auch ein zweiter Versuch im Jahr 1857, von Sansibar aus das Ziel zu erreichen, mußte aufgegeben werden. Für Harms war das Mißlingen dieses seines Lieblingsplanes sehr niederdrückend; aber er gab sich in Demut zufrieden und beugte sich unter die Hand des Herrn.

Die abgewiesenen Missionare begaben sich nun nach Natal in Südafrika, wo sie durch die Vermittlung des Berliner Missionars Posselt festen Boden gewannen und nahe der Sulugrenze ein Grundstück erwarben, auf dem sie ihre erste Station Neu-Hermannsburg anlegten. Dieses wurde nicht nur zum Ausgangspunkt für die Hermannsburger Mission, sondern auch das Centrum derselben. Von hier aus entstand dann eine Station nach der andern in Natal, auf den Bergen und in den Niederungen der Flüsse bis an die Küste des indischen Oceans.

Die Seile wurden mit den Jahren immer weiter gespannt. Im Jahr 1858 zog man über die Tugela hinüber ins Sululand, das voll war von Zauberei und dem Blut der Erschlagenen und von hochmütigen, gewaltthätigen Königen beherrscht wurde. Auch hier entstanden eine Reihe von Stationen, aber unter den rohen, fleischlich gesinnten Sulu-Kaffern fand man fast überall die Thüren der Herzen verschlossen. Die Wenigen, die sich bekehrten, durften es kaum wagen, sich taufen zu lassen und mußten gewöhnlich über die Grenze flüchten.

Weit leichter als im Sululand fanden die Hermannsburger Eingang unter den Betschuanen jenseits der hohen Drakensberge.

Schon 1857 gingen die ersten Sendboten dahin ab und drangen bis zu den Bakuena des Königs Setschele und zu den Bamangwato vor, dessen jungen König Khama sie tauften. Aber die hoffnungsvolle Betschuanenmission erlitt leider wenige Jahre darauf eine unheilvolle Störung. Durch die Ernennung des Missionssuperintendenten Hardeland, in dessen Hand L. Harms die Oberleitung des wachsenden Werkes in Afrika legte und der mit großer Thatkraft und Hingebung sein schwieriges Amt verwaltete, entstand ein Konflikt, der den gesegneten Anfang in Frage stellte. Die vier Arbeiter der Betschuanenmission versagten ihm den Gehorsam und weigerten sich, ihn als ihren Vorgesetzten anzuerkennen. Die Folge davon war ihre Entlassung und der Verlust zweier Stationen. Doch schon im Jahr 1864 wurde dort ein neuer Anfang mit der Arbeit gemacht und die Station Bethanien unter den Bakuena gegründet, der dann in rascher Folge einige weitere Stationsplätze folgten. In schönster Weise blühte das Werk unter den Betschuanen auf. Durch seine Geschichte und durch mancherlei Gerichte Gottes schwer heimgesucht und innerlich zerbrochen, nahm das Volk das Evangelium willig auf. Wie ein Feuer lief das Wort des Herrn von Stadt zu Stadt und fand allenthalben empfängliche Herzen, ganz im Gegensatz zu den Kaffern von Natal und Suluand, wo es eine Saat unter Disteln und Dornen, eine Arbeit mit Thränen war.

Ludwig Harms durfte es noch erleben, daß in jenen Landen des dunkeln Erdteils die Sonne der Gerechtigkeit aufging. Ja nach Gottes Fügung durfte er auch noch den Anfang mit der Missionsarbeit in Indien, im südlichen Teluguland einleiten, wo sich ihm eine ungesuchte Gelegenheit bot, festen Fuß zu fassen. Ein Missionar der nordamerikanischen Lutheraner, deren Mission unter den Telugu nicht mit dem nötigen Nachdruck betrieben wurde und die in Gefahr stand, in die Hände der Engländer überzugehen, wandte sich an Harms mit der Bitte um Hilfe. Zugleich bot sich ein ehemaliger Leipziger Missionar, der hannoversche Pastor Mylius, für den Missionsdienst an. In diesem Zusammentreffen erkannte L. Harms einen Wink des Herrn, er ging freudig darauf ein und sandte 1864 Mylius als Missionar zu den Telugu, wo derselbe zwar nicht auf dem Gebiet der Nordamerikaner, die sich inzwischen zur alleinigen Fortführung ihrer Mission aufgerafft hatten, wohl aber 1865 im südlichen Teluguland ein Arbeitsfeld fand und mit

Hilfe der 1866 nachgeschickten Hermannsburger Brüder mehrere Stationen gründete.

Die Inangriffnahme der indischen Mission war L. Harms' letztes Unternehmen. Am 14. November 1865 verschied er „nach einer Arbeit, die seine Kräfte aufgerieben hatte, nach einem Leben, das ein Freudenopfer der Dankbarkeit und der Liebe zu seinem Herrn und Heiland gewesen war.“ Damit schloß auch die erste Periode der Hermannsburger Mission — die Zeit ihres Entstehens und Aufblühens.

Sein Nachfolger im Predigtamt und in der Leitung der Mission wurde sein Bruder Theodor Harms, der zur Zeit Pastor im benachbarten Müden war. Unter ihm trat die Hermannsburger Mission in ihre zweite Periode ein, in die der größeren Ausbreitung. Letztere war von ihm weder gesucht noch geplant, denn die ersten Anfänge der weiteren Ausdehnung lagen schon vor und fielen noch in die Zeit seines Vorgängers. Als sein Nachfolger führte er im wesentlichen nur aus, was jener schon begonnen oder doch angebahnt hatte. Zugleich aber erwarteten ihn schwere Kämpfe und Aufgaben, sowohl in der Heimat als auch auf dem Missionsgebiet. Seine Stellung zum Civilstandsgesetz und der veränderten kirchlichen Trauungsordnung führte zu seiner Absetzung vom Predigtamt, zur Separation von der Landeskirche und zur Entstehung der Freikirche. „Das brachte traurige Wirren und Kämpfe mit sich, in denen viele sich auch von der Mission abwandten, während die alten Freunde eine umso größere Treue bewährten.“

Auch auf dem afrikanischen Arbeitsfelde gab es schwere Zeiten und manche Nöte. Zunächst wurde die Auflösung der zuerst segensreichen, aber später unhaltbaren Verbindung der Mission und Kolonisation samt dem Kommunismus nötig, die sich im Jahr 1869 vollzog. Die Trennung der beiden führte zur Bildung von deutschen Gemeinden, die aber zum Teil noch in kirchlichem Zusammenhang mit der Mission stehen. Dann traten äußere und innere Kämpfe ein: die Sulukriege mit ihren Verwüstungen, die Verirrung einzelner Missionare und eine schwere finanzielle Krisis.

Trotz alle dem ist die Mission unter diesen Stürmen nicht untergegangen, sondern sie haben ihr nur zur Läuterung und Gesundung gedient. Sie haben sie auch nicht in ihrem Wachstum aufgehalten. In jedem der beiden Missionshäuser — denn zum ersten war schon 1862 ein zweites hinzugekommen — wurden je

24 Zöglinge ausgebildet, von denen alle zwei Jahre eine Aussendung stattfand. Sowohl in Natal, wie in Nordsululand wurde die Arbeit durch Gründung neuer Stationen beträchtlich ausgedehnt. Dagegen war die Sulumission durch blutige Kriege mehrmals in ihrem Bestande ernstlich bedroht. Mehr als einmal mußten die Missionare alles im Stich lassen und fliehen, einer derselben wurde von den Kriegern Ketschwayos ermordet, die Stationen wurden zerstört, die kleinen Gemeinden zersprengt. Alle gebrachten Opfer schienen ins Bodenlose gefallen zu sein und man rief den Brüdern zu: Gebt die unfruchtbare Sulumission auf! Eure Arbeit dort ist vergeblich. Man hielt aber tapfer aus und es folgten Zeiten, da sich die Arbeit nicht vergeblich erwies. Nach zehnjährigem Bestande der Mission (1868) hatte man erst 31 Getaufte, 1878 nur noch einen einzigen Christen, 1888 waren es ihrer 78 und jetzt sinds 651 im Sululand.

Viel günstiger entwickelte sich die Betschuanenmission. Zu den 6 Stationen, die Theodor Harms 1865 antrat, kamen von 1866 bis 1868 noch 7 neue hinzu. Dann folgte in den nächsten 15 Jahren die Gründung von noch 10 weiteren Stationen. In fröhlichem Wachstum dehnte sich das Werk aus. Schon nach zehnjähriger Arbeit gab es ansehnliche Gemeinden. Große Kirchen mußten erbaut und in kurzer Zeit vergrößert werden. Im Jahr 1888 zählte man bereits 9198 Getaufte. Nicht nur Arme und Geringe, sondern auch manche Große des Volks, ja Könige kamen und ließen sich taufen.

Auch in Indien, wo man bei Th. Harms' Antritt das Missionswerk eben erst begonnen hatte, wurden von 1866 bis 1883 nicht weniger als 10 Stationen gegründet, aber die Arbeit ging hier nur sehr langsam und mit mäßigem Erfolg voran. Zu gleicher Zeit wurde 1866 in Australien unter den Papua eine Mission begonnen, deren erster Niederlassungsversuch am Killpeninna-See aber wieder aufgegeben werden mußte. Eine zweite Stationsgründung noch weiter im Innern des Landes am Finke-Fluß hatte dagegen besseren Erfolg. Später sind diese Stationen von der Neuendettelsauer Mission übernommen worden. Von nur vorübergehender Dauer war auch die Missionsarbeit der Hermannsburger unter den Maori auf Neuseeland. Außerdem versah Hermannsburg seit 1866 die deutschen Glaubensbrüder in Nordamerika

mit Pastoren, die sich vorzugsweise der befreundeten Missouri- und Ohio-Synode anschlossen.

So war es eine über alle Erdteile verzweigte Arbeit, die Theodor Harms zu leiten hatte und die neben seinen sonstigen Berufsaufgaben seine Kräfte verzehrte. Er entschlief am 16. Februar 1885.

Ueber die nächstfolgende, neueste Periode, in der die Hermannsburger Mission in schwere Kämpfe und Krisen hineingeführt wurde, lassen wir am besten den am diesjährigen Jubelfest erstatteten Festbericht von P. Haccius selbst reden. „Es ist begreiflich," heißt es dort, „daß nach Th. Harms' Tode besonders schwere Kämpfe ausbrachen, die durch die Vertrauensstellung, die er eingenommen hatte, zurückgehalten waren. Zu gleicher Zeit entbrannte ein Streit innerhalb der Freikirche, der zur Spaltung derselben führte, und es entstand eine Erregung hinsichtlich der Direktorenwahl. Beides war für die Mission gefährlich genug und hätte zur Zersplitterung derselben führen können. Doch blieb dieselbe durch Gottes Gnade davor bewahrt. Der Herr hielt Seine Hand über unserer Mission und lenkte, wo die Meinungen der Menschen so sehr auseinandergingen, alles nach Seinem Willen. Egmont Harms wurde seines Vaters Nachfolger. Die alten Statuten wurden revidiert, doch blieb der Grundparagraph, der unsere Mission auf den festen, sichern Grund des Gesamt-Bekenntnisses der evang.-luth. Kirche stellte, unverändert. Der Vorsteher der Missionsanstalt erhielt einen (landeskirchlichen) Stellvertreter. Pastor Oepke wurde dazu erwählt. Das ermöglichte eine längere Abwesenheit des ersteren. So wurde die General-Visitation unserer afrikanischen Mission beschlossen und gehalten. Der Berichterstatter (P. G. Haccius) wurde zu derselben berufen. Wir waren geringe Knechte und standen vor einer verantwortungsvollen und schwierigen Aufgabe. Da warfen wir uns dem Herrn zu Füßen und er hat uns und unsere Visitation reich gesegnet. Wir kehrten heim und Gott schenkte uns das Vertrauen der Missionsgemeinde. Ob unsere Freunde der Landeskirche oder der Freikirche angehörten, alle wollten gern mit uns zusammenhalten und unsere Mission nach Kräften unterstützen. Es galt, die Einheit unserer Missionsgemeinde und noch mehr die Einheit und Freiheit unserer Mission zu wahren. Deshalb wurde zwischen der Missionsleitung und dem Hannoverschen

Landeskonsistorium eine Vereinbarung getroffen. Dieselbe ist und wird immer wieder falsch gedeutet und die Stellung unserer Mission angefochten. Schon Theodor Harms hatte, wie er es nannte, dieselbe als eine neutrale bezeichnet, nicht neutral in der Lehre, nicht neutral zwischen lutherischer Kirche und der Union u. dgl., sondern lediglich neutral hinsichtlich der heimatlichen kirchlichen Kämpfe zwischen der Landeskirche und der Freikirche. Nur um diese handelte es sich, und der Mission wurde durch jene Vereinbarung und die damit zusammenhängenden Beschlüsse des Missions-Ausschusses diese ihre neutrale Stellung und damit ihre Freiheit nach allen Seiten hin und ihre Einheit gewahrt und gewährleistet.

„Das ist die eigentliche Bedeutung jenes Schrittes. Leider ging es dabei nicht ohne Verluste ab, die uns schmerzlich genug gewesen sind, und nicht ohne Wunden, die noch heute bluten. Hier wie in Afrika und Australien wandten sich manche von uns, die uns nicht verstanden und eine Verleugnung des Bekenntnisses in unserm Schritte finden wollten, vor der uns Gott in Gnaden bewahrt hat und allezeit bewahren wolle, und die auch wir als eine Untreue von Herzen verwerfen und verabscheuen.

„Oepke war am 6. Februar 1890 heimgegangen. Ich wurde an seinen Platz berufen. Seitdem haben Direktor Harms und ich in Einmütigkeit des Geistes zusammengewirkt. 1892 ging Harms nach Indien zur Visitation unserer dortigen Mission, die segensreich für dieselbe gewesen ist und außer einer neuen Missionsordnung auch die Errichtung einer Gesundheitsstation auf den Palnibergen zur Folge hatte. Seit April 1896 weilt er in Afrika zur Leitung der dortigen Mission an Ort und Stelle und hat daselbst eine schwierige, aber bedeutungsvolle Aufgabe übernommen.

„Unsere Mission ist auch in dieser dritten Periode ihrer Geschichte unter Gottes reichem Gnadensegen wunderbar gewachsen. Der Hauptgewinn derselben aber ist, daß sie nach innen mehr und mehr ausgebaut, geordnet und gefestigt ist. Nach außen hin ist freilich unser Missionsgebiet verringert worden. Im Zusammenhang mit den kirchlichen Kämpfen haben wir Australien und Neuseeland verloren. Auch haben sich in Afrika zwei Missionare und drei deutsche Gemeinden von uns abgewandt, die zu unserm großen Schmerz dort eine neue Mission im Gegensatz zu der unsrigen errichtet haben. Doch ist unsere Mission im großen und ganzen

unberührt geblieben, und auch in Australien und Neuseeland hat dieselbe noch treue Freunde."

Trotz aller dieser äußeren und inneren Stürme, die über die Hermannsburger Mission in den letzten beiden Jahrzehnten dahingegangen sind, ist derselben doch viel Segensfrucht beschert worden und sie hat während ihres 50jährigen Bestandes eine bedeutende Ausdehnung genommen. Das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf den heutigen Stand ihrer Missionsfelder in Südafrika und Indien. Sie besitzt auf diesen unter den Sulu 20 Stationen und 33 Außenstationen mit 23 Missionaren, 97 eingebornen Gehilfen und 4572 Christen; unter den Betschuanen: 26 Stationen und 62 Außenstationen mit 29 Missionaren, 319 eingebornen Gehilfen und 40078 Christen. Unter den Telugu in Indien sind es 9 Stationen, 18 Außenstationen und 4 feste Predigtplätze, mit 13 Missionaren, 83 eingebornen Gehilfen und 1722 Christen; in Summa: 55 Stationen, 117 Außenstationen, 65 Missionare, 499 eingeborne Gehilfen und 46372 Christen. Dazu kommen noch 2678 Taufbewerber, die mehr oder weniger unter der direkten Pflege der Mission stehen. In den 23 Suluschulen befanden sich Ende 1898 712 Schüler, in den 94 Betschuanenschulen deren 5374, und in den 29 Teluguschulen 642 Schüler; zusammen: 146 Schulen mit 6728 Schülern.

In der Heimat beherbergen die beiden Missionshäuser zur Zeit 27 Missionszöglinge. Die Ausbildung derselben hat gegen früher manche Erweiterung im Lehrgang erfahren, denn während anfangs von fremden Sprachen nur das auf den Missionsgebieten besonders wichtige Englisch gelehrt und die alten Sprachen ausgeschlossen waren, sind später Lateinisch, Griechisch und als freiwilliger Lehrgegenstand Hebräisch zur Erleichterung des Verständnisses der heiligen Schrift und der Kirchenväter und zur Schulung des Geistes für die spätere Erlernung der Heidensprachen hinzugekommen. Auch ist die Zeit der Ausbildung, die anfangs nur vier Jahre betrug, später auf sechs, oder mit Einschluß des Aspirantenjahrs, auf sieben Jahre erhöht worden. Die Zahl der Zöglinge verteilt sich auf drei Kurse, jeder zu zwei Jahren berechnet. Im ganzen sind bis jetzt 290 Zöglinge durch die Hermannsburger Missionsanstalt ausgebildet und ausgesandt worden. Davon gingen in die Sulumission 72, in die Betschuanenmission 52

nach Indien 30, nach Australien 37, nach Neuseeland 5, nach Nordamerika 84, nach Brasilien 1, nach Südwestafrika (in die finnische Mission) 1, nach Persien 1, in die Seemannsmission 1, in Deutschland verblieben 6.

Ein Zeugnis davon, wie sich das Missionswerk in Hermannsburg seit den Tagen seiner Gründung gemehrt und entwickelt hat, gehören auch die verschiedenen Einrichtungen, die durch die Mission hervorgerufen worden sind. So ist außer den schon erwähnten beiden Missionshäusern, zu denen ein großer Bauernhof mit entsprechendem Grundbesitz gehört, vor allem die schon in der ersten Zeit gegründete Druckerei, Buchbinderei und Missionshandlung zu nennen. Sie alle haben seitdem einen großen Aufschwung genommen. Da ist ferner ein ausgedehnter Schriftenverlag, eine reichhaltige Missionsbibliothek, ein lehrreiches Missionsmuseum, eine Missionshalle (für Missionsstunden, Abordnungen und sonstige Missionsfeiern), ferner ein Kinderheim für die Kinder der indischen Missionare und eine Missionsschule.

Geleitet wird die Mission zunächst durch ein Direktorium, dem ein Missionsausschuß von 14, teils geistlichen, teils weltlichen Mitgliedern zur Seite steht, der in allen wichtigen Geldsachen, zum Teil auch in den die Arbeit betreffenden Fragen die Mitberatung und Mitentscheidung hat. Die Beziehungen der Mission zu der sie tragenden großen Missionsgemeinde werden gepflegt durch häufiges persönliches Zusammenkommen und durch schriftliche Berichterstattung (durch das Hermannsburger Missionsblatt seit 1854, nebst Beiblatt, Missionsblatt für unsere liebe Jugend seit 1898, Jahresbericht u. a. Missionsschriften), durch Missionsstunden und Missionsfeste. Besonders das alljährlich Ende Juni stattfindende Missionsfest in Hermannsburg selbst ist seit Ludwig Harms Zeiten ein Anziehungspunkt für Tausende treuer Missionsfreunde geworden und geblieben. In besonders lieblicher Weise gestaltete sich aber das diesjährige als Missions-Jubelfest in dem festlich geschmückten Dorf der Lüneburger Heide, dessen Feier den Grundton hatte: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit (Hebr. 13, 8). Gott wolle die Hermannsburger Mission auch fernerhin mit seinem Segen krönen!

Im Urwald von Akem.

Auf der Predigtreise unter Christen und Heiden.

Von Miss. A. Gsell in Begoro.

1.

Nordwestlich von der Stadt Akra an der Goldküste, jenseits der steilen Abhänge des Akuapemgebirges, zieht sich ein ungeheures Urwaldgebiet gegen Asante hin, in dem weithin zerstreut der Volksstamm der Akemer seit alters seine Wohnsitze aufgeschlagen hat. Schon vor 40 und mehr Jahren hat hier die Basler Mission mit ihrer Arbeit eingesetzt und dem kleinen Jägervölklein das Evangelium zu bringen gesucht. Die ersten Anfänge der Missionsarbeit in der Stadt Gyadam an den Ufern des Berem wurden indes im Jahr 1860 durch ein Kriegswetter jählings vernichtet. Die Mission siedelte sich hierauf im folgenden Jahr in der Landeshauptstadt Kyebi an und versuchte aufs neue, dem Land und Volk von Akem den Segen des Christentums anzubieten. Doch die Arbeit war jahrelang ohne wahrnehmbaren Erfolg und die sittliche Versumpfung, das despotische Regiment des Landesfürsten und ein finsteres Heidentum ließen keinen Morgen in dem umnachteten Akem anbrechen. Erst als die im Jahr 1874 von der englischen Kolonialregierung proklamierte Aufhebung der Sklaverei dem Volke die persönliche Freiheit und neue politische Verhältnisse brachte, fand die Predigt des Evangeliums allenthalben Eingang. Zwar suchte der tyrannische König Amoako Ata und die Sippe der Fetischpriester der Mission entgegen zu arbeiten und dem Eindringen des Christentums mit seiner neuen Lebensordnung energisch zu wehren, aber dessen ungeachtet entstanden besonders in den achtziger Jahren von Kyebi und der (1876) neu gegründeten Station Begoro aus in ganz Akem eine Anzahl kleiner Gemeinden, die sich rasch mehrten und erstarkten. Eine Christenverfolgung, die Anfang 1887 im Lande ausbrach, sichtete zwar die Zahl ihrer Glieder, diente aber nur dazu, die Christengemeinden zu läutern und zu befestigen.

Seitdem ist mehr denn ein Jahrzehnt dahingegangen und das Missionswerk in Akem hat einen fröhlichen Fortgang genommen, wenn auch innerhalb der alten Gemeinden da und dort das Feuer etwas schwächer glimmt als in den Tagen ihrer Entstehung. Doch hat sich ihre Zahl seitdem noch bedeutend vermehrt und es sind die äußersten

Vorposten der Akem-Mission bis gegen den Grenzfluß Pra im Westen vorgeschoben worden. Durch das Land hin wohnen jetzt auf mehr als 40 Außenstationen ca. 3500 Christen, deren regelmäßige Bedienung und Beaufsichtigung von der Hauptstation Begoro aus bei der großen Entfernung natürlich sehr erschwert ist. Und doch ist die Pflege der kleinen, von Heiden umgebenen Gemeinden von größter Wichtigkeit und eine unerläßliche Notwendigkeit, wenn schon an den meisten derselben eingeborne Gehilfen stehen. Aber auch sie bedürfen der sorgfältigen Aufsicht, Anregung und Leitung von seiten des Missionars, der darum von Zeit zu Zeit eine Rundreise im Gebiet antritt und in Verbindung mit der Heidenpredigt unterwegs die einzelnen Missionsposten besucht.

Auf einer solchen amtlichen Besuchsreise zu den 19 Christengemeinden im östlichen Akem-Bezirk begleiten wir im nachfolgenden die Missionare Bauer und Gsell, wobei uns der letztere als Führer dienen will. Wir erhalten dadurch nicht nur einen Einblick in das Volksleben der Akemer, sondern auch zugleich einen Eindruck von dem Charakter jener Missionsarbeit, von den Leiden und Freuden, die die eingebornen Gehilfen, die Gemeindeglieder, Taufbewerber und Heiden dem Missionar bereiten. Doch ehe wir uns auf die Reise begeben, wird es sich empfehlen, einige allgemeine Bemerkungen über das etwa 42 000 Seelen zählende Akem-Völkchen vorauszuschicken.

Man hat es bei diesem mit keinem kräftigen und leistungsfähigen Urstamm zu thun, wo das Volksgewissen und die Volkssitte noch nicht Jahrhunderte unter dem sittigenden Einfluß des Christentums gestanden hat. Im Gegenteil; eine lange dunkle Nacht des Heidentums hat auf Akem gelagert, und es tritt einem da so recht vor die Seele, wie Gott der Herr die Völker Europas gleichsam mit Segen überschüttet und mit Gnaden gekrönt hat. Ja, es sind viele Pfunde, die uns gegenüber den Negern anvertraut sind. Diese sagen's auch oft: Euch Europäer hat Gott gesegnet! Und in der Heidenpredigt leuchtet es ihnen leicht ein, wenn man sagt: „Sehet, bei uns zu Hause giebt's keine Fetische, sondern schon unsere Väter und Urgroßväter, unsere Könige und unsere Fürsten glaubten an den allmächtigen Gott und seinen Sohn; darum hat er sie auch gesegnet!" Aehnlich drücken sich die Neger in ihren Ueberlieferungen aus. Eine ihrer Sagen darüber lautet: Am Anfang schuf Gott drei weiße und drei schwarze Ehepaare. Um zu verhindern, daß sie sich später beklagen, beschloß er, ihnen in der Wahl im Guten und Bösen freie Hand zu lassen; sie sollten selbst wählen. Zu diesem Zwecke legte er eine große Kürbisschale auf den Boden und daneben eine versiegelte Papierrolle. Die Schwarzen hatten die Vorhand, und in der Erwartung, daß die große

Kürbisschale alles Brauchbare und Gute enthalte, griffen sie denn auch gleich nach ihr. Den Weißen blieb bloß das versiegelte Papier. Allein beim Oeffnen fand sich in der Kalabasse nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und einige andere Metallstücke, womit die Schwarzen aber nichts anzufangen wußten. Das Papier dagegen sagte den weißen Leuten alles haarscharf. Gott ließ nun die Schwarzen im „Busch“, die Weißen dagegen führte er aus dem Innern Afrikas an die „Wasserseite“, verkehrte mit ihnen jede Nacht und lehrte sie u. a. ein kleines Schiff bauen, auf dem er sie dann in ein fernes Land hinwegführte. Erst nach einer langen Reihe von Jahren kehrten die Weißen in großer Zahl und mit aller Kenntnis und Weisheit ausgerüstet wieder zurück, um sich von ihren schwarzen Brüdern Sklaven zu holen und ihnen „ihr Stück Gold, Eisen und die andern Sachen vollends abzutauschen“.

Wenn man sich das Wort des Apostels Paulus, daß Gott in vergangenen Zeiten alle Heiden habe ihre eigenen Wege wandeln lassen, vergegenwärtigen will, so braucht man bloß die Akemer und ihre Geschichte anzusehen. Einst sollen sie eine mächtige, zahlreiche Nation gewesen sein, bis sie ums Jahr 1742 von den noch stärkeren Asanteern besiegt und fast gänzlich aufgerieben wurden. Von da an hat Unterdrückung und Grausamkeit der Sieger dem Charakter des Volkes einen schlimmen Stempel aufgedrückt. Die Leute lebten vielfach wie Tiere, von den rohen Früchten ihrer Wälder sich nährend, in beständiger Furcht und Todesangst vor den regelmäßig wiederkehrenden Raub- und Beutezügen der Asanteer. Mußten doch bis vor einigen Jahrzehnten noch die Könige von Akem alljährlich den Asanteern Tribut an Gold und Sklaven zahlen. Ferner übten die Großen des Landes selbst eine despotische Herrschaft über ihre Untergebenen aus und ein großer Teil der Bevölkerung befand sich im Sklavenverhältnis. An seinem blöden, energielosen Gesichtsausdruck kann man noch heute den ehemaligen Sklaven oder den Sohn von Sklaven erkennen und in den Gemeinden machen solche viele Mühe. Als dritter Punkt kommt noch dazu, daß gerade aus Akem eine große Ausfuhr von Menschen nach den verschiedenen nord- und südamerikanischen Sklavenmärkten stattfand. Das alles hat am Lebensmark des Volkes gezehrt, hat es dezimiert, und die Ueberlebenden sind auf eine sehr tiefe Kulturstufe herabgesunken. Heutzutage noch, wenn man die einzelnen Stämme der Goldküste miteinander vergleicht, fällt der Vergleich sehr zu Ungunsten der Akemer aus. Schon ihre Wohnungen sind meist nur elende Stockhütten; die großen, oft sechs bis acht Stunden langen ungelichteten Wälder mit den überaus schlechten Wegen deuten darauf hin, daß wenig Ackerbau getrieben

wird und die prächtigen kostbaren Hölzer des Waldes kaum verwertet werden; die teuren Fleischpreise sind ein Beweis dafür, daß auch die Viehzucht sich nur aufs Nötigste beschränkt. Auch von Industrie ist kaum die Rede. Etwas Weberei, Goldschmiedekunst und Holzschnitzerei hält sich mühsam über Wasser. Fast ist es wahr, was die andern Stämme über die Akemer sagen, daß sie sich vor der Arbeit mehr fürchten, als vor einer gefährlichen Schlange. Man könnte dieses Urteil dahin verbessern: der heutige Akemer suche in möglichst kurzer Zeit mit möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld zu verdienen.

Nun sind auch bei diesem armen, unerzogenen Volke die Boten, die den Frieden verkündigen, eingekehrt, und vielleicht gerade deshalb, weil der sociale Druck und die öde Leere des Daseins die Unruhe des Herzens nicht vermindert, sondern das unverstandene Sehnen nach dem lebendigen Gott vermehrt hat, haben sie überall Eingang gefunden. Das Volk, das so lange in sklavischer Furcht vor Herrscher, Priester und Fetisch dahingelebt hat, beginnt nun seine geistige Gebundenheit zu ahnen, und da und dort leuchtet schon das erste Morgenrot eines neuen Tages, einer Zeit, da Gottes erbarmende Gnade in Jesu Christo sich ganzen Dörfern und Städten mitteilen wird.

Freilich wie jede Zeit ihre eigenen Schwierigkeiten zu überwinden hat, so hat auch für Akem die neue Zeit neue Gefahren gebracht. Im Lande ist äußere Freiheit eingekehrt; jeder kann thun was er will und die Kolonialregierung in Akra ist weit weg; König und Häuptlinge sind Nullen geworden, an vielen Orten gilt selbst der Fetischpriester nur noch wenig. So bildet sich ein neues Geschlecht, das allen Glauben und jegliche Autorität beiseite wirft und dafür um so begieriger allen von der Küste her eindringenden bösen Einfluß aufsaugt, Schnaps trinkt, Karten spielt, etwas englische Ausdrücke und Redensarten aufschnappt und im übrigen wohlgemeinte Mahnungen verlacht. Ueberall bilden sich sogenannte „Bands“ (Musikbanden), d. h. die jungen heidnischen Leute des Dorfs thun sich zusammen, kaufen vor allem um teures Geld, das sie oft vorher erst entlehnen müssen, eine mächtige Pauke nebst zwei oder drei Trommeln und Flöten und dann geht der Tanz Tag und Nacht los. Auch die jungen Mädchen dürfen als zahlende Mitglieder in die Bands eintreten und tanzen dann vor den spielenden Leuten zur großen Belustigung des ganzen Dorfes. So haben in Akem allmählich die jungen Leute die Macht in die Hände bekommen und selbst in den Christengemeinden müssen die Missionare hart ankämpfen gegen den Ungehorsam und den Leichtsinn der „Jungen“. Dazu erwecken die neuerlichen Kolonialbestrebungen, der leichte Absatz von Waren, wie Kakao, Gummi und nun noch die Goldgräberei, ferner die Einfuhr

so vieler herrlicher europäischer Luxus- und anderer Sachen in den Negern die Lust „zur Jagd nach dem Geld“.

Darum ist die Mission jetzt doppelt und dreifach hier am Platz und wir müssen alle Anstrengungen machen, mit Gottes Hilfe zu verhüten, daß aus der Macht des alten Fetischglaubens die Eingebornen nicht in ein neues Dunkel des modernen Heidentums hineinrennen; daß vielmehr der Tag anbreche, da auch die Neger hier sprechen lernen: „Herr, in Deinem Lichte sehen wir das Licht!“

2.

Ostern ist vorbei und die berühmte Schneckenzeit, in der die Akemer sich in die Wälder zerstreuen, um die beliebten Schnecken zu sammeln und zu dörren, ist gekommen. Am 1. Mai werden auch die Schulen geschlossen und unsere 92 Mittelschüler und 75 Gemeinde- oder Primarschüler fliegen aus in die Dörfer und Städte ihrer Heimat. Wir rüsten uns für die Reise und setzen den Aufbruch auf den folgenden Montag fest. Die Reise soll diesmal ohne Hängematte gemacht werden. Br. Bauer hat nämlich schon seit längerer Zeit ein gutes Pferd und mir hatten die Brüder in Akra ihren uralten, aber kräftigen Gaul um billigen Preis abgelassen. So war ich denn auch beritten. Als wir uns am Montag mit Sack und Pack in Bewegung setzten, war es ein ziemlich langer Zug, etwa ähnlich einem Fähnlein reitender Gebirgspioniere. Da Br. Bauer auf seiner Reise im Februar schon die Schulen im Bezirk geprüft und viele Angelegenheiten der Christen unter einander geschlichtet und gerichtet hatte, so hofften wir diesmal unsere Rundreise so recht zur geistlichen Stärkung der Gemeinden und zur Heidenpredigt verwenden zu können.

Kaum zwei Stunden hatte das Dickicht des Urwaldes uns aufgenommen, so kam auch schon das erste Hindernis. Ein unheimliches Sausen unterbricht plötzlich die Waldesstille; in allen Gipfeln rauscht es, und da kommt auch schon tosend und heulend der Sturmwind daher. Das Tageslicht, das durch das Laubwerk schimmert, erbleicht; es wird immer dunkler und finsterer; ringsum knacken die Aeste der Bäume, manche fallen krachend zu Boden; die schwüle Luft hat sich plötzlich abgekühlt und senkt sich auf uns herab. Es währt nicht lange, so kommen auch schon die ersten großen Tropfen, und nun schüttets in Strömen auf uns herab. Was hilft da ein armseliger Schirm gegen solch einen Regen! Ueberdies kann man ihn auf dem schmalen Pfade kaum aufspannen. Klatschend schlagen einem die nassen Gebüsche und das Gezweig ins Gesicht. Der Weg ist plötzlich in einen Bach verwandelt und bei jedem Schritt rutscht mein Pferd aus, bis es schließlich nicht mehr weiter zu bringen ist. Sollen wir um-

kehren? Nein, nur vorwärts! Bald läßt auch das Unwetter nach und in der frischen, kühlen Luft läßt es sich gut marschieren. Bis wir unsere erste Außenstation Fankyeneko erreichen, sind auch unsere Kleider wieder ziemlich trocken geworden.

Fankyeneko ist eine alte Außenstation, aber wenig fruchtbar, und auch die dortigen Christen machen wenig Freude. Das Christenquartier macht zwar keinen so übeln Eindruck, auch das Lehrerhaus ist nett und geräumig; aber um so armseliger sieht die Kapelle aus! Es war auch für uns wahrlich kein ermutigender Anfang, als wir die Aeltesten und Christen riefen und durch erstere erfuhren, einer der Christen sei abgefallen und „wolle Gott nicht mehr dienen". Leider war derselbe in den Wald gegangen, als wir ihn rufen lassen wollten, um ihm noch einmal ans Herz zu reden. So konnten wir denn bloß den anwesenden Christen das Gewissen schärfen und sie herzlich und dringend ermahnen, doch Lichter zu sein für ihre Umgebung.

Nachmittags gings dann weiter dem Ziele des Tages zu nach Nsutam. Daß zwei Missionare zu Pferde dort ankamen, ist ein einzig dastehender Fall in der Geschichte dieses Dorfes, und so springt uns denn auch alles, was nur irgend laufen kann, nach bis zu unserem Absteigequartier. Das ist eine bessere Anmeldung als alles Glockengeläute und sonstigen Einladungen; auf jeden Fall kann sich keiner entschuldigen und sagen: ich wußte nicht, daß ihr da seid.

Nsutam mit seiner Christengemeinde ist der reinste Gegensatz zu Fankyeneko. Gleich bei unserer Ankunft sahen wir, daß die Christen ein großes Stück Wald niedergehauen haben und die kleine Kapelle eben durch eine größere ersetzt wird. Rechts und links von der Straße erheben sich auch einige neue Ansiedlungen von Taufbewerbern, die ihre alten Hütten im Heidendorf verlassen haben und sich auf das Land der Christen anbauen. Es ist das hierzulande immer ein Zeichen von gesundem Wachstum einer Gemeinde, wenn sie opferwillig ist und fleißig Gemeindearbeit verrichtet. Auch hierin können sich unsere Nsutamer sehen lassen. Innerhalb eines Vierteljahres haben die 20 Leutlein über 25 Fr. geopfert. Seit einem halben Jahr haben sie einen Lehrer und alles geht in die Schule, die Erwachsenen, die werktags keine Zeit haben, in die Sonntagsschule. Da lernen sie Liederverse und Lesen und die Begabteren auch Schreiben. Es berührt ungemein komisch, wenn man die verheirateten „großen Kinder" mehr als 50 mal hintereinander a, e, o, u, ä, ö, ü u. s. w. geradezu herausschreien hört, oder wenn man sie ungezählte krumme und schiefe Strichlein auf der Tafel machen sieht. Besondere Not bereitet ihnen die Beschaffung einer Glocke. Br. Bauer hat s. Z. noch einige badische Eisenbahnglocken aufkaufen können und ihnen eine davon ver-

sprochen gegen Frachtvergütung. Zweimal haben einige von ihnen nun schon den vier Tagereisen weiten Weg zur Küste gemacht, um das Kleinod zu holen; allein durch Mißverständnisse wurde ihnen die Glocke dort nicht ausgeliefert; jetzt wollen sie, mit einem Brief von Br. Bauer versehen, noch einmal gehen. Hoffentlich dauerts nicht mehr lange, bis das Echo der einstigen badischen Eisenbahnglocke sich an den Riesenstämmen des Nsutamer Urwalds bricht.

Zu unserer Freude konnten in diesem Jahr hier schon vier Erwachsene getauft werden und einige Heiden stehen im Taufunterricht. Freilich ohne Betrübendes gehts auch da nicht ab. So berichtet uns der Lehrer, daß erst gestern ein Christ nach Asiakwa gegangen sei und sich dort habe verleiten lassen, Schnaps zu trinken bis zur Bewußtlosigkeit; heute sei er aus Scham darüber ins Heidendorf gegangen. Der Mann wird gerufen, ernstlich ermahnt und zur Strafe vom Abendmahl ausgeschlossen. Ferner sind zwei neugetaufte Christen da, die noch in der Heidenstadt wohnen; denen wird ein Termin von vier Wochen gestellt, innerhalb deren sie anfangen müssen, sich im Christendorf anzusiedeln; andernfalls müssen sie eine „Geldbuße an die beleidigte Gemeinde" zahlen, und wenn das nicht hilft, wieder ausgeschlossen werden. Die Gefahren für Christen, die noch unter den Heiden wohnen, sind zu groß und der Auszug aus Freundschaft und Verwandtschaft ist immer ein Gradmesser, wie weit es ihnen ernst ist oder nicht.

Nachdem man sich gebadet hat, werden der Reihe nach die Christen begrüßt und Haus um Haus besucht. Bis dieses wichtige Geschäft vorüber ist, ist auch der Fufu (Pisang oder Yamkloß, der in einem Holzmörser gestoßen wird) fertig. In einer großen schwarzen Landesschüssel werden dann die zwei mächtigen Fufuklöße nebst gesottenem Huhn und sehr viel Pfeffer aufgetragen.

Abends kommen die Aeltesten und übrigen Männer der Gemeinde und setzen sich in großem Kreise im Hofe herum. Wir gesellen uns zu ihnen und dann geht ein Fragen und Antworten, ein Berichten und Erzählen los, bis wir erklären, daß wir zu weiterem zu müde seien. Am andern Morgen hielt Br. Bauer der versammelten Gemeinde in der Kapelle die Morgenandacht und dann gings zur Heidenpredigt in die Stadt. Uns voran zogen die Schüler mit Gesang; unter dem großen „Schatten-" oder „Faulheitsbaume", der nie fehlt in einem Akemdorfe, wird Halt gemacht. Dann wartet man ein Weilchen, bis sich ein größerer Haufe herzugemacht hat. Allein es fehlen noch viele. „Sieh, dort in jenem Hof sitzt einer und gähnt in den frischen Morgen hinaus; er muß Langeweile haben. Komm, hol ihn herbei!" rufen wir dem Lehrer zu. Eben wollen zwei Frauen

mit großen Waſſertöpfen auf dem Kopfe an uns vorbei. „Was, ihr wollt jetzt zum Waſſerplatz, während wir extra zu euch gekommen ſind und euch eine ſo wichtige, königliche Botſchaft zu überbringen haben? Habt ihr nicht zehn Minuten Zeit dafür? Gleich ſtellt eure Töpfe hin und hört zu!“ Am obern Ende der Straße ſieht man vier junge Leute Karten ſpielen. Sie thun, als ob ſie nichts hören und ſehen, und wie unſere Schüler ſie rufen wollen, werden ſie noch grob. Da muß der „ältere Meiſter“ (Br. Bauer) ſelbſt hin. Ein paar kräftige Worte, ob das, was ſie thun, auch recht ſei, und ob ſie denn glauben, daß Gott uns für nichts und wieder nichts hieher geſchickt habe? Es ſei doch bei ihnen ſelbſt ein ſtrenges Geſetz, daß man einen Botſchafter wenigſtens anhören müſſe. Dann nimmt er zwei unter den Arm und nun folgen auch die beiden andern beſchämt nach. Solche Scenen haben wir auf unſerer Predigtreiſe noch öfter erlebt und ich habe mich dann allemal an das Wort im Gleichnis erinnert: „nötige ſie, hereinzukommen!“

Endlich ſind wir ſo weit, daß wir die Botſchaft vom Himmel ausrichten können. Wir laſſen zuerſt den Lehrer oder einen der Schüler beginnen; die geben etwa die Einleitung, woher wir kommen und mit welcher Freude wir gekommen ſeien. Sogar zwei Pferde hätten wir bei uns; aber nicht deshalb — ſo ſprach unſer langer Anno — ſind wir da, um euch die Pferde zu zeigen, oder um euern Kakao und Gummi zu kaufen, ſondern eine viel größere Sache, das Wort des allmächtigen Gottes und ſeines Sohnes hat unſere Meiſter aus weiter Ferne von ihren Freunden hinweg zu uns, deren Sache in Beziehung auf Gott ſehr ſchlimm ſteht, hergeführt. Dann giebt er noch ſeine eigene Bekehrungsgeſchichte an und ſagt: ſo wie er’s gemacht habe, ſollen auch ſie, die Verſammelten, es ihm gleichthun. Nach ihm ſprechen dann wir beide. Da ich ſehr wohl begründete Urſache hatte, daß die Leute mein „Tſchi“ nicht ſo recht verſtehen, ließ ich immer die Hauptgedanken durch einen Schüler wiederholen. Es iſt von Wert, daß man von Anfang an das Intereſſe der Zuhörer weckt und dazu eignen ſich beſonders die bibliſchen Geſchichten oder Gleichniſſe oder Geſchichten aus der alten Kirche. Oft helfen einem auch die Tſchiſprichwörter, wie z. B.: „Wer auf einem Elefantenpfad geht (d. h. auf einem breiten, ſchon oft begangenen Weg), der kann ſich nicht verirren.“ Nichts liegt näher, als bei der Erklärung und Anwendung auf Jeſum hinzuweiſen, der uns den Weg zum Vater bereitet hat, ja der ſelbſt der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt. Auch bei einem Sprichwort wie: „Für einen Kranken kann nicht ein anderer die Arznei trinken, er muß es ſelbſt thun,“ laſſen ſich manche Gedanken daran anknüpfen.

Die Leute haben still zugehört; selten daß einer zweifeln würde; und als wir fragen, ob sie alles verstanden haben und ob sie nun nicht alle kommen wollen, ertönt von vielen Lippen: „Wir habens verstanden; euer Wort ist süß. Es wird nicht mehr lange dauern, so kommen wir alle!" Im Geben von Versprechungen ist der Neger ein Meister; leider aber auch im Nichthalten derselben. Von dem Samen, den wir hier ausstreuen, fällt besonders viel in das Steinichte, da es nicht viel Erde hat und es geht bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hat; wenn aber die Sonne aufgeht, verwelkt es und dieweil es nicht Wurzel hat, wird es dürr! Gottlob, etliches fällt auch auf gutes Land, und mit dieser Hoffnung wollen wir von Nsutam weitergehen. So wie hier haben wir es dann fast auf der ganzen Reise gehalten: abends gewöhnlich die Gemeindeangelegenheiten und Presbytersitzungen erledigt und am andern Morgen den Christen die Andacht und den Heiden eine Ansprache gehalten.

Von dieser kleinen Gemeinde weg gehts nun zu einer stattlich großen nach Asiakwa, wo die Gemeinde 243 Seelen zählt. Die dortigen Christen haben schon viel mit einer brennenden Wohnungsfrage zu schaffen gehabt. Zuerst hatten sie sich an einem sehr ungesunden Platz angesiedelt und sich Kapelle, Schule und Lehrerhaus gebaut; allein es gab immer mehr Kranke. So brachen sie denn ihre Hütten wieder ab und fingen an, sich auf einem nahen Hügel anzusiedeln. Als sie schon beinahe halb fertig waren, kam es ihnen zum Bewußtsein, daß das Bauen auf einem Berge viel zu anstrengend und der Gipfel nicht groß und breit genug sei. So zogen sie denn wieder mit Hab und Gut herunter und fällten ein neues großes Stück Urwald in der Nähe des alten Dorfes. Seit einem Jahr erhebt sich da nun ein schönes, gewaltiges Christendorf mit großen netten Gehöften, und man kann diesen Leuten das für Neger gewiß seltene Lob nicht versagen, daß sie in der That fleißig sind. Einer der Kirchenältesten, ein alter Mann mit einem gewaltigen Schnurrbart, sagte mir dann auch im Gespräch: „Herr, wenn wir keine Christen wären und Gottes Sache nicht so liebten, hätten wir das nie zustande gebracht und würden uns auch jetzt nicht vom Morgen bis zum Abend (für Neger etwas Schreckliches!) so abplagen!" Mit ihrer Kirchensteuer sind sie letztes Jahr etwas zurückgeblieben; um so mehr freute es mich, als mir die Aeltesten nun doch noch über 100 Fr. übergaben und dabei baten, man möge eben Geduld haben; sie hoffen alles, auch die seit Neujahr erhöhte Kirchensteuer, zahlen zu können. Wo es so in einer Gemeinde steht, da muß es im Heidendorf bergab gehen und wirklich hat uns auch kein Heidendorf so sehr den Eindruck des Verfalls und der Oede gegeben, wie das alte Asiakwa. Im letzten

Monat konnten dort auch wieder einige Heiden getauft werden. Unvergeßlich wird mir der Morgen bleiben, an dem wir Asiakwa verließen. Da die Kapelle noch nicht vollendet ist, so hatten sich alle, alt und jung, Männer und Frauen, im großen Hof und außerhalb des Lehrergehöftes gelagert, wo ihnen Br. Bauer, selbst gehoben durch die Andacht seiner Zuhörer, eine herzerhebende Ansprache hielt.

Kaum 30 Minuten von Asiakwa entfernt ist ein anderes Dorf, Sadschumase, wo sich auch schon ein kleines Gemeindlein gebildet hat. Als ich im Februar d. J. dort durchkam und die Christen grüßte, überreichte mir sogleich einer ein altes, schmutziges Papier, auf dem er mit großer Mühe alle Namen der dortigen Christen und ihrer Kinder aufgeschrieben hatte. Ich zählte ihrer 53. Dieses schmutzige Papierchen war also das erste und älteste Tauf- und Gemeinderegister Sadschumases. So geht eben alles im Leben aus kleinen unscheinbaren Anfängen hervor. Da dort kein Lehrer ist, so hält ein Christ, der früher in unserer Mittelschule war, ihnen täglich die Morgenandacht. Auch hat er eine Singstunde eingerichtet. Am Sonntag früh pilgern dann alle nach Asiakwa zur Kirche. Uebrigens sind sie auch nicht müßig gewesen. Aus eigenen Mitteln haben sie sich eine große geräumige Kapelle gebaut.

3.

Doch nun weiter auf dem Weg der Hauptstadt Akems, Kyebi, zu. Es ist bezeichnend für den dortigen König und seinen Einfluß, daß je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto schlechter die Wege werden. Da trifft man 20—30 Fuß tiefe, 2—8 Fuß weite Goldgruben mitten im Wege, die in der Regenzeit mit Wasser gefüllt sind, von umgestürzten Baumstämmen, die über den Weg liegen, von Flüssen und Bächen ohne Brücken, viertelstundenlangen Sümpfen gar nicht zu reden.

So können wir denn froh sein, wenn wir endlich mit heilen Gliedern, wenn auch schmutzigen Kleidern, die Hauptstadt erreichen. Zu den schlechten schmutzigen Wegen hat einmal ein alter Akem-Missionar gesagt, es sei nur gut, daß das Wort: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen" nicht äußerlich zu verstehen sei, denn sonst könnten wir kaum zu dieser Gesellschaft von Friedensboten gerechnet werden, und doch wollen wir das sein.

Nun sind wir in Kyebi. Wie wir so durch die Straßen des ausgedehnten Christendorfes ziehen und an der großen schönen Kapelle und den Schulhäusern vorbei über den großen freien Platz dem alten, schon seit lange verlassenen Missionshaus zuschreiten, da kommen sie

nur so angeflogen die Gedanken und Erinnerungen an die vergangenen Tage, an die Christenverfolgung im Jahr 1887, an die treuen Streiter und Streiterinnen, die nach kurzer aber zum Teil so reich gesegneter Arbeit in Akems Erde ruhen bis zur seligen Auferstehung.

Hier bleiben wir nun für einige Tage. Morgen ist Himmelfahrtsfest und am Sonntag darauf predigen wir in der gedrängt vollen Kirche, Br. Bauer des Morgens, sein jüngerer Kollege des Nachmittags. Morgens gab es auch noch eine Kindertaufe zu vollziehen, bei der die ganze Gemeinde zugegen ist. Der kleine Täufling erscheint in einem weißen Röckchen auf dem Arm einer alten Negerin; rechts und links davon stehen die drei Kirchenältesten, ehrwürdige Gestalten in ihren langen, wallenden, wie eine römische Toga umgeschlungenen Landesgewändern. Hinter seinem Sprößling steht der Vater, krampfhaft in der Hand 1 Schilling (1 Mark) haltend, den ihm nach vollzogener Handlung einer der Aeltesten abnimmt und ins Kirchenopfer thut.

Was uns hier besonders freute, war der gute Kirchenbesuch, den wir bei allen Gottesdiensten fanden. In Pfarrer Asare hat die Gemeinde eben auch einen treuen Hirten und Seelsorger. Jeden Tag besucht der Pfarrer alle seine Gemeindeglieder, wozu er oft drei Stunden braucht. Die Gemeinde zählt 167 Kommunikanten. Die Leute seien sehr erfreut darüber und beklagen sich gleich, wenn er einmal nicht komme. Daß dieses Besuchemachen im Dorf keine Kleinigkeit ist, mußte ich auch erfahren, als wir abends die Leute grüßten. Zwei volle Abende brauchten wir dazu, bis wir überall herum waren. Br. Bauer, der im „Grüßen“ eben schon viel mehr Fertigkeit hat, war immer schon im nächsten Haus, während ich im vorhergehenden noch nicht fertig war. Das Grüßen ist einfach. Ehe man in ein Gehöft eintritt, ruft man „agő“! worauf dann von innen mit „amẽ“ (herein!) erwidert wird. Dann schüttelt man den anwesenden Erwachsenen kräftig die Hände und richtet Grüße aus von der Stadt, von der man kommt; z. B. „Die Leute von Begoro grüßen euch.“ Antwort: „Wir nehmen's an.“ Dann fragen die Begrüßten: „Wie geht's den Begoroern?“ Wir erwidern: „Es geht ihnen gut.“ Dann kann man noch persönliche Fragen einschalten. Will man gehen, so ruft man ihnen zum Abschied zu: „Wir haben euch nun besucht!“ Je nach der Tageszeit rufen die Bewohner dem Besuchenden noch einen „guten Morgen, Mittag oder Abend“ nach. Wörtlich genommen heißt ihr Abschiedswort: „Ich bedaure dich wegen der Kälte“ (am Morgen), oder: „Ich bedaure dich wegen der Hitze“ (am Mittag).

Zwei Ereignisse stehen für Kyebi in Aussicht, von denen das

eine ebenso erfreulich, wie das andere bedauerlich für die Mission ist. Sie kennzeichnen zwei Gegensätze der Neuzeit, da besonders jetzt in den Kolonien die Jagd nach Glück und Geld und die Arbeit der Kirche um das ewige Heil der Seelen so hart im Raume sich stoßen. Es sind das erstlich die Wiederbesetzung Kyebis durch europäische Missionare,*) die im Blick auf die Ausdehnung der Akemmission von höchster Bedeutung ist, und zweitens die Besetzung Kyebis durch eine große, kapitalkräftige englische Goldgräbergesellschaft. Die Pioniere derselben haben das Land auf Gold untersucht und — man möchte fast sagen „leider" — Gold in hinreichender Menge gefunden. Sie behaupten, daß ein Goldlager sich von Asiakwa über Kyebi viele Stunden nach West-Akem hinziehe und reiche Ausbeute verspreche. Da bekämen wir dann plötzlich ein Stück böses Küstenleben in unser bisher friedliches Ländchen herein.

Von Kyebi aus lassen sich leicht verschiedene Außenplätze besuchen. So gehts denn am Freitag nach Himmelfahrt nach Apapam, Adadentem und Aschenease und am Samstag Mittag nach Panno und Tete. An all diesen Orten sollen früher mehr Christen gewesen sein, als gegenwärtig. Die Hauptschuld ist wohl das, daß bei der großen Verfolgung im Jahre 1887 fast alle abfielen, und seither will nichts Rechtes mehr dort gedeihen. In Tete z. B. haben sie eine Frau als Häuptling. Dieselbe war früher Christin und hatte sogar unsere Schule besucht. Als sie dann trotz Warnung und Strafe den „Häuptlingsstuhl" bestieg, hatte sie sich damit selbst wieder zum Fetisch- resp. Ahnendienst bekannt. Jeder Häuptling muß nämlich innerhalb 40 Tagen zweimal seinem Stuhl, resp. dem Geiste derer, die vor ihm auf demselben saßen und die Häuptlingswürde inne hatten, Opfer darbringen. — Apapam wurde letztes Jahr schwer von den Pocken heimgesucht. Trotzdem haben die wenigen Christen (44 Kommunikanten) dort letztes Jahr über Fr. 50 fürs Missionsdefizit beigesteuert; aber auf die harten Herzen der Heiden hat jene Heimsuchung keinen Eindruck gemacht, obschon der Lehrer mit den Christen und wir selber oft und viel auf den hinzuweisen suchten, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid." Aschenease ist einer der wenigen Orte Akems, wo gegenwärtig überhaupt keine Christen sind, obwohl es nur eine Stunde von Kyebi entfernt ist. So steht Licht und Schatten eben oft nahe beieinander.

In Aschenease hielt Br. Bauer anstatt einer eigentlichen Heidenpredigt eine Katechese mit den Leuten und es fiel mir auf, wie

*) Wegen seiner ungesunden Lage wurden nämlich im Jahre 1884 die europäischen Missionare von Kyebi zurückgezogen.

schlagfertig die Leute seine Fragen beantworteten. Anbei einige Züge aus derselben, die mir noch gegenwärtig sind. „Ihr Leute von Aschenease, ihr liebet den Fetisch zu sehr!“ begann der Katechet. Antwort: „Was sollen wir anders thun? So haben wirs von unsern Vätern überkommen. Ihr saget ja selbst, man soll den Eltern gehorchen!“ Kat.: „Ja im Guten muß man natürlich den Eltern gehorchen; aber wenn zu dir, Jüngling dort, dein Vater sagt: du sollst deinen Nachbar töten! mußt du das auch thun?“ Antw.: „Natürlich nicht. Das wäre unrecht!“ Kat.: „So! Nun, eure Väter waren alle Sklaven; sie lebten wie die Tiere dahin; wenn ihr ihnen alles nachmachen wollt, warum seid ihr nicht Sklaven geblieben?“ Antw.: „Ja Herr, das ist wieder etwas anderes; jetzt giebts eben keine Sklaven mehr; wir sind alle frei!“ Kat.: „Folglich, wenn eure Väter noch Sklaven des Fetisches waren, so haben sie eben nichts Besseres gewußt; ihr aber könnet euch davon los machen, denn ihr höret jetzt eine bessere Sache. Oder bringt euch der Fetisch viel ein?“ Einer ruft: „ja, wir dürfen thun, was wir wollen; wir haben Freude am Leben.“ Kat.: „Ich weiß wohl, was ihr thun dürft; ihr dürft lügen, betrügen, stehlen und recht viele Weiber nehmen. Pfui! Heißt ihr das Freude am Leben? Hat euch der Fetisch sonst noch etwas eingebracht?“ Aus einem Haus ruft einer, den wir gar nicht bemerkt hatten: „Schulden!“ Kat.: „Hört ihr's, da sagt es einer selbst; Schulden habt ihr von eurem Fetischdienst! Euer ganzes Leben ist eine Schuld! Haben die Christen auch Schulden?“ Antwortet einer: „Ja, das ist etwas anderes! Die helfen einander, oder ihr helfet ihnen!“ Kat.: „Nein, wir geben ihnen keinen Pfennig, und wenn sie sich gegenseitig helfen, zeigt das, daß sie sich lieben. Das haben sie nur von Einem gelernt, der selbst die Welt also geliebet hat, daß rc. Seht, bei euch Heiden hat oft nicht einmal der Sohn Liebe zum Vater! War da in Begoro jüngst ein junger Mann von 21 Jahren. Sein Vater sagt ihm, er solle Holz für ihn holen; er thut's nicht. Der Vater schimpft; dafür schlägt der Sohn seinen eigenen Vater. Nun verflucht der Vater den Sohn und letzterer geht zum Häuptling und verklagt den Vater und der muß 60 Fr. Strafe zahlen! Seht, so geht's bei euch zu!“ Nun schließt der Katechet nach einer kurzen Ueberleitung auf den Herzen-, Haus- und Familienerneuerer, Freund und Schuldentilger Jesus Christus. — So ist auf mancherlei Weise der Acker bestellt worden. O, daß doch die Früh- und Spatregen von oben den Samen zum keimen bringen möchten!

Am Dienstag verlassen wir Kyebi. Es ist gut, daß unsere Pferde ausgeruht haben, denn heute haben wir einen harten Marsch vor

uns: es gilt, ein ziemlich hohes Gebirge zu übersteigen. Ueber dem Gebirgsstock drüben, etwa drei Stunden von Kyebi, liegen kaum 20 Minuten von einander entfernt zwei größere Dörfer; in beiden sind ansehnliche Gemeinden und Schulen. Da wir Zeit haben und wissen, daß beide Gemeinden des kurzen oder langen Besuchs der Missionare wegen immer etwas neidisch auf einander sind, so wollen wir alle Gerechtigkeit erfüllen und heute bei der einen und morgen bei der andern übernachten. Unsern Lastträgern leuchtet dieses gemütliche Reisen besonders ein und um ihre Freude zu erfüllen, kaufen wir ihnen, kaum in Wirekyireng angekommen, einen kleinen Geißbock. Wenn der Neger genug Fleisch hat und einen großen Fufukloß dazu, dann lacht ihm das Herz, an einem solchen Orte ist er glücklich, und so haben denn unsere eingeborenen Begleiter die verschiedenen Gemeinden, bei denen wir einkehrten, auf ihren guten oder schlimmen Zustand immer darnach taxiert, ob ihnen viel oder wenig zu essen gegeben wurde. Von Wirekyireng also hatten sie bald den besten Eindruck: die Leute brachten ihnen viel Fufu und bis zum Abend war auch schon das Geißlein ganz aufgezehrt. Die Neger essen an solch einem Tier beinahe alles; selbst die frisch abgezogene Haut wird über dem Feuer geröstet verspeist und die scharfen, blendend weißen Zähne der Neger zermalmen selbst die Knochen, wie unsre Kleinen zu Hause ihr Butterbrot.

Aber auch bei den Wirekyirengern herrscht große Freude, denn es ist das erste Mal, daß die Missionare bei ihnen und nicht im andern Dorfe übernachten. Als Ausdruck derselben bringen sie uns eine Ziege zum Geschenk. Einer unsrer Knaben fragt gleich, ob wir die auch noch schlachten. Dem wird aber erwidert: nein, Freund, die wird nicht verspeist, die muß vielmehr den Grundstock unserer künftigen Ziegenherde in Begoro abgeben! Wie gewöhnlich gings nun zum Grüßen in die Häuser; dann begaben wir uns wieder ins Lehrerhaus und es kamen die Christen zu uns, um uns willkommen zu heißen. Es ist ein schöner Zug bei den Negern, daß sie etwas auf Höflichkeit, Anstand und Gastfreundschaft geben. Zuerst kamen alle Männer in langem Zug und hinter ihnen die Frauen, von denen die meisten ihr jüngstes Kind auf den Rücken gebunden bei sich trugen.

Die Gesamtzahl der dortigen Gemeindeglieder beträgt 109 Seelen. Leider hatten sie in den letzten Jahren fast keinen Zuwachs, was wohl auch daher rührt, daß zwei der frühern dortigen Lehrer Mietlinge waren und der Gemeinde ein schlechtes Beispiel gaben. Im übrigen ist diese Gemeinde dafür bekannt, daß es bei ihr immer viel „Palaver zu essen“ (Streitigkeiten) giebt. Da ist z. B. ein Ehepaar, das schon seit zwei Jahren in Unfrieden lebt, und seitdem will sich der

Mann von seinem Weibe scheiden lassen. Immer wieder ist er von den Kirchenältesten davon zurückgehalten worden. Letztes Jahr, als der Fall wieder besprochen wurde, erklärte er: „um Jesu willen will ich's noch einmal mit meiner Frau versuchen, wenn ich auch vor den Leuten als ein „Knabe" (ein großer Schimpf für einen Erwachsenen) dastehe." Wie uns nun aber die Aeltesten versichern, gehts jetzt doch nicht, und um des Friedens in der Gemeinde willen müssen wir nun einschreiten.

Eine besondere Sache haben die Kirchenältesten, mit der sie uns heute überraschen. Sie wollen ihre Kapelle einweihen und dabei ein großes Fest feiern und andere benachbarte Gemeinden dazu einladen. Dazu wollen sie sogar ein Oechslein (um ca. 100 Fr.) kaufen und es verspeisen. Wir: „Ja, das verstehen wir nicht recht; eure Kapelle habt ihr ja schon vier Jahre in Benützung und soeben sagt ihr, es sei so schwer, das Geld für die Kirchensteuer aufzubringen; außerdem habt ihr die Bitte an uns, wir möchten euch doch ein Abendmahlsgerät besorgen! Und nun wollt ihr einen Ochsen zum Verspeisen kaufen? Denket euch, was werden da unsere Freunde in Europa sagen, wenn sie hören, daß ihr eure schon vier Jahre alte Kapelle nun noch auf diese Weise einweihen wollet!" „Ja," entgegnen sie, „unsere Brüder im benachbarten Krobo (dem Konkurrenzorte) haben nun bald ihre Kapelle fertig und wollen sie dann einweihen mit einem Fest. Da ist's für unsere Gemeinde eine Schande, wenn wir nicht auch Kirchweih halten; und was das Geld betrifft, so hoffen wir, dasselbe bei einem guten Freunde (natürlich gegen 10 oder noch mehr Prozent Zinsen) entlehnen zu können." — Diesmal lassen wir uns aber nicht von der Triftigkeit der Gründe überzeugen und schlagen es ab. Dagegen wollen wir uns bemühen, den Leuten zu einem einfachen Abendmahlsgeräte zu verhelfen.

Vor Anbruch der Dunkelheit wollen wir aber doch noch mit einander ins Heidendorf gehen. Da und dort bleiben wir stehen und lassen uns mit diesem und jenem in ein Gespräch ein. Wie wir so dastehen, kommen plötzlich drei uralte Weiblein auf uns zu, in gebeugter Haltung stützen sie sich auf ihre Stöcke und wackeln langsam daher; mit den Runzeln und Furchen in den unschönen Gesichtern erscheinen sie uns wie ein Kleeblatt von alten Dorfmuhmen. Auf unsere Frage, wer sie seien, heißt es: die in der Mitte ist die hiesige Fetischpriesterin und die andern zwei sind ihre Freundinnen. Wir grüßen sie; allein gegen allen sonstigen Anstand würdigt uns die Alte in der Mitte keines Gegengrußes; schweigend schreitet sie ihrer Hütte zu. Aber so leichten Kaufes wollen wir sie denn doch nicht entkommen lassen. Wir gehen ihr also nach und treten in ihr Gehöft ein. Da steht auch gleich vor uns das Fetischhaus. Die

Vorderseite ist hübsch verziert und mit gelber und roter Erdfarbe bemalt. Oben über dem Eingang der Hütte hängen an drei Schnüren verschiedene Säcklein und Päcklein herunter. Sie dienen jedenfalls dazu, alle bösen Geister fern zu halten. In der Hütte selbst gewahrt man nur einige Schüsseln, in denen sich Speise und Palmwein befindet,- die gewöhnlichen Opfergaben. Sie stehen um einen großen Lehmklotz herum, der aber mit einem Tuch verhüllt ist. Wahrscheinlich ist in dem Klotz eine Oeffnung, wo sich der Götze, vielleicht ein Stein oder Holz, befindet. Gar zu gerne möchten wir es uns genau ansehen; allein schon hat sich die Alte vor den Eingang ihres Heiligtums gesetzt. In ihren Zügen spiegelt sich zugleich Furcht für den Fetisch und Zorn gegen die Fremden. Wie wir sie nun genauer betrachten, gewahren wir, daß ihr rechtes Auge vollständig erblindet ist. Auf unsere teilnehmende Frage, wie das gekommen sei, öffnen sich nun doch auch ihre Lippen und sie erzählt uns ihre Geschichte, wieder ein Zeugnis davon, wie liebeleer es bei den armen Heiden aussieht. Sie erzählt, sie sei einmal krank geworden und ihre Augen haben ihr wehe gethan. Daraufhin sei sie zu ihrer Kollegin, der Fetischpriesterin im nahen Nkronso gegangen, weil die ihr gesagt habe, sie habe eine gute Medizin für sie. Dieselbe habe ihr dann eine scharfe Medizin in das Auge gespritzt, die dasselbe sofort blendete, und dann habe die „Freundin“ sie noch recht teuflisch ausgelacht. — Das sind die geistigen Führer unseres Volkes hier. Als wir am andern Morgen ganz in der Nähe des Fetischhauses die Heidenpredigt hielten, ertönte von dorther lautes, dumpfes Trommeln. Wollte die alte Priesterin uns stören, oder rief sie die Geister des Fetisches?

Nach der Heidenpredigt setzten wir die Reise fort; ein Marsch von nur 20 Minuten liegt vor uns. Er wird uns noch verschönert durch die Schüler von Wirekyireng, die mit ihrem Lehrer uns begleiten und fröhlich ihre schönsten Lieder zum Besten geben. So erreichen wir denn bald Apedschwa-Krobo, das Ziel des heutigen Tages. Diese Stadt ist eine alte Bekannte von mir; hatte ich doch voriges Jahr mit Br. Mohr, der den Christen den Dachstuhl auf ihre neue große Kapelle aufsetzen half, fast eine Woche in ihren Mauern zugebracht. Seither ist die Vollendung der Kapelle langsam, schrittweise, ohne Uebereilung, wie das beim Neger sich von selbst versteht, vorangeschritten. Bei solch gemütlicher Arbeit wird sie wohl in ein bis zwei Jährlein vollends fertig werden. Apedschwa ist die einzige Gemeinde in Ost-Akem, die als solche Schulden hat — fast über 1500 Fr. Sie brauchen alles für ihre Kapelle. Da haben sich nun die Christen unter sich eine Extrasteuer auferlegt, so daß z. B. auf einen Aeltesten fast 50 Fr. kommen, auf einen jungen Mann etwa

30 Fr. Auf unsere bedenklichen Mienen hin meinten die Leute fröhlichen Angesichts: „Seid nur ruhig! Diese Schulden machen nichts; wir werden sie schon bezahlen.“ Man möchte die Neger oft um ihre Sorglosigkeit und ihren fröhlichen Kinderglauben beneiden.

Apedschwa-Krobo hat im letzten Jahr erheblich an Christen zugenommen; es sind nun 132 Gemeindeglieder dort. Besonders hoch haben sie ihre Schule gebracht: sie zählt fünf Klassen mit 80 Schülern. Daneben gehen noch 27 kleine Negerlein in die Kinderschule. Der Gemeindekatechist und Hauptlehrer ist ein eifriger, arbeitsfreudiger Mann, dem das Wohl seiner Gemeinde am Herzen liegt. Im allgemeinen scheint ganz Krobo, Christen- wie Heidenstadt samt dem Häuptling, unter dem Zeichen der „Schulden“ zu stehen. Das giebt auch bei der Heidenpredigt treffliche Anknüpfungspunkte. Wie auch bei uns zu Hause manche Leute, so sind die Apedschwa-Kroboer große Prozeßkrämer. So hat der Häuptling und seine Aeltesten schon seit ca. vier Jahren einen großen Prozeß mit den Apapamern um ein Stück Land, und die beiderseitigen Kosten mögen sich wohl schon an 50000 Fr., weit mehr als das Land wert ist, belaufen. Das meiste von diesem Gelde haben die Herren Advokaten in Akra eingesteckt; man sagt, einer derselben habe sich davon ein prächtiges, zweistöckiges Haus gebaut. Im Gegensatz dazu hat der Apedschwa-Häuptling nicht einmal mehr eine anständige Hütte; so sehr ist den Leuten dort der Lebensmut und die Schaffensfreudigkeit geschwunden, und doch schien es uns bei der Heidenpredigt, als ob trotz alledem die Herzen noch nicht williger fürs Evangelium geworden wären.

4.

Wie gestern aus Wirekyireng, so begleitet uns heute aus Krobo die große Schar Schüler und Christen, denen sich noch manche Heiden anschlossen, mit Lied und Gesang zum Städtchen hinaus. Auf den nun beginnenden Marsch nach dem Dorfe Nkronso war's uns um der Pferde willen etwas bange. Der Weg führt da nämlich durch einen zehn Minuten langen Sumpf. Schon bei seiner letzten Reise war Br. Bauer mit seinem Pferde schwer gestürzt, das Pferd selber war bis zum Leibe eingesunken und Br. Bauer vollständig mit Morast bedeckt in Apedschwa-Krobo angekommen. Hätten wir eine Regierung im Lande, die ein wenig Energie hätte und sich das Wohl ihrer Unterthanen angelegen sein ließe, statt sich nur nach Geld umzuschauen, so wäre da bald abgeholfen. Wie erstaunt waren wir nun, als statt des berüchtigten Sumpfes sich ein schöner, mit Stein fundierter und

mit roter Erde bedeckter Weg unserm Blicke zeigte. Da reiten wir nun bequem hindurch und lassen rechts und links die tiefen Sumpfgräben ruhig liegen. Also hatte Br. Bauer's Bitten und ins Gewissenreden doch gefruchtet und die Heiden haben auch einmal der Mission einen Liebesdienst erwiesen, der uns von unsern englischen weißen Brüdern fortgesetzt verweigert wurde. Da konnten wir denn, als wir Nkronso erreichten, den Leuten danken und im Anschluß an die allgemeinen Wege auch noch von dem besondern Wege, der gen Himmel führt, reden. Die böse Fetischpriesterin, eine alte Bekannte von Wirekyireng, die mir auch im Februar d. J. meine Heidenpredigt störte, indem sie tanzend und laut scheltend an der Versammlung vorbeizog, ließ sich diesmal nicht blicken; alle hörten ruhig zu.

Unsere Weiterreise führt uns nach dem zwei Stunden entfernten Asafo. In den nächsten Tagen ändert sich das Bild etwas, das wir bisher von den Christengemeinden sowohl als von den Heiden bekommen haben. Wir kommen jetzt in geistig trockene, magere Gegenden, wo allerdings da und dort eine liebliche Blume blüht und hin und wieder ein Baum voller Früchte hängt, wo aber manches Unkraut auf dem steinigen Acker wächst und mancher Baum am Wege steht, von dem man versucht wäre zu sagen: Haue ihn ab, was hindert er das Land! Asafo macht den Anfang damit. Als ein äußeres Zeichen spricht schon das, daß der Lehrer nur mit Mühe etwas für uns zum Essen bekommt. Wir wollen für uns und unsere Leute eine Ziege kaufen, allein man fordert den dreifachen Preis. Wir unterlassen es deshalb. Auch am nächsten Morgen tritt uns bei der Heidenpredigt die unfreundliche, gleichgültige Gesinnung der Asafoer entgegen: sie lachen, witzeln und spotten, und erst als wir ihnen sagen, daß wir unter solchen Umständen den Lehrer von ihnen wegnehmen müssen, werden sie kleinlaut. Die kleine Gemeinde dort hat letztes Jahr 11 Glieder durch Wegzug verloren, so daß ihr jetzt nur noch zwei Familien zugehören. Als Lichtblick erschien uns, daß der Lehrer uns auf einem Papier die Namen von neun Taufbewerbern zeigte. Einige stellten sich dann auch selbst vor; die andern waren gerade abwesend.

Am Freitag den 19. Mai hatten wir den schlechtesten Weg auf der ganzen Reise. Der Pfad war nirgends gesäubert, so daß wir durch das stundenlange Wandern durch beinahe mannshohes, nasses Gras bis auf die Haut durchnäßt wurden. Dabei kamen alle Augenblicke mannsdicke Wurzeln und umgestürzte Bäume, die quer über den Weg lagen, und einige Male verstrickten wir uns förmlich in den üppig wuchernden Schlingpflanzen und Rankengebüschen; mein Pferd geriet zwei Mal in Löcher, die von wucherndem Unkraut bedeckt waren.

Schließlich wollte es nicht mehr weiter gehen. Dazu verirren wir uns und finden erst nach einiger Zeit den richtigen Weg. Ueber dem ganzen unermeßlichen Waldrevier liegt ein tiefes Schweigen und Grabesstille. Die Hunderte von alten ehrwürdigen Baumriesen, deren Wipfel durch die sich emporspinnenden Schlingpflanzen oft wie zu einem großen grünen Blätterzelte verwoben sind, verbreiten ein düsteres, unheimliches Halbdunkel.

Doch alles hat ein Ende, so auch der Asafowald. Nach einigen Stunden kommen wir zu den wohlbekannten Wegeinzäunungen der Brechnußsträucher und zwei Minuten später stehen wir vor dem hübschen, aber zu unserm Empfang frisch geteerten und angestrichenen zweistöckigen Wohnhaus unseres Aeltesten Amoako von Anyinasing. Die Christen hier bilden mit denen von Mmase eine Abendmahlsgemeinde, und da wir uns vorgenommen hatten, über die Pfingsttage in diesem nun betretenen Bezirke das Abendmahl zu feiern, so mußten wir hier nachmittags mit dem „Durchgang", d. h. mit der Vorbereitung der Einzelnen, beginnen. Gerade dieser Durchgang, wobei man mit jedem Einzelnen über seine Stellung zum Herrn zc. sprechen kann, ist von großem Werte und hat besonders auch einen Einfluß auf das sittliche Leben und Verhalten der Gemeindeglieder. Schon vor der Vorbereitung kamen zwei Christen und erklärten, sie könnten nicht zum Abendmahl gehen, sie hätten Böses begangen. So mußten wir sie am nächsten Morgen ausschließen.

Die Mmaseer, die wir auf Samstag früh zum Gottesdienst bestellt hatten, kamen erst, als wir am andern Tag eben zum Dorfe hinauszogen, Kukurantumi zu. So ging ich denn mit ihnen und teilte diesen wenigen Christen in einer ärmlichen Hütte das hl. Abendmahl aus. Eine Kapelle haben sie schon lange zu bauen angefangen, aber noch nicht vollendet. Diese zwei Dörfer gehören so recht zu unsern Sorgenkindern; besonders in Mmase geht es statt vorwärts nur rückwärts. Anyinasing scheint sich dagegen neu entwickeln zu wollen: neue Gehöfte erstehen auf dem Christenland und so lange wir dort waren haben sich uns auch zwei Taufbewerber vorgestellt.

5.

Pfingsten, das liebliche Fest ist gekommen. Am Samstag Mittag zogen wir in dem alten, früher einmal von unsern Brüdern bewohnt gewesenen Pfarrhaus der Stadt Kukurantumi ein. Hier wollen wir Pfingstfest feiern. Wir sind unvermerkt müde und abgespannt geworden; ich besonders, der ich noch weniger akklimatisiert bin, mußte oft Chinin nehmen, und der ausschließliche Fufu wollte nicht mehr

schmecken. Da that denn die Festtagsruhe wohl. Wir sind froh, daß die Reise nun bald zu Ende ist. Doch so rasch dürfen wir nicht eilen; es giebt noch manches zu thun und zu hören. Die Kukurantumi-Gemeinde ist nun über 30 Jahre alt; doch ist sie nur langsam gewachsen. Erst vergangenes Jahr hat Gottes Geist dort einmal wieder recht spürbar geweht und ihre Gliederzahl ist von 121 auf 142 gewachsen. Unter den Neugetauften befindet sich auch eine Fetischpriesterin, die Besitzerin des berühmten „Steines von Kukurantumi", eines mächtigen Fetisches. Sie bemüht sich nun, wie der alte Katechist Tete sich ausdrückte, „das Christentum mit dem Herzen zu studieren." So geht da und dort ein Saatkorn auf, das oft schon so lange her in den Boden gelegt ward. Bei dieser Gelegenheit sei eines Vorfalles erwähnt, der sich im Verfolgungsjahr 1887 hier abspielte. Damals wurde der christenfeindliche König von Akem, Amoako Ata, wegen Gefangenhaltung der Missionare im Kyebier Missionshaus und wegen grausamer Mißhandlung der Christen nach Akra vorgeladen, und als er dann mit großem Gefolge seine Grenzstadt Kukurantumi passierte, rief er — sei es im Spott, sei es von einer ernsten Anwandlung ergriffen — seinen Unterthanen zu: „Bekehret euch nur, dann bekommt ihr einen guten Weg im Himmel! Wenn ich, der König, in meinen Sünden sterbe, so ist ein Sklave, der sich bekehrt und stirbt, besser daran, als Amoako Ata!" Kurz darauf bereitete diesem König eine Lungenentzündung, die ihn in Akra ergriff, ein jähes Ende. Aber waren diese Worte des Heiden nicht auch ein Samenkorn, in die Herzen der Kukurantumi-Leute gelegt? So redet der Herr auf mancherlei Weise.

Am Pfingstfest Vormittag hielt Br. Bauer den Gottesdienst mit Abendmahl. In der hübschen Kirche war eine festlich geschmückte, große Schar versammelt; da sangen wir dann zusammen unser altes und immer wieder neues Pfingstlied: „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein" u. s. w. Da mußte ich mir sagen: Wenn es uns auch nicht mehr, oder noch nicht vergönnt ist, ein Pfingstfest wie das in Jerusalem mitzuerleben, so sind doch noch die Pfingstfeste, die nun unsere Negergemeinden in Afrika, unsere chinesischen und indischen Brüder in Asien feiern, ein mächtiges Zeugnis dafür, daß der Geist des Herrn seinen Siegeslauf fortsetzt über die Erde und daß heute noch die Pfingstverheißung herrlich dasteht: „ich will ausgießen meinen Geist über alles Fleisch."

So wollen wir denn am Pfingstmontag zur letzten Haltstation ziehen, wo unser auch noch volle Arbeit wartet: Predigt, Abendmahl, Konfirmation und Taufe! Wir teilen uns redlich darein. Die letzte Station vor Begoro ist gebildet durch die zwei Dörfer Tafo und

Oseem. Wir bleiben in Tafo und lassen die Christen von Oseem herrufen. In Tafo herrscht große Aufregung unter den Heiden. Tags zuvor waren nämlich von Akra zwei Polizisten gekommen, die nach dem Verbleiben eines im Innern plötzlich verschwundenen Europäers zu fahnden haben. Zu diesem Zweck durchstöbern sie sämtliche Fetischhäuser im Lande. Da die Tafoer Fetischpriester meinten, man wolle ihnen ihre Fetische wegnehmen, so waren die meisten derselben mit ihren Heiligtümern in die Wälder geflohen. In Tafo giebt es nicht weniger als drei Fetischpriester und fünf Priesterinnen und in Oseem fast ebensoviele, ein Beweis, daß hier der Fetisch- und Götzendienst noch wenig gebrochen ist, ja die Leute dieser Ortschaften sind noch bigotte Fetischverehrer. Das bekommen auch unsere Christen manchmal zu verspüren. So wollten z. B. die Heiden sie am Anfang dieses Jahres wegen Pockengefahr zwingen, ihre Ziegen und Hühner zu schlachten, ja sie verboten ihnen sogar die Glocke zu läuten und zum Wasser zu gehen, weil es die Fetische angeblich so wollten und weil sie befürchteten, daß durch den Glockenton oder das Meckern der Ziegen und Krähen und Gackern der Hühner der „Pockengeist“ angezogen würde. In Oseem hat diese furchtbare Seuche über 100 Menschen weggerafft, unter ihnen auch neun Christen; aber bei den Heiden hat diese Heimsuchung nicht den geringsten Eindruck hinterlassen. Als wir am Dienstag früh auf dem Heimwege nach Begoro durch Oseem kamen, blies gerade einer auf einer großen Trompete die „Tagwacht“. Er hatte das offenbar in Akra beim englischen Militär gehört; unter den Schattenbäumen aber lagen die jungen Leute und spielten und lachten und schrieen uns noch lange nach. Doch wir hoffen und glauben, daß auch hier noch die Zeit kommen wird, wo sie sich freuen werden über Gottes Wort und seine Verkündiger.

Und nun noch einen sechsstündigen Marsch durch den Urwald über Berg und Thal, Fluß und Bach. Dann grüßen uns von weitem die weißen Häuser von Begoro; noch zehn Minuten und wir sind wieder zu Hause und werden freudig von den Zurückgebliebenen bewillkommt.

Dem Herrn aber, der Gelingen zur Reise gegeben und uns vor ernstlicher Krankheit und andern Unfällen und Gefahren behütet hat, gebührt der Dank und die Ehre!



Sven Hedins Berichte
über evangelische Missionare in Mittel-Asien.

Von G. Th. Reichelt.

Unter den neueren, sich auf Mittel-Asien beziehenden Reisebeschreibungen nimmt des schwedischen Reisenden Sven Hedin zweibändiges Werk „durch Asiens Wüsten" wohl die erste Stelle ein. Nicht nur für die geographische Forschung und Wissenschaft hat dieser unermüdliche, sehr vielseitig begabte Reisende während seines drei Jahre langen Reisens und Verweilens in Turkestan, Tibet und China Großes geleistet und dann die Hauptresultate seiner Forschungen in seinem Reisewerke niedergelegt, sondern dasselbe befriedigt auch in hohem Grade den nicht gerade wissenschaftlichen, aber nach gediegener und anregender Lektüre trachtenden Leser.

Aber auch der Missionsfreund findet bei Sven Hedin seine Rechnung, denn dieser evangelische, die Bibel immer mit sich führende Reisende schildert ausführlich die Missionare und die Missionsthätigkeit, die er in Kaschgar und in China nördlich vom Hwangho antraf, und giebt auch sein Urteil darüber ab. Hören wir zuerst, was er von Kaschgar berichtet.

Sven Hedin traf in dieser, seit tausend Jahren vom Mohammedanismus beeinflußten, jetzt zu China gehörenden, westlichen Stadt von Turkestan zwei evangelische Missionare und zwei katholische Männer an, von denen der eine wenigstens als Missionar gelten wollte.

Missionar Johannes war früher Mohammedaner, hatte in Erzerum den Koran studiert, daselbst »La illaha il Allah, Mohammed rasul Ullah« (es giebt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet) vom Minaret herabgerufen, und war dann Christ geworden, vielleicht durch amerikanische Missionare. Dann hatte er zwei Jahre lang eine Missionsschule in Schweden besucht und hatte sich darauf, wie es scheint aus eigenem Antrieb, nach Kaschgar begeben, wo er fast den ganzen Tag an einer Uebersetzung des Neuen Testaments in das Kaschgarisch-Türkische arbeitete und abends auf seiner Geige schwedische Kirchenmelodien spielte. Von einer missionierenden Thätigkeit des Johannes an den Bewohnern von Kaschgar scheint aber Sven Hedin nichts bemerkt zu haben. Im Uebersetzen der Bibel hat jedoch Johannes offenbar etwas Tüchtiges geleistet, denn vergangenes Jahr hörte man ja, daß er mit seinem kaschgarisch-

türkischen N. Testament nach Berlin gekommen sei und daß nun dieses zum erstenmal in jene Sprache übersetzte N. Testament auf Kosten der englischen Bibelgesellschaft gedruckt werden soll.

Der schwedische Missionar Högberg ließ sich, wohl vor etwa acht Jahren, mit seiner Frau und seinem Töchterchen, sowie mit einer schwedischen Missionarin und mit einem getauften Perser Namens Mirza Jussuf in Kaschgar nieder, und zwar außerhalb der Stadt, wo er sich ein asiatisches Haus sehr zweckmäßig einrichtete. Da er aber sah, daß es gefährlich sei, unter diesen fanatischen Mohammedanern sofort mit der Missionsthätigkeit zu beginnen, so fertigte der sehr geschickte und praktische Mann allerlei nützliche Hausgeräte an für die Bewohner von Kaschgar, welche diese Sachen nur in sehr primitiver Form fabrizierten. So stellte er z. B. schöne Spinnrocken, Blasebälge und auch Maschinen zur Behandlung der Rohseide her, zur größten Verwunderung und Bewunderung der Leute. Aber trotz dieses klugen Verfahrens entstand doch bald eine feindselige Gesinnung gegen ihn in Kaschgar. Schon daß er mit noch einer Missionarin, also mit zwei Frauen ankam, machte ihn bei den Mohammedanern verdächtig, und als nun später Mirza Jussuf, der christliche Perser, diese schwedische Missionarin heiratete, kam die Mission ganz in Verruf, denn Jussuf galt in Kaschgar noch als Mohammedaner und durfte als solcher keine Frau aus der Zahl der Ungläubigen nehmen. Missionar Högberg mag später noch durch Evangeliumsverkündigung und andere direkte Missionsthätigkeit den Haß der Leute erregt haben, denn nach Sven Hedins Abreise ist dann der schwedische Missionar hart verfolgt und mit dem Tode bedroht worden und hat jetzt vielleicht seinen gefährdeten Posten ganz verlassen müssen.

Als katholischer Missionar wollte während Sven Hedins Anwesenheit Adam Ignatieff gelten, ein polnischer Katholik, der in Polen einen russischen Popen hatte aufhängen helfen und dafür 30 Jahre Sibirien bekommen hatte und der nun, mit Rosenkranz und Kruzifix um den Hals, als stattlicher alter Mann mit schneeweißen Haaren herumwandelnd, etwa wie ein abgedankter Kardinal aussah. Irgend welchen Einfluß auf andere aber hatte er gar nicht. Ohne Freunde und ohne Pflege und Fürsorge ging er einsam umher und an seinem Grabe wird niemand eine Thräne vergießen.

Ein ebenso unfruchtbares Leben führte ein anderer katholischer Priester in Kaschgar, der Pater Hendricks. Aus Holland gebürtig war er nach Osten gewandert und hielt sich schon 25 Jahre in Asien auf, sprach zwölf Sprachen und verfolgte genau die Weltereignisse. Reich begabt und vielseitig gebildet, lustig und witzig, war er zuweilen ein guter Gesellschafter. Manchmal sang er französische Liedchen und

dann wieder mit Andacht lateinische Messen. Ein fensterloses Stübchen der Hindukarawanserei war seine elende Wohnung, und seine Freunde in Europa unterstützten den armen Vergessenen gar nicht mehr. In langem Mantel, mit Schlapphut, langem Bart und Stab und runden Brillengläsern wanderte er eiligen Schrittes durch die mohammedanischen Bazare und wollte sonst meistens möglichst einsam und allein sein. Allein las er pünktlich seine Messe, ohne Zuhörer; allein saß er lesend auf der Terrasse vor seinem Stübchen, ohne auf Vorübergehende, Ankommende und Abreisende zu achten; allein kochte er sein knappes Essen oder ging spazieren.

Der chinesische Tao Tai (Gouverneur) von Kaschgar sagte zu Sven Hedin, die Missionare (nämlich die evangelischen) seien zwar sehr achtungswerte Leute, die auf alle Bequemlichkeiten des Lebens verzichteten und unter großen Entbehrungen ein nichts weniger als beneidenswertes Dasein unter unbekannten und oft feindseligen Fremdlingen führten; aber sie säeten doch, wenn auch wider ihren Willen, nur Zwietracht und machten dadurch Land und Leute unglücklich. Haben sie längere Zeit in einem Orte in China gewirkt, so halten sich die Christen Gewordenen von den chinesischen Religionsfesten und Ahnenkulten fern, und so entsteht Zwiespalt und bittere Feindschaft zwischen Eltern und Kindern, auch zwischen Mann und Frau, zwischen Freunden und Verwandten, und ganze Ortschaften zerspalten sich in zwei feindliche Lager.

Wenn aber auch der Tao Tai diese Wirkung der evangelischen Missionsthätigkeit tief beklagt, so spricht er doch, durch Konstatierung derselben, wider Willen ein großes Lob der evangelischen Mission aus, denn er bezeugt ja durch seine Klage, daß die Evangeliumsverkündigung in China ihre volle, durch unsern Herrn und Heiland vorausgesagte Erst-Wirkung hat, und so können wir überzeugt sein, daß auch die weiteren zugesicherten Segensfrüchte der Missionsarbeit nicht ausbleiben werden.

Sven Hedin selbst ist zwar im ganzen durchaus einverstanden mit der evangelischen Missionsthätigkeit und bewundert seine Landsleute und andere Missionare wegen des vielen Guten, das den Eingebornen durch sie zuteil wird; aber er hat auch manche Aussetzungen zu machen, von welchen wir Kenntnis nehmen wollen, nachdem wir seine Berichte von den Missionaren nördlich vom Hwangho vernommen haben. Auf der ganzen ungeheuren Strecke von Kaschgar bis zum Kokonor im nordöstlichen Tibet und zur chinesischen Provinz Kansu giebt es nämlich gar keine Missionsthätigkeit, weil der Wüstencharakter dieser Landstriche fast gar keine Ansiedlungen zuläßt und beinahe sogar das Reisen verhindert.

Vom Kokonor und von Sining an traf aber Hedin auf dem von ihm eingeschlagenen, durch die mongolische Wüste führenden nördlichen Umweg nach Peking, verschiedene, meist schwedische Missionare an. Schon in Baoto, der ersten nördlich vom Hwangho angetroffenen Missionsstation, wurde er von lieben Landsleuten, Herrn und Frau Helleberg, freundschaftlich aufgenommen. Sie hatten freilich nur eine kleine Gemeinde von zehn getauften Christen und eine Knabenschule, thaten aber ihre Arbeit mit Lust und Liebe und mit freudigem Ausblick auf die Zukunft. Sie gehören zu dem amerikanischen Missionsverbande »Christian Alliance«, der eine ganze Kette von Stationen von Baoto bis Peking unterhält, auf denen 61 schwedische Missionare angestellt sind. Kweihwatschung ist das Centrum dieser Mission und daselbst lernen die neuangekommenen Missionare chinesisch, ehe sie nach ihren Stationen geschickt werden.

In dem dann erreichten Dorfe Sungschutschoang, 11 km östlich von der großen Stadt Liangtscheofu (100 000 Einwohner) sind katholische Missionare thätig und Hedin wurde hier von drei belgischen Patres aufgenommen, die ihm roten Schaumwein, Cakes und Cigarren anboten und ihm ihre große, mit einem Kreuz gekrönte, in halbchinesischem Stil gebaute, mit bunten Glasscheiben, Bogenfenstern, Altären, Marienbildern und brennenden Kerzen reichlich versehene Kirche zeigten, welche weithin ins Land sichtbar ist und in welcher einige chinesische Landleute knieend beteten. Die ganze Kirchgemeinde soll 300 Seelen zählen. In der Schule sah Hedin 20 Knaben eifrig in der Bibel und in den Schriften Konfutse's lesen. Daß aber die Bibel in dieser katholischen Schule gelesen wird, ist wohl aus dem Bestreben zu erklären, die bedenkliche Konkurrenz der evangelischen Missionare zu überwinden, in deren Schulen die Bibel oder Bibelteile fleißig gelesen werden.

In dem nahen Liangtscheofu sind evangelische und katholische Missionare an der Arbeit, die zwar von einander keine Notiz nehmen und vollends nicht mit einander Freundschaft halten, aber sich auch nicht bekriegen, da in der großen Stadt sich bis jetzt die beiden so verschiedenen Formen des Christentums ungestört neben einander entwickeln konnten.

In der chinesischen Stadt Ningscha, welche mit dem Mandschu-Ningscha ein Ganzes bildet, ist der schwedische Missionar Pilquist mit seiner Frau, zwei Gehilfen und einer Gehilfin eifrig thätig. Hedin wurde auch hier mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen und bekam den Eindruck, daß das Missionswerk in Ningscha mit Kraft und Erfolg betrieben wird, wenn auch die Christengemeinde bis jetzt nur aus 30 Mitgliedern besteht. Jeden Morgen und Abend hält

Missionar Pilquist eine Bibelstunde, evangelische Schriften in chinesischer Sprache werden in Masse als Flugblätter in den Straßen von Ningscha verteilt, und in einem in einer belebten Straße gemieteten Lokal predigt Herr Pilquist halb öffentlich und zieht viele Vorübergehende an.

Es war eigentümlich, schreibt Hedin halb spöttelnd, Herrn Pilquist zu hören, wenn er abends in seinem Hause im reinsten Chinesisch predigte. Er saß an einem Tische und vor ihm die Chinesen kerzengerade auf schmalen Bänken. Mit der Faust schlug er auf den Tisch, daß die Dachsparren knackten, und er predigte mit Donnerworten. Die Chinesen wagten kaum zu niesen und ich stehe dafür, daß sie wach blieben und aufmerksam zuhörten.

Sven Hedin spricht aber sonst mit voller Anerkennung von der unermüdlichen und eifrig betriebenen Missionsarbeit nicht nur des Herrn Pilquist, sondern auch der übrigen evangelischen Missionare, und er schätzt auch ihre übrigen Werke der Barmherzigkeit und Menschenliebe sehr hoch, die er zum Teil selbst beobachten konnte. Gar manches von armen Eltern ausgesetzte Kind nehmen sie auf und ziehen es groß; gar manche junge Frau, welche die unsinnige chinesische Fußverstümmelung aufgeben will, erlösen sie von ihren Banden und heilen ihre seit der Kindheit gemarterten Füße. Vielen Unglücklichen, die sich durch Opiumgenuß zugrunde richten, suchen sie in Asylen und durch zweckmäßige Behandlung und Einwirkung zum Aufgeben ihres Lasters zu verhelfen. Zahlreichen Selbstmördern und Selbstmörderinnen, welche sich durch eine starke Dosis Opium ums Leben bringen wollten, helfen sie durch die Magenpumpe wieder zurecht und behandeln sie dann weiter, und einer großen Menge von Kranken dienen sie mit Heilmitteln und sorgsamer Pflege.

Trotz dieser Anerkennung der evangelischen Missionsarbeit hat der schwedische Reisende doch mancherlei daran auszusetzen, weil er offenbar mit der Geschichte der evangelischen Mission gar nicht näher bekannt ist und weil ihm das Christentum nicht so unendlich hoch über allen andern Religionssystemen steht, wie es bei einem vollüberzeugten bibelgläubigen evangelischen Christen der Fall sein sollte.

Er sagt nämlich, die Missionare sollten sich ganz den Apostel Paulus zum Vorbild nehmen, der umherwanderte wie die Derwische des Morgenlandes, sich durch seine eigene Arbeit ernährte, stets arm blieb, sich nicht verheiratete, nicht von Unterstützungen und Kollekten abhängig war und keine Repressalien übte gegen diejenigen, welche ihn verfolgten. Er sagt, er habe noch von keinem Missionar gehört, der nach den Prinzipien des Apostels Paulus zu leben suche. Um dies zu können, bedürfe es einer so großen Liebe zu der Aufgabe

und einer so aufrichtigen Uneigennützigkeit, daß man imstande ist, alles aufzuopfern, was die Civilisation bietet und was Annehmlichkeit und Komfort heißt.

Nun zeigt uns aber doch die Geschichte der evangelischen Mission gar manchen Missionar, der aller Bequemlichkeit des Lebens entsagt und sich vollständig aufgeopfert und auch sein Leben gern dahingegeben hat, um der Sache des Reiches Gottes zu dienen und Seelen für den Heiland zu gewinnen. Auch die neuere Missionsgeschichte lehrt uns solche Helden der Liebe und der Selbsthingabe kennen. Und war denn das nicht genügende Aufopferung, wenn die ersten, 1732 nach Westindien gehenden Missionare der Brüdergemeine gern selbst Matrosendienste thaten, um nur überhaupt hin zu kommen, denn Reisegeld hatten sie nicht, und auch gern in Westindien als Sklaven arbeiten wollten, wenn sie nicht auf andere Weise auf die Negersklaven christlich einwirken könnten? Paulus mag ja nicht erreicht sein, das ist zuzugeben, aber an Aufopferung hat es doch hier und da nicht gefehlt, und Sven Hedin sollte nicht nach manchen, vielleicht bequem lebenden Missionaren ein absprechendes Urteil über alle fällen.*)

Anzufechten ist auch, was der schwedische Reisende über die in Asien angeblich unüberwindlichen religiösen und sozialen Hindernisse des Missionswerkes sagt, Hindernisse, die man nach seiner Meinung nicht versuchen sollte, schnell wegzuräumen und die erst im Laufe der Zeit durch Selbstauflösung schwinden können. Einem Mohammedaner, sagt er, scheint es absurd, wenn ein in seinen Augen eigenmächtiger Fremdling ihm das Teuerste nehmen will, was er von seinen Eltern ererbt hat. Die großen asiatischen Glaubenslehren lassen sich ebenso wenig bekämpfen wie Sozialismus und Anarchismus. Es gehen Strömungen durch die Zeit, geistige und soziale, die ihren Lauf und ihre Zeit haben müssen und ebenso unwiderstehlich sind wie die Meeresflut. Nützlich oder schädlich lassen sie sich nicht eher hemmen, als bis ihre Entwicklungszeit vorbei ist.

Wollte man diese Hedin'schen Anschauungen genau ausführen, so dürfte man also die Anhänger des Islam, des Buddhismus und des Konfucianismus überhaupt nicht zu Christen zu machen suchen und das ganze Missionswerk würde hinfällig.

Alle aber, die den unendlich hohen Wert der uns durch Jesum Christum geoffenbarten Gotteserkenntnis und mitgeteilten Gotteskräfte an sich und anderen erfahren haben, werden auch ferner sich bemühen,

*) Vgl. auch: Sven Hedin und die Mission. Ein Wort der Abwehr. Allg. Miss.-Zeitschrift. S. 372 ff.

diese höchsten Güter auch denen zugänglich zu machen, die davon noch nichts wissen, und werden also nach dem Befehl ihres Herrn und Meisters Mission treiben; und so sehr wir die im ganzen durchaus freundliche Stellung Sven Hedin's zur evangelischen Mission schätzen, so müssen wir doch seiner Ansicht von der Unantastbarkeit der großen asiatischen Glaubenslehren entgegentreten, denn dieser Ansicht liegt eine zu geringe Wertschätzung des Christentums zugrunde.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die Mission unter den Laos in Ober-Siam.

Die Volksstämme der Laos, die zum großen Teil im Unterthanenverhältnis zu Siam stehen, unterscheiden sich wesentlich von den Siamesen des Unterlandes, nennen sich aber auch wie diese »Thai«, d. h. Freie. Sie hatten ursprünglich ihre Wohnsitze in den fruchtbaren Ebenen des westlichen und südwestlichen Chinas und wanderten von da in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung nach Süden, wo sie sich weithin zerstreut in den Gebieten von Indo-China niederließen. Hauptzweige dieser großen Völkerfamilie sind die heutigen Siamesen, Laos und westlichen Schans, sind aber unter sich durch die Sprache verschieden.

Die Laos im nördlichen Siam, unter denen sich die Mission der amerikanischen Presbyterianer seit mehr als 30 Jahren von Bangkok aus niedergelassen hat, ähneln in vieler Beziehung den Japanern, so z. B. in der Hautfarbe, Gesichtsbildung und Statur. Auch ist ihnen dieselbe Leichtlebigkeit, die Liebe zur Musik und die weiche, sanfte Gemütsart eigen. Doch können sie auch sehr unliebenswürdig sein. Besondere Charakterzüge von ihnen sind angeborne Feigheit, Unsittlichkeit, heuchlerisches, ungerades Wesen und Mangel an Ehrgefühl. Sie leben meist in kleinen Bambuhütten, die gewöhnlich nur ein einziges Zimmer enthalten und vorn eine Veranda haben. Diese Wohnungen sind vollständig fensterlos und haben nur eine Thür. Wegen der Ueberschwemmungen in der Regenzeit errichtet man die Hütten auf Pfählen einige Fuß über dem Erdboden, damit die Luft darunter hinstreichen kann. Zugleich dient dieser untere Raum dem Vieh als Aufenthaltsort. Die Laos nähren sich hauptsächlich von Reis und es ist deshalb auch dessen Anbau ihre Hauptbeschäftigung.

Was sonst an Nährpflanzen angebaut wird, ist nicht von Belang. Man ist darum fast ausschließlich auf den Reis angewiesen, weshalb bei einer Mißernte eine Hungersnot unausbleiblich ist. Mißrät er vollends zwei oder drei Jahre hintereinander, so erreicht die Hungersnot eine solche Ausdehnung und Furchtbarkeit, daß es unbeschreiblich ist. — Ihrer Religion nach sind die Laos sowohl Buddhisten als auch zugleich dem Teufelsdienst ergeben. Der letztere ist aber vorwiegend. Besonders herrscht derselbe ausschließlich unter den zahlreichen Bergstämmen. — Ihre Sprache ist der siamesischen verwandt, nur haben sie eine ganz andere Schrift. Sie wird in einem großen Teil des Inlands gesprochen und ihr Gebiet reicht im Norden bis an die chinesische Grenze. Die obere Ebene von Siam, auf der die Laos ihre Wohnsitze haben, ist indes wegen der vielen Stromschnellen und der hohen Gebirge, die die Ufer des Menam begrenzen, nicht leicht zu erreichen und eine Reise ins Laos-Gebiet nimmt viel Zeit und Mühe in Anspruch. Doch hat auch dahin die evangelische Mission vom Süden her ihren Weg gefunden.

Es sind jetzt 32 Jahre her, daß der presbyterianische Missionar Mac Gilvary und sein Studiengenosse J. Wilson in einem kleinen Flußboot von Bangkok aus den Menam hinauffuhren und sich in der Hauptstadt Tschiengme niederließen. Sie fanden beim Volke die freundlichste Aufnahme und wurden in ihrer Arbeit sehr ermutigt, indem sie schon am 3. Januar 1869 ihren Erstling Nan Inta, einen Beamten mit buddhistischer Bildung, taufen konnten. Daß die Missionare eine am 18. August 1868 eintretende Sonnenfinsternis eine Woche vorher angekündigt hatten, machte auf den Mann, der von da an die christlichen Wahrheiten mit den öden Fabeln des Buddhismus zu vergleichen anfing und darüber zur Erkenntnis kam, einen tiefen Eindruck. Infolge seiner Bekehrung füllte sich das Missionshaus mit Besuchern und Nachfragern, so daß schon nach kurzem sieben andere Forscher getauft werden konnten und viele dem Buddhismus und Götzendienst entfremdet wurden. Da brach plötzlich eine Verfolgung über die kleine Christenschar aus. Der König von Laos, der bisher den Missionaren Freundschaft geheuchelt hatte, begann auf einmal die Maske abzuwerfen und sich feindselig zu stellen. Er ließ zwei angesehene Christen verhaften und sie unter der Anklage, daß sie den buddhistischen Glauben verworfen hätten, vor das Gericht schleppen. Dann wurde ihnen das sogenannte Todesjoch aufgelegt und ein Strick durch die Ringlöcher in ihren Ohren gezogen. Hierauf band man ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen und befestigte sie selbst an einen Balken. In dieser qualvollen Lage mußten sie die ganze Nacht über zubringen. Am Morgen wurden sie verhört, aber sie

blieben selbst angesichts des Todes treu und verleugneten ihren Herrn nicht. Dann knieten sie nieder, befahlen ihre Seelen in die Hände Jesu und beteten auch für die übrigen Christen und ihre sonstigen Volksgenossen. Hierauf schleppte man sie ins Dickicht und schlug sie dort mit Keulen tot.*)

Diese Verfolgung hatte zunächst die Wirkung, daß das Missionswerk nahezu still gestellt war. Doch währte die Schreckenszeit nicht lange. Der König starb bald darauf ganz unerwartet und es stellten sich neue Taufbewerber ein. Der Märtyrertod der beiden Christen war nicht ohne Eindruck auf die Bevölkerung geblieben. Dann trat im Jahr 1878 eine neue Krisis ein, die aber schließlich ein günstiges Ende nahm. Die Missionare wollten zwei eingeborne Christen trauen, die sich ihren heidnischen Verwandten gegenüber weigerten, das übliche Festmahl zu Ehren der Dämonen zu veranstalten. Die Verwandten suchten deshalb die Hochzeit zu verhindern, worin sie von den Behörden unterstützt wurden. Infolge dessen wandte man sich direkt an den König von Siam als Landesherrn, der als Antwort darauf Religionsfreiheit unter den Laos proklamieren ließ. Dadurch trat die Mission in ein ganz anderes Stadium und die Behörden nahmen von da an eine freundlichere Stellung zu ihr ein.

Bis 1883 standen die Gründer der Laos-Mission Mac Gilvary und Wilson allein in der Arbeit. Nun wurden ihnen aber verschiedene Mitarbeiter zu Hilfe gesandt und die Mission immer nachdrücklicher betrieben. Das Arbeitsfeld erwies sich hier weit fruchtbarer als das von Unter-Siam. Wohl währte es einige Zeit, bis nach den ersten schwierigen Anfängen das Netz weiter ausgeworfen werden konnte, aber sie entwickelte sich dann rasch. Jetzt zählt die Laos-Mission 5 Hauptstationen und 19 Außenstationen, zu denen 15 Gemeinden mit 2500 Kommunikanten gehören. Von Tschiengme, dem Centrum der Mission aus, dessen Gemeinde über 700 erwachsene Kirchenglieder zählt, sind allein 10 andere Gemeinden ins Leben gerufen worden. Zur Ausbildung von Gehilfen besteht ein Seminar. Acht Eingeborne sind ordiniert, drei haben die Befugnis zur Pastoration erhalten. Außerdem stehen noch ca. 60 Eingeborne als Evangelisten, Krankenwärterinnen u. s. w. in der Arbeit, von denen nur zwei im letzten Jahr von der Mission einen Gehalt bezogen. Die presbyterianische Mission hat seit einigen Jahren mit allem Nachdruck darauf hingearbeitet, die Laos-Gemeinden zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse heranzuziehen. So kostete z. B. die ganze Laos-

*) Von einem dieser ersten Glaubenszeugen der Laos sind später über 50 direkte Nachkommen getauft worden.

Mission (mit Ausnahme des amerikanischen Missionspersonals) im Jahr 1898 der Missionsgesellschaft nicht ganz 400 Mark.

Außer den Volksschulen, die sich auf jeder Station befinden, besitzt die Mission 4 Erziehungsanstalten mit mehr als 300 Schülern beiderlei Geschlechts, meist Christen, von denen später sich viele an der Gemeindearbeit beteiligen. Die beiden Anstalten in Tschiengme werden zum größten Teil von den Gemeindegliedern unterhalten, von denen jede christliche Familie, gleichviel ob sie eigene Kinder hat oder nicht, etwas beisteuert.

Als wichtiger Zweig der Missionsarbeit erweist sich besonders auch die von den Presbyterianern auf jeder Station betriebene ärztliche Mission mit ihren Hospitälern und Kliniken. Man kommt dadurch alljährlich mit ca. 15000 Eingebornen in Berührung. Auf der Hauptstation ist man damit so weit, daß sich die ganze dortige ärztliche Mission selbst unterhält und man arbeitet darauf hin, daß dies auch auf den übrigen Stationen der Fall ist. Ebenso steht die seit 1892 arbeitende Missionsdruckerei auf eigenen Füßen. Bis jetzt sind auf ihr in der Laos-Sprache hergestellt: Die Evangelien Matthäi, Lukas und Johannes, die Apostelgeschichte, das erste Buch Mosis, die Psalmen, der Jakobusbrief, biblische Geschichten des alten Testaments, ein Leben Christi, ein Katechismus, Bunyans Pilgerreise, ein Gesangbuch, eine Unzahl kleiner Bücher und Traktate; ferner für Schulzwecke: ein Rechenbuch, ein Lesebuch, eine Weltgeschichte und verschiedene kleinere Schriften. Auch werden alle Monate Blätter für die Sonntagsschulen gedruckt.

An der Muttergemeinde in Tschiengme steht neben einem Missionar der eingeborne Pastor Nan Tah, „ein Mann voll heiligen Geistes und Weisheit", wie ihm das Zeugnis ausgestellt wird, und der in großem Segen unter seinem Volke wirkt. Die ärztliche Missionsthätigkeit genießt in der Hauptstadt die Achtung des Hofes wie der höchsten Beamten, weshalb auch die Regierung dem Missionsarzt die Kontrolle des Impfens übertragen hat. Das Hospital unterhält sich selbst, wie schon gesagt, und die damit verbundene Apotheke wirft außerdem noch so viel ab, daß vom Ueberschuß eine Armenschule unterhalten werden kann. Aus den beiden Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen, die meist von Kindern christlicher Eltern besucht werden, gehen die meisten Evangelisten und Lehrer für die Außenstationen auf dem Lande hervor.

Die nächstälteste Hauptstation ist Lakaun, östlich von Tschiengme. Sie wurde 1885 vom Missionsarzt Dr. Peoples gegründet, der neben seiner ärztlichen Thätigkeit mit Hilfe von Geldern, die ihm von Kindern der amerikanischen Heimat zuflossen, 1891 eine große Pflanzung

daselbst anlegte, deren Ertrag an Reis die ganze Station seitdem unterhält. Zugleich dient der rationelle Betrieb derselben den Eingebornen als Muster für ihre Landwirtschaft. Seit 1893 besteht dort auch ein Hospital, wofür der Gouverneur das Grundstück schenkte. Im gleichen Jahr wurde die dortige Gegend von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht. Selbst der für die Aussaat bestimmte Reis wurde aufgezehrt und viele Leute gerieten durch den Notstand in Sklaverei. Durch amerikanische Hilfsgelder wurde der größten Not so viel als möglich gesteuert, was zugleich zur Folge hatte, daß dadurch die Mission seitdem leichten Eingang beim Volke fand.

Im Jahr 1891 wurde dann die südöstlich von Tschiengme, ebenfalls am Menam gelegene Stadt Lampun durch zwei Missionare besetzt. Auch hier überließ die Regierung der Mission den nötigen Grund und Boden. In kurzer Zeit war eine kleine Gemeinde gesammelt, die im Jahr 1897 schon über 300 Kommunikanten und viele Taufbewerber zählte. Die Stadt bildet den Mittelpunkt für die Missionsarbeit in 20 umliegenden Dörfern. Die Gemeinde bestreitet auch hier ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln, sorgt für ihre Armen und unterhält zwei Evangelisten. Neuerdings ist Lampun eine Außenstation von Tschiengme geworden.

Fünf Tagereisen östlich von Lakaun liegt dann die dritte Station Muang Praa. Ihre centrale Lage inmitten einer ungeheuern Reisebene, die mit zahlreichen Dörfern dicht besetzt ist, läßt sie als wichtigen Ausgangspunkt der Missionsarbeit erscheinen. Die Hungersnot von 1893 erreichte hier einen besonders hohen Grad und die Mission that, was in ihren Kräften stand, um den Notleidenden zu helfen. Das hat ihr auch die Herzen vieler erschlossen. Die kleine Gemeinde bestand im Jahr 1897 aus 44 Getauften.

Noch weiter als die ebengenannte Station, 15 Tagereisen östlich von Lakaun entfernt, liegt die erst seit dem Jahr 1895 besetzte Stadt Nan am Fluß gleichen Namens. Die Arbeit ist hier noch in den Anfängen, ebenso wie in der Stadt Tschienghe, die 150 englische Meilen nördlich von Tschiengme gelegen, erst 1897 als Missionsposten aufgenommen worden ist. Die Stadt liegt für die Missionsarbeit sehr günstig, da sie den Mittelpunkt von ca. einer Million Laos-Bevölkerung bildet und von ihr aus die vielen Bergstämme im Norden leicht zu erreichen sind. Auch zeigt sich die Bevölkerung außerordentlich zugänglich, sodaß in der kurzen Zeit, seit die Missionare sich hier niedergelassen haben, drei kleine Gemeinden gesammelt werden konnten. Die eine derselben befindet sich bereits jenseits des Kambodscha-Flusses auf französischem Gebiet. Die Behörden von Tschienghe haben in zuvorkommendster Weise die Missionare aufgenommen und der

Errichtung eines Hospitals jegliche Hilfe zu teil werden lassen. Auch die französischen Beamten nehmen eine freundliche Stellung zu ihnen ein.

Von besonderem Interesse sind die verschiedenen ausgedehnten Predigtreisen, die einige Missionare in den letzten Jahren weithin nach Norden unternommen haben und die teils der Erkundung der an der chinesischen Grenze liegenden Gebiete dienten, teils auch der Verkündigung des Evangeliums unter den Bergstämmen. Man konnte dabei zugleich konstatieren, daß die Laos-Sprache noch sehr weit gegen Norden hin gesprochen und verstanden wird, wennschon über 20 Bergstämme ihre besonderen Mundarten haben.

Schon seit Jahren waren die Augen der Missionare auf diese nördlichen und nordöstlichen Gebiete gerichtet, wo, wie man wußte, Millionen von Laos noch ganz unberührt von der Mission waren. Wohl hatten sie je und je längere Evangelistenfahrten dahin unternommen, aber eine Missionierung dieser entlegenen Gebiete war das nicht zu nennen. Ueberhaupt war dies von den alten Stationen aus bei den ungeheuren Entfernungen und dem rauhen Charakter des Landes gar nicht möglich. Wohl wurde mit Rücksicht auf ein späteres weiteres Vorgehen die Stadt Tschienghe 1897 besetzt, aber auch sie konnte nur als Etappe angesehen werden. Man erkannte, daß sich das Missionswerk im äußersten Norden nur durch Gründung von je einer Station im britischen und französischen Gebiet werde mit Erfolg betreiben lassen. Es wurden deshalb die Missionare Mac Gilvary und Peoples beauftragt, im Jahr 1897 eine Untersuchungsreise ins französische Gebiet im Osten und Nordosten zu unternehmen, während zwei andere, Dodd und Briggs das britische Gebiet im Norden und Nordwesten bereisen sollten. Die letzteren, von denen allein uns Berichte über ihre Reise vorliegen, waren 90 Tage unterwegs und drangen bis in die chinesische Provinz Yünnan vor. Sie kamen dabei durch Gebiete, wo die meisten Bewohner noch nie zuvor ein weißes Gesicht gesehen hatten. Die Missionare wurden aber überall, außer in einem einzigen Dorf, aufs freundlichste aufgenommen. Allenthalben war ihnen reichlich Gelegenheit geboten zu predigen, Medikamente zu verabreichen und Schriften auszuteilen. Am 5. November 1897 erreichten sie nach Ueberschreitung einer 5000 Fuß hohen Gebirgskette die große und volkreiche Stadt Keng tung. Diese liegt auf dem 22. Grad n. Br., rings von hohen Bergen umgeben auf einer kleinen Hochebene und ist die Hauptstadt der östlichen Schan-Staaten von Ober-Barma. Sie nimmt einen größeren Flächeninhalt ein und weist eine zahlreichere Bevölkerung auf als irgendeine andere Stadt, in der das Laos gesprochen wird. Die Missionare hielten sich hier längere

Zeit auf und hatten großen Zulauf. Besonders ihre Schriften, die sie mit sich führten, fanden reißenden Absatz. Am 19. November trennten sich die beiden Reisenden, indem Dodd sich weiter nach Nordosten wandte und Briggs gegen Norden vordrang. Sie überschritten dabei beide die chinesische Grenze. Auch hier in der chinesischen Provinz Yünnan fand ihre Predigt und die medizinische Thätigkeit Dr. Briggs' überall offene Thüren unter der Bevölkerung. So konnte z. B. der letztere in Muang Mah im Laam-Bezirk kaum fortkommen, da des Fragens nach der Jesus-Religion kein Ende war. Der höchste Beamte des Distrikts, ein alter weißhaariger Gouverneur, ließ den Missionar durch einen Gesandten zu sich bitten und hörte aufmerksam und dankbar seiner Verkündigung zu.

Am 29. November erreichte Dr. Briggs nach Ueberschreitung einer hohen Bergkette die Stadt Muang Laam in Yünnan, wo gerade großer Markt abgehalten wurde. Hier hatte er Gelegenheit, zum ersten mal die „wilden Wahs" kennen zu lernen, gewaltige Kerls, von wildem Aussehen, dabei schwarz und von unangenehmem Aeußeren. Schon das, daß jeder von ihnen ein großes Schlachtmesser ohne Scheide in seinem Hüftentuch trägt, macht sie unheimlich. Die wilden Wahs bewohnen die Berge der südwestlichen Ecke Yünnans und des angrenzenden britischen Gebiets. Wenn man ihre Sitten und Gebräuche, ihr Auftreten und ihre ganze Erscheinung ins Auge faßt, so darf es einen nicht wundern, wenn sie als ein wilder Volksstamm bezeichnet werden; denn diese schwarzen, fast nackten Kopfjäger stehen auf einer äußerst tiefen Stufe der Kultur. Wir sahen, berichtet Dr. Briggs, einige Hunderte derselben auf dem Markt in Muang Laam, und der erste Eindruck, den wir von ihnen erhielten, läßt sich kaum beschreiben. Und doch haben diese Leute auch eine Art von Civilisation. Sie besitzen über 13 Bergfesten, die so angelegt sind, daß sie sich acht Jahre lang der chinesischen Truppen, die zu ihrer Unterwerfung ausgeschickt wurden, mit Erfolg erwehrt haben. Jetzt denken die Chinesen daran, sie mit aller Macht anzugreifen und sie um jeden Preis vom Erdboden zu vertilgen. Es ist zwar noch eine große Frage, ob ihnen das gelingen wird, aber mit der Zeit werden sich die wilden Wahs doch unterwerfen müssen. Vor etwa siebzig oder hundert Jahren wurden die Wahs, die im Distrikt Sam Tau in der Nähe von Keng Tung lebten, zum Buddhismus bekehrt und nennen sich seitdem Plangs, während der übrige Teil auf den Bergen in seinem wilden Zustand verblieben ist. Die Plangs gehören zu den striktesten Buddhisten und es ist die eigene Schuld des Buddhismus, daß sie keine besseren Buddhisten sind; denn so sehr sie auch demselben ergeben sind, so scheinen sie doch nicht davon befriedigt zu sein. Jeder Knabe tritt

in die Priesterschaft ein und lernt hier die Laos-Sprache. Selbst die Frauen und Kinder verstehen und sprechen außer ihrer Muttersprache das Laos als die „heilige Sprache“ ihrer Religion. Auch können die Männer die von der Mission gedruckten Laos-Bücher lesen. Damit ist der presbyterianischen Mission, die nun seit drei Jahrzehnten in den südlichen Laos-Gebieten mit großem Erfolg arbeitet, ein mächtiger Anstoß gegeben, ihre Arbeit weiter nach Norden auszudehnen, wo die von ihnen bearbeitete Sprache noch von Millionen verstanden wird. Die Missionare fanden auch unter den Plangs eine Aufnahme, wie sie nicht besser gewünscht werden konnte, und die Leute umlagerten sie Tag und Nacht, um von ihnen belehrt zu werden.

Die nächste Folge von diesen ausgedehnten Reisen in die nördlichen Grenzgebiete ist nun die, daß die presbyterianische Mission ernstlich mit dem Plan umgeht, die Hauptstadt des nordöstlichen Barma, Keng Tung, wo Miss. Dodd und seine Frau erst letztes Jahr sich wieder einige Wochen aufgehalten haben, mit zwei Missionaren und einem Missionsarzt zu besetzen, sobald sich die nötigen Leute hiefür gefunden haben. Von da aus sollen dann weitere Vorstöße gegen Muan Tschaa und Muang Laam unternommen werden, wo die Bevölkerung überall der Mission günstig zu sein scheint und von wo aus die zahlreichen Bergstämme durch die Laos-Sprache erreicht und bearbeitet werden können.

Die ganze Laos-Mission hat bis jetzt gezeigt, daß die Laos ein sehr religiöses und für das Evangelium empfängliches Volk sind. Schon ihre Litteratur ist fast ausschließlich eine religiöse und die Uebertritte zum Christentum geschehen in der Regel familienweis. Bei ihrem religiösen Sinn hält es auch nicht schwer, eine sich selbst erhaltende christliche Kirche unter ihnen ins Dasein zu rufen, die sich gern und willig unter die Leitung des Missionars stellt.

---

b) Vermischtes.

Shanghai, die in der Missionslitteratur so oft erwähnte Stadt Chinas, liegt so ziemlich im Mittelpunkt der chinesischen Ostküste, im Mündungsgebiet des großen Yangtse-Stromes. Sie zählt heute bereits über 500 000 Einwohner und hat alle Aussicht, bei ihrem gegenwärtigen raschen Aufblühen in kurzem eine der größten Weltstädte zu werden. Noch vor ungefähr 60 Jahren befanden sich

außer der alten Stadt mit ihren Ringmauern und einer ärmlichen Vorstadt an der Stelle des heutigen Shanghai nichts als ausgedehnte Reisfelder und Sümpfe. Jetzt zieht sich die Stadt sieben bis acht englische Meilen an den Ufern des Whangpu-Flusses entlang, und ihre Villenvorstädte mit den meistens weitläufigen Grundstücken liegen noch einige Meilen weiter draußen auf dem Lande westlich vom Flusse. Gut angelegte Straßen führen durch sie hin und sind auf beiden Seiten mit schattigen Bäumen bepflanzt.

Ursprünglich war Shanghai nur ein kleiner Hafenort für einheimische Dschunken. Mit den Jahren hat es sich aber sehr rasch zu einem der Haupthandelsplätze von Ostasien entwickelt. Unzählige Küsten- und Flußdampfer, meist britische und chinesische, die von und nach Shanghai steuern, begegnen sich hier und gehen daselbst vor Anker. Zugleich legen die Fahrzeuge der großen europäischen, australischen und amerikanischen Dampferlinien hier an und es ist der Sammelpunkt unzähliger Segelschiffe, die vornehmlich mit Oel und Bauholz befrachtet sind. Shanghai ist dadurch ein Hauptstapelplatz für einen großen Teil Chinas und somit vorzugsweise und in erster Linie ein Centrum des in- und ausländischen Handels. Doch hat sich in den letzten Jahren auch die Industrie und eine rege Gewerbethätigkeit zu entwickeln angefangen, indem eine große Anzahl von Fabriken, hauptsächlich für Seiden- und Baumwollfabrikate entstanden sind. In ihnen werden Tausende von Arbeitern, besonders Frauen und Mädchen beschäftigt, die für die Stunde je nach ihren Leistungen 10 bis 20 Pf. erhalten. Diese industriellen Unternehmungen sind mehr oder weniger vorderhand nur Versuche, die, je nachdem sie sich rentieren — woran gar nicht zu zweifeln ist — Shanghai in kurzem zu einer Industriestadt ersten Ranges gestalten werden. Sind doch seit dem Jahr 1890 mehr als 50 solcher Fabriken errichtet worden.

Von den 500 000 Einwohnern gehören bis auf 10 000 Ausländer alle dem chinesischen Volk an. Unter den hier weilenden Ausländern sind alle möglichen Nationalitäten vertreten; doch sind die Briten am zahlreichsten. Auch die chinesische Bevölkerung ist sehr gemischt und es finden sich darunter Vertreter aus allen Provinzen des Reichs, die die verschiedensten Mundarten reden. Doch bedienen sich die meisten des Mandarin- oder Hofdialekts im gegenseitigen Verkehr. Zwischen Ausländern und Chinesen dagegen ist im Geschäftsverkehr fast durchweg das sogenannte Pidgin-Englisch gebräuchlich, wiewohl viele Chinesen der jüngeren Generation heutzutage eine gute englische Ausbildung erhalten.

Auch die Mission ist in Shanghai und dessen Umgebung sehr stark vertreten. Nicht weniger als 12 Missionsgesellschaften und zwei

Bibelgesellschaften haben sich hier zusammengefunden und entfalten unter der Massenbevölkerung eine rege Thätigkeit. Zum Missionspersonal gehören einschließlich der Frauen über 80 Missionsarbeiter. Die Gesellschaft, die zuerst hier auf dem Platz erschien, war die Londoner Mission, deren Missionar Dr. Medhurst schon vor mehr als 60 Jahren in Shanghai eintraf und die ersten Pionierdienste verrichtete. Seitdem sind noch drei weitere britische, neun amerikanische und eine deutsche Mission in die Arbeit eingetreten und dürfen ihr Werk im Segen thun. (Chronicle.)

Bücheranzeige.

Dennis, D. D. **Christian Missions and Social Progress.** A Sociological Study of Foreign Missions. Vol. II. New York. Fleming H. Revell Comp. 1899. 2½ Doll.

Nachdem wir vor nahezu zwei Jahren den I. Band dieses bedeutenden Werkes im Miss.Mag. 1897 (S. 531) angezeigt und kurz besprochen haben, dürfen wir nun zu unserer Freude auf das Erscheinen des II. Bandes, dem in nächster Zeit noch ein dritter folgen soll, aufmerksam machen. Während jener noch nicht auf das eigentliche Thema eintritt und sich der Hauptsache nach auf eine ergreifende Schilderung der socialen Uebel in der nichtchristlichen Welt beschränkt, behandelt nun der vorliegende zweite Band „die Morgenröte oder den Anbruch der socialen Aera in der von der Mission beeinflußten Welt und den Anteil, den die christliche Mission am socialen Fortschritt hat" oder kurz gesagt: die socialen Resultate der Mission, wie sie sich auf den verschiedenen Gebieten des socialen Lebens äußern. Besonders dieser letztere Teil des stattlichen Bandes von 486 Seiten hat eine sehr ausführliche und eingehende Behandlung erfahren, wozu der Verfasser ein immenses Quellenmaterial herbeigezogen hat. Dabei ist das Ganze sehr übersichtlich zergliedert und mit großer Sachkenntnis durchgeführt. Wie wir schon früher darauf hingewiesen haben, ist es ein Werk, das in dieser Vollständigkeit einzigartig in der Missionslitteratur dasteht und unsere Bewunderung verdient. Zugleich dokumentiert es die Mission als eine Macht, die durch ihre Wirkungen nicht bloß auf religiösem, sondern auch auf dem socialen Gebiet Neues schafft und dem Kommen des Reiches Gottes vorarbeitet. Illustriert ist das prächtig ausgestattete Buch mit ca. 80 sehr schön ausgeführten Bildern. — Leider hat der Verfasser den überreichen Stoff nicht, wie er anfangs beabsichtigte, in den beiden vorliegenden Bänden unterbringen können. Es soll deshalb noch ein dritter Band erscheinen, der das Ganze mit einer Reihe von statistischen Uebersichten (Evangelistic, Educational, Literary, Medical, Philantropic and Reformatory, Cultural, Native Organisations, Missionary Training Institutions) u. a. m. abschließen soll.

Haccius, G. Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene General-Visitation der Hermannsburger Mission in Südafrika. Dritte, durch einen Anhang wesentlich vermehrte Auflage. 120 S. Hermannsburg, Missionshandlung 1899. broch. Mk. 2.40. | geb. Mk. 3.

Diese Denkschrift hat, wiewohl seit ihrem ersten Erscheinen fast ein Jahrzehnt verflossen ist, ihren Wert und ihre Bedeutung nicht verloren, denn sie ist und bleibt eine wichtige Quelle für das Studium der Hermannsburger Mission in Südafrika, worin in offener, nüchterner Weise über ihren damaligen Stand: die Arbeitsstätten, die Arbeiter und den Arbeitsbetrieb berichtet wird. Durch einen Anhang, der das letzte Jahrzehnt (1889—1899) darstellt, ist der Gang der Geschichte bis in die Gegenwart herein vervollständigt worden und es findet die Schrift ihren schönen Abschluß in dem Ebenezer, das der Verfasser bei dieser Gelegenheit der Hermannsburger Mission zu ihrem 50jährigen Jubiläum setzt. Statistische Tabellen und zwei schön ausgeführte Kartenskizzen der südafrikanischen Missionsfelder sind eine dankenswerte Zugabe. — Der Anhang kann auch allein bezogen werden zum Preise von 40 Pf. (broch.) und Mk. 1.20 (geb.).

Wagner, A. Der Concordienformel bleibender Wert für die Arbeit der Kirche, auch für die Heidenmission. Ebenda. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Die vorliegende Schrift, deren Verfasser Studienlehrer am Hermannsburger Missions-Seminar ist, will nicht bloß das Geschichtsbild der Concordienformel als Schlußstein des kirchlichen Bekenntnisses zeichnen, sondern auch zugleich zeigen, wie die künftigen Sendboten der Hermannsburger Mission im lutherischen Bekenntnis unterrichtet werden und man im Missions-Seminar auch heute noch wie in den Tagen von Ludwig Harms in dessen Fußstapfen steht

---

In der Buchhandlung der Goßner'schen Mission, Friedenau-Berlin sind erschienen:

Nottrott, E. Pundiji und Belong. Eine Geschichte aus Indien. Dritte Auflage. 25 Pf.

Eine allerliebste Erzählung, worin uns eine ehemalige Missionsfrau interessante Blicke in das Volksleben der Kols im Lichte der Mission thun läßt.

Müller, E. Schiffbrüchig auf der Reise nach Ostindien. 25 Pf.

Schilderung der Strandung des „Markobrunner" im Roten Meer, auf dem sich vier Goßner'sche Missionare auf ihrer Ausfahrt nach Indien befanden, ihre glückliche Rettung und Weiterreise von Aden nach Kalkutta. Sehr hübsch und anschaulich erzählt. — Beide Schriftchen sind sehr ansprechend ausgestattet.

Müller, E. Anschauungen und Bekenntnisse eines Eingebornen. Aus dem Hindi übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Mit 5 Bildern. 15 Pf.

Selbstverfaßter Lebenslauf eines Kol-Seminaristen, der jetzt als eingeborner Pastor unter seinem Volke wirkt und dessen Bekenntnisse nicht ohne Interesse sind, da sie uns in das Gemütsleben eines indischen Missionsschülers hineinsehen lassen. Nur der Titel des Schriftchens ist nicht ganz glücklich gewählt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Haccius, G. Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene General-Visitation der Hermannsburger Mission in Südafrika. Dritte, durch einen Anhang wesentlich vermehrte Auflage. 120 S. Hermannsburg, Missionshandlung 1899. broch. Mk. 2.40. | geb. Mk. 3.

Diese Denkschrift hat, wiewohl seit ihrem ersten Erscheinen fast ein Jahrzehnt verflossen ist, ihren Wert und ihre Bedeutung nicht verloren, denn sie ist und bleibt eine wichtige Quelle für das Studium der Hermannsburger Mission in Südafrika, worin in offener, nüchterner Weise über ihren damaligen Stand: die Arbeitsstätten, die Arbeiter und den Arbeitsbetrieb berichtet wird. Durch einen Anhang, der das letzte Jahrzehnt (1889—1899) darstellt, ist der Gang der Geschichte bis in die Gegenwart herein vervollständigt worden und es findet die Schrift ihren schönen Abschluß in dem Ebenezer, das der Verfasser bei dieser Gelegenheit der Hermannsburger Mission zu ihrem 50 jährigen Jubiläum setzt. Statistische Tabellen und zwei schön ausgeführte Kartenskizzen der südafrikanischen Missionsfelder sind eine dankenswerte Zugabe. — Der Anhang kann auch allein bezogen werden zum Preise von 40 Pf. (broch.) und Mk. 1.20 (geb.).

Wagner, A. Der Concordienformel bleibender Wert für die Arbeit der Kirche, auch für die Heidenmission. Ebenda. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Die vorliegende Schrift, deren Verfasser Studienlehrer am Hermannsburger Missions-Seminar ist, will nicht bloß das Geschichtsbild der Concordienformel als Schlußstein des kirchlichen Bekenntnisses zeichnen, sondern auch zugleich zeigen, wie die künftigen Sendboten der Hermannsburger Mission im lutherischen Bekenntnis unterrichtet werden und man im Missions-Seminar auch heute noch wie in den Tagen von Ludwig Harms in dessen Fußstapfen steht

---

In der Buchhandlung der Goßner'schen Mission, Friedenau-Berlin sind erschienen:

Nottrott, E. Pundiji und Belong. Eine Geschichte aus Indien. Dritte Auflage. 25 Pf.

Eine allerliebste Erzählung, worin uns eine ehemalige Missionsfrau interessante Blicke in das Volksleben der Kols im Lichte der Mission thun läßt.

Müller, E. Schiffbrüchig auf der Reise nach Ostindien. 25 Pf.

Schilderung der Strandung des „Markobrunner" im Roten Meer, auf dem sich vier Goßner'sche Missionare auf ihrer Ausfahrt nach Indien befanden, ihre glückliche Rettung und Weiterreise von Aden nach Kalkutta. Sehr hübsch und anschaulich erzählt. — Beide Schriftchen sind sehr ansprechend ausgestattet.

Müller, E. Anschauungen und Bekenntnisse eines Eingebornen. Aus dem Hindi übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Mit 5 Bildern. 15 Pf.

Selbstverfaßter Lebenslauf eines Kol-Seminaristen, der jetzt als eingeborner Pastor unter seinem Volke wirkt und dessen Bekenntnisse nicht ohne Interesse sind, da sie uns in das Gemütsleben eines indischen Missionsschülers hineinsehen lassen. Nur der Titel des Schriftchens ist nicht ganz glücklich gewählt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Schwester Martha-Postler mit ihrem chinesischen Haushalt.

Der

Krieg der Buren gegen die Bawenda in Transvaal.

Von P. W. Gründler.

Gegen das Ende des vorigen Jahres berichteten die Zeitungen davon, daß die südafrikanischen Buren den Aufstand des Bawendahäuptlings Mpefo niedergeworfen und damit wieder einen bis dahin ziemlich unabhängigen heidnischen Volksstamm zur Anerkennung ihrer Herrschaft gezwungen hätten. Dieser Sieg wird für die Missionsarbeit an den Bawenda voraussichtlich von entscheidender Bedeutung und weittragenden Folgen sein. Er bietet auch durch das fortwährende Eingreifen der Missionare und ihr Verwickeltsein in den Kampf so viel allgemein wertvolle Gesichtspunkte zum Verständnis und zur Würdigung missionarischer Arbeit, daß es wohl angezeigt scheint, diesen Kampf in seinem Ursprung, seinem Verlauf und seinen Folgen näher ins Auge zu fassen. Wir müssen dabei etwas weiter ausholen.

Die steilen Klippen und Felsen des Zoutpansgebirges zwischen dem Limpopo und seinem rechten Nebenfluß, dem Levuvu, sind der Wohnsitz der Bawenda, eines Bantustammes, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Norden her in dies Gebiet eindrang. Dank der Höhe ihrer Berge und der Undurchdringlichkeit ihrer Wälder haben sie seitdem ihre Freiheit gegen die Angriffe vieler Feinde zu wahren gewußt. Die Bapedi und Sulu und Matebelen haben sich vergebens an den Bergen der Bawenda die Köpfe eingerannt. Auch den Buren wurden diese steilen Berghöhen bei ihrem Vordringen nach Norden zu einem unüberwindlichen

Hindernis. Sie hatten am Fuß des Gebirges in der fruchtbaren Niederung des Doornrivier ein großes Dorf, Schumannsdal gebaut. Die Streitigkeiten in den Fürstengeschlechtern der Bawenda in kluger Weise benützend, verstanden sie es, immer einen Teil des Volkes sich geneigt und willfährig zu machen. Sie nahmen die Bawenda in ihre Dienste und veranstalteten mit ihrer Hilfe ergiebige Jagdzüge auf Elefanten, die in großen Mengen am Limpopo zu finden waren. Bald aber merkten die Bawenda, daß sie die Ausgebeuteten waren. Ihnen fiel alle Mühe und Gefahr zu, und der klingende Gewinn floß in die Taschen der Buren. So erhoben sie sich im Jahr 1867 zu einem gewaltigen Aufstand. In dem beginnenden Krieg waren wieder die Berge ihre Rettung. Das Heer der Buren lag vor einem gewaltigen Felsenberg, auf dem sich der Führer des Aufstands verschanzt hatte. Vor dieser riesigen Höhe schwand den Belagerern der Mut. Als ein wohlgezielter Schuß vom Berge herab das Pferd eines Buren traf, geriet das ganze Heer in Verwirrung und löste sich auf in eiliger Flucht. Alle Weißen verließen die Gegend. Die Bawenda waren frei wie zuvor. Schumannsdal wurde zerstört. Die Ruinen sind noch heute zu sehen.

Den Missionaren gebührt das Verdienst, das Land für den Verkehr mit den Weißen wieder erschlossen zu haben. Sie kamen wenige Jahre nach dem Fall von Schumannsdal in das Land. Am 8. November 1872 legten die Berliner Missionare Beuster und Stech bei dem König Tschewaße die erste Missionsstation, Ha Tschewaße, an. Es folgte 1874 die Gründung von Tschakoma im Gebiet des Königs Makato bei dem Häuptling Matzebandela. Als dann 1877 Br. Kuhn in dem Land des Königs Pafudi bei dessen Sohn Makoarele die Station Georgenholtz aufbaute, war in jedem der drei Königs- oder Oberhäuptlingsgebiete eine Missionsstation.

Damit waren ganz von selbst die Pforten des Verkehrs mit den Weißen wieder aufgethan. Der Missionar brach die Brücken zwischen sich und dem Hinterland nicht ab. Er unterhielt geschäftliche Beziehungen mit den Kaufgeschäften der Buren und freundschaftliche, amtliche Beziehungen mit den übrigen Missionaren Transvaals. Die Eingebornen lernten durch den Missionar viele Erzeugnisse der Kultur kennen und schätzen, die ihnen noch fehlten und die sie nur durch Handel von den Buren erlangen konnten.

So kam es ihren Bedürfnissen entgegen, daß auf den Wagenwegen, die die Missionare mühsam gebahnt hatten, weiße Händler ins Land zogen; oft zum Kummer des Missionars. Denn diese Leute machten in den meisten Fällen ihrem Christennamen wenig Ehre. Aber er konnte dem Verkehr mit den Händlern nicht wehren, den beidseitiger Vorteil gebot. Die Händler verkauften den Heiden die verschiedenartigsten Handelsartikel, leider auch Branntwein. Und die Bawenda gaben an die Weißen ihr Korn ab, das in ihrem Land in reicher Fülle gedeiht.

Es war nicht schwer zu erkennen, daß diesen wiederangeknüpften Beziehungen zwischen den Buren und den Bawenda schließlich die heidnische Wildheit und Zuchtlosigkeit oder mit andern Worten die Freiheit und Selbständigkeit der Bawenda zum Opfer fallen mußte. Handel kann nur gedeihen, wenn Ruhe und Frieden herrscht. Die Buren mußten es als störend empfinden und konnten es auf die Dauer nicht dulden, daß die heidnischen Häuptlinge ganz nach Laune und Willkür Recht und Gerechtigkeit beugten und Mord und Blutvergießen überall an der Tagesordnung war. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die willkürliche Macht der Bawendafürsten von der geordneten Herrschaft der Buren abgelöst werden würde. Der Weg zu diesem Ziel konnte indes ein doppelter sein: entweder freiwillige Unterwerfung der Bawendafürsten unter die Gesetze und Ordnungen der Buren oder die Besiegung der Bawenda mit Waffengewalt.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, ob es christlich erlaubt und berechtigt ist, wenn die europäischen Kulturvölker uncivilisierte Nationen ihrer Freiheit berauben und ihnen ihre Kultur und Rechtsordnungen aufdrängen. Es steht ja zweifellos fest, daß der brutale Egoismus christlicher Völker sich thatsächlich oft an den niedriger stehenden heidnischen Nationen in schwerer Weise versündigt hat und sich auch in der modernen Kolonialpolitik oft an ihnen versündigt. Aber grundsätzlich darf man doch das gewiß als ein Stück des göttlichen Willens ansehen, daß die Vertreter der Ordnung, nicht weil sie die Stärkeren sind, sondern eben darum, weil sie die Ordnung vertreten, nicht nur das Recht, sondern unter Umständen auch die Pflicht haben, die Durchführung der Ordnung auch da zu erzwingen, wo man sie nicht freiwillig annehmen will. Die Missionare im Bawendaland haben ausgesprochenermaßen die

Zeit herbeigesehnt, in der die willkürliche, grausame Herrschaft der Häuptlinge gebrochen sein würde, unter der ihre eigenen Unterthanen oft seufzen und die der Ausbreitung des Evangeliums, menschlich geredet, schier unübersteigliche Hemmnisse in den Weg legen.

Dabei sind diese Missionare über den Verdacht völlig erhaben, als ob sie auch nur im entferntesten daran dächten, wie Rom es auf seinen Missionsgebieten thut, Fleisch für ihren Arm zu halten und das Reich Gottes mit den Mitteln menschlicher Macht bauen zu wollen. Den Brüdern im Bawendaland darf niemand das ehrende Zeugnis versagen, daß sie mit selbstverleugnender Treue, mit unermüdlicher Geduld und mit einem Herzen voll erbarmender Liebe und fröhlichen Glaubens allezeit ihre Arbeit gethan haben. Br. Beuster hat im Frühjahr 1874 nach einjähriger Ehe seine treue Gattin und sein neugebornes Kindlein verloren. Im Frühjahr 1897 hat er seine zweite Gattin, seine langjährige, treue Lebensgefährtin, dem Fieber als Beute hingeben müssen. In Georgenholtz hat das Fieber im Verlauf einiger Wochen im Jahr 1881 zwei junge, frische Missionare als Opfer gefordert. Fast alle Jahre werden die Missionare in den Frühjahrsmonaten vom Fieber ergriffen und schweben oft in Lebensgefahr. Und doch haben sie stets treu und unverzagt ihre Arbeit gethan. Aber sie haben bisher nur geringen Erfolg aufzuweisen. In den 27 Jahren des Bestehens der Bawendamission sind noch nicht ganz 500 Seelen getauft. Wer will es da den Missionaren verdenken, daß sie darüber nachsinnen, welche besondern Umstände im Bawendaland den Lauf des Wortes Gottes erschweren? Und da kommen sie, neben aller Anerkennung der natürlichen Herzenshärtigkeit der Bawenda, die nur gebrochen werden kann und gebrochen werden muß durch die Macht der göttlichen Gnade, doch immer wieder darauf hinaus: Die Häuptlinge halten uns auf. Dieselben fürchten für ihren Einfluß, wenn der Missionar an Einfluß gewinnt. Sie fürchten für ihre Macht, wenn die Leute ihre Kraale verlassen und auf die Missionsstation ziehen. Darum arbeiten die Häuptlinge heimlich dem Einfluß des Wortes Gottes entgegen. Sie lassen die Leute ganz gern Gottes Wort hören. Sowie sie aber merken, daß die Predigt Gewalt über einen erlangt und er an Bekehrung und Taufe denkt, da halten sie ihn auf alle Weise zurück. Was soll so ein armer

Heide dann machen, der von Jugend auf daran gewöhnt ist, seinem Häuptling in sklavischer Unterwürfigkeit zu gehorchen? Wie viele fallen da immer wieder ins Heidentum zurück! Das erleben die Missionare wieder und wieder. Ists da nicht ganz begreiflich, daß es durch ihre Tagebücher hindurchklingt: wäre doch nur erst die Macht der heidnischen Herren gebrochen, dann wird Gottes Stunde auch für das Bawendaland kommen.

Sie hofften immer noch, diese Unterwerfung werde friedlich erfolgen. Auch die Buren haben diese Hoffnung gehegt. Nach den Erfahrungen von 1867 scheuten sie den Kampf mit diesem Bergvolk. Darum haben sie ganz allmählich und langsam die Zügel ihrer Herrschaft straffer gezogen. Es gewann auch den Anschein, als würden die Bawenda sich mit der Zeit friedlich fügen. Sie ließen sichs gefallen, daß die Buren ihnen regelmäßige Steuern auflegten und dieselben alljährlich durch ihre Beamten einforderten. Freilich haben sie regelmäßig nur einen Bruchteil der geforderten Summen gezahlt, und die Buren waren damit zufrieden. Sie widersetzten sich auch nicht, als die Buren in dem Grenzort Spelonken einen Kommissar für die Eingebornen anstellten, der in allen Rechtshändeln als Richter fungieren und auch die Streitigkeiten der Häuptlinge vor sein Forum ziehen sollte. Doch soll nicht verschwiegen werden, daß der Einfluß des Kommissars sich nur in ganz vereinzelten Fällen über die Grenzgebiete bis ins Innere des Bawendalandes hinein wirksam zeigte. Die Häuptlinge übten nach wie vor über ihre Unterthanen selbst die Gerichtsbarkeit aus und ließen sich diese ergiebige Einnahmequelle nicht schmälern.

Aber die Buren gingen in ihren Forderungen weiter. Sie wollten das ganze Land der Bawenda vermessen und es an weiße Unternehmer ausgeben und zugleich die Hütten und Einwohner zählen, um eine sichere Grundlage für die Besteuerung des Landes zu gewinnen. Bei dieser Forderung erhob sich Widerspruch. Der trotzige, mächtige Oberhäuptling Makato, „der Löwe des Nordens", dessen Land, als zunächst an der Grenze gelegen, zuerst von diesen Maßregeln betroffen werden sollte, trat dem mit aller Entschiedenheit entgegen. Mehrere Jahre warteten die Buren, ob er sich fügen würde. Im Dezember 1894 stellten sie ihm ein Ultimatum. Missionar Weßmann aus Tschakoma überbrachte dasselbe und bot seine ganze Beredsamkeit auf, um Makato zum Nachgeben zu bringen.

Es war alles vergebens. Als im Sommer 1895 die Vermessungsbeamten erschienen, wies sie Makato mit Hohn aus dem Lande. Nun schien der Krieg unvermeidlich. Doch die Buren wurden von andrer Seite beschäftigt. Der Einfall Jamesons, der im folgenden Winter geschah, warf bereits seine Schatten voraus. Man ließ Makato notgezwungen in Ruhe, bis ihn plötzlich der Tod im September 1895 infolge übermäßigen Branntweingenusses aus den Reihen der Lebenden abrief.

Nun kam alles darauf an, wer Makatos Nachfolger würde. Bei der Häuptlingswahl standen sich eine Friedens- und eine Kriegspartei gegenüber. Die Friedenspartei hob Maemo, einen minderjährigen Sohn des Verstorbenen, auf den Schild. Die Kriegspartei dagegen setzte ihre Hoffnung auf Mpefo, Makatos ältesten Sohn, der außer Landes unter den Buren wohnte. Er wurde durch Eilboten gerufen, und es war ihm ein Leichtes, die Anhänger Maemos zum Schweigen zu bringen und sich auf den Thron seines Vaters zu setzen.

Obwohl Mpefo, oder wie er fortab auch mit dem erblichen Häuptlingsnamen genannt wird, Makato, das Haupt der Kriegspartei war, mehrten sich anfänglich wider Erwarten die Zeichen einer friedlichen Lösung der schwebenden Streitfragen. Was sein Vater verweigert hatte, ließ er geschehen. Er gab seine Zustimmung zu der Vermessung des Landes. Im Juli 1896 wehte zum erstenmal die Flagge der Republik auf Makatos Bergen. Die Beamten der Buren waren eifrig mit den Vermessungsarbeiten beschäftigt und Mpefos Leute gingen ihnen dabei hilfreich zur Hand. Aber das war nur Stille vor dem Sturm.

Hier trifft die Buren der Vorwurf, daß sie, statt der Nachgiebigkeit Mpefos freundlich entgegenzukommen, die Schwarzen unkluger Weise durch harte Maßregeln reizten. Welch eine Härte lag darin, daß man plötzlich die Kopfsteuer der Schwarzen von 12,50 Mk. auf 52,50 Mk. erhöhte, und daß man sogar die aus den letzten Hungerjahren in beträchtlicher Höhe rückständigen Steuern mit schonungsloser Energie nachfordern ließ. Das rief eine tiefgehende Verbitterung unter den Bawenda hervor. Mpefo verlor die Lust, sich den Weißen noch weiter willfährig zu zeigen und lieh sein Ohr wieder den Einflüsterungen der Kriegspartei.

Man hat sich gewundert, daß der kluge Mpefo, der durch

seinen jahrelangen Aufenthalt in Kimberley und Pretoria die Ueberlegenheit der Weißen aus eigener Anschauung kannte, sich auf den ungleichen Kampf mit den Buren einließ. Der alte Häuptling Tschewaße, sein Nachbar, schüttelte über den Ausbruch des Krieges den Kopf und urteilte: „Das sind Streiche der Jungen. Ein Mann thut dergleichen nicht.“ Es haben hier gewissenlose, weiße Abenteurer ihr frevelhaftes Spiel getrieben und Mpefo vorgeredet, daß die Engländer hinter ihm ständen und ihm sofort über den Limpopo mit bewaffneter Hand zu Hilfe eilen würden. Als der Krieg ausbrach, haben sie sich eiligst aus dem Staube gemacht. Aber sie trifft die Hauptschuld an dem Ausbruch des aussichtslosen Aufstandes.

Ein doppelter Anlaß rief schließlich den Zusammenstoß hervor. Ratombo, ein Unterhäuptling Mpefos, machte im Winter 1896 auf 1897 mitten im Frieden einen Ueberfall auf einen Kraal von Knopneusen, die auf Regierungsgrund wohnen und den Buren ergeben sind, und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Als die Burenregierung die Auslieferung Ratombos verlangte, wurde dieselbe andauernd von Mpefo verweigert. Damit war der erste casus belli geschaffen. Die Verhandlungen über diesen Fall waren kaum zu Ende gegangen, da reizte Mpefo die Buren zu augenblicklichem Einschreiten. Auf Regierungsgrund, jedoch dicht an Mpefos Grenze, wohnt ein kleiner Bastardstamm, die Buysens genannt. Die hatten bisher ihre Steuern unmittelbar an die Beamten der Buren gezahlt. Da erhob Mpefo im Sommer 1898 plötzlich den Anspruch, die Buysens müßten die Steuern durch seine Vermittlung zahlen. So werde es von allen seinen Unterthanen gemacht und die Buysens unterständen auch seiner Oberhoheit. Mit Gewalt setzte er seinen Anspruch durch und vertrieb den Steuererheber der Buren. Der eilte nach Pretoria und erhob laute Klage über Mpefos gesetzwidriges Vorgehen.

Daraufhin machten die Buren mobil. In den ersten Oktobertagen überschritt ein stattliches Burenheer, das 12 Kanonen bei sich führte, unter dem Befehl des General Piet Joubert den Doornrivier und schlug an dem Fuß von Makatos Felsenburg ein befestigtes Lager auf. Es war noch immer die Absicht der Burenregierung, womöglich einen blutigen Zusammenstoß zu vermeiden. Ohnehin schien es zum Beginn eines Feldzuges, dessen Ende nicht

abzusehen war, zu spät. Denn von Ende November an mußte man auf den Eintritt der gefährlichen Regenzeit gefaßt sein. Aber die Buren hofften, Mpefo werde sich durch ihre kriegerische Demonstration einschüchtern lassen und noch in letzter Stunde, angesichts ihrer Kriegsbereitschaft, nachgeben. Wenn diese Hoffnung fehlschlug, sollte im nächsten Frühjahr der Streit mit den Waffen zum Austrag gebracht werden. So waren die Gedanken der Buren, als sie Makatos Grenzfluß überschritten. Aber nun kam es anders. Der Stein war ins Rollen gekommen. Sie hatten die weitere Entwicklung nicht mehr in ihrer Hand.

Durch das ganze Bawendaland ging eine gewaltige Erregung hindurch, als man von dem Vorgehen der Buren Kunde erhielt. Der Entschluß der Buren war schnell gefaßt und ausgeführt. So wurden alle, auch die Missionare, damit überrascht. Auf der Missionsstation Tschakoma, die gar nicht weit von der Grenze in Makatos Land liegt, hatte man noch am 2. Oktober die Einweihung einer neuen Kirche festlich begangen und im Anschluß daran war eine mehrtägige Konferenz der Missionare und Nationalhelfer gehalten worden. Da war noch tiefster Friede im Lande. Nur wenige Tage vergingen, da waren die Buren gekommen und überall erscholl Kriegslärm.

Die Lage von Tschakoma war äußerst gefährdet. Mpefo war kein Freund der Christen. Er sowohl wie sein Vater hatten den Missionar nur geduldet und sich sein Vordringen in die Nähe der Hauptstadt mit aller Entschiedenheit verbeten. Die Heiden sahen naturgemäß in dem Lehrer den Vertreter der Weißen und in den Christen abtrünnige Volksgenossen. Wie leicht konnte das erregte Nationalgefühl der Bawenda und das durch die Zauberer fanatisierte Heidentum sich zu Gewaltthaten gegen die kleine Christenschar und die Missionsfamilie fortreißen lassen! Br. Weßmann und seine Frau überlegten ernstlich, ob es nicht besser sei, den gefährdeten Platz zu verlassen. Sie waren namentlich um ihre Kinder besorgt, gegen die die Heiden manche Drohreden ausstießen. Die benachbarten Häuptlinge waren ihnen freundlich gesinnt. Aber die mußten thun, was Mpefo befahl. Einer von ihnen gab selbst den wohlgemeinten Rat, sie sollten vor Ausbruch des Krieges fliehen, denn er könne sie nicht schützen. Ein anderer bat sie, zu bleiben. Er hatte dabei seinen eigenen Vorteil im Auge. Er wollte seine

Kinder während der Kriegsunruhen dem Missionar zur Obhut anvertrauen. Nach längerem Schwanken kamen die Geschwister Weßmann zu dem Entschluß, der für Missionsleute in diesem Fall der richtige war. Sie blieben im Vertrauen auf Gottes Schutz auf dem Posten, der ihnen anvertraut war, während ringsum alle weißen Händler eilfertig von dannen zogen.

Sie haben diesen Glaubensentschluß nicht bereut. Kein Haar ist ihnen gekrümmt. Es hat sich wieder einmal in erfreulicher Weise gezeigt, welche Achtung der Missionar als ein Mann des Friedens den Heiden abnötigt und wie sehr auch die Heiden anerkennen, daß ein Missionar unter allen Umständen ihr Freund ist, der ihr Bestes im Auge hat. Selbst Mpefo sandte Botschaft an Weßmann, Mynheer solle sich nicht fürchten, im Land zu bleiben. Er kämpfe nur gegen die Buren. Der Missionar wolle keinen Krieg und beteilige sich auch nicht daran, habe auch keine Waffen, um zu kämpfen. Niemand dürfe daher Mynheer erschrecken oder ein Leid anthun. Der Häuptling Matzebandela, der zuvor zum Fortgang geraten hatte, bestimmte nun zwei größere Kraale in der Nähe der Station, deren Bewohner während des Krieges nicht fliehen durften. Sie sollten stets zur Hand sein, dem Missionar beizustehen. Sobald er das Kriegsgeschrei ertönen lasse, sollten sie ihm alle zur Hilfe eilen.

So war der Missionar bei seinen Heiden trefflich geborgen. Aber die Gefahr für ihn fing in dem Augenblick an, als die Weißen dazwischen kamen. Sie kamen in wohlmeinender Absicht. Sie hielten es für unmöglich, daß der Missionar mit den Seinen unter wilden Heiden mitten im Krieg sicher leben könne, und sandten deshalb Truppen zu seinem Schutz. An einem Sonntag Abend, den 16. Oktober, sprengten 12 bewaffnete Buren auf die Station, sattelten ihre Pferde ab und erklärten, sie seien zum Schutz der Missionsfamilie gesandt und sollten bis zum Ende des Krieges auf der Station bleiben. Ein Kommando Knopneusen folgte ihnen nach, und bald war die friedliche Missionsstation in ein regelrechtes Kriegslager verwandelt.

Nun begann das Nationalgefühl der Bawenda sich zu regen. Sie waren über diesen Vorstoß ihrer Feinde empört, und es erwachte in den Herzen der Heiden leise der begreifliche Argwohn, als habe Mynheer selbst die Buren gerufen. Der nächste Morgen

bot ein gefahrvolles Bild. In drohender Haltung, die Gewehre schußbereit in der Hand, sammelten sich die Heiden vor der Station. Sie waren an Zahl ihren Gegnern weit überlegen. Die Häuptlinge wollten den Kampf auf der Missionsstation vermeiden. Sie ließen Weßmann zu sich entbieten und baten ihn dringend, er möchte die Truppen der Buren zu freiwilligem Abzug bewegen. Sie könnten die Erbitterung ihrer Leute nicht länger zügeln. Während sie noch mit Weßmann verhandeln, ist ihr Wunsch, der auch Weßmanns Wunsch war, schon erfüllt. Die mutige Frau Weßmann hatte sich ins Mittel gelegt. Ihrem unermüdlichen Zureden auf beiden Seiten war es gelungen, den blutigen Zusammenstoß zu verhindern, als er schon fast unabwendbar schien. Die Buren räumten mit ihren Hilfsmannschaften die Missionsstation und die Bawenda ließen sie unbehelligt abziehen. Es folgten nun noch allerlei aufregende Verhandlungen zwischen dem Missionar und den Heiden, aus denen klar wurde, wie nahe es den Heiden doch lag, den Missionar nach diesen Vorkommnissen für einen Verräter zu halten. Es kam zu stürmischen Scenen. Der Häuptling Matzebandela mußte seine ganze Autorität zum Schutz des Missionars in die Wagschale werfen. In der Nacht wurde die Missionarswohnung von Matzebandelas Kriegern bewacht.

Das Hauptheer der Buren lagerte inzwischen ruhig unter Makatos Felsbergen. Die Buren machten kein Hehl daraus, daß sie in friedlicher Absicht gekommen seien. Joubert ließ die Thore des Lagers zu friedlichem Verkehr mit den Schwarzen offen stehen. Man kaufte die nötigen Lebensbedürfnisse von den Bewohnern der Gegend und trat ihnen in freundschaftlichster Weise entgegen. Man führte sie gern im Lager herum und zeigte ihnen geflissentlich die große Kriegsmacht, die darin geborgen war. Auch wurde niemals versäumt, den schwarzen Besuchern die 12 Kanonen zu zeigen, deren Mündungen sich drohend gerade auf Makatos Hauptstadt richteten. Es gewann den Anschein, als ob dies halb entgegenkommende, halb einschüchternde Verfahren auf die Bawenda den gewünschten Eindruck machte. Sie kamen zutraulich und friedlich ins Lager und so wurden die Buren sorglos und sicher. Aber darauf legten es die Bawenda nur an. Sie hielten das freundliche Entgegenkommen der Buren für ein Zeichen von Schwäche und Furcht, und dadurch wuchs ihnen der Mut. Sie beschlossen,

ihre Feinde zu überlisten. Ganz in der Stille wurde eine Ueberrumplung des Burenlagers geplant. Gefährlich schienen ihnen dabei nur die Kanonen. Aber die waren ja von den thörichten Buren alle nach einer Richtung gedreht. Da brauchten sie nur von der entgegengesetzten Seite anzugreifen. Dann waren sie gegen die Kanonen gesichert. Gedacht, gethan.

Am 21. Oktober fand der geplante Ueberfall statt. Die Buren ahnten keine Gefahr. Sie hatten sich weithin in der Gegend zerstreut, der Befehlshaber der Artillerie hatte das Lager verlassen und die Pferde weideten hin und her auf den Grasplätzen am Ufer des Flusses. Da hörte man plötzlich im Rücken des Lagers heftiges Schießen. In drei Sturmkolonnen rückte ein gewaltiges Bawendaheer auf das Burenlager zu. Einen Augenblick gerieten die Buren in Verwirrung. Die Bawenda glaubten, den Sieg in Händen zu haben. Da geschah, was sie für unmöglich gehalten. Die Buren drehten eine der unbeweglich geglaubten Kanonen um und richteten sie auf die Schwarzen. Als der erste wohlgezielte Schuß in die Reihen der Bawenda einschlug, war es mit der Siegesfreudigkeit aus. Sofort machten sie Kehrt und suchten in eiligster Flucht ihre Rettung. Die Buren sattelten schnell ihre Pferde, jagten den Fliehenden nach und der Tag endete mit einer völligen Niederlage der Bawenda.

Das Gewehrfeuer und der Kanonendonner wurden in Mpefos ganzem Lande gehört. Sie waren das längsterwartete Signal zum allgemeinen Beginn des bewaffneten Aufstands. Die heidnische Kriegführung begann, sich mit allen Schrecken zu zeigen. Die Häuptlinge riefen ihre Krieger zusammen, um nach Mpefos Befehl plündernd, brennend und mordend gegen die Kraale der Knopneusen an der Burengrenze vorzugehen. Tschakoma lag mitten im ärgsten Kriegsgetümmel. Ueberall hörte man Gewehrschüsse knattern. Ringsum zeigten sich brennende Kraale. Krieger zogen einzeln und in großen Trupps durch die Station, viele trotzig und drohend auf den Missionar und die Christen hinschauend. Das Missionshaus war überfüllt. Die Frauen und Kinder der Christen suchten dort Zuflucht. Auch von den Heiden kamen viele und baten um Aufnahme, soweit sie nicht in die Berge flohen. Die Kirche und die Nebengebäude, sowie jedes Kämmerchen waren besetzt. Die liebe Missionarsfrau hatte ihre Not, für alle diese Gäste zu sorgen.

Für den Missionar gab es viel zu trösten und zu ermuntern und zu kindlichem Vertrauen auf Gottes Beistand zu ermutigen.

Die Wut der Heiden hätte beinahe ein für die Mission schmerzliches Opfer gefordert. Etwas entfernt von der Station, schon auf Regierungsgrund, wohnte der christliche Kraalhäuptling und Nationalhelfer Jeremias Domboe mit einem Häuflein von etwa 30 Christen. Dessen Kraal sollte nach Mpefos Anweisung auch niedergebrannt werden. Glücklicherweise zögerten die dem Missionar befreundeten Häuptlinge mit der Ausführung des Anschlags. Jeremias hatte Zeit, sein Vieh und alle Weiber und Kinder des Kraals an sichere Orte zu retten. Er selbst setzte sich mit seinen Männern tapfer zur Wehr. Schließlich mußte er der Uebermacht weichen. Sein Kraal ging in Flammen auf. Er selber und die Seinen aber hatten durch Gottes Gnade ihr Leben gerettet.

So tobte der Krieg in heidnischer Wildheit und machte die Umgegend von Tschakoma zur Wüste. Es waren schwere, drangsalsvolle Tage, die Br. Weßmann mit den Seinen durchlebte. Das Schlimmste in jenen Tagen war die völlige Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes zwischen Mpefo und Joubert. Tschakome war wie abgeschnitten von der Welt. Kein Bote wagte zu gehen und zu kommen, um sichere Nachricht zu holen. Bei den Heiden wurden die unsinnigsten Gerüchte von einem glänzenden Sieg Mpefos erzählt. Die Buren seien alle in wilder Flucht in den Wellen des Doornrivier ertrunken. Ihr ganzes Lager sei mit allen Waffen und Vorräten als Siegesbeute in die Hände der Heiden gekommen. Joubert sei gefallen und sein Kopf hinge als Siegeszeichen auf einer großen Stange vor dem Kraal des Knopneusenmörders, des Häuptlings Ratombo. So wurde mit allen Einzelheiten erzählt. Aber keiner konnte Gewisses verbürgen. Jedenfalls schwoll den Heiden der Kamm, und den Christen wurde bange zu mute. Mehr als einer kam zu Weßmann und bat um die Erlaubnis zur Flucht, die aber keinem erteilt wurde. Es war eine harte Aufgabe, alle Tage die Verzagten zu trösten und den sinkenden Glauben zu stärken. Dem Br. Weßmann war das Herz oft auch schwer.

Mit herzlicher Teilnahme und mit dem sehnlichen Wunsch, dem gefährdeten Bruder helfen zu können, dachte an ihn sein Nachbar, der greise Senior der Bawendamission, Br. Beuster in

Ha Tschewaße. Es ist dessen nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, daß nicht das ganze Bawendavolk an dem Aufstand teilnahm, daß sich der Krieg auf Mpefos Gebiet beschränkte. Der unermüdlichen Arbeit Beusters ist es zu danken, daß sein Fürst, der Häuptling Tschewaße, entschieden jede Beteiligung an dem Aufstand zurückwies und sich in seiner Treue gegen die Burenregierung nicht wankend machen ließ. Es waren viele in seinem Volk, die insgeheim darauf brannten, an der Seite Mpefos gegen die verhaßten Weißen zu ziehen. Seine eigenen Söhne bezeugten die größte Lust, sich in einem fröhlichen Krieg mit den Buren Ruhmeslorbeeren zu holen. Aber zur rechten Zeit erschien Beuster immer wieder in der Hauptstadt und zeigte dem Häuptling, wie thöricht der Aufstand und wie aussichtslos der Krieg sei. Und im entscheidenden Augenblick folgte Tschewaße immer wieder dem oft bewährten Rat seines Lehrers. Wie Beuster so die Sache der Weißen bei Tschewaße vertrat, so führte er als ein beredter Anwalt seines Häuptlings Sache bei der Burenregierung. Es gab Leute genug unter den Buren, die förmlich darauf ausgingen, Tschewaße bei der Regierung als einen heimlichen Freund Mpefos zu verdächtigen, die böse Saat des Mißtrauens zwischen ihm und der Regierung zu säen und ihn so womöglich auch in den Krieg zu verwickeln. Dann wäre der Kampf viel ausgedehnter geworden, dann hätte es nachher viel mehr Gelegenheit gegeben, den besiegten Aufrührern Land und Leute zu nehmen und aus der Unterwerfung der Schwarzen Vorteil zu ziehen. Solchen unlautern Elementen, die im Trüben zu fischen gedachten, war Beuster schon lange vor Ausbruch des Krieges entgegengetreten. Er benutzte jede Gelegenheit, die sich ihm bot, die Regierung mündlich oder schriftlich von Tschewaßes friedlicher Gesinnung zu überzeugen. Das hat ihm manchen Verdruß eingebracht. Er hat oft Undank erfahren. Aber nun sollte er doch den Lohn seiner Bemühungen ernten.

Tschewaße blieb treu. Ja, er war sogar willig, durch eine besondere Sendung dem General Joubert seine Ergebenheit zu bezeugen. Er beschloß, eine Gesandtschaft ins Lager zu schicken, welche vier Stück Vieh als Speise für den General und 234 Pfund Sterling rückständige Steuern abliefern sollten. Der Häuptling bat Br. Beuster, diese Gesandtschaft zu begleiten und für ihn beim General zu sprechen. Beuster war sofort zum Aufbruch bereit.

Doch inzwischen war das Kriegsunwetter, wie oben geschildert, losgebrochen. Es war wenige Tage nach dem Kampf zwischen beiden Parteien. Die Gegend von Tschakoma, durch die der Weg ins Burenlager führte, war so unsicher geworden, daß Tschewaßes Boten es für bedenklich hielten, mit dem Vieh und dem Geld auf so unsicherer Straße zu ziehen. So sandte Br. Beuster vorerst nur einen Brief an den Kommissar für die Eingebornen und bat, Tschewaße als Freund zu behandeln. Die Reise ins Lager sollte dann erst in günstigerer Lage geschehen. Doch waren kaum zwei Tage vergangen, da erfuhr Br. Beuster, daß die Buren schon wieder beabsichtigten, zu Weßmanns Schutz ein Kommando nach Tschakoma zu schicken. Beuster erkannte sogleich, daß das in dieser aufgeregten Zeit voraussichtlich schlimmer wie das erste Mal ablaufen werde, und beschloß, ohne Rücksicht auf Unsicherheit der Wege und sonstige Beschwerden, unverweilt das Burenlager aufzusuchen und den Aufbruch des Kommandos nach Tschakoma wenn irgend möglich zu hindern. Die Gesandtschaft Tschewaßes ließ er vorläufig zurückbleiben und brach allein auf.

Am 26. Oktober gelangte er in das Lager. General Joubert nahm ihn in freundlichster Weise auf und ließ sofort den Aufbruch nach Tschakoma absagen. Dem General war es sehr lieb, einmal mit einem wirklich Sachverständigen über die Lage im Bawendaland reden zu können. Denn er und seine Offiziere waren sehr wenig orientiert. Von den Grenzen des Landes zwischen Makato und Tschewaße hatten sie kaum eine Ahnung. Aber Br. Beuster ließ sich nicht nur als Ratgeber für diese äußeren Dinge benützen. Er legte auch ein gutes Wort ein für eine menschenfreundliche Kriegführung und für Vermeidung aller unnötigen Härte. Er freute sich sehr, in Joubert einen edeldenkenden Christen zu finden, der seinen Ansichten völlig beistimmte. Auch Tschewaße wurde völlig als Freund der Regierung anerkannt. Sehr befriedigt und dankbar kehrte Beuster am nächsten Tage nach Ha Tschewaße zurück.

Er brachte nun endlich sichere Kunde über den Stand der Dinge auf dem Kriegsschauplatz und über Mpefos Niederlage. Nun beeilte Tschewaße sich doch, seine Gesandtschaft ins Lager zu schicken. Denn nun ergriff sie alle eine große Furcht und Bestürzung. Und so finden wir Br. Beuster am 2. November wieder im Burenlager als Führer von Tschewaßes Gesandtschaft. Diese

Gesandtschaft des mächtigen Häuptlings Tschewaße erregte großes Aufsehen im Lager. Der General Joubert bereitete ihnen einen feierlichen Empfang. Er hielt den Gesandten eine Rede, die von Beuster gedolmetscht wurde. Es war etwa Folgendes: „Ihr Leute, hört! Sagt Tschewaße, daß ich hieher gekommen bin, um mit Mpefo unsre Sachen im Frieden zu erledigen. Wir wollen hier, wo wir einst gewohnt haben, wieder wohnen und eine Stadt erbauen. Wir wollen mit Mpefo friedlich zusammen wohnen. Aber Mpefo hat uns unerwartet angegriffen. So sind wir genötigt, unsre Sachen im Kampf zu ordnen. So gewiß aber, wie jener Baum nicht mit der Hand ausgerissen werden kann, so gewiß wird auch hier die Stadt bestehen, auch gegen Mpefos Willen. Ich werde mich vorbereiten, um jeden Widerstand niederwerfen zu können. Darum habe ich noch Bürger hieher berufen und warte jetzt deren Ankunft ab. Wer sich aber unterwirft und Frieden hält, dem werde ich auch Frieden gewähren und ihn gewiß nicht angreifen. Darum sagt Tschewaße, daß er als ein alter Freund der Regierung von uns nicht angegriffen werden wird. Wir werden in seinem Lande auch nicht ein Huhn nehmen, ja auch nicht einem Huhn eine Feder ausrupfen."

So war auch dieser Besuch bei Joubert erfolgreich gewesen. Beuster war es gelungen, seinem Häuptling und seiner Station den Frieden zu sichern. Inzwischen war auch Weßmann in vermittelnder Weise thätig gewesen. Endlich war auch auf Tschakoma die Wahrheit über die Niederlage der Bawenda an den Tag gekommen. Br. Weßmann hatte auf einem Ritt nach dem Postort Spelonken Anfang November zuverlässige Kunde eingeholt.

Er teilte das sofort seinen Freunden, den Häuptlingen, mit und fügte hinzu, daß seiner Meinung nach Mpefos Sache verloren sei. Der Schrecken darüber war groß. Wie sollten sie sich jetzt der Bestrafung für alle Frevel entziehen, die sie in den letzten Wochen auf Mpefos Befehl ausgeübt hatten. Da mußte der Lehrer den Nothelfer spielen. Matzebandela bat, der Missionar möge einen Brief an Joubert schreiben des Inhalts, Matzebandela habe nur aus Zwang den Befehlen Mpefos gehorcht; er bitte um Verzeihung und wolle fortab der Regierung in allen Stücken gehorsam und unterthänig sein. Dieser Brief mußte heimlich geschrieben und heimlich abgesandt werden. Denn er enthielt nichts Geringeres

als die Erklärung des Abfalls von Mpeso. Wenn der von diesem Schreiben erfuhr, konnte es für Matzebandela wie für Weßmann übel ablaufen. Es wurde deshalb keiner von Matzebandelas Leuten mit dem Brief ins Lager gesandt. Das konnte Aufsehen erregen; sondern der Christ Moses aus Tschakoma wurde als Bote geschickt.

Ihm begegnete Beuster auf seiner Rückkehr aus dem Lager. Nachdem er von ihm erfahren hatte, daß in Tschakoma jetzt alles wieder ruhig, auch die Stimmung der Häuptlinge eine friedliche sei, beschloß er, den Geschwistern Weßmann einen Besuch abzustatten. Es war ein bewegliches Wiedersehen nach so viel bangen Tagen und Wochen. Sie dankten miteinander Gott für seine gnädige Bewahrung und befahlen sich weiter in seinen Schutz. Dann schieden sie, innerlich erquickt und gestärkt, von einander. Beuster kehrte nach Ha Tschewaße zurück.

Es folgte nun eine kurze Zeit der Ruhe. Mpeso wagte keinen neuen Angriff, und Joubert wartete noch auf Verstärkung. Außer verschiedenen Burenkommandos hatte er auch noch die wilden Krieger der Swasi aufgeboten. Als er Truppen genug bei sich hatte, ging er zum Angriff vor. Am 16. November wurde die Felsenburg Mpesos erstürmt. Der Häuptling entkam und hielt sich mit wenigen Getreuen in den Schlupfwinkeln des Landes verborgen, von den Buren verfolgt wie ein gehetztes Wild, bis er am 15. Dezember, das Vergebliche seines Widerstandes einsehend, den Limpopo überschritt und damit auf englisches Gebiet übertrat, wo ihm die Engländer die Waffen abnahmen. Der Krieg war damit zu Ende.

Schon vorher war mit den übrigen Häuptlingen Frieden geschlossen. Der General Joubert war sehr versöhnlich gesinnt und sicherte auch den Unterhäuptlingen Mpesos, die gegen die Buren gekämpft hatten, volle Amnestie zu, wofern sie sich den Friedensbedingungen, die er stellen werde, unterwürfen. Am 26. November fanden die Friedensverhandlungen auf der Veranda des Missionshauses von Ha Tschewaße statt. In strömendem Regenwetter war der General am Tage zuvor auf der Station angelangt, auf der bereits 200 Mann, auf der Suche nach Mpeso, gegen den Regen Zuflucht gesucht hatten. Die Christen von Tschewaße bereiteten dem General einen feierlichen Empfang. Unter Leitung des Schullehrers stellten sich die Kinder und Erwachsenen unter dem

Fenster des Generals auf. Sie sangen in holländischer Sprache: „Nun danket alle Gott", und andere Lieder in ihrer Sprache. Bewegten Herzens und thränenden Auges saß der General und begleitete den ihm bekannten holländischen Liedervers mit seiner Stimme. Nachdem man geendet hatte, ging er hinaus und hielt an die Leute eine Ansprache, welche Beuster übersetzte. In derselben sprach er seinen Dank für diesen schönen Empfang aus und erklärte, wie wohl es ihm thue, so aus dem Kriegsgetümmel heraus plötzlich in so liebliche, friedliche Verhältnisse zu kommen. Das sei ganz wunderbar. Bei Makato wüten Krieg, Jammer und Tod, und hier sei alles so still und friedlich. Sie sollten doch ja nicht vergessen, nächst Gott auch ihren Lehrern zu danken, die dieses Werk vollbracht hätten.

Nach und nach trafen von allen Seiten die Häuptlinge ein, die an dem Friedensschluß teilzunehmen wünschten. Auch Br. Weßmann kam herbei, um ein gutes Wort einzulegen. Die Verhandlungen am folgenden Tag gingen glatt von statten. Die gedemütigten Häuptlinge waren zu jeder Bedingung bereit. Und der General hatte, dank der Fürsprache der Missionare, die Bedingungen so leicht wie möglich gemacht. Die Häuptlinge mußten versprechen, sich nicht mehr mit Mpefo einzulassen, noch gegen die Regierung zu kämpfen, vielmehr allen Gesetzen und Anordnungen der Regierung Folge zu leisten und sich ganz zu unterwerfen. Ein Schriftstück, das diese Bedingungen enthielt, wurde ihnen von den Missionaren vorgelesen und erklärt. Sie sagten, sie hätten alles verstanden und seien damit zufrieden. Darauf wurde das Schriftstück von allen Teilnehmern des Vertrags unterzeichnet. Einige Häuptlinge, die nicht rechtzeitig erschienen waren, durften noch nachträglich ihre Unterschrift hinzufügen. Der General aber hatte nicht Zeit, länger zu warten; denn er war auf der Verfolgung Mpefos begriffen. Ehe er jedoch schied, hielt Br. Beuster ihm und seinen Mannschaften einen Abschiedsgottesdienst. Die Kirche war überfüllt. Viele mußten draußen stehen. Voll und kräftig klang der Psalmengesang der Gemeinde. Dann hielt Br. Beuster eine herzliche, warme Ansprache im Anschluß an den 46. Psalm. Darauf erhob sich der General und sprach für sich selbst und im Namen seiner Mitbürger seinen herzlichsten Dank aus für alle auf der Station erfahrene Gastfreundschaft, insonderheit auch für die eben gehörten Worte,

die ihm und allen seinen Mitbürgern sehr zu Herzen gegangen seien. Er wünschte dem Missionar und seiner Tochter Gottes reichsten Segen zu ihrem schweren, aber doch herrlichen Amt, und schließlich forderte er die Versammlung auf, dem Missionar stehend einen Segens- und Abschiedsvers zu singen. Br. Beuster war tief bewegt und drückte dem General herzlich die Hand. Mit dieser erhebenden Feier endete der Besuch Jouberts auf Ha Tschewaße. Wie dann auch der Krieg nach wenigen Wochen zu Ende ging, ist schon oben gesagt.

Es erübrigt noch ein kurzer Blick auf die Folgen des Krieges. Die Folgen für die Bawenda sind deutlich. Sie gehören fortab zu den Stämmen, die der Fremdherrschaft der Weißen gehorchen. Auch wenn sie es noch einmal versuchen sollten, für die Wiedergewinnung ihrer Freiheit zu den Waffen zu greifen, was nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, zumal Mpefo noch frei ist und die schwierige Lage Transvaals gegen England die Aufruhrgedanken der Schwarzen begünstigt, so wird der Ausgang des Kampfes zuletzt doch derselbe sein, wie diesmal. Sie müssen sich daran gewöhnen, daß es mit ihrer Selbständigkeit für immer vorbei ist. Die Macht ihrer Häuptlinge ist eine gewesene Größe. Sie werden es dulden müssen, daß die Buren die Zügel ihrer Herrschaft straff anziehen. Das wird ihnen manche Demütigung und auch manche Bedrückung eintragen. Aber es wird ihnen auch Ruhe und Frieden und geordnete, sichere Zustände verschaffen.

Welche Folgen für die Missionsarbeit aus dem Sieg der Buren hervorgehen, das muß die Zukunft lehren. Aeußerlich wird sie zunächst Gewinn haben. Es kann nicht ganz ohne Nachwirkung bleiben, daß die Bawenda die selbstlose, helfende, opferfreudige Liebe ihrer Lehrer während des Kriegs und bei den Friedensverhandlungen so deutlich empfunden haben. Auch der Burenregierung ist es wieder einmal vor Augen geführt, daß die Arbeit der Missionare an den afrikanischen Heiden nicht in letzter Linie den weißen Herren derselben zu gut kommt. Und das anerkennende Zeugnis, mit dem General Joubert nicht zurückhält, hat hoffentlich seinen Eindruck in Pretoria nicht verfehlt. Eine unmittelbare Folge des Krieges ist das, daß Makatos Reich jetzt für die Missionsarbeit offen steht. Während wir dies schreiben, sind draußen wohl schon die Vorarbeiten zur Gründung einer vierten Missionsstation, die

in Makatos Reich liegen soll, beendet. Daß die Missionare nach der gewaltigen Demütigung des Volkes von neuem Andrang zu Gottes Wort melden, ist nur natürlich. Es muß sich erst zeigen, ob das andauern wird und ob in diesem äußeren Kommen wirklich Zeichen von einer innern Wandlung der Herzen zu spüren sind. Wir hoffen zu Gott, daß diese innere Wandlung nicht ausbleiben wird und daß die geschilderte Unterwerfung der Bawenda für den Bau des Reiches Gottes unter ihnen einen Wendepunkt bildet. Wenn sich diese Hoffnung erfüllt, dann wollen wir Gott den Herrn preisen, der in seinem heiligen Walten auch durch seine Gerichte hindurch der Menschen Seligkeit und der Völker Heil schafft.

Neueres über die deutsche Blindenmission in China.

Von Elisabeth Postler.*)

Dieses junge Werk deutscher Missionsthätigkeit, von dessen kleinen und bescheidenen Anfängen wir im Missions-Magazin des laufenden Jahrgangs (S. 13 ff., 73 ff.) berichten durften, blüht durch Gottes Gnade sichtbar gesegnet fröhlich weiter. Ja Tsau Kwong, dessen Bild die Februar-Nummer brachte, wird schon etwas bedenklich von der sorgenden Blindenmutter betrachtet, denn „die Räume füllen sich“ und dann muß sich bekanntlich auch das Haus dehnen. Für höchstens zwanzig Personen bietet das Blindenheim Raum und wie lange wird es währen, so sind der Insassen mehr. Doch, wenn mit dem Wachstum der Anstalt auch die Liebe und Teilnahme in der deutschen Heimat wächst, — und so scheint es ja gottlob der Fall zu sein, — dann brauchen wir nicht zu verzagen, und wenn auch vielleicht noch nicht die Stunde gekommen ist, schon an den Erwerb von eignem Grund und Boden für die junge Mission zu denken, — darauf können wir ja noch geduldig warten, — ein neues Heim wird, falls es nötig werden sollte, Schwester Martha für ihre Blinden schon finden, sodaß sie mit dem alten Segen getrost in neue Räume ziehen kann. Da, wie ich von unserm Hildesheimer Vorstand erfahren habe, der im April abgehaltene Verkauf von Handarbeiten einen günstigen Abschluß erzielt hat, so brauchen wir

*) Postfreie Berichte versendet Frl. Cooper, Hildesheim, Sedanstraße 33.

uns um die nächste Zukunft unsrer blinden Freunde drüben in Hongkong ja auf keinen Fall zu sorgen. Auch die Nachricht, daß die Miete für Tsau Kwong seither um 10 Dollar monatlich gestiegen ist, müssen wir ruhig hinnehmen und wollen auf so viele neue Freunde hoffen, daß der Ausfall wenigstens bald wieder gedeckt sein wird.

Schwester Martha war dies doch ein Blitz aus heitrem Himmel, zumal noch dazu kam, daß auch Hanna, ihre treue, sehende Hilfskraft aus dem Berliner Findelhaus, die seit ihrer Erkrankung im Frühjahr bei ihr war, sie verlassen wird, um sich auf den Rat erfahrener Freunde zur Aerztin ausbilden zu lassen. Die Sache an sich ist ja recht lobenswert, denn bekanntlich lassen die Chinesinnen ebenso wenig wie die indischen Frauen einen Arzt an ihr Krankenlager. Darum ist das Wirken der Missionsärztinnen so besonders segensreich. Eine Missionsärztin war es ja auch, die zuerst die unglücklichen Blinden um sich sammelte. Gewiß hat es aber auch besondern Wert, wenn eine christliche Chinesin, die von Kind auf die Töchter des Landes genau kennt, sich dem ärztlichen Beruf widmet. So wird Schwester Martha zwar die Trennung von ihrer treuen Hanna, wie sie schreibt, recht schwer, aber sie weiß, daß es so gut ist. Recht wehmütig schreibt sie am 16. Januar d. Js., nachdem sie die Hoffnung ausgesprochen, daß, wenn ihr wieder eine Hilfskraft nötig sei, sie auch die rechte finden möge: „Zu wie wenigen Menschen kann man doch in Wahrheit sagen: Dein Gott ist mein Gott! Nun die Hauptsache ist ja, daß man selber seinen Gott nicht verliert, dann hat man doch einen festen Grund unter den Füßen und wird schon durchkommen.“

Grade in diese Zeit der Kämpfe und Marthasorgen fiel aber auch ein freundlicher Lichtstrahl, der dem ernsten Brief unsrer sonst so hoffnungsfrischen Schwester doch noch etwas von ihrer alten sonnigen Heiterkeit mitteilt. Da heißt es auf der letzten Seite: Ich habe jetzt eine zweijährige Blinde, die sehr niedlich ist und uns viel Freude macht, neu dazu bekommmen. Sie sollte auch verkauft werden und Frl. Dr. Niles schickte sie mir zu. Sie ist freundlich und vergnügt und paßt in dieser Beziehung ganz zu meinen andern Kindern. Augenblicklich sitzt sie neben mir und spielt und plappert. Wenn die großen singen, kreischt ihre kleine Stimme vernehmlich mit ein. Sie ahnt nicht, welchem Schicksal sie entgangen ist, fühlt sich aber anscheinend recht wohl in der neuen Umgebung und ruft, wenn sie meine Stimme hört, ganz laut.

So vergeht bei fleißiger Arbeit ein Tag nach dem andern im Blindenheim. Früh um 6 Uhr fängt die Arbeitszeit an und dauert mit kurzen Erholungspausen bis zum Abend. Die Großen müssen

den Kleinen beim Baden und Anziehn helfen, dann wird das Haus gereinigt und es ist Schwester Marthas strengster Grundsatz, lieber den hilflosen Blinden durch erneutes Zeigen und große Geduld etwas von dieser Hilflosigkeit zu nehmen, als, was freilich leichter wäre, ihnen manche kleine Arbeit abzunehmen. Doch hat sie auch dafür die Freude, die große Ungelenkigkeit ihrer Schützlinge verschwinden zu sehn. Ebenso ist es ihr Grundsatz, daß jede, auch die Kleinste, ganz bestimmte Pflichten im Haushalt übernehmen muß. Mit diesen Pflichten kommen sich natürlich diejenigen, die noch am wenigsten leisten können, am wichtigsten vor. Fast glaubte ich das Lächeln auf Schwester Marthas mir so wohlbekannten Gesicht zu sehn, als sie schrieb: „Es gehört zu meinem täglichen Vergnügen, meine beiden Kleinsten beim Staubwischen zu beobachten, welcher Beschäftigung sie sich mit großer Gewissenhaftigkeit hingeben." Ehe es ans Reisessen geht, versammelt sich die kleine Hausgemeinde zur Andacht. Schwester Martha liest einen Bibelabschnitt, knüpft daran ein freies Gebet, alle beten das Vaterunser, und zum Schluß spricht das Hausmütterchen den Segen. Jetzt lassen sich die Kinder den Reis gut schmecken und verwenden darauf nach Chinesenart ein gut Teil Zeit. Nach dem Essen müssen die Kinder alles wieder in Ordnung bringen. Und nun folgt der Unterricht, der um 10 Uhr mit Gebet seinen Anfang nimmt. „Linschau giebt Religion", schreibt Schwester Martha; „ich spreche jetzt mit ihr immer das Pensum der einzelnen Tage durch. Der Unterricht wird dadurch weniger mechanisch. Gerade bei den Chinesen kommt es zu leicht zum bloßen Wortchristentum und ich sorge mich sehr, wie ich meine Kinder vor dieser gefährlichen Klippe hüten soll." Sie geht darauf alle übrigen Lehrfächer, in denen unterrichtet wird, durch: Lesen, Schreiben, Harmoniumspiel, Gesang und Handarbeit. Die Leseübungen der großen Schülerinnen leitet Schwester Martha; Yan-lin läßt die Kleinen lesen. Leider fehlten aber die Bücher; denn alle Blindenschriften waren in Kanton geblieben. Die Niles'sche Blindenschule mochte wohl selbst keinen Ueberfluß daran haben. Unserer Schwester nächste Aufgabe war es darum, ein Lesebuch zusammenzustellen. „Der Blindenfreund" — herausgegeben von Schulrat Mercker, — war ihr dabei ein guter Lehrmeister. Sie selbst schreibt unterm 22. Juli darüber: „Auch mir ist der «Blindenfreund» ein recht guter Freund geworden. Gerade in den letzten Nummern beschäftigt er sich mit Lehrplänen, und das ist Wasser auf meine Mühle. Ich bin eifrig dabei, den Unterricht der Kinder nach einem bestimmten Plan zu ordnen, was sehr nötig ist und mir für kommende Jahre viel Zeit sparen wird. Eine Art Lesebuch habe ich mir mit Linschau schon zusammengeschrieben. Ich übersetze dazu gern kleine Geschichten

aus Sonntagsblättern, wie ich überhaupt, was irgendwie dem Anschauungskreis der Kinder angemessen ist, ihnen aus solchen Blättern erzähle." Die größeren Mädchen müssen nun mit Hilfe Linschaus und Hannas die Bücher schreiben und haben darin schon eine bewundernswerte Fertigkeit.

Nach nicht langer Zeit glückte es uns, in Hongkong für einen verhältnismäßig geringen Preis ein Harmonium zu erstehen. Es war nicht neu, aber für unsere Zwecke brauchbar und preiswert. Dadurch blieben uns die Transportkosten nach Hongkong erfreulicherweise erspart. Linschau, die sonst eine gewandte Harmoniumspielerin war, ist, da ihr Spiel jahrelang ohne Aufsicht gewesen, sehr zurückgekommen, sodaß Schwester Martha schreibt: „Ihr Spiel ist so unordentlich geworden und ihre Stimme so überschrieen, daß ich ihr den Unterricht nicht überlassen kann, wenn die Kinder einigermaßen singen lernen sollen. An drei Tagen in der Woche singen wir nachmittags von 3—4 Uhr; an den andern Tagen übt Linschau mit den Kindern die Texte der Lieder ein." — Ueber den Erfolg der Handarbeitsstunden berichtete sie schon nach etlichen Monaten ihrer Arbeit sehr günstig: „Von 11—1 Uhr gebe ich den Kindern — Yan-lin eingeschlossen — Handarbeitsunterricht, über dessen Ergebnisse ich wirklich zufrieden sein kann. Yan-lin strickt in verschiedenen Mustern Gamaschen, Kinderschühchen u. s. w.; ich möchte versuchen, solche Sachen später zu verkaufen, zeige sie allen Damen, die mich besuchen und freue mich immer über ihr Erstaunen, daß Blinde solche Sachen machen können. Auch die Arbeiten der Kleinen sehen wirklich sehr ordentlich aus, man sieht dabei recht, wieviel sich mit Geduld machen läßt." Es fanden sich dann auch freundliche Käuferinnen und die Freude der Blinden war unbeschreiblich, etwas mit für den Unterhalt thun zu können. Drolligerweise war die erste, die etwas für den Erwerb thun durfte, das damalige kleine Nesthäkchen Kong Keung, deren wichtiger Eifer und wirklich saubere Arbeit einer gütigen Besucherin Tsau Kwongs so viel Spaß machte, daß sie ihr ihre fertigen Strickereien abkaufte. Schwester Martha schrieb mir, die Freude der so schnell ihren Fleiß belohnt sehenden kleinen Dame sei unbeschreiblich gewesen. Mehr kann sich Frl. Kong Keung kaum geehrt gefühlt haben, als, wie der Hof des Prinzen Heinrich und seiner gütigen Gemahlin eine Zeit lang in Hongkong war, die Bewohner Tsau Kwongs durch Strumpfbestellungen ausgezeichnet und gewissermaßen zu Hoflieferanten wurden.

Neulich brachte eine deutsche Dame, die Tsau Kwong auf der Heimreise von China besucht hatte, uns auch Strickereien mit. Es waren ein par ganz reizende kleine Söckchen mit darunter, die jetzt ein deutsches Patchen Schwester Marthas trägt. Solch hübscher

Strumpfsachen brauchten sich selbst Königskinder nicht zu schämen. Gern hätte man die Namen der einzelnen Strickerinnen gewußt. Aber das ist das Schlimmste bei so weiten Entfernungen: Frage und Antwort ist eine böse Sache, wenn erst in 8—10 Wochen der Bescheid da sein kann. So habe ich auch noch nicht in Erfahrung bringen können, ob für das Strohflechten, in dem Schwester Martha die Blinden unterwies, nun ein Arbeitsmarkt gefunden ist.

Zu den täglichen Hausarbeiten kommen nun noch die Wäschen fürs Haus, die sich auf A-wun, die Frau des Kochs, und die großen Mädchen verteilen. „Am Montag ist Wäscheeinweichen, Dienstag Waschen, Mittwoch Legen und Plätten. Die letzte Hälfte der Woche ist Reinmachen, wobei auch jede ihr ganz bestimmtes Teil zu thun hat und selbst A-kwong schon beim Jalousienwischen und sogar zum Fensterputzen herangezogen wird. Auch muß sie Staubtücher und Taschentücher waschen. Durch all die Arbeiten darf aber die regelmäßige Hausordnung in keiner Weise gestört werden, ebensowenig durch Bücherschreiben, das noch sehr viel Zeit raubt. Außerdem hat Hanna noch sämtliche Flickarbeiten, Wäschezeichnen u. s. w. und A-wun hat unsern kleinen Gemüsegarten zu bestellen und in Ordnung zu halten. So hoffe ich mit der Verteilung der Arbeit ziemlich das Richtige getroffen zu haben. Alle Hausbewohner fühlen sich wohl und munter dabei und das Haus ist in Ordnung. Das ist mir die beste Probe dafür. A-sam hat die Ausgänge für mich zu machen, zu kochen u. s. w. Für chinesische Dienstboten leisten er und seine Frau viel. Um 4 Uhr ist das letzte Reisessen.*) Nachdem die Kinder wieder die Schüsseln gespült und alles für den nächsten Morgen zurecht gestellt haben, geht's in den Garten, wo die Kinder sich dann auf recht verschiedene Weise unterhalten. Um $6^1/_2$ Uhr ist Abendandacht, wo ich oder eines der großen Mädchen ein Gebet sprechen und dann wir alle das Vaterunser und ich den Segen zum Schluß. Bis um 9 Uhr widme ich mich dann meist noch den großen Mädchen, suche sie im Unterricht zu fördern und singe wöchentlich einmal mit ihnen. Ich thue dies weniger zur Belehrung als zu ihrer Anregung, für die man bei Blinden nach meiner Meinung mehr sorgen muß, als es bei Sehenden nötig ist. Ich bin sehr dankbar, daß ich merke, wie man sich nach und nach immer mehr in den Verkehr mit Blinden einlebt und lernt, auf ihre Eigenart einzugehen."

Doch so fröhlich die junge Anstalt aufblüht, so antwortete doch Schwester Martha auf die Anfrage des Hildesheimer Missionsvorstandes wegen einer etwaigen deutschen Gehilfin: „Ich habe die

*) Die anspruchslosen Chinesen kennen in der Regel nur zwei Mahlzeiten

von Ihnen vor Monaten angeregte Frage sorgsam erwogen, auch nach der Meinung verschiedener Missionsgeschwister gefragt und bin ganz entschieden zu der Ueberzeugung gekommen, daß es für jetzt und die nächste Zeit noch zu früh sei. Da ich Linschau habe und nach Einwilligung des Berliner Vorstandes sie auch behalten kann, so stehe ich in Wahrheit nicht allein und ich habe für den Anfang eine treue Gehilfin in ihr. Später, wenn sich der Arbeitskreis erweitert, wird mir dann Gott, hoffe ich, eine Schwester zuführen, mit der ich in echt schwesterlichem Sinn und treuer Gemeinschaft arbeiten kann." Vorläufig genügen also noch die allerdings für chinesische Verhältnisse sehr tüchtigen einheimischen Hilfskräfte, mit denen es zwar, wie wir weiterhin aus Schwester Martha's Briefen sehen werden, auch nicht immer ganz glatt abgeht; aber es geht, und das ist die Hauptsache. Einmal freilich wird wohl die Zeit kommen, wo das anwachsende Blindenheim eine zweite Schwester unumgänglich nötig hat; möchte es dann die rechte sein. Vorläufig vertritt diese Stelle noch am besten die unermüdliche Linschau. Das herzliche Verhältnis, das zwischen ihr und der Hausmutter besteht, leidet sogar nicht einmal unter den beständigen Vorwürfen, die eine der andern zu machen pflegt, sich nicht zu viel zuzumuten. Manchmal könnte diese unserer Schwester oft übertrieben vorkommende Fürsorge beinah lästig werden, aber sie wird es nicht, denn sie ist auf der andern Seite auch wieder so rührend, daß sich die Hausherrin Tsau Kwongs schließlich manchmal doch gezwungen sieht, dem liebenswürdigen Quälgeist mit einem freundlichen Lächeln nachzugeben und eine kleine Erquickung, mit der Linschau die Arbeitende unterbricht, doch rasch zu sich zu nehmen, mag ihr an der raschen Fertigstellung der Arbeit auch mehr gelegen sein, als an einem erfrischenden Imbiß.

Für ihre Pflegebefohlenen hält die sorgliche Hausmutter selbstverständlich immer auf rechtzeitige Erholung. Die schönsten sind die Sonntage, bei denen heiteres Spiel, Spaziergänge, Musik und allerlei Kurzweil die Nachmittage und Abende ausfüllen.

Das schönste Fest ist natürlich auch in Tsau Kwong Weihnachten. Das erste, das die junge Anstalt feierte, hatte ja auch noch eine doppelte Bedeutung, als an Weihnachten 1897 die vier noch heidnischen Blinden die heilige Taufe als schönstes Christgeschenk empfingen. Schwester Martha erzählt von dem jungen Eifer der angehenden Christen: „Schon morgens beim Staubwischen sagten sie sich die gelernten Verse und Sprüche auf; wenn sie nachmittags im Garten spazieren gingen, machten sie es wieder so; eine ließ sich von der andern das Gelernte abhören. Am Weihnachtstage war wundervolles Wetter, wie bei uns im schönsten Sommer. Die Sonne strahlte

freundlich, das Meer und das entfernte Gebirge glänzte in der Farbenpracht des Südens, die zu dem satten Grün der Bäume so gut paßt. Wie schön ist Gottes Erde, und wieviel ist denen versagt, deren Augen sie nicht genießen können! Aber der Weihnachtsstern leuchtet so hell, der kann auch die Nacht meiner Kleinen durchdringen. Hilf, Herr, daß er immer mehr in ihnen aufgehe!"

Von der nachmittags stattfindenden Tauffeier heißt es dann weiter: „Mit lauter Stimme legten die Kinder in der Kirche ihr Bekenntnis ab und beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen, entsagten dem Teufel und gelobten sich dem Herrn Jesu zu ewigem Eigentum. O, möchte er mehr und mehr in ihnen Gestalt gewinnen, und ihre jetzt noch kindliche Erkenntnis mit den Jahren stets wachsen und zunehmen!" Die Namen der Neugetauften sind folgende: A-kwong Therese, 13 Jahre — Lin-yau Frieda, 8 Jahre — A-chung Marie, 5 Jahre — Kong-keung Ragnhild, 5 Jahre alt. — Die Weihnachtsbescherung war, um die Kinder nicht durch Aeußerlichkeiten vor der Taufe zu zerstreuen, auf den Abend des ersten Feiertags verlegt worden. Glückstrahlend stand unsre Blindenfamilie unter dem hellen Weihnachtsbaum. Konnten die erloschenen Augen auch diesen irdischen Glanz nicht sehen, so leuchtete doch der milde Schein des Weihnachtssterns desto heller in den Herzen. „Unsre Schulstube," schreibt die glückliche Hausmutter Tsau Kwongs, „die mit frischen Zweigen und neuen Wandsprüchen geschmückt war, sah sehr freundlich aus im hellen Lichterglanz. Die Kinder hatten schon vorher alle Herrlichkeiten am Baum befühlt, und ich hatte sie, so hoch ich konnte, gehoben, damit sie auch merkten, wie groß unser Christbaum war. Herr Missionar Rieke, ein Barmer Missionar und Vertreter des Findelhausvaters zu Bethesda, der sie getauft und dazu vorbereitet hatte, leitete unsere kleine Feier, bei der wir „Stille Nacht, heilige Nacht" und „Ihr Kinderlein kommet" in chinesischer Uebersetzung sangen, und zu denen uns unsere beiden blinden Töchter Linschau und Yan-lin auf dem Harmonium begleiteten." — Die Kinder waren sehr vergnügt und glücklich, als dann jedes endlich die ersehnte Puppe und ein Körbchen Früchte dazu im Arm hielt. „Am nächsten Abend," so fährt Schwester Martha fort, „spielten wir mit den Würfeln, die auch aus der großen Kiste gekommen waren. Die Kinder mußten selbst die Punkte herausfühlen und hatten große Freude daran. Da ich jetzt noch immer etwas kleine Kuchen vom Fest her habe, so ist das Würfeln darum eine den ganzen Tag herbeigesehnte Sonntagsfreude." Viel Freude machen den blinden Kindern auch die Sonntagsschürzen, die eine liebe Freundin aus Deutschland nach chinesischem Muster angefertigt und geschenkt hat. Die Magd hat ihnen gesagt, daß sie

eine hübsche Farbe hätten, und ihre Fingerchen betasten mit Vergnügen das glatte Zeug. Eine andere Art Freude gewähren die gemeinsamen Spaziergänge. Da wird auf die Stimme der verschiedenen Vögel geachtet, auf den Duft der Blumen aufmerksam gemacht, alle verschiedenen Pflanzen und Steine befühlt und betastet. Alles gewährt Anregung und Vergnügen. Ueber einen Spaziergang nach dem chinesischen Friedhof schreibt uns Yan-lin sehr erfreut: „Wir gingen zu den Gräbern und betasteten sie und die Kreuze daran. Auf diesem Friedhof ruhen die an Jesum Glaubenden, und diese werden einstmals gewißlich auferstehen und mit dem Herrn Jesus in sein himmlisches Reich eingehen und ewig bei ihm sein zu unvergänglicher Freude und Herrlichkeit."

Bei jeder Gelegenheit sucht die treue Blindenmutter, um für den fehlenden Gesichtssinn wenigstens einen schwachen Ersatz für ihre Kinder zu finden, die übrigen Sinne aufs beste zu schärfen und auszubilden. „Ich erkenne immer dankbarer an, äußert sie sich, wie viel gerade die Erziehung hier thun kann und in ein wie weites Arbeitsfeld ich gestellt bin." Sie giebt dann noch dem Wunsche Ausdruck, sich mit der Zeit auch recht in ihre blinden Kinder hineindenken zu können. Denn das ist selbstverständlich nicht ganz leicht. Schon in der Heimat wird große Geduld und Treue dazu gehören, in diesem Sinn ein rechter und kein blinder Blindenleiter zu sein. Hier ist die leibliche Blindheit noch mit der geistigen verbunden, insofern, als die Kinder, ja deren Eltern und Voreltern schon, so lange im stumpfen, dumpfen Heidentum dahingelebt haben, daß es doppelt schwer ist, die schwachen Seelen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes aus der Knechtschaft der Sünde empor zu führen. Aber die Gnade, die sich in den Schwachen mächtig erweist, ist auch mit unsrer lieben Schwester drüben, und wenn das ermattende Klima und die allerlei Sorgen und Mühen eines so verantwortlichen Postens, den sie übernommen, sie einen Augenblick lang kleingläubig werden lassen, dann wird ihr zur rechten Zeit schon der beste Trostengel der armen strauchelnden Menschheit, das Wort Gottes, zurufen: „Fürchte dich nicht, laß deine Hände nicht laß werden!"

Wiederum ist das siegreiche Wehen des Geistes der Pfingsten auch über Tsau Kwong und über das große, noch von Millionen Heiden bewohnte China gebraust. O man merkt dies feurige Brausen des Geistes des Glaubens und der Wahrheit, das so hoffnungsfrisch über das Weltmeer kommt zu den armen Heiden. Es ist nicht umsonst und hie und da hat schon das stillsanfte Säuseln der christlichen Liebe, in der erst der allmächtige Gott sich recht offenbart, einen leisen aber immer mehr anwachsenden Wiederhall gefunden in den

so starren kalten Chinesenherzen. O daß er immer mehr aufwachte der Geist der ersten Zeugen! Und auch in den Mauern Tsau Kwongs wacht er auf der stille liebliche Pfingstgeist.

Da ist Yan-lin, unser ältester Pflegling. Sechzehn Jahre lang war sie Heidin. Sie konnte sich anfangs gar nicht in die Hausordnung finden, noch viel weniger an ein arbeitsames Leben gewöhnen, und hat auch jetzt noch großen Hang zum süßen Nichtsthun; doch fühlt sie sich oft durch Linschaus Eifer und Fleiß beschämt. Schwester Martha sagt von ihr, sie sei ein ganz nettes Mädchen, mit dem sie besser zusammen gelebt, als sie anfangs gefürchtet habe. Yan-lin selbst drückt sich in einem Briefe an uns sehr zufrieden aus: „Es geht mir in Hongkong jetzt sehr gut, besser als in Kanton, ich bin hier auch gesunder. Dort war ich viel krank und danke Gott aufrichtig, daß er mich sein heiliges Bibelwort hat finden lassen, und daß meine Seele großen Gewinn davon hat.“ — So ist die arme Yan-lin, wenn ihr auch nicht das Licht ihrer Augen, wie man von einer Operation gehofft, wieder gegeben, sondern ihr nur ein schwacher Lichtschein geworden, doch aus der schrecklichsten Blindheit, der geistigen Nacht, erlöst und wollen wir mit ihr dem gütigen Geber aller Gaben herzlich danken.

Aehnlich steht es um A-kwong, die Dreizehnjährige, die einen überaus stumpfsinnigen Eindruck machte, so daß Schwester Martha oft mit Seufzen und Zagen in die Zukunft blickte. Aber schon unter dem 1. Juni l. J. schreibt sie: „Ich bin so glücklich über A-kwong; sie giebt sich sehr viel Mühe und macht jetzt auch in allen Unterrichtsfächern Fortschritte. Auch entwickelt sie sich zu einem solch netten Mädchen und ist öfter von selbst gekommen, um kleine Vergehen zu gestehen, die sie sonst stets verheimlichte. Ich denke, es sind die treuen Gebete ihrer Patin und die Taufgnade, die diese Aenderung hervorgerufen.“

Die Schwierigkeit in der Erziehung Lin-yaus, der achtjährigen kleinen Blinden, liegt auf anderem Gebiet. Schwester Martha berichtet von ihr: „Sie ist, glaube ich, die begabteste von unseren Kindern, sie liest sehr fließend, hat schon angefangen ein Buch für sich abzuschreiben und beinah ein Paar Strümpfe selbständig fertig gestrickt, auch nebenbei schon eine Menge Bänder, Waschlappen und Wischtücher gestrickt. Ihr Wesen ist ganz allerliebst, gewandt und einschmeichelnd. Das sind ihre mehr äußeren Vorzüge; aber ihre inneren sind dem entsprechend. Ihr kleines Herz ist stets bereit, mit andern zu fühlen und andere nach Kräften zu trösten; sie ist gefällig und dienstbereit und mit den kleinen Schwestern ganz mütterlich. Ich habe sie oft beobachtet, wie sie im Winter abends nachsieht (d. h.

nachfühlt), ob die Kleinen gut zugedeckt sind und sie, wenn sie nicht alles in Ordnung findet, sorgfältig in die Decke packt. Dabei ist sie, Gott sei Dank, offen und, soweit ich bis jetzt Erfahrung habe, auch wahrheitsliebend. So seltene Tugenden bei Chinesen! Natürlich fehlen bei soviel Lichtseiten auch die Schatten nicht. Sie ist manchmal flüchtig in dem, was sie thut, und kann den andern gegenüber einen sehr überlegenen Ton annehmen, auch wohl die andern, namentlich die „dumme Kang-tsang," verspotten u. s. w. Sie bleibt aber immer ein so liebes, liebenswürdiges Kind, daß es schwer ist, mit ihr streng zu sein, und ich schon oft Gott um die nötige Festigkeit ihr gegenüber gebeten habe. Die „Schmeichelkatze", wie ich sie nenne, hat etwas gar zu Anschmiegendes."

Ueber die beiden Kleinsten äußert sie sich allgemeiner: „Außer den Arbeitsstunden tummeln sie sich vergnügt in Haus und Garten herum und meine blinden Kinder sind eigentlich die glücklichsten kleinen Menschenkinder, die ich kenne. Bei der Arbeit singen sie ihre kleinen Lieder, wie sie überhaupt Musik sehr lieben und auch ganz niedliche Stimmen haben." Die lieben Kleinen mögen aber auch gar nicht, wenn ihre „Kuneoung" (Fräulein) nicht fröhlich mit ihnen ist. So fragten sie einmal: „Kuneoung, du bist so still; bist du traurig, daß der Reis so teuer ist und wir soviel essen?" Die Reispreise sind durch den Krieg um Manila allerdings sehr in die Höhe gegangen.

Zu dem freundlichen Familienbilde, das Schwester Marthas Feder uns zeichnet, gehören nun auch ihre Gehilfen an der Arbeit. So schreibt sie an ein Vorstandsmitglied: „Wie dankbar und glücklich bin ich, zu wissen, wie Sie Anteil nehmen an unserm Leben hier im Blindenheim, wie Sie alle, groß und klein, auf betendem Herzen tragen und auch für mich Gott bitten, daß er mir Kraft und Verstand giebt, nach seinem Willen zu arbeiten! Ich bin so voll Zuversicht. Wie sichtbar hat uns Gott gesegnet, indem er mir solch gute Hilfskräfte gab! Hanna hat eine sehr nette, verständige Art, mit Kindern umzugehen; ihr Einfluß auf sie ist ein sehr guter; durch ihr ruhiges Wesen wirkt sie viel mehr als die viel unruhigere Linschau, die allerdings in anderer Weise auch sehr viel leistet. Linschaus Unterricht ist sehr gut; ihre Art zu fragen ist sehr geschickt und ganz korrekt, und um ihre Beredtsamkeit könnte sie mancher Professor beneiden. Es ist kein Wunder, daß unsere Kinder so sehr gefördert sind, und ich hoffe, daß alle — auch A-kwong — einmal später mit ihren Pfunden wuchern und selbst unterrichten können." Von ihrem Koch sagt sie: „Ich könnte wohl manchen schlaueren, aber keinen zuverlässigeren Menschen bekommen; er und seine Frau sind ungewöhnlich nett." Leider sind beide noch Heiden, halten sich aber fleißig zu Gottes Wort. Die Zuneigung zu ihren Leuten findet bei

diesen die herzlichste Erwiderung. So erbat Linschau sich an ihrem Geburtstag als besondere Ehrung, daß Schwester Martha mit ihnen chinesisch aß, was natürlich gern geschah. Die Bitte ist bezeichnend für das Volk, dem das Geburtstagskind angehört. Ich vermute fast, eine Deutsche hätte im umgekehrten Falle lieber gebeten, ob sie einmal mit chinesisch essen dürfe!

Bei solchen Gelegenheiten freut sich Schwester Martha des angebornen Anstands, den die Chinesen, auch wenn sie wie unsre Blinden aus niedrem Stande, selbst beim Essen nicht verleugnen. Bekanntlich suchen unsre evangelischen Missionare die chinesischen, alt hergebrachten Sitten und Gebräuche nur, soweit sie gegen das Christentum verstoßen, zu bekämpfen. So läßt Schwester Martha ruhig ihre Kinder die hübschen tiefen, fast bis auf die Erde gehenden Verneigungen gegen alle Besucher machen, und so essen auch die Chinesen in Tsau Kwong nach wie vor täglich zweimal ihren Reis mit den bekannten Reisstäbchen, und es macht ihnen große Freude, daß ihre Kuneoung nach und nach gelernt hat, nicht nur mit Chinesen, sondern auch mit den wunderlichen Eßwerkzeugen dieses wunderlichen Volkes umzugehen. Das mag denn auch der Grund sein, daß die Chinesen anfangen, ihr ein freundliches Interesse entgegen zu bringen. Die beiden blinden Mädchen freilich, die jener wißbegierige chinesische Lehrer aus dem Innern angemeldet hatte, scheinen schließlich doch von ihren Eltern zurückbehalten worden zu sein. Sonst fehlt es nicht an Zuwachs. Darunter ist auch Kang-tsang, 8 Jahre alt, eine kleine Pensionärin, für die eine drüben wohnende Dame das Kostgeld bezahlt. Ein siebzehnjähriges Mädchen, fast blind, wurde als Kind einem schlechten Hause verkauft, dann aber rettete sie ein chinesischer Christ; später kam sie zu einer englischen Missionarin Miß Davis. Diese bat bei uns um zeitweilige Aufnahme, da die Blinde sehr danach verlange, Lesen und Schreiben zu lernen. Ihr wird das Zeugnis eines guten sittlichen Charakters gegeben. Toi, so heißt das Mädchen, ist bereits als Pensionärin bei uns eingezogen und hat sich schon gut eingelebt. Außer diesen beiden Blinden sind noch zwei Säuglinge im Alter von einem Jahre von uns übernommen worden. Das eine Kindlein wurde in äußerst traurigem Zustande im Lande aufgefunden. Frau Missionar Schulz, die es uns anbot, schreibt: „Ich habe auch wieder ein Findelkind in Pflege. Es ist nun schon fast ein Jahr alt. Es wurde mir sterbenskrank von einer Frau, die es am Wege aufgelesen, ins Haus gebracht. Da kein Mensch es in Pflege nehmen mochte, konnte ich nicht anders, als es selbst versorgen. Es war in einem unbeschreiblichen Zustande; von Schmutz gar nicht zu reden, hatte es etwa 30 offene Wunden am Körper; aus den Augen, die

nicht mehr zu retten waren, quoll der dicke Eiter. Dabei hatte es, weil es eine Nacht im Freien gelegen, einen Bronchialkatarrh mit schrecklichem Husten. Unsere Magd erklärte, wenn sie mit diesem Kinde etwas zu thun haben sollte, könne sie keinen Bissen essen. Das arme Geschöpf ist nun so weit, daß die Wunden bis auf zwei geheilt sind." Gott der Herr schenke dem Kindlein Gedeihen an Leib und Seele. Werden wir nicht lebhaft hierbei an das Auffinden Linschaus erinnert, die in ähnlichem Zustande todkrank ins Findelhaus gebracht wurde? Und wie Großes hat der Herr schon durch sie ausgerichtet unter ihrem Volk! Was eben thöricht, schwach, unedel und verachtet, ja nichts ist vor der Welt, das erwählet sich Gott, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. Die lieben Missionsfreunde werden es nicht lassen können, mit uns die Hände zu falten und dem Herrn aus tiefster Seele für den reichen Segen zu danken, den er an und durch unsere Mission wirkt. Seit kurzem arbeitet auch ein junger blinder Chinese unter seinem Volk. Diesen durfte Schwester Martha, weil sich keine andere Gelegenheit bot, im Lesen und Schreiben der chinesischen Blindenschrift unterrichten. Er ist der erste blinde Mann im ganzen Süden Chinas, der die Kunst des Lesens versteht, und wird nun von der Baptisten-Mission in Kanton verwandt, unter seinen blinden Landsleuten zu missionieren.

Diese unerwartete Arbeit, wodurch sie auch unmittelbar dem männlichen Geschlecht Chinas Hilfe leisten konnte, war Schwester Martha eine große Freude. An Kümmernissen fehlt es natürlich auch nie. So plante eine warme Freundin unsers Blindenheims, Frau Konsul von Loeper auf Hongkong, die Gründung eines Vereins, um dann in der Folge einen Bazar für unser Haus zu veranstalten. Da tritt die Versetzung ihres Gemahls nach Valparaiso dazwischen. Ueber den schmerzlichen Abschied tröstet Schwester Martha sich damit, daß Gott ihr bald in anderer Weise könne Ersatz schaffen. Eine zweite Enttäuschung war ihr die erfolglose Operation der Augen Yan-lins, von der bereits früher berichtet wurde. Schwester Martha hatte den Arzt gebeten, die Augen ihrer Kinder einmal nachzusehen. Dieser sprach die Hoffnung aus, Yan-lin auf einem Auge einige Sehkraft wiedergeben zu können; so hielt sie es für ihre Pflicht, den Versuch der Operation zu wagen. Nach langem, bangem Harren erwies sich das Leiden trotz geglückter Operation doch als veraltet.

Eine ernste, schwere Zeit war auch die, in der die schwarzen Blattern und dann später die Pest auf Hongkong grassierte. Nebst vielen andern Opfern wurden auch zwei englische Diakonissen dahingerafft; eine eben verheiratete Tochter des Berliner Findelhauses starb gleichfalls an der Pest. Der Verkehr unseres Hauses nach außen

hin wurde möglichst beschränkt. Gerade an ihrem Geburtstage hatte Schwester Martha den Schreck, daß A-sam heftig fieberte und über heftige Gliederschmerzen klagte. Aus Furcht, von dem Arzte ins Pockenhaus geschickt zu werden, bat er, aufs Land gehen zu dürfen. „Ich habe jetzt eine recht schwere Zeit", berichtet Schwester Martha, „die ich aber gerne tragen will, wenn mir nur A-sam wiederkommt. Seine Frau wurde fast krank vor Kummer und wollte durchaus auch aufs Land. Da blieb ich aber fest und erlaubte es nicht." (Sie hätte dem Manne in den chinesischen Verhältnissen auch von keinerlei Nutzen sein können.) Die Freude war natürlich groß, als der treue Diener nach einiger Zeit genesen zurückkehrte. Auch Hannas Befinden gab später einmal zu ernster Sorge Veranlassung; sie genaß aber sehr bald.

(Schluß folgt.)

Honyen.

Die jüngste Basler Missionsstation.

Von Missionssekretär Fr. Würz.

Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Auch eine Missionsstation, zumal eine in China, pflegt ihre lange Vorgeschichte zu haben, bis man sagen kann: sie ist gegründet. Ein Beweis dafür ist Honyen, die Kreis- und Handelsstadt in der Provinz Kanton.

Honyen liegt an der einzigen Straße, die den Nordosten der Provinz mit der Hauptstadt verbindet, am Tungkong oder Ostfluß, 300 Kilometer oberhalb Kantons. Vor Honyens Thoren vereinigt sich der Syaukong oder Kleine Fluß, ebenfalls von Frachtschiffen belebt, mit dem Hauptstrom, die Bedeutung Honyens für Handel und Verkehr wesentlich erhöhend. Die Verschiedenheit der Dialekte, die man in Honyen hört, läßt erkennen, nicht nur daß sich die Gebiete des Hakka und des Punti hier berühren, sondern auch, aus welch weitem Umkreis die Handelsleute beständig zusammenströmen. Honyen soll der zweitwichtigste Markt am Ostfluße sein, nur von Schaklung übertroffen.

Seit langer Zeit ist der Ostfluß auch Missionsstraße. Langsam, aber verhältnismäßig bequem und sicher fährt man auf den chinesischen Ruderbooten hinauf nach Futschukpai, dem Landungsplatz für Yunon (Hoschuwan) und Nyenhangli, und weiter nach Laulung, 100 Kilo-

meter oberhalb Honyens, von wo man mit einem Tagesmarsch Tschongtschun, den alten Missionsposten im Bergland von Tschonglok, erreicht. Missionar Winnes war der erste, der auf dem Heimweg von Tschonglok 1862 in Laulung das Boot bestieg, und seither sind wenige Jahre vergangen, ohne daß Basler Missionare auf ihrer Flußreise von oder nach Tschonglok, Lyungtschon (Hokschuha) oder Hinnen an Honyen vorbeikamen.

Im November 1866 ging Missionar Lechler, auf seiner zweiten Reise nach Tschonglok, in Honyen ans Land. Mit ihm kam von Schaklung her der rheinische Missionar Krolczyk, der, weil man hier Punti versteht, gerne Verbindungen in Honyen angeknüpft hätte. Während Frau Lechler auf dem Boote blieb, gingen Lechler und ein holländischer Reisegefährte mit Krolczyk in die Stadt und machten ihren Besuch beim Kreismandarin. Dieser erwies sich zugänglich und Krolczyk erhielt Quartier in einem Tempel und blieb einige Tage in Honyen, predigend und heilend. Die andern setzten ihre Reise fort; sie waren in Honyen glücklicher als vier Jahre zuvor die englischen Missionare Dr. Legge und Chalmers, die unter den Steinwürfen des Pöbels kaum mit heiler Haut ins Boot kamen.

Von Christen im Kreise Honyen ist zum erstenmal 1872 die Rede. Damals hatten die Christen im Kreise Lyungtschon, der im Nordosten an den von Honyen grenzt, Verfolgung zu erleiden, und ihr Schicksal teilten die Christen, die in dem kleinen Dorfe Kungkau wohnten. Später verschwindet dieser Vorposten wieder.

Dagegen entstand 1879 eine Basler Hauptstation hart an der Grenze des Kreises, in dem Markte Futschukpai, 40 Kilometer stromabwärts von Honyen, und von da an wurde der Einfluß der Mission auch auf Honyen stärker und regelmäßiger. Schon 1881 werden Christen in dem Kreise erwähnt, die in der Pflege der Station Futschukpai stehen; ein Jahr darauf erscheint Honyen unter den besuchten Orten.

Die erste größere Predigtreise unternahmen im September 1883 Missionar Leonhardt von Futschukpai und der eingeborene Pfarrer Lin. Morgens fuhren sie von Futschukpai ab; am nächsten Morgen war Honyen erreicht. Ihr Ziel war aber nicht die Stadt selbst, sondern die Gegend am Kleinen Flusse. Bald zu Fuß bald im Boot wurde gereist; bald in der Theehütte am Wege, bald unter der Thür der Herberge, bald auf dem Komödienplatz, wo gleichzeitig die Schauspieler Vorstellung gaben, wurde gepredigt. Den Text geben in China oft die Zuhörer selbst an die Hand. Auf einem Markt z. B. gehen die Vermutungen, welches Berufes der Fremde sei, weit auseinander, sicher ist nur, daß er gekommen ist, Schätze zu suchen, worauf der

Missionar erklärt: Nein, bringen will ich euch einen Schatz, ich bin gekommen, euch die Glücksstimme (das Evangelium) zu verkündigen — und aufmerksam hören nun die Hunderte, die sich um ihn drängen, die Predigt über Joh. 3, 16. In der Präfekturstadt Lenpin, dem letzten Ziel der Reise, zieht der Missionar mit lawinenartig wachsendem Gefolge ein; es sind gerade viele Gelehrte und die es werden wollen zum Examen in der Stadt. Der Missionar stellt sich an eine Mauer und ruft: Meine Herren und Freunde! Wenn ihr stille seid, will ich euch sagen, warum ich gekommen bin. Nicht der König der fremden Reiche hat mich in eure Stadt gesandt, auch bin ich nicht in irdischen Geschäften gekommen, sondern im Auftrag Gottes, des höchsten Herrschers, den anzubeten unser aller Pflicht ist, eine Pflicht, die ihr nicht erfüllet, indem ihr noch zu den Geistern und Götzen betet und den Verstorbenen opfert; ich ermahne euch daher, daß ihr euch bekehret von den Götzen zu dem lebendigen Gott — und es entspinnt sich ein Gespräch, wie es sich ähnlich einst nach der Paulus-Predigt auf dem Areopag entsponnen haben mag.

Nach 12tägiger Reise — der Rückweg ging über die Kreisstadt Tschongnen — kamen die Reisenden heim; sie hatten manche ermutigende Erfahrung gemacht. Die Leute am Kleinen Fluß galten als roh und wild; die Mandarine, hieß es, hätten keine Macht über das Volk. Nun, an Schimpfreden hatte es nicht gefehlt, aber es fanden sich auch solche, die den frechen Buben die verdiente Ohrfeige gaben; man sah, es war noch Zucht im Lande. Tschongnen zeigte sich im ganzen roher und stumpfer als Lenpin. Auffallend zahlreich waren die Knechte des Opiumteufels (die Chinesen selbst nennen das Laster so); der Ostfluß ist ja auch ein wichtiger Opiumweg. In einem Markt von kaum hundert Seelen waren zwanzig Opiumraucher; an manchen Ortschaften sah man schon den zerfallenden Häusern an, daß das Opium regiere. Willige Zuhörer, oft bis in die Nacht hinein, hatten die Reisenden in großer Zahl gefunden, obwohl sich Leonhardt absichtlich nirgends aufs Austeilen von Arzneien einließ; die zum Kauf angebotenen Traktate wurden mitunter im Sturm genommen. Prächtig war die Landschaft, ein wahres Bergland mit dem in China seltenen Schmuck ausgedehnter Tannenwälder, freilich auch mit reißenden Flüssen und mehr als hundert Untiefen und Stromschnellen. Wo das Opium nicht hauste, erschien die Bevölkerung wohlhabend. Und nicht zu vergessen: das Gemisch von Punti und Hakka, das am Kleinen Fluß gesprochen wird, bereitete zwar für den Augenblick manche Schwierigkeit, besonders auf dem Lande, aber es war doch klar, daß Basler Missionare mit ihrem Hakka, wenn es gutes Hakka ist, hier überall reisen und arbeiten können.

Das Jahr 1884 brachte einen doppelten Fortschritt. Erstens wurde Syauthung, nahe bei Futschukpai, aber im Kreise Honyen, zur selbständigen Außenstation erhoben. Für die 18 Christen ging es zwar nicht ohne Verfolgung ab, aber doch kamen auch Heiden zu dem Gottesdienste, der monatlich zweimal von Futschukpai aus gehalten wurde. (Später ist die Außenstation von Syauthung nach Putshen verlegt worden, das zum Kreise Poklo gehört.) Zweitens unternahmen die Missionare Dilger und Tschin Asi einen kräftigen Angriff auf die Stadt Honyen selbst. Ihr Begleiter war der erste Taufbewerber aus Honyen, ein früherer Wahrsager, der jetzt als Schreiner in Futschukpai arbeitete. In der Schreinerwerkstatt seines Vaters, die noch naß war von der letzten Ueberschwemmung, verschaffte er den Missionaren Herberge; hier predigte man des Tags und verkaufte Schriften, des Nachts wurde über das Gehörte gefragt, gestritten und gezankt, wobei der frühere Wahrsager in seiner Weise mithalf. Einmal wurde der Kampf so heiß, daß man die Missionare verjagen wollte; es wurde aber nur das Dach des Hauses mit Steinen beworfen. Bei der Wanderung durch die Alt- und Neustadt fanden die Missionare dreißig Götzentempel — wenn sie doch zu Gotteshäusern würden! Die Einwohnerzahl schätzten sie auf mindestens 30 000. Von Eingang, den ihre Predigt gefunden hätte, war noch wenig die Rede. Das Ermutigendste war ein Besuch über dem Fluß drüben, wohin die Missionare durch einen jungen Mann gerufen und wo sie, auch in der Dorfschule, gerne gehört wurden, und in Wuilung am Kleinen Fluß, wo sie hoffen konnten, bald die erste Taufe feiern zu können.

Von jetzt an wird fast alljährlich über Besuche in Honyen berichtet, bald durch europäische Missionare, bald durch chinesische Mitarbeiter. Aber von Heidentaufen hört man nichts. Einmal (1886) erscheint in Futschukpai ein vermöglicher Mann aus Honyen: Er sei gekommen, die christliche Lehre kennen zu lernen, denn er habe gehört, daß sie gut sei. Man möge ihn 14 Tage gegen Kostgeld auf der Station wohnen lassen, damit er noch gründlicher forsche. Ihn auf die Station zu nehmen, verbot die Vorsicht, er wohnte aber 8 Tage im Markt und machte Besuche auf der Station; dann zog er wieder ab. Ein Katechist brachte dann heraus, der Gast sei an einer Spielbank beteiligt. Ein anderer habe 2—300 Dollar an ihn verloren, er sei in Kanton katholisch geworden und nun im Vertrauen auf die Macht seines Priesters zurückgekehrt, um seinem Gläubiger mit einer falschen Anklage zuvorzukommen. Dieser, der Wahrheitsforscher, habe gehört, die evangelischen Missionare seien noch mächtiger und er sei gekommen, um zu sehen, ob man sich auf sie verlassen könne. Einer von vielen! — Noch trauriger ging es 1888 mit dem Wu-Syu-tshoi

(d. h. einem, der sich in den militärischen Uebungen den Grad eines blühenden Talentes erworben hat) vom Stamme Lai. Er war eine imponierende Erscheinung und wußte sich zu benehmen. In Zukunft, erklärte er, bete er keine Götzen mehr an, sondern Gott. Wenn ein Mann wie er Christ werde, dann werde sich in kurzem halb Honyen bekehren. So Großes hofften die Missionare zwar nicht; es sah auch zunächst gar nicht aus, als wollte er sich selbst bekehren. Dagegen ließen sie sich zu der Hoffnung verleiten, er könnte einem christlichen Prediger in seiner Heimat mehr Eingang verschaffen. Lai ging zweimal nach Honyen, einmal mit dem Reiseprediger Pang, das andere Mal mit dem Katechisten Tschong. Mit diesem nahm er bei einem seiner Stammesgenossen Quartier. Wie die beiden auf einem Predigtausflug sind, kommt zu ihrem Hauswirt ein Aeltester und droht mit Haus-Niederbrennen, weil er die fremden Lehrer aufgenommen habe. Andern Tages kommt ein zweiter und droht mit Einsperren; doch kommt der Katechist dazu und bringt ihn zum Schweigen. Nach einigen Tagen aber, wie der Katechist den Heimweg angetreten hat, erscheinen Gerichtsdiener und führen den Hauswirt ins Amtshaus und nicht lange währt es, so schreit es durch alle Straßen: So muß man's denen machen, die den fremden Teufeln folgen! Der Mandarin ließ den Armen gleich beim Eintritt prügeln, dann hielt er mit ihm ein kurzes Scheinverhör wegen Aufnahme schlechten Gesindels, worauf er ihn von neuem schlagen ließ und auf unbestimmte Zeit zum Tragen des hölzernen Halskragens verurteilte. Lai entfiel der Mut; als man auch ihn greifen wollte, hatte er sich versteckt, und bei Nacht und Nebel schlich er zur Stadt hinaus. Nach zehn qualvollen Tagen — er trug nicht bloß den schweren Kragen, der jedes Liegen unmöglich macht, sondern es waren ihm auch Hände und Füße gefesselt — ließ man den armen Hauswirt frei; aber halb Honyen war noch lange nicht bekehrt.

Von der Stadt hört man nun mehrere Jahre wenig. Auch bei den wiederholten Besuchen in der Umgegend — Tschin Afi kam 1887 wieder bis nach Lenpin — schien noch Jahre lange nichts herauszukommen. Der südliche Nachbarkreis Poklo, wo in Putshen, Wongmapi und Kungtsong Gemeinden entstanden, begann Honyen zu überflügeln. Endlich, um die Mitte unseres Jahrzehnts, in der Zeit, wo so manchen Chinesen eine neue Bewegung ergriff, wo sich so manche Kapelle füllte, wird es auch in Honyen mit einem Schlage anders. Und zwar nun in der Stadt selbst.

Im Dezember 1896 wurde in der Stadt ein Laden gemietet, um als Predigtlokal zu dienen. Im Januar 1897 schreibt Missionar Dilger in Futschukpai: Die Zahl der Taufbewerber und Anhänger

(in Honyen) ist in den letzten zwei Monaten bedeutend gewachsen. Bald darauf erhielt Honyen seinen eigenen Katechisten, dem Dilger nach Verfluß eines Jahres das Zeugnis giebt, daß er seine Arbeit trotz des schweren Anfangs mit Treue und Fleiß gethan habe. Von den mehr als hundert eingeschriebenen Anhängern hatten sich am Anfang des Jahres 20—30 zur Taufe gemeldet, und von diesen konnte Dilger im Sommer 1897 zwanzig, die sich als redlich erwiesen, taufen. Leider war der, der der Erstling hätte werden sollen, nicht dabei, jener Schreiner, der schon 1884 so eifrig mitgeholfen hatte. Damals konnte man ihn nicht taufen, weil er spielte und überhaupt nicht redlich war. Später begrüßte er Dilger als alten Freund, behauptete vom Spiel los zu sein und bewarb sich eifrig um die Taufe. Er schien aufrichtig Buße zu thun und stand auf der Liste der Taufbewerber. Da fiel er wieder ins Spiel, und auch sonst kamen böse Dinge zum Vorschein, sodaß man ihm die Taufe versagen mußte, bis er sich gründlich bekehre. Im Aerger ging er zu den Katholiken, die uns nach Honyen gefolgt waren und ihn bereitwillig aufnahmen. An Erkenntnis wäre er der erste gewesen. Er zog noch einige andere Taufbewerber nach sich. Aber Dilger fügt bei: Ich halte diese Sichtung der Taufbewerber allerorten für das größte Verdienst, das wir den Katholiken danken. — An den Zwanzig, die treu blieben, nahm Dilger während des Taufunterrichts mit Freuden wahr, daß sie das Evangelium nicht bloß als aufgeweckte Städter mit dem Kopfe erfaßten, sondern auch ins Herz aufnahmen.

Nun war also Honyen Außenstation. Die Besuche des Missionars wurden jetzt häufiger. Dilger schildert einen solchen aus der Zeit der großen Dürre im Frühjahr 1898, wo nach 40 Jahren der Bambus wieder geblüht habe wie zur Zeit der Taiping-Rebellion. Es ist acht Stunden von Futschukpai nach Honyen. Noch nach 1½—2 Stunden kommt man an einer Reihe von Christenhäusern vorbei, deren Bewohner zur Gemeinde von Futschukpai gehören. Dann folgt eine Wüste. Oberhalb des Marktes Schakkungschin wohnen wieder Christen und andere Gottesdienstbesucher, in einem Haus oder Häuserkomplex, der im ganzen 100—200 Familien beherbergt. Hier verbringt der Missionar die Nacht, bis Mitternacht von aufmerksamen Hörern, auch Heiden, umringt. Am Morgen stärkt er durch Besuch und Gebet eine arme pockenkranke Christin und besucht mit einem Christen, der „Teurer Schlehenbruder“ heißt, auf Verlangen einen Millionär in der Nachbarschaft, bei dem die Räuber schändlich gehaust haben und der deshalb an einen Religionswechsel denkt. Neun Söhne und neun Schwiegertöchter des Reichen hören dem Gespräch zu. Dann geht es über den Fluß. Zwei Pagoden sind schon auf 2—3 Stunden

Entfernung sichtbar; sie zeigen die Lage von Honyen an. Dann erscheinen einige berghohe Felsblöcke, und hinter ihnen beginnt die dreifache Stadt. Zuerst führt der Weg dreiviertel Stunden lang durch die Gräberstadt, dann die Altstadt, die sehr der Ueberschwemmung ausgesetzt ist. Hier grüßen schon freudestrahlende Gesichter; es sind Christen: Kaufleute, Holzhändler, Gastwirte u. s. w. Auch die Heiden sind freundlich und rufen nicht mehr: Fremder Teufel! Es ist anders geworden als vor 14 oder gar vor 36 Jahren. Endlich, in etwas höherer Lage, die Neustadt. Ihre Gründung, in alter Zeit, soll sie der besonderen Gnade eines Kaisers verdanken, dessen hochgeliebte Gemahlin aus Honyen war. Auch hier wohnen christliche Handelsleute. Am Sonntag sammelt sich die ganze Gemeinde mit 50 Gästen, teils Taufbewerbern teils Neulingen. Eine Zeitlang sind 100—150 gekommen; aber die Arbeit geht jetzt um so gleichmäßiger fort. Der Missionar gewinnt aufs neue den Eindruck: Der Herr hat sein Werk an diesem Ort.

Um jene Zeit war es schon beschlossen, daß Honyen nicht Außenstation bleibe. Im Oktober 1897 stellte die Distriktskonferenz in Hokschuha auf Veranlassung Dilgers beim Komitee den Antrag, Honyen zur Hauptstation zu erheben. Futschukpai ist für die Größe seines Gebietes, dessen Seelenzahl auf 600 000 geschätzt wird, eine kleine Station; es kann nur einen verheirateten Missionar aufnehmen. Dieser und sein jüngerer Kollege können zwar der wachsenden Arbeit in gesunden Tagen notdürftig nachkommen, aber jede Unterbrechung macht sich peinlich fühlbar. Dazu begann um jene Zeit Honyen solche Anforderungen zu stellen, daß ein Missionar seine Kraft hätte ausschließlich diesem Gebiete widmen sollen. Besonders war klar, daß das Gebiet des Kleinen Flusses nur von Honyen selbst gehörig bearbeitet werden könne. Am Großen Fluß war in Ngihap eine Außenstation im Entstehen. Zwei andere, die zwar im Kreise Yunon liegen und von Hoschuwan aus gegründet wurden, aber von dort schwer zu erreichen sind, waren ebenfalls schon der künftigen Station zugewiesen. Endlich war zu wünschen, daß in Futschukpai Knaben- und Mädchenanstalt nicht mehr zu lange beisammen blieben, sondern die eine auf die neue Station verlegt werde.

Das Komitee in Basel mußte im Februar 1898 erklären, daß es für eine Stationsgründung jetzt das Geld und die Leute nicht habe, erkannte aber den Antrag der Missionare als berechtigt an und erlaubte, da man in China eine gute Kaufgelegenheit nicht unbenützt lassen darf, die Erwerbung eines Bauplatzes, wenn sich ein solcher ungesucht darbiete und nicht über 400 Dollar (800 Mark) koste.

Der Landkauf pflegt bei der Gründung einer chinesischen Station

der kritische Punkt zu sein. Zunächst ließ sich die Sache in Honyen gut an. Ende 1898 wurde ein gut gelegener Platz billig angeboten, und Dilger griff zu. Als aber der Kaufbrief geschrieben werden sollte, erließen einige Litteraten eine geheime Proklamation, es dürfe in der Nähe der Stadt niemand Land an die Fremden verkaufen. Das machte die Verkäufer stutzig; sie wollten jetzt in den Kaufbrief schreiben, es dürfe auf dem Platze auf ewige Zeiten weder Haus noch Kapelle, noch Tempel, noch Grab gebaut werden. — Im Januar 1899 kam ein anderes Angebot; es war ein günstiger Platz vor der Stadt, in einem Kastanienwäldchen gelegen. Um 340 Dollar wurde dieser Platz unter den gesetzmäßigen Formen gekauft. Als aber 14 Tage später der Katechist mit einem Christen Marksteine setzen wollte, kamen Leute, die die Marksteine zerschlugen und den Katechisten mit dem Tode bedrohten. Der Christ lief ins Amtshaus um Hilfe. Die Folge war nur, daß der Verkäufer des Platzes gefangen gesetzt wurde. Dann entspannen sich lange Verhandlungen. Der Missionar rief, da es sich um die Ausübung eines durch die Verträge gewährleisteten Rechtes handelte, die Hilfe des deutschen Konsuls in Swatau an. Dieser verlangte von den Behörden, falls der Mission der gekaufte Platz streitig gemacht werde, sei ihr ein anderer, ebenso günstiger zuzuweisen. Der Mandarin und die Stadtväter waren zwischen zwei Feuern: auf der einen Seite die fanatischen Litteraten, die immer kecker wurden, auf der anderen der Konsul und der Oberpräfekt in Fuitschufu. So legten sie sich aufs Unterhandeln. Ende April erschien eine Abordnung der Stadtältesten in Futschukpai. Sie legten 37 Visitenkarten auf dem Tische nieder; dann baten sie, den Kaufpreis zurückzunehmen, denn das Volk in Honyen sei zu wild, als daß ein Fremder unter ihm wohnen könnte. Aber sie zogen unverrichteter Dinge ab. Man bot dann der Mission dreierlei Plätze zum Tausche an: der erste lag an halsbrecherischer Berghalde — die Fremden schienen ja die Abhänge zu lieben, denn in Hongkong seien ebenfalls viele Häuser am Berg hin gebaut. — Der zweite war in einem früheren Flußbett, das bei jeder Ueberschwemmung unter Wasser steht. Der dritte lag tief in den Bergen, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung. Dilger mußte von neuem an den Konsul und den Oberpräfekten schreiben, und dieser meldete die Sache dem Gouverneur in Kanton. Von Kanton kam die Antwort, wenn der Prozeß nicht in 15 Tagen beigelegt sei, so sei der Mandarin abgesetzt. Der Oberpräfekt schrieb, alle am Prozeß Beteiligten seien im Gitterverschlag nach Fuitschufu zu bringen. Das half. Der Mandarin ließ Dilger ersuchen, selbst einen Platz zum Tausche vorzuschlagen. Sofort wurde mit den Besitzern verhandelt, drei Tage und drei Nächte lang. In

acht Tagen war alles fertig. — Am 1. Juni, dem Gerichtstag, als die Stadtväter, der Verkäufer des früheren Platzes und der Katechist in der Herzerfragungshalle vor dem Mandarin auf den Knieen lagen, wurde Dilger gerufen und die Ceremonie vollzogen, wodurch der alte Platz Eigentum der Stadtväter, und der neue, größere, vor dem Südthor der Altstadt Eigentum der Frömigkeitsermahnungshalle wurde; so hatten sie die Kapelle genannt. Nach einer Ermahnung zum Frieden drückte man zur Besiegelung die Daumen auf das Protokoll.

Am 6. September lag dem Komitee der Bauplan vor. Das Wohnhaus für zwei europäische Familien wird auf 10000 Mark angeschlagen; andere Gebäude (Knabenanstalt, Gehilfenwohnungen, Kapelle, zu der aber auch die Christen beisteuern) mögen weitere 5000 Mark kosten. In dieser Zeit finanzieller Bedrängnis hält das Komitee mit dem Bauen zurück, wo es kann; aber es giebt Fälle, wo das Warten nicht dem Glauben gemäß wäre. Das Komitee hat daher erlaubt, daß, wenn draußen noch gewisse Fragen erledigt seien, der Bau der Station sofort beginnen könne.

Nach den letzten Nachrichten gehören heute zu Honyen außer der Stadtgemeinde: Ngihap, 7 Stunden oberhalb Honyens am Ostfluß, mit 6 Christen und mehreren Taufbewerbern, Schakkungschin, zwei Stunden stromabwärts, mit 10 Christen und 10 Taufbewerbern, und Pakpu und Kemhen, 4 und 6 Stunden von der Stadt; die letzten drei liegen im Kreise Yunon. Schöne Hoffnungen erweckt das Gebiet des Kleinen Flusses. Die Bezirksstadt Lenpin hat um einen Prediger gebeten, freilich bis jetzt umsonst, da es der Mission an Leuten fehlt. In der Kreisstadt Tschongnen, 22 Stunden von Honyen, thut ein Chinese, der in Kanton Christ geworden ist, freiwillig Evangelistendienste. Nach seiner Angabe zählt die Bewegung in Tschongnen bereits mehr als 100 Anhänger, auch sind Taufbewerber vorhanden; das Eingreifen der Mission thäte also dringend not.

In der Woche, in der man in Basel das Missionsfest feierte, wollte Missionar Dilger den wiederholt erbetenen Besuch in Tschongnen machen. Am Morgen des 27. Juni verließ er Honyen, wo vom letzten Hochwasser der Schutt noch bis zehn Fuß hoch in den Straßen lag. Anderthalb Stunden von der Stadt, wo der Weg ins Bergland eintritt, sieht sich Dilger plötzlich einem struppigen Burschen gegenüber, der ihm die Pistole auf die Brust setzt und ihn anschreit: Dein Geld heraus! Dilger muß seine Börse und die Schlüssel zu den Tragkörben abgeben. Schon steht ein zweiter Räuber da, reißt ihm Uhr und Kette aus der Tasche und verlangt die Brille, den Ehering, den Gürtel, während jener erste die Körbe plündert. Kleider, Bettwerk, Predigtkleid, Abendmahlsgeräte werden mitgenommen, selbst

Dilgers Tagebuch und alles Eßbare; eine aus Württemberg stammende Wurst wird sofort angebissen. Der Ehering war schwer abzuziehen, und schon wurde mit Finger- oder Handabschneiden gedroht, als ihn Dilger noch glücklich herausbrachte. Aehnlich ging es dem Gehilfen mit seinem Armring; aber im ganzen wurden die Chinesen viel besser behandelt als der Missionar. Ueber diesen fielen die Räuber von neuem her. Es wurde ein freier Platz gemacht, und nun hieß es: Schlachtet ihn! Sechs Räuber setzten ihm die geladenen Pistolen auf die Brust, einer den Dolch auf den Leib. Dilger glaubte sein letztes Stündlein gekommen und übergab sein Leben dem Herrn. Einer schrie: Du hast noch mehr Silber, gieb's heraus! Er antwortete: Ich habe euch alles gegeben, was ich habe; was wollt ihr weiter? Darauf begannen sie ihn auszuziehen. Auf seine Bitte ließen sie ihm wenigstens die Hosen, dagegen wurde die Bitte um die Brille nicht gewährt. Endlich, nachdem sie ihn eine halbe Stunde herumgezerrt und mit dem Tode bedroht hatten, zogen die Räuber ab, zurück nach Honyen, wohin auch Dilger und seine Leute auf einem Umweg zurückkehrten. In der Stadt wußte schon alles von dem Ueberfall; man hatte die Räuber ausziehen sehen und gewußt, wem es gelte!

In Futschukpai dankten die Stationsgenossen dem Herrn für diese Errettung. Der Anführer der sechs Räuber aber ist, wie Dilger in Honyen erfahren hat, wenige Wochen nach diesem Ueberfall von Leuten, die er zuvor beraubt hatte, an demselben Ort ergriffen, mit Erdöl begossen und verbrannt worden!

Dies ist das letzte, was wir von Honyen wissen. Möge dort nun bald die Friedensbotschaft kräftig erschallen!

Mission und Islam im Togogebiet.

Der Verfasser der nachfolgenden Skizze hat als Leiter einer Expedition, die hauptsächlich die geologische Untersuchung des deutschen Togo-Gebiets bezweckte, 1³/₄ Jahre lang das Hinterland von Togo und einen Teil der benachbarten englischen Goldküste bereist. Von dort zurückgekehrt veröffentlichte derselbe in der Morgenausgabe der Neuen Preußischen Zeitung Nr. 291 den nachstehenden Artikel, worin er die Aufmerksamkeit auf eine Frage zu lenken sucht, die nicht nur für die künftige Entwicklung der Togo-Kolonie von Bedeutung ist, sondern die auch die Beachtung und das teilnehmende Interesse der

Missionsfreunde verdient. Das gilt besonders von der Basler Mission, die bereits mehrere Arbeitsposten in Togo besetzt hat und deren Anliegen es schon seit mehreren Jahren ist, in jenem Gebiet weiter vorzudringen und wenn möglich in dem volkreichen Innern des Hinterlandes Fuß zu fassen. Daß dies bis jetzt noch nicht geschehen konnte, hat seinen Grund darin, daß sie anderweitig, z. B. in Kamerun, mit ihren Betriebsmitteln und bei einem jährlichen Defizit bereits so in Anspruch genommen ist, daß sie es bis jetzt nicht wagen konnte, ihre bisherige Arbeit in Togo noch weiter auszudehnen. Dazu kommt, daß ein Vorrücken der Basler Mission in jene Länder — bei einer Entfernung von mindestens 14 Tagereisen — gleichbedeutend wäre mit einem ganz neuen Missionsunternehmen, das unabhängig und ohne Verbindung mit dem bisherigen Missionswerk am Volta betrieben werden müßte. Das ist auch der Gedanke des Herrn Berg-Assessors, der es der Basler Mission nahe legt, in jene Arbeit im Innern von Togo einzutreten.

Wir haben inzwischen Gelegenheit gehabt, den Herrn persönlich zu sprechen und haben uns gefreut an dem Interesse, das er der evangelischen Mission entgegenbringt und zugleich über das Verständnis, mit dem er im ganzen die Aufgabe der Mission beurteilt. Wir sind ihm auch dankbar für das, was er im nachstehenden Artikel über die Stellung der christlichen Mission und des Islam zu einander und ihr Verhältnis zu den dortigen heidnischen Völkerschaften sagt. Und nun lassen wir ihn selbst reden.

1. Jetzige Verteilung der Religionen im Togogebiet.

a. Das Christentum.

Die Sendboten des Christentums sind naturgemäß von der Küste ausgegangen. Zwar sind schon seit Jahrhunderten am Busen von Guinea die verschiedensten europäischen Staaten ansässig oder vertreten gewesen, aber so lange diese „christlichen" Staaten den Sklavenhandel als sehr einträgliche Erwerbsquelle teils selbst ansahen, teils doch immerhin duldeten, konnte von einer christlichen Mission natürlich nicht die Rede sein. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts und besonders der letzten Jahrzehnte ist es ihr gelungen, festen Fuß zu fassen und auch tiefer ins Land vorzudringen, und zwar schon zu einer Zeit, als der Machtbereich der europäischen Regierungen sich kaum weiter als über das Gebiet der von ihnen besetzten Küstenplätze hinaus erstreckte. Das war nur deshalb möglich, weil der Neger — wenigstens der heidnische Neger Westafrikas — in religiöser Hinsicht sehr tolerant ist, ja es geradezu selbstverständlich findet, daß jemand, der aus einer anderen

Gegend kommt, auch einen anderen Glauben hat. Immerhin konnte das Vordringen der christlichen Mission aber damals nur ein langsames, schrittweises sein und hing sehr von der Persönlichkeit der betreffenden Häuptlinge ab. Das ist nun in wenigen Jahren anders geworden.

England, Frankreich und Deutschland haben sich in den Hauptteil von Westafrika geteilt, der Grundsatz der occupation effective zwang zur Entsendung militärischer Expeditionen, also zur wirklichen Eroberung des Landes: die widerstrebenden größeren Negerfürsten, wie der Asantekönig, Behanzin und Samory wurden zu Boden geworfen; die kleineren unterwarfen sich meist freiwillig, und wenn auch noch hier und da Kämpfe bevorstehen, so ist doch im tropischen Westafrika die Macht der Europäer im wesentlichen feststehend und die Aufteilung unter die verschiedenen konkurrierenden Staaten jetzt nahezu beendet.

Damit eröffnet sich der Mission plötzlich ein riesiges Gebiet zu freier, gegen die offene Feindschaft selbst der verbissensten Fetischpriester geschützter Thätigkeit.

Auch im Togogebiet kann die militärische Besetzung und Sicherung des Landes als im wesentlichen durchgeführt gelten. Sie machte überhaupt nur sehr geringe Schwierigkeiten. Bedrängt vom mächtigen Asantereiche im Westen und den wilden Dahomeern im Osten waren die Völkerschaften Süd- und Mitteltogos in einzelne Bruchstücke zerrieben worden und mußten die europäische Macht als Retterin vor den fortwährend drohenden räuberischen Ueberfällen jener Staaten freudigst begrüßen. Im Norden stellte sich der kluge und einflußreiche König Yabo von Tschautscho von vornherein auf die Seite der Deutschen. So ist es erklärlich, daß wir in Togo mit einer Polizeitruppe von rund 250 aus dem Lande selbst angeworbener Schwarzen eine Bevölkerung von gewiß $2\frac{1}{2}$ Millionen im Zaum halten.

Die Vorbedingungen für eine erfolgreiche Thätigkeit christlicher Missionare sind also gegeben.

Vier Missions-Gesellschaften arbeiten derzeit im Togogebiet:

1) Die evangelische Basler Mission. Sie hat ihren Hauptsitz in Akra an der englischen Goldküste und ist von hier ins Innere gegangen. Neben dem an der Küste von Akra gesprochenen Ga lehrt sie in Tschi, der Sprache der Asanteer, und hat die Reihe ihrer Hauptstationen vor kurzem bis nach Kumase im Westen vorgerückt. Im Osten, also links des Volta, ist sie bis an die äußerste Grenze der allenfalls noch als gemischtsprachig anzusehenden Landschaften vorgedrungen, also so weit, wie man mit der Tschisprache sich noch verständigen kann. Es sind das im deutschen Gebiet die Landschaften

am Voltafluß hinauf bis Kete Kratschi und im zentralen Togogebirgsland das westliche Boëm und Adele, wo in Ketshenke bei Bismarcksburg bisher die nördlichste Missionsstation in Togo sich befand. Weitere Gebiete wird man in Togo mit der Tshisprache nicht mehr in Angriff nehmen können.

Doch kommt für die Bearbeitung einer weiteren Sprache und damit die Besetzung eines neuen Missionsgebietes die Basler Mission auf Grund ihrer ziemlich bedeutenden Menge von Arbeitskräften und Geldmitteln (?) wohl in erster Linie in Betracht.

2) Die evangelische Bremer Mission ging ursprünglich von dem englischen Keta aus, hat jetzt aber an der Küste auch das deutsche Lome besetzt. Europäerstationen im Innern befinden sich in Ho und Amedjovhe, eine weitere ist am Agu geplant, die Außenstationen reichen bis an die Südgrenze von Boëm, d. i. etwa sieben Tagemärsche von der Küste. Die Mission lehrt im Anglodialekt der Evhesprache und hat darin noch ein so großes Arbeitsfeld vor sich, daß dadurch die leider nicht sehr weitreichenden Mittel der Missionsgesellschaft für absehbare Zeit völlig in Anspruch genommen werden.

3) Ueber eine sehr ansehnliche Anzahl von Europäern verfügt die katholische Mission. Sie lehrt ebenfalls in der Evhesprache und hat bisher ihr Arbeitsfeld in intensiver Bearbeitung der Küstenstämme gesucht, scheint aber jetzt allmählich auch ins Innere vordringen zu wollen.

4) Die Wesleyanische Methodistenmission arbeitet bisher nur an der Küste und wird voraussichtlich wohl auch nur langsam ins Innere vorgehen.

Ueberblickt man die in den verschiedenen Missionsberichten gegebenen numerischen Erfolge christlicher Missionsthätigkeit, so wird man leicht zu einer Unterschätzung ihrer wirklichen Bedeutung kommen. Weit größer, aber natürlich nicht zahlenmäßig nachweisbar, ist ihr moralischer Erfolg. Wie viel diese friedliche Thätigkeit der christlichen Sendboten für die ganze Entwicklung eines Volkes nicht nur in religiös-sittlicher, sondern überhaupt in zivilisatorischer Beziehung leistet, das zeigt sich in seinen Anfängen schon in Togo vielfach, viel augenfälliger aber noch auf den Stationen der Basler Mission im benachbarten englischen Gebiete.

b. Der Islam.

Wer von der Küste ins Innere marschiert, wird zunächst vom Islam nicht viel merken. Wohl trifft man an den Hauptstrecken, und vor allem in den größeren Marktorten viel mohammedanische Händler, meist aus den Hausastaaten und kenntlich an ihrem Gesichtstypus,

ihrer vollständigen Kleidung, ihrer freundlichen und verständnisvollen Haltung dem Europäer gegenüber. Die Mehrzahl ist auf der Wanderung und trägt ihre hochgetürmten Lasten mit europäischen Waren der verschiedensten Art weit hinein ins Innere, nur ein kleiner Teil hat sich in den wichtigsten Handelsplätzen wie Agome-Palime seßhaft gemacht. Aber irgend einen Einfluß auf die religiösen Anschauungen der ansässigen Bevölkerung können diese wenigen sich scharf absondernden Leute nicht haben.

Erst in Kete, der wichtigsten Handelsstadt unseres Gebietes, tritt die Bedeutung des Islam stark hervor, Moscheen mit mohammedanischen Priestern und Schriftgelehrten weisen auf diese aus dem Norden kommende Kultur. Auf dem Weitermarsche ins Innere begegnet einem der Islam nun auf Schritt und Tritt. In den größeren Städten sind überall gut organisierte mohammedanische Gemeinden, ein Mohammedaner ist stets einer der ersten Ratgeber der allerdings in der Regel heidnischen Häuptlinge und stets eine besonders einflußreiche Persönlichkeit; in den größeren Orten findet man mohammedanische Moscheen, in vielen kleineren wenigstens Gebetsplätze, dabei Priester mit fester Organisation, hin und wider sogar Schulen, in denen die Söhne der einflußreicheren Männer Lesen und Schreiben und etwas vom Koran bis zu einem gewissen Grade lernen. Es ist ein, wenn auch geringer, so doch imponierender Abglanz der Herrlichkeit der Haussastaaten!

Aber doch darf man die reelle Macht des Islam auch nicht überschätzen. Manche Gegenden haben sich bisher davon völlig frei gehalten, und auch in denjenigen Orten, die anfänglich einen stark mohammedanischen Eindruck machen, merkt man doch bald, daß die Anzahl der erklärten Mohammedaner doch nur eine geringe ist. Ich glaube nicht, daß in Nordtogo — abgesehen von Sansane Mangu, das ich nicht kenne — im großen Durchschnitt die Zahl der wirklichen Mohammedaner mehr als 5 pCt. der Bevölkerung beträgt.

c. Das Heidentum.

Die ganz überwiegende Mehrzahl der Togoneger sind eben doch Heiden, Fetischanbeter, wie man sagt, obzwar es natürlich ungemein schwer ist, sich in die wirlich religiöse Anschauung der Leute hineinzudenken. Ganze Landschaften sind bisher vom Islam wie vom Christentum noch gänzlich unberührt. Dahin gehört ein guter Teil von Südtogo, der größte Teil von Mitteltogo — wie z. B. Akposso, Atakpame — aber auch bedeutende Teile von Nordtogo. So ist Bassari mit seinen etwa 70 000 Einwohnern noch ganz heidnisch,

ebenso die am Wege nach Sansane Mangu wohnenden Konkombas und vor allem die ungezählten, jedenfalls in die Hunderttausende gehenden Menschenmassen des Kaburelandes. Zum großen Teil haben diese Völkerschaften sich bisher gewaltsam gegen das Eindringen irgendwelcher fremder Elemente abgeschlossen. Das wird nun jetzt, wo die deutsche Regierung die Handelsstraßen sichert und Handel und Wandel schützt, anders; und zwar wird sich wahrscheinlich ein starkes Anwachsen des Islam ergeben.

2. Das Vordringen des Islam und seine Folgen.

a. Gründe für das Vordringen.

Daß der Islam schon bisher im Vordringen war, ist zweifellos; es ist die Wucht der überlegenen mohammedanischen Kultur, die wenigstens im Norden ganz allgemein anerkannt wird. Man nehme auf der einen Seite den fast unbekleideten, unerfahrenen, mit seiner Landessprache oft kaum mehr als zwei Stunden über sein Heimatsdorf hinauskommenden Heiden — auf der andern den weitgereisten, mit seiner Haussprache überall durchkommenden, aufgeklärten, dabei vollständig bekleideten, oft sogar berittenen Mohammedaner: der Unterschied ist ein riesengroßer!

Bei wie viel Fragen bekommt man die stereotype Antwort: das wissen wir nicht, danach fragen wir die Mohammedaner! Den Heiden beginnt eben der Gedanke aufzudämmern, daß es noch etwas Höheres giebt, als ihren Fetischkult, und das kann zunächst für sie nur der Islam sein. Noch ist die Zahl der wirklichen Mohammedaner nur eine sehr geringe, aber ich bin überzeugt, daß wir innerhalb weniger Jahrzehnte an vielen Orten mit mohammedanischen Majoritäten werden zu rechnen haben, und ohne Frage wird die politische Leitung der Staaten immer mehr in mohammedanische Hände kommen, wenn es so weiter geht.

b. Zivilisatorische Folgen.

Es kann auch gar kein Zweifel sein, daß schon darin gegen die bisherigen Verhältnisse ein ungeheurer Fortschritt liegen würde, der auch für die herrschenden Europäer besonders auf dem Gebiete des Handels zunächst recht bedeutende Vorteile hätte; man denke an den gesteigerten Verkehr und die größere Nachfrage z. B. nach Manufakturwaren. Dabei ist zu bedenken, daß ein Uebertritt zum Islam für die soziale Lage des Heiden viel bequemer und einfacher sich gestaltet, als der zum Christentum, weil jener nicht so alle bisherigen Einrichtungen umstürzt: er erlaubt die Sklaverei, er erlaubt die Vielweiberei, mit der die ganzen sozialen Verhältnisse aufs engste verknüpft

sind, und er verbietet nur das Schnapstrinken, und das ist sein wertvollstes Gesetz!

Aber das Ergebnis einer weiteren Ausbreitung des Islam ist eine Kultur, die unserer christlichen Kultur stracks zuwiderläuft und schwerlich werden wir Gesetze und Männer finden, welche beiden Standpunkten gerecht werden können.

c. Politische Folgen.

Die notwendige Konsequenz hieraus ist eine Gegnerschaft des mohammedanischen Elementes gegen die europäische Herrschaft. So sehr wir jetzt die Mohammedaner schätzen, weil sie die Seele des Handels im Innern sind, so sympathisch uns ihre verhältnismäßig hohe Kultur jetzt berührt, so klar müssen wir uns doch aber darüber sein, daß wir in späterer Zukunft, wenn wir erst einmal anfangen werden, das Land wirklich zu regieren, in ihnen unsere erbittertsten Gegner haben werden, und wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Islam das einzige einigende Moment ist, das im stande sein könnte, die bisher sich feindlich gegenüberstehenden Negerstämme zu einem gemeinsamen Angriff gegen die Herrschaft der Europäer zusammenzuschmieden, ein Angriff, der um so gefährlicher für uns sein würde, als Togo wegen seines schlechten Klimas niemals eine Auswanderungskolonie werden kann, die Europäer sich also stets in verschwindender Minderzahl befinden werden.

Es liegt also, ganz abgesehen vom religiösen Standpunkte, im nationalen Interesse, daß dem Fortschreiten des Islam so bald wie möglich Halt geboten wird, und das kann natürlich nicht dadurch geschehen, daß man die Heiden gewaltsam auf ihrer bisherigen niedrigen Kulturstufe zurückhält, sondern nur dadurch, daß man ihnen eine andere Möglichkeit der Entwicklung zu einer höheren Kulturstufe bietet. Und das ist die Aufgabe der christlichen Mission.

3. Die Aufgabe der christlichen Mission gegenüber dem Islam.

Freilich wird die Stellung der christlichen Missionen keine ganz leichte sein. Vor allem möchte ich empfehlen, von dem Versuche einer Bekehrung der Mohammedaner selbst vorläufig gänzlich abzusehen. So wünschenswert diese an sich ja natürlich ist, so zeigt doch alle praktische Erfahrung, daß die Erfolge der Mission unter dem Islam minimale sind. Und so lange die Heidenvölker ein so großes Arbeitsfeld bieten, viel zu groß für die doch nur in beschränktem Maße vorhandenen Mittel, wird man sich am natürlichsten zunächst ihnen zuwenden.

Daß unnötige Provokationen des bisher noch nicht zum Fanatismus aufgestachelten religiösen Gefühles der Mohammedaner sorgfältig zu vermeiden sein werden, ist selbstverständlich.

Wie die Missionen ja überall erkannt haben, dient ihrer eigentlichen Aufgabe ganz allgemein die kulturelle Hebung (?) eines Volkes, indem sie es durch Schulunterricht, durch Unterweisung im Handwerk, in Landwirtschaft u. s. w. weiter bringen. Und der Neger ist gelehrig!

Freilich, wenn die Mission in der geforderten Weise dem weiteren Vordringen des Islam entgegentreten will, so muß sie von ihrer bisherigen Methode, wie sie die Missionsgesellschaften, wenigstens in Togo, haben, abgehen: das schrittweise Vorrücken von Station zu Station dauert viel zu lange; selbst bei beschleunigterem Tempo könnte es dann leicht 50 Jahre dauern, bis die ersten Missionsstationen in Nordtogo angelegt werden, und das wäre viel zu spät. Nein, hier muß ein großer Sprung gethan werden mitten in jene sonst verloren gehenden Gebiete hinein!

Wo die erste Station anzulegen sein würde, von der dann radial nach allen Richtungen weitere Stationen ausgehen würden, bedarf natürlich sachgemäßer genauer Untersuchung. Der betreffende Ort muß gesund sein, eine zentrale Lage haben, noch nicht ganz in der Macht der Mohammedaner stehen. Vielleicht würde sich Dako dazu eignen; von hier ist die Regierungsstation Bassari westlich, das fast ebenso große Basilo östlich und das dicht bevölkerte Kabureland nördlich in je einem Tagemarsche zu erreichen. Der Ort selbst mit etwa 10 000 Einwohnern liegt am steilen Nordabhange des 700 m hohen west-östlich sich hinziehenden Dako-Sudu-Plateaus, hat auch in der höchsten Trockenzeit frisches Quellwasser; die Zahl der Mohammedaner ist gering, ihr Einfluß nicht bedeutend, die Bevölkerung unter dem europäerfreundlichen Häuptling ziemlich friedlich, gegen etwaige Feindseligkeiten würde von Bassari Hilfe gebracht werden können, und auch sonst böte die Nähe der Regierungsstation manche Annehmlichkeiten.

Sehr wichtig ist noch die Sprachenfrage. Im ganzen Tshautshogebiete herrscht die Tim- oder Temusprache, auch in Bassari und dem großen, ihm stammverwandten Tshamba wird Tim fast durchweg verstanden, ebenso scheint wenigstens ein großer Teil der Kabure-dialekte stark an das Tim zu erinnern. So schätze ich, daß man mit dieser Sprache annähernd eine halbe Million Menschen würde bearbeiten können. Wohl hat auch die Haussasprache eine ziemlich große Verbreitung unter der handeltreibenden Bevölkerung, aber sie ist nirgends im deutschen Gebiete die einheimische Muttersprache und zudem geradezu der Träger des Islam.

Die Verbindung nach der Küste würde man am besten wohl östlich des großen, Togo von Süden nach Norden durchziehenden Gebirges wählen; in Blitta berühren sich die Sprachgebiete des Evhe und des Tim, so daß hier die Sprachenfrage ziemlich einfach liegt.

Welche von den in Togo thätigen Missionsgesellschaften oder ob vielleicht irgend eine andere in der Lage sein würde, nach dem nördlichen Hinterlande unserer Kolonie zu gehen, kann hier nicht untersucht werden. Zweck der vorstehenden Skizze war nur, darauf hinzuweisen, daß hier im nördlichen Togo ein großes Arbeitsfeld für christliche Missionsthätigkeit vorliegt, das um so aussichtsreicher ist, als das Heidentum infolge der Berührung mit dem Islam auf dem Punkte steht, zu einer höheren Religionsauffassung überzugehen, ohne jedoch diesen Schritt schon vollzogen zu haben, das aber für immer verloren gehen würde, wenn nicht bald ihm die Segnungen der christlichen Mission zu teil werden. Fr. Hupfeld, Bergassessor.

Neuestes.

Uganda. Bischof Tucker hat aus der Zahl der Baganda-Evangelisten wieder sechs zu Diakonen der dortigen Missionskirche ordiniert, so daß sich jetzt die Zahl der eingebornen Geistlichen in Uganda auf 21 beläuft. Einer der zuletzt ordinierten, Namens Tomasi Semfuma, wird als einer der ältesten und wackersten Baganda-Christen geschildert, der während der Verfolgungszeit 1886 den Missionaren die wichtigsten Dienste leistete, wobei meistens sein Leben auf dem Spiele stand. Als er dann um seines standhaften Bekenntnisses willen von König Muanga zum Feuertode verurteilt wurde, gelang es Alexander Mackay, ihn um zwei Elefantenzähne loszukaufen und damit der Mission zu erhalten. Auch später hat er sich als ein treuer und mutiger Evangelist erwiesen. Im Kampf bei Kampala 1892 erhielt er einen Streifschuß, der ihm die Brust aufriß, wurde aber durch die ärztlichen Bemühungen von Dr. Wright wieder hergestellt. Sein Arbeitsfeld hat er in Bunyoro erhalten.

Nachtrag. Zu dem in voriger Nummer (S. 416 ff.) erschienenen Artikel: „Sven Hedins Berichte ꝛc." haben wir nachzutragen, daß der schwedische Missionar Högberg nicht nur in Kaschgar hat verbleiben können, sondern daß die schwedische Mission jetzt sogar 7 Missionare in Kaschgar und Yarkand stationiert hat, denen deutsche und englische Missionsfreunde noch zwei weitere Missionare und einen Arzt zu Hilfe gesandt haben. Es sind demnach zur Zeit zehn evangelische Missionare im chinesischen Turkestan thätig.





Die katholische Mission im östlichen Tibet.

Katholische Missionsunternehmungen verdienen zwar im allgemeinen in einer evangelischen Missionszeitschrift keine besondere Beachtung und eingehende Schilderung, aber es empfiehlt sich doch manchmal, ein Gebiet der römischen Missionsarbeit zu überblicken und von den Fortschritten derselben Notiz zu nehmen. Bei der katholischen Mission im östlichen Tibet erleichtern dann noch einige Umstände einen Ueberblick von protestantischer Seite, indem die leicht zugänglichen Schriften des „apostolischen" Missionars Desgodins und seines verstorbenen Bruders in Nancy*) hinreichende Nachrichten über diese Mission geben, und indem in diesem Fall von keiner Anfeindung protestantischer Missionen und von keinen verwerflichen Handlungen und Gewaltthaten zu berichten ist, wie sonst so häufig bei katholischen Missionen, wenn auch wohl nur deshalb, weil es im östlichen Tibet keine protestantischen Missionen giebt und weil daselbst keine Gelegenheit ist, die in China und sonst so sehr beklagten Gewaltthaten auszuüben.

Die katholische Missionsarbeit in Ost-Tibet hat aber auch dadurch Anspruch auf unsere Teilnahme und Kenntnisnahme, weil sie von Anfang an von den tibetischen Lamas und ihren Helfershelfern hart und grausam verfolgt worden ist und nicht weniger als vier Missionare auf Anstiften der Lamas ums Leben gebracht worden sind. Auch von den eingebornen Christen wurden manche hingeschlachtet und viele grausam bestraft, beraubt und vertrieben und die aufblühenden Stationen wiederholt zerstört.

*) La mission du Thibet, und Le Thibet d'après la correspondance des missionnaires.

Ueberblicken wir nun kurz den Gang dieser mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten kämpfenden katholischen Missionsunternehmung.

Sie ging aus von der überhaupt ausschließlich für Ost-Asien arbeitenden „Gesellschaft der fremden Missionen" in Paris (Société des Missions Etrangères), und aus ihrem großen Seminar (128, rue du Bac, Paris) gingen alle Arbeiter der Tibetischen Mission hervor, wenn auch die Angliederung der verschiedenen Missionsposten an indische und chinesische Bistümer durch die Kongregation der Propaganda in Rom erfolgte und in wichtigen Fragen der Papst das letzte Wort sprach.

Der wirkliche Anfang der osttibetischen Mission fällt in dasselbe Jahr (1854), wie der der Himalaya-Mission der Brüdergemeine, wenn auch vorher schon einige kleine Vorstöße von China und Indien aus erfolgten.

Schon 1847 versuchte Missionar Renou von Tatsienlu aus (30° n. Br.), dem wichtigen westlichsten Handelsplatz der großen Provinz Setschuën, in das östliche Tibet einzudringen, und konnte auch über Litang und Batang 30 Tagereisen (etwa 400 Kilometer) nach Westen in das „Land der Lamas" vordringen, wurde aber dann von den tibetischen und chinesischen Behörden nach Tatsienlu und weiter nach Kanton „restradiert" (zurückgestraßt), wie die österreichischen Beamten sagen.

Vier Jahre später versuchte Renou noch einmal, nach Tibet zu gelangen, indem er durch Yünnan, die südlichste Provinz von China, wandernd die südöstliche Ecke von Tibet erreichte und sich daselbst im Kloster Töndschruling niederließ, dessen Abt ihn im Tibetischen unterrichtete und ihm viele Freundlichkeiten erwies. Aber auch hier mußte er fort, als er als Europäer erkannt und angefeindet wurde.

Schon vorher, im Jahre 1849, hatten einige Pariser Missionare, unter denen wir nur Krick und Bourry namhaft machen wollen, den Versuch gemacht, durch Butan und Assam von Indien aus nach Tibet zu gelangen, waren aber entweder kurz zurückgewiesen worden, oder waren auf ganz unzugängliche und feindselige Volksstämme gestoßen, wie die Abors, westlich von dem hier das tibetische Gebiet verlassenden Brahmaputra, und die Mischmis, östlich von diesem Strom.

Bei diesen Mischmis ließen sich aber Krick und Bourry den-

noch nieder und suchten die bösartigen Menschen christlich zu beeinflussen. Alle Mühe war jedoch vergeblich. 1854 wurden beide Missionare von den wahrscheinlich durch die Lamas aufgestachelten Leuten ermordet.

In demselben Jahre machte nun Renou seinen dritten Versuch, sich im südöstlichen Tibet bleibend niederzulassen, und diesmal hatte er guten Erfolg. Wieder durch Yünnan gehend gelangte er in die Landschaft Tsarong im Südosten von Tibet, und konnte daselbst das von einem Zufluß des Salwin durchflossene Gebiet von Bonga ($28^1/_3$° n. Br. und $98^3/_4$° ö. L.) für ein jährliches Pachtgeld von 16 Taël (100 Mk.) in Pacht nehmen und daselbst seine Wohnstätte aufschlagen.

Vier Jahre lang ging alles prächtig von statten. Die Tsaronger Tibeter ließen sich sowohl willig christlich belehren und taufen, als auch in der Landwirtschaft und den nötigsten Handwerken unterrichten. Das einen Halbkreis bildende, zwei Kilometer lange und 500 Schritte breite Bonga-Thal war bald ein großes Fruchtfeld und ein blühender Garten. Die jährlichen Ernten waren meistens reichlich und fast alle Familien von Bonga, die christlichen und die noch heidnischen, hatten ihr gutes Auskommen. Auch auf mehrere Nachbardörfer dehnte sich der Einfluß der Missionare aus und es entstanden in denselben kleine Christengemeinden. Von 1858 an begann aber eine schwere Zeit der Verfolgung und der Leiden für Bonga. Der wachsende Wohlstand der Bongaleute hatte den Neid des ganzen benachbarten Gebietes erregt und die Raubgier geweckt, und der Abfall so vieler Tibeter vom Buddhismus hatte die Wut der Lamas entflammt. Beides wirkte unheilvoll zusammen und führte zum Ruin von Bonga. Hunderte von den Lamas aufgehetzter Räuber überfielen verschiedene Male die Station bei Nacht, verwüsteten und plünderten viele Häuser, mißhandelten die Bewohner derselben und vergriffen sich auch an den Missionaren. Dieselben wurden zwar klagbar in Kiangka, der nächsten größeren Stadt und riefen die chinesisch-tibetischen Behörden um Hilfe an. Aber der Untergang Bongas war eine beschlossene Sache, und 1865 wurde dann auch die Zerstörung der Station, die Vertreibung der Missionare und der eingebornen Christen ausgeführt und einige der letzteren wurden sogar getötet. Auch einer der Missionare, Durand, mußte infolge der Zerstörung Bongas sein Leben lassen.

Er wurde auf der Flucht von dem Raub- und Mordgesindel verfolgt, stürzte sich auf die Seilbrücke des nahen Salwinflusses, benützte sie ohne sich genügend zu befestigen, und als ihm in der Mitte des Flusses die Kräfte ausgingen, glitt er ins Wasser und ertrank.

Die katholische Mission konnte sich von diesem schweren Schlag nie recht erholen, weil auch in der Folge die Anfeindungen durch die Lamas fast niemals ganz aufgehört haben, wenn es auch kurze Ruhepausen gab und auch einige Verluste ersetzt wurden.

Ehe wir uns aber mit diesen fortgehenden Kämpfen und Verfolgungen beschäftigen, wollen wir einige, der Zerstörung Bongas vorangehende erneute Versuche ins Auge fassen, von andern Punkten Indiens aus in das verschlossene Tibet einzudringen.

Der im Januar 1856 in Kalkutta angekommene Abbé Desgodins machte im Sommer dieses Jahres mit Missionar Bernard den Versuch, von Sikkim oder von Nepal aus die tibetische Grenze zu überschreiten, und sie wandten sich deshalb an die Radschas dieser Gebiete, wurden aber kurz abgewiesen. Sie durchzogen darauf das ganze nördliche Indien nach Westen zu und gingen nach Simla, wo sie bei den englischen Behörden eine sehr freundliche Aufnahme fanden. Dann wanderten sie in nordöstlicher Richtung das Sotledschthal hinauf, in der kühnen Absicht, hier in Tibet einzudringen. Sie kamen aber nur bis zu dem verfallenen Kloster Kanam, in welchem sich der ungarische Sprachforscher Csoma Köröfi lange aufgehalten hatte, um die tibetische Sprache zu erlernen. Da erhielten sie von dem Bischof Thomine in China den Befehl, ihren jetzigen Missionsversuch aufzugeben und schnell nach dem südwestlichen Tibet zu kommen, um vereint mit den andern Missionaren Ost-Tibet in Angriff zu nehmen.

Abbé Desgodins eilte also nach China, drang 1861 mit dem Bischof Thomine und drei andern neuen Missionaren von Tatsienlu aus in Tibet ein und kam auch über Litang und Batang bis Tschamuto, wo die gewöhnliche Zurückweisung erfolgte. Vergeblich bemühten sich nun der Bischof und die Missionare die seit 1858 andauernden Anfeindungen der Station Bonga zum Aufhören zu bringen. Dieselben wurden immer ärger und fanden in der schon berichteten gänzlichen Zerstörung von Bonga und Vertreibung der Missionare und der Christen ihren Abschluß.

Der Mut der Missionare war aber damit nicht gebrochen. Sie suchten jetzt nördlich und südlich von Bonga neue Stationen anzulegen, besonders in dem noch in China liegenden Tatsienlu, in Batang und Likiang am Yantsekiang, in Yerkalo und Kiangka am Mekong, und in dem mehr südlich gelegenen Uisi und Tseku.

Die Missionsarbeit an diesen und andern Orten war auch nicht vergeblich. Es wurden nicht nur Wohnhäuser und Gebäude für den Gottesdienst errichtet und das die Stationen umgebende Land urbar gemacht und angebaut, sondern auch Schulen und ein Seminar eingerichtet und viele Erwachsene und Kinder getauft.

Die Belästigungen und Anfeindungen durch die Lamas und die von ihnen aufgehetzten Leute hörten aber nicht auf und arteten manchmal in Beraubung und Verwüstung ganzer Stationen aus. So wurde die neue Missionsanlage in dem im November 1870 durch ein Erdbeben fast ganz zerstörten Batang im Oktober 1873 durch die Lama-Söldlinge völlig verwüstet und die Missionare mußten fliehen. Fast ebenso schlimm erging es um dieselbe Zeit der Station Yerkalo. Im September 1881 wurde sogar der Missionar Brieux bei Batang durch Lama-Meuchelmörder ums Leben gebracht, und es war dies schon der vierte katholische Missionar, der in der osttibetischen Mission eines gewaltsamen Todes starb.

Trotz dieser außerordentlichen Hindernisse des Werkes zählte man aber doch 1877 auf den verschiedenen Stationen zusammen 560 Christen, an sieben Orten stand eine kleine Kirche, auch vier Schulen und ein Seminar waren im Gang, und aus vier Apotheken wurden den Kranken Heilmittel gereicht. Anfang 1887 war die Zahl der Christen sogar auf 1300 angewachsen, die von 15 europäischen Missionaren und einem eingebornen ordinierten Prediger bedient wurden.

Da wurde noch in demselben Jahre (1887) die katholische Mission in Ost-Tibet von einem Hauptschlage getroffen. Die wieder aufgebaute und eingerichtete Station in Batang, und die zu Batang gehörenden Stationen Yaregon und Selegon, ferner Yerkalo am Mekong und das 3360 m hoch an einem Nebenfluß des Mekong gelegene Atentse — alle diese Hauptstationen wurden von den Lamas mit Zustimmung und Erlaubnis der tibetischen und chinesischen Behörden gänzlich zerstört und die Missionare und die Christen mußten entweder in östlicher Richtung nach Tatsienlu,

oder in südlicher Richtung nach Tseku und Uisi in Yünnan entfliehen. Das Missionswerk war wieder gänzlich zum Stillstand gebracht und beinahe aufgehoben, und es war ein geringer Trost, daß unterdessen, von 1880 bis 1884, Abbé Desgodins wieder einen gelungenen Abstecher ins Himalayagebirge gemacht und im Sikkimer Gebiet, nordöstlich von Dardschiling, in dem südlich vom Dschelappaß 1950 m gelegenen Padong, eine katholische Missionsstation errichtet und in guten Gang gebracht hatte, die auch heute noch fortbesteht.

Durch die große Verwüstung von 1887 war aber die osttibetische katholische Mission doch nicht ganz beendet und vernichtet worden. Pater Courroux wagte es 1890 auf Umwegen nach Yerkalo zurückzukehren und einige vertriebene christliche Familien daselbst zu sammeln. Er blieb auch fest auf seinem Posten, als die gewohnten Belästigungen und Verfolgungen wieder anfingen, und ein zweiter Missionar kam auch, ihm Hilfe zu leisten und ersetzte ihn nach seinem bald erfolgten Tode.

Da jetzt auch der französische Gesandte in Peking kräftig für die verfolgten Missionare in Ost-Tibet einschritt, so konnten nach und nach alle früheren Stationen wieder besetzt und notdürftig hergestellt werden. Aber Ruhe und Sicherheit genießen die Missionare und ihre Pflegbefohlenen keineswegs, denn die feindseligen Lamas machen immer neue Versuche, den kleinen Christenhäuflein zu schaden und sie auszurotten.

Missionar Desgodins, der bei einem Stationsüberfall schwer verwundet wurde und der jetzt mit dem Titel „Apostolischer Pro-Vikar von Tibet“ in Hongkong wohnt und daselbst litterarisch thätig ist, schrieb unterm 19. Februar dieses Jahres im Blick auf die osttibetische Mission: „45 Jahre dauert nun schon dieser Kampf; wann wird er enden? Gott allein weiß es. Wir aber wollen, den schließlichen Sieg erwartend und hoffend, getrost weiter arbeiten und leiden.“

Wir haben nun den Gang dieser katholischen Mission kurz überblickt und werden gewiß sagen müssen, daß sie einen bessern Eindruck auf uns macht, als andere römische Missionen, in denen die rücksichtslose Bekämpfung benachbarter protestantischer Missionsarbeit und gewissenlose Ausnützung unlauterer Mittel zur Verstärkung des eigenen Bestandes einen so widerwärtigen Eindruck

macht. Besonders in China haben sich ja die römischen Missionare dadurch förmlich berüchtigt gemacht, daß sie die schlechtesten Elemente des Volkes und ganze Verbrecherbanden in ihren Dienst nehmen und ihnen Straflosigkeit zusichern und auch wirklich verschaffen, wenn sie nur katholisch und damit halb französisch werden und sich unter den Schutz des nächsten französischen Konsuls stellen. Und die in Madagaskar geschehenen, durch die französische Regierung anfangs zugelassenen Gewaltthaten der Jesuiten gegen die Christen der Londoner und der Norwegischen Missionen sind ja allbekannt.

Nun liegt es ja, wie schon oben angedeutet, gewiß nur an den in Ost-Tibet ganz anders gestalteten Umständen, daß daselbst die römische Mission nicht ebenso aufgetreten ist. Aber da wir doch diese Mission so beurteilen müssen, wie sie sich nun einmal vermöge der Verhältnisse in Ost-Tibet gestaltet hat, so wird doch unser Urteil über dieselbe unwillkürlich viel günstiger ausfallen, als über andere katholische Missionen, und daß diese Mission so viel Leiden und Verfolgung erduldet hat, und daß sich die Missionare durch die harte Verfolgung doch nicht vom unermüdlichen Weiterarbeiten abschrecken ließen, das nimmt uns noch mehr für diese Mission ein und läßt uns ihren Gang mit Teilnahme verfolgen.

Daß es aber auch in ihr hin und wieder recht römisch und katholisch zugegangen, ist wohl ganz selbstverständlich. Das außerordentlich schnelle Anwachsen der Christenschar z. B. nach der Gründung von Bonga läßt uns vermuten, daß die Tibeter alsbald getauft wurden, nachdem sie gelernt hatten, einige Ceremonien mitzumachen, Gebete zu murmeln und Maria und einige Heiligen anzurufen. Ein katholischer, über die schnelle Annahme des Katholizismus durch Tibeter urteilender Schriftsteller sagt, daß es gar nicht wunderbar sei, wenn die schon mit Schutzheiligen reichlich versehenen und mit denselben sehr gern wechselnden Lamaisten auch noch einige römische dazu nehmen und wenn die an prunkvolle lamaistische Umzüge schon gewöhnten Leute auch gern katholische Prozessionen mitmachten und sich einer Kirche anschlössen, die in Aeußerlichkeiten so viel Aehnlichkeit mit ihrer lamaistischen Gemeinschaft hat.

In ein eigentümliches Licht tritt auch diese schnelle Zunahme

der Christengemeinde bei Anlegung von Bonga durch die Angabe eines Missionars, daß in einem Nachbardorf ein fremder Tibeter bekehrt und getauft worden sei, der, in sein Heimatdorf zurückgekehrt, alsbald durch seine Predigt und sein Beispiel 500 Dorfbewohner zu Christen gemacht habe.

Auch in Bezug auf die Wirksamkeit der Taufe kleiner heidnischer Kinder begegnen wir in den Berichten über diese Mission in Ost-Tibet der wohl gewöhnlichen katholischen Ansicht und Praxis, nach welcher diese Taufe von großer Wichtigkeit und Wirkung ist, während ja bekanntlich die Taufe durch einen protestantischen Geistlichen auch von den deutschen Katholiken für gänzlich unwirksam und ungültig erklärt wird. Da heißt es nämlich bei Gelegenheit der Schilderung einer unter den Kindern eines Dorfes herrschenden Epidemie, zu deren ärztlicher Bekämpfung die Missionare gerufen worden waren: „Die Missionare konnten eine gute Anzahl von Seelen kleiner sterbender Kinder (durch eine verstohlen angebrachte Taufe) in den Himmel senden, wenn auch die Eltern keine Ahnung hatten von der Gnade und dem Glück, welches ihren Kleinen zu teil geworden war.“ Und ein Missionar berichtet, daß er, zu einem kranken Kind gerufen, demselben zwar die verlangten Medizinen, vor allem aber (durch heimlich angebrachte Taufe) die große Medizin der Seele und den Namen Joseph gab, und er sei überzeugt, daß die (vergebens dargereichten) äußeren Medizinen das sterbende Kind nicht verhindert haben würden, seinen heiligen Schutzpatron (den hl. Joseph) im Himmel zu schauen und zu begrüßen.

Wir wollen nun noch einen Blick werfen auf die Bücher und Schriften, welche den tibetischen Christen von den katholischen Missionaren dargereicht werden. Wir können zwar, der tibetischen Sprache nicht kundig, den Inhalt derselben nicht prüfen, sondern sie nur nach dem Titel beurteilen; aber schon die Titel dieser Schriften setzen uns in den Stand, ein ungefähres Urteil darüber zu haben, und dasselbe kann in diesem Falle nur günstig ausfallen. Der Verfasser aller dieser in der tibetischen Büchersprache abgefaßten Schriften scheint der Veteran-Missionar August Desgodins in Hongkong zu sein*) und ihre Titel lauten nach dem Katalog der

*) Derselbe giebt auch ein großes Tibetisch-Lateinisch-Französisches Wörterbuch heraus, von welchem zwei Drittel gedruckt sind und das gegen 1200 Seiten stark werden wird.

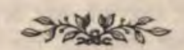
katholischen Buchdruckerei und Buchhandlung „Nazareth“ in Hongkong folgendermaßen: Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, 210 Seiten; die Evangelien für die Sonntage und Feste des Jahres, 103 S.; das Evangelium Johannes, 116 S.; Abriß der heiligen (d. h. biblischen) Geschichte, 214 S.; der Weg des Kreuzes, 34 S.; Betrachtungen über die ewigen Wahrheiten, 120 S.; Weisheitslehre, 48 S. Diese letztere Schrift scheint aus lauter vierzeiligen Versen zu bestehen. Außer diesen Schriften haben die Missionare noch eine Anzahl kleiner Gebetbüchlein herausgegeben, die vielleicht, im osttibetischen Dialekt verfaßt, und wie der oben genannte „Weg des Kreuzes“ nur Uebertragungen der überall in der katholischen Kirche vorhandenen feststehenden Erbauungsschriften sind.

Was aber die sieben größeren aufgeführten tibetischen Schriften betrifft, so muß man gewiß sagen, daß sie ein gutes Zeugnis von dieser katholischen Mission sind, denn die meisten schließen sich ja an die heilige Schrift an.

Die in dem erwähnten Katalog aufgeführten chinesischen Schriften bringen freilich, wie es scheint, den echt römischen Geist entschieden zur Geltung, denn viele derselben bekämpfen die Protestanten und ihre schrecklichen Irrlehren und Uebelthaten.

So haben wir denn eine der ansprechenderen katholischen Missionsunternehmungen etwas näher betrachtet und kennen gelernt, aus deren Führung wir protestantischen Missionsfreunde in Bezug auf Geduld undAusharren im Leiden und unermüdliches Weiterkämpfen auch in den schwierigsten Lagen gewiß viel lernen können.

Rt.



Neueres über die deutsche Blindenmission in China.

Von Elisabeth Postler.

(Schluß.)

Von der treuen Arbeit drüben im fernen Osten wenden wir unsre Blicke zu den hilfreichen Händen in der lieben deutschen Heimat. Durften wir doch wiederum viele neue Freunde in unsern Reihen sehn. Ein Aufruf im Reichsboten, durch Frl. Cooper angeregt, mit der Bitte um Weihnachtsnachlese für unsre armen Blinden hatte ungeahnten Erfolg. Eine Menge Kisten und Kasten, Briefmarken und auch Geldsendungen liefen ein mit so viel freundlichen Segenswünschen begleitet, daß uns das Herz warm wurde beim Oeffnen all der reichen Postsendungen. Die gewichtigste Gabe aber war ein kurzer Brief. Ein Amtsbruder meines Vaters aus der Nähe unsrer Heimat erbot sich zum Besten der Blinden einen Vortrag mit Lichtbildern aus der Mission zu halten. Dieser Familienabend, der daraufhin in Schwanebeck, Schwester Marthas Heimat stattfand, trug allein 100 Mk. ein, und ebensoviel mochten die teils gleich, teils später auf dem Bazar verkauften übrigen Liebesgaben betragen.

Ich entnehme dem an Weihnachten erschienenen Jahresbericht unsrer Gesellschaft noch folgende Mitteilung: Sehr erfreut sind wir über den Beitritt der neuen Schwestervereine: des „Lydiavereins" München-Gladbach, unter Leitung von Frau Pfarrer Weber; des Missionsvereins Schwanebeck bei Halberstadt, Vorsteherin Frl. Margarete Postler*); des Missionsvereins Anderbeck bei Oschersleben, unter Leitung von Frl. Cordula Oelze; des Missionsvereins Schkölen bei Naumburg a. S., unter Leitung von Frl. Elisabeth Postler, und des Frauenmissionsvereins in Teterin bei Anklam. Alle konnten ihre Erstlingsgaben dem Hauptverein senden.

Noch füge ich hinzu, daß es sich in Anderbeck um keine Neugründung handelt, sondern nur um den bereits bestehenden Missionsverein der Pfarrfamilien der Ephorie, wo die jungen Mädchen unter Leitung der Tochter des Herrn Ephorus für unsre Blinden arbeiten. Dies ließe sich vielleicht in manchem bereits bestehenden Verein so einrichten. Denn gerade für die weibliche Jugend ist diese chinesische Blindenmission, wie ich oft beobachtet habe, ein überaus geeignetes Arbeitsfeld.

---

*) Seit deren Verheiratung ihre Schwester Hedwig.

Von unsern lieben pommerschen Freunden liegen mir in diesem Augenblicke Grüße und fröhliche nagelneue Nachrichten in einem Schreiben der Frau Pfarrer Brunner aus Teterin vor. Dieser Verein, durch einen Aufruf im Pfarrboten angeregt, hat sich aus überaus schwierigen Verhältnissen zu einer solchen Blüte entfaltet, daß wir von ihm, der schon in kurzer Zeit soviel geleistet, noch reichen Segen erwarten. Herr Pastor Brunner meldet darüber u. a.: „Was ist nun der Gewinn unserer Arbeit gewesen bisher? Abgesehen von dem besten, innern, unsichtbaren und darum unberechenbaren Gewinn, haben wir folgenden Ertrag erzielt: Im Mai d. J. durften wir schon nach vier Versammlungen eine Sendung zum Verkauf nach Hildesheim schicken im Wert von etwa 30 Mk. nach unserer Taxe, dazu eine Liebesgabe von 40 Mk. — Am 1. Dezember hoffen wir, unser erstes Vereinsfest — verbunden mit dem Verkauf der Arbeiten — halten zu können und rechnen auf einen Ertrag von 50—60 Mk. Als Bestand in unserer Kasse haben wir dabei gegenwärtig noch 70 Mk. Es kommen so durch den Verein gegen 200 Mk. zusammen, außer dem, was sonst für Mission in der Gemeinde aufgebracht wird. Das hat uns Mut gemacht, die Ausgaben für die Erziehung eines blinden Mädchens zu übernehmen, in der Hoffnung zu Gott, daß er weiteres Gedeihen gebe und den Verein für lange Zeit lebendig erhalte zum Segen der Gemeinde und zur Mithilfe für die Blinden Chinas." Daraufhin wage ich auch getrost, von meinem mit sieben paar hilfsbereiten Händen begonnenen kleinen Verein hier zu Schkölen allerlei Gutes und Liebes zu erhoffen. Der kleine Verein gründete einen großen Jungfrauenverein, bei dem es jeder Teilnehmerin freigestellt wurde, sich an unsrer Missionsarbeit zu beteiligen, und siehe da, einstimmig erklärten sich alle dazu bereit. Daß es nicht bloß eine Erklärung mit Worten war, bewies die Missionsbüchse, die 6 Mk. 5 Pfg. enthielt, wozu nachträglich von nicht anwesenden Mitgliedern noch 6 Mk. 25 Pfg. kamen. Im Winter hoffen wir auch hier einen Familienabend zu halten, da solche immer die beste Anregung und den besten Ertrag aufweisen.

Wie oft habe ich während meiner Mitarbeit an dem schönen Missionswerk nicht schon die Bemerkung gemacht, daß wenn nur die nötige Anregung gegeben wird, das Missionsinteresse schon geweckt wird. Unsre Zeit ist ja so recht reif dafür. Wenn ich die Geschichte all der Gaben erzählen könnte, die im Lauf der Jahre durch meine Hände gegangen, es wäre ein lebendiges Bild zu dem Wort, das unsre Zeitungen anscheinend ins Gegenteil verkehren: „Was lieblich und wohl lautet, dem denket nach." Ich will nicht von den Scherflein der Armen reden, und auch daran fehlte es nicht; müssen einem nicht

die Thränen in die Augen kommen, wenn eine vom Invalidengehalt lebende, taube, alte Waschfrau wiederholt blanke 50-Pfennigstücke bringt, und als ich mich fast schämte, sie anzunehmen, eifrig sagte: „Ach ich thus ja so gerne, ich bin ja dem lieben Gott so dankbar, daß ich wenigstens noch sehen kann.“ Aber noch ergreifender ist es, wenn ich sehe, wie vom Geiz verhärtete Herzen vor der Liebesglut, mit der unsre Mission sich des Elends der armen Blinden annimmt, zerschmelzen. Ja, wo so mit Liebe gegeben wird, wie ich es mit meinen eigenen Augen gesehn, da muß auch die kleinste wie die größte Gabe gesegnet sein. Da ists kein Wunder, daß man auch von unsern Blinden drüben sagen kann: sie nehmen zu an Weisheit, Alter und Verstand. Und nun soll uns noch ihre treue Hüterin allerlei von ihnen und ihren Landsleuten in Scherz und Ernst erzählen.

Kanton, den 6. Januar 1899.

Diesen Brief schreibe ich in Kanton bei Frl. Dr. Niles. Da Fräulein Zahn, eine Barmer Missionsschwester, mich für einige Zeit vertreten konnte, so nahm ich dies wahr und unternahm eine kleine Ferienreise, zunächst nach Kanton zu Dr. Niles, der ich meinen Besuch nun volle 2 Jahre versprochen habe. Ich kam gestern mit Herrn Zahn zusammen hier an. Die Wasserfahrt war wunderschön, und ich fühle mich, da ich schon seit Wochen etwas matt bin, schon recht erfrischt. Ich habe jetzt ganz kleine Kinder im Hause, von denen eins beständig schreit, so daß ich ein bischen übermüdet bin und mich freue, daß ich nun eine kleine Erholungsreise machen kann. Nächste Woche will ich ins Land reisen und werde euch dann eine hübsche Beschreibung von allem Erlebten liefern. Wie heimisch fühle ich mich schon in China. Nun Gott helfe mir weiter! Ich will jetzt recht in vollen Zügen meine Ruhe genießen in der Hoffnung, daß noch viel Arbeit auf mich wartet und ich dann fähig bin, sie zu thun. Meine Gedanken haben nun auch viel mehr Zeit, nach Hause zu wandern und alle meine Lieben zu besuchen.

Am Neujahr fühlte ich recht, wie viel Freunde ich auch schon hier habe und wie viel Liebe ich genieße. Den ganzen Tag hatte ich Beweise davon, indem Besuche oder Karten kamen. Am Nachmittage kamen auch eine große Anzahl Matrosen von dem Dampfer Deutschland, die ich im Frühjahr einmal getroffen hatte, und denen ich auf ihre Freude hin, hier eine deutsche Schwester zu finden, vorschlug, mich zu besuchen. Da sie nicht kamen, dachte ich garnicht mehr an die Sache, aber nun erzählten sie, daß sie damals der Pest wegen nicht mehr ans Land gedurft hätten. Als sie jetzt wieder in

Hongkong angekommen wären, hätten sie mich nun aufgesucht. Ich zeigte ihnen die Kinder, ließ die Kinder lesen und schreiben, dann zündete ich den Weihnachtsbaum an und wir sangen Weihnachtslieder. Zuletzt gab ich ihnen eine Tasse Kaffee und ließ mir von ihnen ihre verschiedenen Erlebnisse erzählen. Sie waren ganz glücklich und sagten, solch schönen Sonntag hätten sie hier draußen noch nie gehabt. Dann kam Herr Vogelgesang*), der übrigens nach Hause gehen will und euch von mir Grüße bringen wird. Er kann das Klima nicht vertragen. Dazwischen kamen fortwährend Chinesen und Missionsgeschwister, und Ihr könnt euch denken, wie müde ich immer bin, wenn ich dutzendweise Besuche gehabt und dabei die laufenden Geschäfte doch auch besorgen muß.

Daß ich den Weihnachtsabend oder vielmehr den Donnerstag vorher mit den Kindern eine sehr nette Feier hatte, habe ich schon geschrieben. Ich hatte Dr. Faber, eine ehrwürdige Erscheinung, gebeten ein paar Worte an die Kinder zu richten. Ich hatte unsern größten Raum zu der Feier ausgeräumt, aber er erwies sich als viel zu eng, denn außer den Missionsgeschwistern, die sich gerade sehr zahlreich in Hongkong aufhielten, kamen alle Bekannten unter den Chinesen. Meine Kinder sangen sehr niedlich verschiedene Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht", „Kommt ihr Hirten", „Es ist eine Ros entsprungen" u. s. w. in chinesischer Uebersetzung, und zum Schluß in deutsch: „Alle Jahre wieder" 2c. Nach beendeter Feier erhielten sie ihre Geschenke, die unter dem brennenden wunderschönen Weihnachtsbaum, einem Geschenk des Direktors des botanischen Gartens, lagen und für die Kleinen in je zwei Taschentüchern, ein Paar Pulswärmern, Puppen und Spielsachen, für die Großen in Kleidern und andern nützlichen Kleidungsstücken bestanden. Ich hatte einige 20 Chinesen zu beschenken, und für die Schwestern im Findelhaus, wo ich für den Weihnachtsabend eingeladen war, hatte ich auch Kleinigkeiten besorgt. Aber es macht doch große Freude, für so viele sorgen zu können und Gott erhalte mir diese noch recht lange. Nächste Woche fahre ich nun noch einen Tag nach Hongkong und dann aufs Land und zwar auf eine Barmer Station, die ich bis jetzt noch nicht kenne. Wenn ich dann nach Hause komme, steht mir ein Wechsel in meiner Häuslichkeit bevor, indem Hanna, die Findelhaustochter, mich verläßt, um auf Zureden der Findelhausschwestern Medizin zu studieren; aber Gott wird mir weiter helfen. Nun lebt wohl für heute. Gott segne euch alle! Eure Martha Postler.

---

*) Ein Enkel des Vorgängers von Schwester Marthas Vater.

Kanton, wenige Tage später.

Liebe Missionsfreunde!

Die Tage gehen hier gerade so schnell dahin, wie in Hongkong, und da ich zudem wunderschönes Wetter habe und in sehr liebenswürdiger Gesellschaft bin, auch sehr angenehm.

Am Freitag begleitete ich Frl. Dr. Niles auf die Praxis nach Schamin, und zwar wurden wir in der Sänfte getragen. Die Straßen Kantons sind doch unheimlich, so eng und düster! Von Schamin aus gingen wir im Boot zu den Geschwistern Kollecker, die gar nicht erstaunt waren, mich zu sehen, da Herr Zahn, der die Nacht bei ihnen gewesen, mich bereits angemeldet hatte. Sie haben sich in der zeitweiligen Wohnung sehr gemütlich eingerichtet. Die erste Woche im Jahr ist für die hiesigen Missionare eine Gebetswoche. Täglich finden Versammlungen statt und an zweien konnte ich auch noch teilnehmen. Ich freute mich sehr, so viele Bekannte bei der Gelegenheit zu sehen. Außer den auf dieser Station lebenden und mir bereits bekannten Missionsgeschwistern traf ich die Fräuleins North, Wales, Wilde, Chiny, Herrn und Frau Grave, und noch verschiedene andre stellten sich mir vor. Am Sonnabend war Frl. Wilde mit einigen ihrer blinden Mädchen hier und wir drei Blindenmütter hatten nun Gelegenheit, über die Art und Weise, über Zweck und Ziel unserer Arbeit die Meinungen auszutauschen.

Am Sonntag hatten mich Kolleckers eingeladen. Ich ging mit ihnen erst zum Gottesdienst, der merkwürdiger Weise in einem Taoistenkloster stattfindet. Wir besahen uns das Kloster und wurden von seinen Insassen mit viel Freundlichkeit aufgenommen. Nach Tisch gingen wir zum Bauplatz, der eine wunderschöne Lage hat und groß genug ist für einen solchen Häuserkomplex, wie ihn Missionar Kollecker zu bauen gedenkt. Der Platz liegt am Fluß und mitten in einer ländlichen Umgebung und ist zum großen Teil von Obstbäumen umstanden.*)

Am Montag ging ich mit Frl. Dr. Niles zum chinesischen Findelhaus, das allerdings, was Einrichtung, Sauberkeit und Verpflegung anbelangt, ein bischen verschieden von unserm in Hongkong ist, aber äußerst interessant. Meine energische Begleiterin ließ sich durch keinen Einwand abschrecken, sondern drang in alle Räume ein. Zuletzt versammelten wir die blinden Mädchen des Hauses, oder eigentlich besser gesagt, der Stadt, denn das Ganze ist eine kleine Ortschaft für sich, und Frl. Dr. Niles las ihnen aus einem mitgebrachten Traktat vor.

*) Bekanntlich ist das Berliner Missionsgebäude in Kanton im letzten Jahr niedergebrannt.

Sie lauschten sehr aufmerksam und waren entschieden am meisten beglückt durch unsern Besuch und konnten nicht genug über unsre Schulen fragen und was unsre Kinder alles lernten und wüßten. Dann gingen wir in das Blindenasyl, dessen äußere Einrichtung dem Findelhause ähnlich ist. Drolliger Weise giebt die Blindheit eines Gliedes der ganzen Familie das Recht dort zu wohnen. Wenn die Mutter blind ist, darf sie also Mann und Kinder mitbringen; doch bekommen nur die Blinden eine Geldunterstützung, die andern müssen selbstverständlich für sich selbst sorgen. Die Blinden im Findelhause sind mit der Zubereitung von Räucherstäbchen beschäftigt und sehr fleißig. Sie werden dort angehalten sich ihr Brot auf ehrliche Weise zu verdienen. Im Blindenasyl dagegen giebt es keine Arbeitsversorgung und es steht ihnen frei, nachts auf die Straße zu gehen. Dann gingen wir in das Heim der alten Männer und zuletzt zu den alten Frauen. Letztere luden uns dringend ein, doch bei ihnen zu bleiben und ihnen etwas vorzulesen. Allein wir hatten keine Zeit mehr und außerdem wußten wir, daß Frl. Wilde sich dieser Frauen sehr annimmt, sie oft besucht und ihnen von Jesus erzählt. Es war ein sehr interessanter Morgen, aber auch ermüdend, und es war gut, daß für den Rückweg unsre Sänften bereit standen.

Am Nachmittag hatte ich mich gerade hingesetzt, euch zu schreiben, als Herr und Frau Bahr kamen, um mich zu einem Gange durch die Stadt abzuholen, und wiewohl ich selbstverständlich ein bischen müde war, nahm ich doch das freundliche Anerbieten an. Wir sahen uns den Schreckenstempel an, wo äußerst grausame Strafen sehr anschaulich über die Bösewichter dargestellt werden; z. B. wie einer in einem Kessel voll siedenden Oels, unter dem ein großes Feuer brennt und das von Rachegeistern geschürt wird, ertränkt wird. Dann gingen wir zu der berühmten Wasseruhr. So viel ich mich erinnere, waren es sechs Behälter, aus denen das Wasser langsam rieselte, wodurch ähnlich wie bei unsern Sanduhren die Zeit angegeben wird. Das Treiben in den Straßen machte mir viel Spaß und ich mußte recht daran denken, wie dieses wirre Durcheinander mich vor zwei Jahren bei meinem ersten Besuch geängstigt hatte. Nun fühlte ich mich dadurch nicht gestört, sondern recht belustigt und konnte mit Muße alles betrachten. Am Abend, als ich nach Hause kam, fand ich Schwester Helenes Karte vor, die mich nach Hause rief.

Dr. Niles war über meine baldige Abreise sehr entrüstet. Ich habe mich auch sehr wohl gefühlt, gehe aber auch gern aufs Land zu den lieben deutschen Geschwistern. Herzliche Grüße

Eure Schwester Martha Postler.

Hongkong, 22. Januar 1899.

Mein Haushalt hat sich um drei Kleine vergrößert. Eine große Blinde kommt auch täglich zu mir. So bin ich recht in Anspruch genommen, aber ich halte den Kopf oben und hoffe das Herz auf dem rechten Flecke zu haben. Körperlich gehts mir auch viel besser als im vorigen Jahr und so hoffe ich weiter zu kommen in jeder Weise.

Heute feiern wir das chinesische Neujahr mit gewaltigem Gekrach. Das Abbrennen von Feuerwerk spielt nämlich dabei eine große Rolle. Wir haben das schönste Frühlingswetter und sind Gott sei Dank alle munter und gesund. Ich habe große Arbeitslust, wenn auch leider die Kraft nicht immer damit gleichen Schritt hält. Damit müssen wir Europäer im südlichen Klima nun einmal sparsamer umgehn als zu Haus; dennoch hoffe ich, daß ich bei einiger Vorsicht noch lange damit haushalten kann.

Vorigen Sonnabend kam die Hofdame der Prinzessin Heinrich noch einmal, der Adjutant mit ihr. Sie bestellten Strümpfe bei meinen Kindern, die sie mit nach Haus nehmen wollen. Ich freute mich sehr darüber. Besuch habe ich sehr, sehr viel; aber ich muß es dankbar anerkennen, daß unsre junge Anstalt auch hier drüben so viel warme Freunde hat. —

Am 24. April kommt Schwester Martha auf die Notwendigkeit eines Wohnungswechsels aufs neue zurück. Ich muß, schreibt sie, immer mehr an ein größeres Haus denken. Aber wie dazu kommen? und wo soll es stehen? Das sind Dinge, die mir noch nicht ganz klar sind. Dazu — und vielleicht auch von dem häufigen Grübeln darüber — habe ich öfters etwas Fieber. Es geht zwar immer schnell vorüber, aber es läßt doch jedesmal eine große Mattigkeit zurück. Nun den Mut will ich aber nicht sinken lassen und den Kopf oben behalten. Dann wird mir Gott schon weiter helfen. Ich habe jetzt seit Weihnachten sieben Kinder aufgenommen und so wird es wohl weiter gehen. Ganz ohne Schwierigkeiten ist dieser Zuwachs aber nicht, namentlich bei meinen Leuten macht sich das unangenehm bemerkbar. Jede Veränderung im Haushalt, deren natürlich manche nötig ist, erscheint den Chinesen schrecklich und sie sehen das immer für eine persönliche Beleidigung an. Ich bleibe aber ganz ruhig bei meinem Willen und dann finden sie sich allmählich darein. So wollte der Koch mehr Lohn haben. „Ich gebe nicht mehr", sagte ich. „Dann muß ich mir einen andern Dienst suchen, war seine Antwort." Das thut mir leid, aber dann müssen wir uns eben trennen, bemerkte ich möglichst gleichmütig, obgleich mein Herz klopfte. Das hatte er nicht erwartet. Erschreckt zog er sich in die Küche zurück. In der

Thür drehte er sich noch einmal um: „Ich glaube, ich habe dich nicht recht verstanden; was sagtest du eben?“ Ich wiederholte meine Worte und er schlich sich wie ein begossener Pudel von dannen. Seitdem ist kein Wort mehr über diese Sache gefallen und er denkt nicht ans Fortgehn. So sind die Chinesen!

Die Engländer haben bekanntlich in unsrer Nähe ein neues Stück China abgepflückt. Es sollte eine große Feier zur Hissung der Flagge stattfinden, aber es war solche Unruhe unter den Chinesen, daß es vereitelt wurde, und Kriegsschiffe und Soldaten wurden telegraphisch ins Innere gerufen.

Jetzt reisen mit jedem Schiff Missionsgeschwister nach Hause und ich gebe ihnen viele, viele Grüße mit. Gott segne und behüte all die treuen Herzen daheim.

Schw. Martha Postler.

Gott segne und behüte auch Tsau Kwong da drüben auf dem lieblichsten Eiland der Welt. Er lasse diesen stillen Friedenshort immermehr das werden, was er so gern sein möchte: eine Hochburg des Glaubens im fernen Osten, ein friedliches Eiland wärmster Christenliebe und ein hoffnungsfrischer Brunnquell, der Wasser des Lebens die Fülle hat.

Skizzen aus dem indischen Missionsleben.

Wir sind auf der Londoner Missionsstation Mirsapur, das etwa in der Mitte zwischen Benares und Allahabad am südlichen Ufer des Ganges liegt. Es ist früh an einem Septembermorgen, an dem endlich die Regenzeit der schrecklichen Hungersnot des Jahres 1897 ein Ende zu machen scheint. Der Regen, der in den letzten beiden Jahren so spärlich gefallen ist, rauscht jetzt in Strömen herab. Aber er kommt zu spät für Hunderte und Tausende, die in der letzten Zeit aus Mangel an Nahrung gestorben oder auch total verarmt sind, weil sie ihre Felder nicht bestellen und darum auch nichts ernten konnten, oder die die hohen Reis- und Getreidepreise nicht erschwingen konnten. Und auch jetzt noch, an diesem Morgen, da der längst ersehnte Regen sich als ein Segen Gottes über das schwer heimgesuchte Land ergießt, hören wir vor unserer Thür den gewohnten Jammerruf: „Wir sterben Hungers!“

Wir begeben uns hinaus und vor uns steht eine Gruppe abge-

zehrter, in Lumpen gehüllter, elender Gestalten, denen der Hunger aus den Augen sieht. Sie haben sich zum Missionshaus geschleppt in der Hoffnung, hier Hilfe zu finden. Wir sprechen mit jedem einzelnen, und schicken einige ins Armenhaus, das die Regierung unterhält, und wo man sich ihrer annehmen wird; andern, die noch kräftig genug sind, weisen wir einige leichte Arbeit an, um ihnen dadurch Verdienst und Brot zu verschaffen; wieder andern, bei denen augenblickliche Hilfe not thut, geben wir etwas Nahrung oder Geld zum Ankauf von solcher und einige Bekleidungsstücke. Die übrigen, die noch verhältnismäßig wohl aussehen oder von denen man den Eindruck hat, daß sie uns nur hintergehen wollen, schicken wir wieder weg.

Da bringt man uns auch ein armes Kind daher, das irgendwo am Weg gefunden wurde oder allein und verlassen in den Straßen der Stadt umherirrte. Man sieht es ihm an, daß es seit Wochen oder Monaten durch Hunger nach und nach gänzlich heruntergekommen ist, und daß es nur noch durch eine Handvoll rohes Korn, das ihm gelegentlich eine mitleidige Seele verabreichte, das dahinschwindende Leben notdürftig gefristet hat. Wir fragen es nach Vater und Mutter und erhalten die Antwort: „tot" —, der erstere seit einigen Monaten, die Mutter erst seit letzter Woche. Wir nehmen das arme Kind gerne auf und übergeben es der Leiterin unseres Waisenhauses, damit es gewaschen, bekleidet und genährt werde. Unser Waisenhaus ist bereits ganz gefüllt mit solchen Hungerwaisen, von denen manche durch die sorgfältige Pflege sich nach und nach erholen und auch wieder zu spielen beginnen; andere werden aufgenommen, aber sie bedürfen nichts mehr. Die Pflege kommt zu spät. Im Monat September haben wir durchschnittlich jeden Tag ein neues Kind aufgenommen, aber so oft wir nach unserer großen Familie sehen und nach den einzelnen Pfleglingen fragen, heißt es: der Zustand von dem und dem Kind hat sich verschlimmert. Sehen wir dann näher zu, ob sich vielleicht das eine oder andere thun lasse, so finden wir meist, daß es nur noch wenige Stunden zu leben hat und dann dort sein wird, wo es weder hungert noch dürstet.

Und so geht es den Tag fort. Wohin wir uns auch wenden, sehen wir dasselbe Elend und hören die gleichen Notrufe. In der Stadt können wir wahrnehmen, wie Frauen, die lieber durch den Hunger langsam dem Tode entgegengehen, als unsere Hilfe anrufen, all ihren Besitz veräußert haben, selbst die Ziegeln von ihrem Dach, um Brot zu kaufen. Auf allen Wegen und Stegen hören wir den Ruf der Wehklage: „Ich sterbe vor Hunger." In den Armenhäusern, wo die Regierung Hunderte aufgenommen hat und bemüht ist, den Elenden die beste Pflege angedeihen zu lassen, sehen wir viele, für

die die Hilfe zu spät kommt, und die, wiewohl sie sich jetzt satt essen könnten, nichts mehr genießen können und nun dahinsiechen und den Krankheiten erliegen, die durch den Hunger und das mannigfache Elend hervorgerufen worden sind.

Selbst bei Nacht, wenn wir meinen, uns endlich zur Ruhe begeben zu können und ringsum alles totenstill ist, hören wir plötzlich Stimmen draußen auf der Veranda. Wir rufen: wer ist da? und hören eine schüchterne Stimme antworten. Wir gehen hinaus in das Dunkel der Nacht und finden da einige Frauen von höherer Kaste vor, die bei Tage niemals wagen dürften, ihr Angesicht außerhalb ihrer Frauengemächer sehen zu lassen. Unter dem Schutze der Nacht haben sie sich hergeschlichen, um bei uns Hilfe zu suchen. Sie haben vielleicht noch nie in ihrem Leben die Mauern ihres Heims verlassen und sind augenscheinlich in großer Angst, daß sie sich ins Freie hinaus gewagt haben und beben deshalb am ganzen Körper, während sie mit uns sprechen. Aber die bittere Not, der nagende Hunger hat sie dazu getrieben. Sie erzählen uns überaus traurige Geschichten aus ihrem häuslichen Leben und der Not, in der sie sich befinden. Ihre Männer und Söhne haben sich in irgendeine entfernte Stadt begeben, um dort Arbeit und Verdienst zu finden und haben sie mit ihren Kindern allein im Elend zurückgelassen, ohne ihnen bis jetzt einen Pfennig zur Linderung der Not geschickt zu haben. Wir schätzen uns glücklich, daß wir durch die Freigebigkeit englischer Freunde in Stand gesetzt sind, ihnen in etwas helfen zu können. Wir versehen die, welche uns am bedürftigsten erscheinen, mit dem Nötigsten und lassen uns ihre Adresse geben, um weitere Nachforschungen nach ihren Verhältnissen anzustellen und etwas mehr für sie thun zu können.

So endet der Tag; aber noch während der späten Nachtstunden bis der Morgen graut, hören wir die klägliche Stimme eines, der sich die Straße entlang schleppt und als Verhungernder beständig nach Brot schreit.

Man wird nun vielleicht sagen: das sind Scenen, die sich vor zwei Jahren ereigneten und nun Gott sei Dank vorüber sind.*) Warum jetzt noch von alle dem reden? Ich möchte damit nur ein Bild von dem noch allgemeineren und andauernden Hunger geben, der in Indien fortwährend besteht, von dem Hungern und Dürsten des Volkes nach dem, was weder das eine noch das andere stillt.

Ich erinnere mich, wie ich eines Tages in der Nähe von Benares, der Stadt, die den Hindus als die heiligste Stätte gilt und nach

*) Auch neuerdings wird wieder von drohender Teuerung und Hungersnot aus einzelnen Distrikten Indiens berichtet.

welcher alljährlich Tausende zu ihren Heiligtümern wallfahren, einen Spaziergang machte. Auch heute begegnete ich verschiedenen Pilgerzügen, die teils auf dem Hinweg waren, teils von da zurückkehrten. Ich überholte dabei eine kleine Pilgerschar, der eine Matrone mit weißen Haaren angehörte, die sich mühsam auf der staubigen Straße fortschleppte. Die alte Frau fiel mir auf und ich ließ mich in ein Gespräch mit ihr ein. Mit Thränen in den Augen erzählte sie mir von ihrer weiten, beschwerlichen Pilgerfahrt nach Benares und wie ihr diese das nicht gewährt habe, was sie erwartet. Sie habe die Wallfahrt vergeblich gemacht. Auch sie gehörte augenscheinlich zu denen, die nach etwas Besserem hungerte und deren Hunger nicht befriedigt werden konnte. Aufmerksam lauschte sie meinen Worten, als ich ihr von unserm Heiland erzählte, der allein ihr Sehnen nach Vergebung stillen und all das gewähren kann, dessen sie bedarf.

Ein andermal fuhren wir mit der Eisenbahn mit einigen Hindustani-Frauen, die wie gewöhnlich sehr neugierig waren und allerhand Fragen an uns stellten über woher und wohin. So kam es, daß auch wir das eine und andere fragten. Dabei erfuhren wir, daß die eine von ihnen, eine alte Frau, geradewegs von Mekka kam. Was mochte sie da alles auf dieser ihrer Pilgerfahrt bis nach Arabien und zurück durchgemacht haben! Nun befand sie sich erschöpft und dazu enttäuscht und mißmutig auf der Rückreise nach ihrem Heim. Was sie an Geld mitgenommen, war unterwegs alles draufgegangen und sie besaß nicht einmal mehr so viel, um bis zu der ihrem Heimatsort zunächst gelegenen Station zu fahren. Sie hatte deshalb, wie sie sagte, noch einen sehr weiten Weg vor sich, während sie doch äußerst erschöpft und elend aussah. Wir lösten ihr deshalb eine Fahrkarte bis zur letzten Station und erzählten ihr von unserm Heiland, der überall zu haben ist und nicht erst in einem weiten, entfernten Lande gesucht werden muß.

Ich erinnere mich auch eines Mohammedaners, eines gebildeten und intelligenten Mannes, der zwar an das Dasein eines Gottes glaubte, aber nichts davon wußte, was uns Frieden hier und dort ewiglich geben kann. Dieser stellte uns die Frage: „Ist denn irgendwie jemand glücklich, wenn er stirbt?"

So begegnen uns in Indien beständig solche, die auf der Suche sind nach dem, was sie in ihrer eigenen Religion nicht finden können, und wonach ihr Innerstes verlangt. Von ihnen kann man sagen: „Sie sterben Hungers." Manche von ihnen sind sich zwar dessen nicht bewußt, aber bei andern ist dies doch der Fall und sie suchen das Brot des Lebens. Einzelne von ihnen haben es auch gefunden. So sind manche Frauen und Kinder während der Hungerszeit zu uns

gekommen, in einem Zustand, da sie im Begriff waren, leiblich und geistlich zu grunde zu gehen. Und sie haben bei uns beides gefunden: Brot für Leib und Seele, davon sie genesen sind. Man blicke nur einige von denen an, die vor zwei Jahren zu uns kamen und vergleiche sie nun mit damals. Während sie damals zu schwach waren, um zu gehen und sich mühsam und unter Schmerzen auf dem Boden entlang schleppten, sind sie jetzt stark und kräftig und imstande, sich ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Kleine Kinder, die nur aus Haut und Knochen bestanden und wandelnde Skelette waren, sind jetzt rund und stark, treiben vergnügt und munter ihre Spiele und lernen fleißig in der Schule. Und in demselben Maße ist auch eine große Wandlung in ihrer Seele vorgegangen. Mürrische, unglücklich dreinschauende Gesichter haben heut ein zufriedenes und glückliches Aussehen. Verkommene, unbändige Kinder sind jetzt gehorsam und dienstfertig, und viele genießen das Brot des Lebens. Ja, der Herr rief eine Teuerung und Hungersnot ins Land und er hat sich dadurch verherrlicht.

Aber das sind im ganzen doch nur wenige. Hunderte und Tausende sterben dabei trotzdem dahin, und das ist nicht der Wille Gottes. Er hat in den vorigen Jahren dem Lande seinen Segen versagt, aber nur, bis wir bereit sind, seiner Segensströme teilhaftig zu werden. Zwar er hat uns bis zu einem gewissen Grad gesegnet, reichlich gesegnet, aber wir bitten ihn, daß er noch Größeres thun wolle. Viele unserer eingeborenen Christen sind noch nicht gesättigt mit seinen Gnadengaben und haben noch nicht empfangen die Fülle seines Geistes. Wenn dies aber einmal geschieht, dann erst wird eine reiche Ernte eintreten und der ungestillte Hunger nach den ewigen Gütern wird vorüber sein. (Nach dem Chronicle.)

Auf dem Sklavenmarkt in Marokko.*)

Während in den Küstenstädten Marokkos der Sklavenhandel nur noch unter der Hand als Privatgeschäft betrieben wird, haben die beiden Hauptstädte des Landes Fes und Marrokko noch bis auf den heutigen Tag ihre regelrechten Sklavenmärkte und bilden den Mittelpunkt des im Lande bestehenden Handels mit der schwarzen Ware. Durch den Transport aus den Gebieten des Sudan· über

*) Nach einem Bericht von Miss. J. Nathan in der Miss. Review.

Gebirgspässe und durch Sandwüsten, durch Sümpfe und Moräste langen die Unglücklichen halb verhungert und gefesselt in höchst elendem Zustand auf dem Markt in Marokko an. Hier wohnte ich vor einigen Wochen einer Auktion von Sklaven an.

Eine solche findet allwöchentlich dreimal statt und zwar um 5 Uhr nachmittags. Der Platz, wo die Sklaven zum Verkauf ausgestellt werden, ist eine Einfriedigung, ca. 100 Fuß im Quadrat, an deren drei Seiten sich offene Schuppen aus Ziegeln, die an der Sonne getrocknet sind, entlang ziehen, während sich in der Mitte des freien Platzes eine lange Laube befindet, unter welcher sich die Käufer versammeln und Schutz gegen die Hitze des Tages finden.

Ich betrat den Sklavenmarkt, noch ehe das Geschäft seinen Anfang genommen hatte und fand eine alte Negerfrau ganz allein an ihrem Platz in einer der Zellen hockend und bitterlich weinend. Als ich sie ansprach und mich darnach erkundigte, warum sie sich hier befinde, antwortete sie mir mit kläglicher Stimme: „Mein Meister ist in Geldnot und möchte mich deshalb verkaufen.“ Und nachdem ich sie zu trösten gesucht und von der Liebe Gottes in Jesu Christo zu ihr geredet hatte, fügte sie hinzu: „Ach, ich bitte dich im Namen Gottes, kaufe mich doch! Als ich ihr hierauf erklärte, daß ich dies nicht dürfe, da das mohammedanische Gesetz den Christen den Ankauf von Sklaven streng verbiete, heftete sie ihre Augen mit flehendem Ausdruck auf mich und sagte: „Wenn du zu beten verstehst, so bitte doch Gott, daß er mir einen guten Meister sendet.“ Dabei war das bitterste Weh und Leid in tiefen Zügen auf das Antlitz der unglücklichen Frau geschrieben.

Bevor die Auktion begann, studierte ich ein wenig die Mienen der verschiedenen Käufer, Verkäufer und Auktionators, die sich mittlerweile eingefunden hatten. Da war zunächst der Sklavenhändler von Beruf, der überall die menschliche Ware aufkauft und wieder veräußert, wenn er damit nur ein gutes Geschäft machen kann. Er ist besonders darauf aus, junge Mädchen und Frauen mit angenehmen Zügen und guten Formen zu erhandeln, die er dann herausfüttert und kleidet, um sie hierauf mit gutem Profit wieder an den Mann zu bringen. Sein Gesichtsausdruck ist hart, kalt und gefühllos wie Stein, und der Mann scheint niemals daran zu denken, daß sein Beruf sich in nichts von dem eines Pferde- oder Ochsenhändlers unterscheidet. Ferner befanden sich eine Anzahl von Leuten darunter, deren Haushalt eine Vermehrung des Gesindes, somit den Ankauf einiger Sklaven erforderte. Einer derselben hatte sich eben eine weitere Frau in seinem Harem eingethan und wollte nun eine Sklavin kaufen, die als ihre Magd und sein Kebsweib dienen sollte. Die Verkäufer

waren sämtlich Leute, die in letzter Zeit schwere Verluste erlitten hatten und sich deshalb genötigt sahen, ihr lebendes Eigentum auf dem Sklavenmarkt zu veräußern. Die Auktionators, die bei dem öffentlichen Geschäft nicht entbehrt werden können, sind vollends eine ganz brutale und herzlose Sorte von Menschen. Sie sind so an ihr schändliches Gewerbe gewöhnt, daß sie nicht das mindeste Mitgefühl für das Elend ihrer Mitmenschen haben und keine bessere Regung des Gewissens kennen. Für ihr Gewerbe sind sie von der Regierung besonders ermächtigt und erhalten bei jedem Geschäftsabschluß einen kleinen Prozentsatz.

Als der Menschenschacher vor sich gehen sollte, stellten sich die anwesenden Auktionators in Reih und Glied auf, dann hielt ihr Obmann seine Hände empor und sprach mit lauter Stimme ein Gebet zu Gott, worin er den Segen Allahs auf die bevorstehende Auktion und auf die Regierung, sowie um guten Gewinn für den Verkäufer und ein gutes Geschäft für den Käufer erflehte. Mit einem volltönenden Amen schloß er, in das seine Kollegen alle mit einstimmten. Der erste Sklave, der auf dem Platz zu erscheinen hatte, war das schon erwähnte alte Negerweib. Der Auktionator nahm sie bei der Hand und rief laut: Im Namen Allahs! Dann führte er sie bei allen Kauflustigen herum. Gewandt folgte sie ihm eingemale auf dem offenen Platze auf und ab, während er immer wieder ausrief: „Al-Allah, Al-Allah, Al-Allah"! (bei Gott), zum Zeichen, daß niemand bis jetzt auf sie geboten hatte. Aber auch, als dies geschah, war das Angebot sehr niedrig, da die Frau schon etwas alt war. Das höchste war schließlich die Summe von 38 Mark, die für das arme Wesen mit einer unsterblichen Seele geboten wurde.

Die nächste Person, die zum Kauf ausgestellt wurde, war ein junges hübsches Negermädchen im Alter von etwa 20 Jahren. Sie benahm sich sehr bescheiden und bat um die Vergünstigung, ihr Obergewand behalten zu dürfen. Aber der Auktionator riß ihr mit roher Gewalt das große Stück Zeug, das sie wie einen Shawl um ihre Gestalt geschlungen hatte, vom Leibe herunter und warf es auf den Boden mit den Worten: „Folge mir, du Hund!" — Dieses Kaufobjekt hatte mehr Zugkraft, denn das vorige. Die Angebote wurden lebhafter, und als man das Mädchen zur näheren Besichtigung herumführte, zeigte sich mehr Kauflust. Die dabei stattfindende Untersuchung, ein gewöhnlicher Vorgang bei diesem Geschäft, war für unser Gefühl empörend. Ich sah, wie man ihr die Lippen auseinander zerrte, um nach ihren Zähnen zu sehen, wie die Männer ihre Gliedmaßen und den ganzen Körper befühlten, ob die Fleischteile noch straff und derb seien, und ich hörte, wie sie dabei vor dem Mädchen, das

vor Scham erglühte und sein Gesicht zur Seite wandte, die ungeziemendsten Witze machten. Man bot schließlich den Preis von 100 Mk. für sie, den aber ihr bisheriger Eigentümer für zu niedrig fand, weshalb kein Kauf zustande kam. Als sich dann die Käufer zerstreuten, gesellte ich mich zu einigen und ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, worunter sich auch der befand, welcher am meisten für das junge Mädchen geboten hatte. Währenddem kam auch einer der berufsmäßigen Sklavenhändler herzu und redete letzteren an: „Wenn Sie eine gute Sklavin kaufen wollen, so kommen Sie nur zu mir; ich habe deren noch eine ganze Anzahl zu Hause in meinen Magazinen. Sie können sie dort in aller Ruhe besichtigen." Und dann folgten noch weitere Auseinandersetzungen, die sich hier nicht wiedergeben lassen.

Marokko ist heutzutage gewissermaßen noch ein herrenloses Land oder doch ein ungeordneter Staat, und wenn einer der sogenannten christlichen Staaten Europas die Initiative ergreifen würde, um dem schändlichen Sklavenhandel einen Riegel vorzuschieben, ich bin gewiß, es könnte dieser, wenn auch nicht gänzlich unterdrückt, so doch bedeutend eingeschränkt werden. Sollten wir Christen nicht angelegentlich darum bitten, daß das Evangelium von Jesu Christo mit seinem Licht und seiner umwandelnden Kraft in diese Abgründe der Grausamkeit eindringen möge, damit die armen Sklaven und Gebundenen Marokkos recht bald erlöst werden aus ihrer Knechtschaft, in der sie noch am Ende des 19. Jahrhunderts unsers christlichen Zeitalters und in unmittelbarer Nähe des christlichen Europas schmachten!

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Die geschichtlich so berüchtigte ehemalige Hauptstadt von Asante, Kumase, ist jetzt fast völlig verschwunden und nur noch einige spärliche Reste sind davon zu sehen. Dagegen ist ein Neu-Kumase in der Entstehung begriffen und hat natürlich ein ganz anderes Gepräge. Ueber das fast völlig leere Stadtareal hin führen nun einige schöne breite Straßen. Hier erblickt man eine kleine Gruppe von Hütten der Asanteer oder die zum Teil noch im Bau begriffenen schönen und soliden Häuser der Engländer, dort ein englisches Handelshaus und ein im Bau begriffenes Missionshaus der Wesleyaner. Hart daneben erhebt sich eine bedeutende, stets wachsende Ansiedlung von Mohammedanern, sowie einige größere Hüttengruppen von Fante- oder

Küstennegern, die nicht gerade zur besten Sorte von Leuten gehören. Endlich ist zu nennen die nun vollendete Basler Missionsstation mit dem fast daran grenzenden Dorf Bantama, der ehemaligen Totenresidenz der Asantekönige.

Neu-Kumase ist die bedeutendste Ansiedlung der noch vorhandenen Asanteer. Die Basler Mission hat nicht nur einen sehr günstigen Stationsplatz, sondern unter Missionar Ramseyer auch eine wirklich schöne Station errichtet, mit einer Schule von 65 Kindern. Dieselbe wird außer den Sklavenkindern (siehe Titelbild), für die ein besonderes Sklavenheim besteht, auch noch von einer Anzahl anderer, außerhalb der Stadt wohnender Schüler besucht. In der näheren Umgebung von Neu-Kumase giebt es viele Ansiedlungen von Asanteern, während sie in der Stadt selbst nicht sehr stark vertreten sind. Leider ist der moralische Zustand der neuen Stadt kein guter. Eine ziemlich große Anzahl von eingeborenen Regierungsbeamten und Fantehändlern mit ihren Schnapsbuden sind keine guten Bundesgenossen für die Missionsarbeit, die jetzt dort getrieben wird.

Westafrika. Während der Sklavenhandel allenthalben in den von den Deutschen und Engländern besetzten Gebieten Afrikas energisch unterdrückt wird, steht derselbe im portugiesischen Angola noch immer in voller Blüte. So berichtet z. B. der amerikanische Missionar Stover aus Bailundu, daß daselbst der Sklavenhandel mehr denn je im Schwange gehe. Bald werde der eine, bald der andere unter den Eingeborenen vermißt; fragt man nach seinem Verbleib, so heißt es, er sei verkauft worden. Die Sklavenhändler treiben sich überall im Lande umher und kaufen die Leute auf. (Miss. Herald.)

Die in der Sierra Leone-Kolonie bestehende Mission unter den Timne, die im letzten Jahre durch den Aufstand der dortigen Stämme abgebrochen werden mußte, hat nun wieder aufgenommen werden können. Durch den Aufstand und die nachfolgende Straf-Expedition sind indes Hunderte von Dörfern und darunter auch zwei Missionsplätze vollständig eingeäschert worden. Von den ehemaligen Missionsposten konnten bis jetzt sieben besetzt werden. (Church Miss. Intell.)

China. Nach einer im Jahre 1898 angefertigten Statistik arbeiten in China 54 verschiedene Missionsgesellschaften. Unter den 2461 europäischen und amerikanischen Missions-Arbeitern sind 527 ordinierte, 519 nichtordinierte Missionare, 675 Missionarsfrauen, 724 ledige Missionsarbeiterinnen, 136 männliche, 56 weibliche Missionsärzte. Diese Arbeiter haben auf 470 Hauptstationen festen Fuß gefaßt und verrichten von da aus auf 1969 Außenstationen ihre regelmäßige Arbeit; unregelmäßig wird eine weit größere Anzahl von

Städten und Dörfern besucht. Als Erfolg dieser Thätigkeit sind 80 682 (gegenwärtig über 90 000) Kommunikanten d. h. erwachsene Christen zu verzeichnen. Auf den Stationen befinden sich 1766 Tagesschulen mit 30 046 Schülern und 105 höhere Schulen, welche von 4245 männlichen und weiblichen Schülern besucht werden. Eine Schar von 5071 treuer chinesischer Mitarbeiter beiderlei Geschlechtes steht den Missionaren helfend zur Seite. Erscheinen diese Zahlen groß, so bedenke man, daß in China doch erst 1 Christ auf ca. 5000 Heiden und Mohammedaner kommt, daß weiter nur ein europäischer Arbeiter auf 158 362 Seelen kommt, und daß selbst dann, wenn man die eingeborenen Mitarbeiter mitzählt, jeder Missionsarbeiter durchschnittlich 51 071 Heiden zu seinem Wirkungskreise zu zählen hat. Werfen wir einen Blick auf das Wachstum der chinesischen Christengemeinden, so finden wir, die Anfangszeit der Missionsarbeit, wo China dem Zutritt der Missionare erst erschlossen wurde, abgerechnet, daß vom Jahre 1860—1877 die jährliche Zunahme der Christen 6,9 vom Hundert, von 1877—1890 jährlich 14 vom Hundert, von 1890—1898 jährlich 14,5 vom Hundert betrug. Man kann also sagen, daß der Missionserfolg, zieht man die letzten 25 Jahre in Betracht, jährlich auf 14 vom Hundert an Gemeindegliedern gestiegen ist. Wer die ungeheuren Schwierigkeiten auf dem chinesischen Missionsgebiet kennt, kann nicht anders, als mit Freude und Dank gegen Gott auf dieses Wachstum blicken. (Barmer Miss.-Bl.)

Wie sehr die Russen ihren Einfluß in der Hauptstadt Chinas zu stärken suchen, geht u. a. daraus hervor, daß sie vor kurzem eine Schule in Peking eröffnet haben, in welcher die russische Sprache gelehrt wird. Der Zudrang seitens junger Chinesen zu derselben ist sehr groß, so daß man annehmen kann, daß die Chinesen die Kenntnis der russischen Sprache für später zu schätzen wissen.

Vor einiger Zeit ging die unglaubliche Nachricht von einem räuberischen Ueberfall, den ein römisch-katholischer Missionar in der Provinz Kanton gegen einen protestantischen ins Werk setzte, durch die Presse. Die Nachricht wurde natürlich von katholischen Blättern abgeleugnet. Jetzt liegt, wie die ev. lutherische Kirchenzeitung schreibt, Näheres aus bester Quelle vor. Es wurde nämlich bei einer Besprechung in der Wohnung des deutschen Konsuls in Kanton mit dem französischen Konsul Flagelle und den Missionaren Zahn (protestantisch) und Julien (katholisch) folgende Thatsache festgestellt: Am 29. Juli kam der rheinische Missionar Zahn, nur von seinem chinesischen Predigtgehilfen begleitet, unbewaffnet nach Pak-tung und wurde hier ohne Veranlassung gleich beim Betreten des Orts von etwa 20 bewaffneten Männern, unter denen

sich der französische Missionar Julien befand, überfallen, zu Boden geworfen und mißhandelt. Die Angreifer entrissen ihm seine Uhr, Kleider und sonstigen Sachen, schleppten ihn nach der katholischen Kapelle, fesselten ihn an Händen und Füßen und legten ihm eine eiserne Kette um den Hals. Aehnlich erging es dem Predigtgehilfen. Später ließ Julien den Missionar Zahn losbinden und in seine Wohnung führen; er gab ihm Kleider, setzte ihm Speisen und Wein vor und bot ihm sein Bett zum Schlafen an. Am nächsten Morgen ließ er sich von Zahn versprechen, daß dieser in Zukunft Frieden halten wolle, gab ihm noch vier Dollars als Ersatz für den erlittenen Schaden und entließ ihn dann mit dem inzwischen gleichfalls in Freiheit gesetzten Predigtgehilfen. Der deutsche Konsul verlangte nach Feststellung dieser Thatsachen, daß Julien dem Missionar Zahn Abbitte zu leisten habe und ihm außerdem eine gewisse Summe als Entschädigung für den von Julien's Anhängern verübten Straßenraub zu zahlen habe. Ferner wurde es als erforderlich bezeichnet, daß Julien früher oder später von Pak-kung entfernt würde. Diese Bedingungen wurden nach einigem Hin- und Herverhandeln auch zugestanden. Julien machte in Begleitung des französischen Konsuls einen zweiten Besuch in der Wohnung des deutschen Konsuls und leistete hier in dessen Gegenwart dem Missionar Zahn förmlich Abbitte, verpflichtete sich auch, Pak-kung nicht mehr aufzusuchen und sich in die Angelegenheiten der dortigen Christen nicht mehr einzumischen. Ferner wurde eine Entschädigungssumme von 50 Dollars ausgezahlt. Missionar Zahn erklärte sich mit dieser Erledigung des Zwischenfalles für befriedigt und erklärte auch seinerseits, in Zukunft sich der Einmischung in Dorfstreitigkeiten zwischen Angehörigen der französischen Mission und den übrigen Bewohnern Pak-kungs enthalten zu wollen. Wenn somit die Schuld an den seit lange bestehenden Streitigkeiten sich nicht feststellen ließ, so geht doch aus dem bevorstehenden Berichte hervor, daß für den Ueberfall des deutschen protestantischen Missionars Zahn thatsächlich Julien die Verantwortung trägt.

Indien. Nach dem von Dr. Husband neu herausgegebenen „Protestant Missionary Directory of India“ gab es Ende 1898 in Indien 2797 Missionare (2689 männliche und 108 weibliche). Das will sagen: 329 Missionare mehr als 1897 oder etwa 1800 mehr als vor 15 Jahren. Ein erfreuliches Wachstum, aber immer noch nicht ausreichend, denn auf 100 000 Nichtchristen kommt immer erst nur 1 Missionar, und immer ist ein Drittel der Missionare durch Sprachstudien und Spezialaufgaben von der eigentlichen Missionsarbeit abgehalten. Die 2689 männlichen Missionare verteilt Dr. Husband

folgendermaßen: 528 englisch Bischöfliche; 467 englische und amerikanische Presbyterianer; 436 englische und amerikanische Baptisten; 400 englische und amerikanische unabhängige Missionare; 298 englische und amerikanische Methodisten; 263 deutsche, dänische und amerikanische Lutheraner; 159 englische Kongregationalisten; 86 Heilsarmee; 27 Herrnhuter; 25 Quäker. (Leipziger Miss.-Bl.)

Im westlichen Indien droht wieder eine große Hungersnot, da die Regenzeit teils ausgeblieben, teils ungenügend gewesen ist. Die Kornpreise sind deshalb beträchtlich gestiegen und der Not Anfang macht sich schon bemerklich. Ebenso tritt die Pest, die ja seit ihrem Auftreten in Bombay nie ganz erloschen ist, da und dort wieder stärker auf, so z. B. in Puna und dessen Umgebung.

Scharen von Evangelisten. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat im Lauf dieses Jahres nicht weniger als 194 Missionsarbeiter auf ihre Arbeitsfelder ausgesandt. Davon gingen 83 zum erstenmal aus und zwar: 12 ordinierte Missionare, 15 Laien (darunter 3 Missionsärzte), 18 Misionarsfrauen und Bräute, 38 unverheiratete Missionarinnen. Von den übrigen 111 Personen, die nach einem Erholungsaufenthalt in der Heimat auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren, sind es 2 Bischöfe, 41 ordinierte und 9 nichtordinierte Missionare (darunter 4 Missionsärzte), 37 Missionarsfrauen und 22 Missionarinnen. Es ist dies die größte Schar, die bis jetzt von der Kirchenmission seit ihrem 100jährigen Bestande in Jahresfrist ausgesandt wurde. (Church Miss. Intellig.)

Katholische Missionsstatistik. Das neunzehnte Jahrhundert — so lesen wir im „Stern von Afrika" — zeigt eine unerhörte Blüte des Kloster- und Missionslebens. Seit 1800 sind nicht weniger als 430 neue Ordensgenossenschaften gegründet worden, davon etwa 100 männliche und 330 weibliche. Die alten Orden, unter ihnen die 1816 wiedererweckte Gesellschaft Jesu, erstanden in neuer Jugendkraft. In den katholischen Missionsgebieten arbeiten heute nicht weniger als 40 Priester- und 20 Brüder-Genossenschaften mit zusammen rund 18 000 Mann, darunter allein an 600 Benediktiner, 2500 Franszigkaner, 700 Kapuziner, 700 Trappisten, 500 Dominikaner, 500 bis 600 Lazaristen und rund 4000 Jesuiten. Dazu kommen die zahlreichen neueren Missionsgesellschaften und eine Schar von mindestens 2000 bis 3000 Weltpriester-Missionaren. Außerdem hat das 19. Jahrhundert den Missionaren einen neuen, überaus wertvollen Bundesgenossen zugeführt. Das sind die katholischen Schwestern. Nicht weniger als 120 Schwester-Genossenschaften mit rund 52 000 Schwestern, davon 10 000 einheimischen, wirken in den Missionen.

Die Missionsarmee ist somit rund 70 000 Köpfe stark. China allein zählt 760 europäische Priester, 409 einheimische, 73 Laienbrüder und 979 Schwestern. Mehr als 200 Missionare haben in diesem Jahrhundert ihr Blut für den Glauben vergossen, die Schwestern und die tausend andern, die den Strapazen erlagen, gar nicht gerechnet. Abgesehen von den Karolinen und Kiautschau hat die römische Kirche in den deutschen Kolonien 58 Hauptstationen mit 97 Priestern, 119 Laienbrüdern und 75 Ordensschwestern. Bemerkenswert ist, daß es vor zehn Jahren in Deutschland noch kein katholisches Missionshaus gab, während jetzt deren sieben bestehen.

Heimat. Anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Hermannsburger Mission sind derselben im ganzen 62 064 Mark Jubiläumsgaben, darunter 10 000 Mark von dem Verbande hannoverscher Missionsvereine zugekommen. Die Festkollekte in Hermannsburg ergab die Summe von 6 800 Mark. Außerdem sind in den Jubiläumstagen dem Missionsdirektor Haccius noch über 14 000 Mark persönlich eingehändigt worden. Man hofft außer der projektierten Jubiläumsstation in Indien auch eine in Südafrika errichten und den größten Teil der Missionsschulden, wenn nicht die ganze Schuld, abtragen zu können. An Schulden sind noch fast 19 000 Mark übrig; doch verringert sich ihr Betrag infolge der noch immer eingehenden Jubiläumsgaben fast täglich. Besonderer Fürbitte bedürfen in den jetzigen Kriegszeiten die Hermannsburger südafrikanischen Stationen, von denen 29 in Transvaal und 17 im britischen Gebiet liegen.

(Ev. luth. Kirchenzeitung).

Ein Missionsfreund. Ein unbekannter und eigentümlicher Freund der Mission trat neulich in das Geschäftslokal des amerikanischen Missionsboards in Boston und fragte nach Dr. J. L. Barton, dem Missionssekretär. Dr. Barton ist ein bekannter Prediger der Kongregationalistenkirche. Der Schatzmeister, Herr Wiggin, sagte, daß Dr. Barton abwesend sei, aber bald zurückkommen würde. Der Unbekannte hinterließ daraufhin einen Brief, und beim Oeffnen fand man zehn Eintausend-Dollarnoten mit der Bemerkung, daß das Geld für die Mission auf den Philippineninseln verwandt werden solle. Man suchte nun vergeblich nach dem liberalen Geber, aber er war verschwunden, und zwar ohne auch nur seinen Namen zu hinterlassen. Er hat thatsächlich nach dem Wort gehandelt, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut. Der Amerikanische Missionsboard hat einen ausgedehnten Missionsfeldzug für die Philippinen geplant, und davon mußte dieser liberale Geber jedenfalls gehört oder gelesen haben.

Bücheranzeige.

Eppler, P. Pfr. Geschichte der Basler Mission von 1815—1899. Mit 4 Karten. ca. 23 Bogen. Basel. Missionsbuchhandlung.
broch. Mk. 3 = Fr. 3.75. | geb. Mk. 4 = Fr. 5.

Schon vor einigen dreißig Jahren, als Dr. Ostertag die Entstehungsgeschichte der evang. Missionsgesellschaft zu Basel anläßlich ihres 50jährigen Jubiläums erscheinen ließ, schrieb Dr. Gundert: „Wir gestehen, eine Geschichte der Basler Mission, umfaßte sie auch nur ihr erstes Vierteljahrhundert, wäre uns eine noch willkommenere Festgabe gewesen, als diese Erzählung von den Anfängen des gesegneten Werkes. Je länger jene Aufgabe hinausgeschoben wird, desto schwieriger wird sie; denn wenn auch die umfangreichen schriftlichen Quellen erhalten bleiben, so versiegt doch nach und nach der Born der lebendigen Erinnerung, der sich durch nichts ersetzen läßt." (Miss.-Mag. 1865, 442.) Seitdem sind, wie gesagt, über 30 Jahre verflossen und die Basler Missionsgesellschaft hat das 84. Jahr ihres Bestehens hinter sich, ohne daß es inzwischen zu einer geschichtlichen Darstellung dieser Mission gekommen wäre. Der Born lebendiger Erinnerung, wie er damals in einzelnen noch lebenden Persönlichkeiten aus der Anfangszeit vorhanden war, ist nun thatsächlich versiegt und eine Reihe von Männern, wie Dr. Ostertag, Dr. Gundert u. a., aus deren Feder man eine solche erwartete und die in besonderer Weise hiezu ausgerüstet gewesen wären, sind seitdem einer nach dem andern entschlafen und haben jene Aufgabe einem jüngern Geschlecht hinterlassen, das zum Teil nur noch auf das Aktenmaterial angewiesen ist. Nun hat sich endlich ein Bearbeiter unter den schweizerischen Theologen gefunden, der sich jahrelang mit dem Studium der Basler Mission befaßt hat und der, eben weil er nur auf die geschichtlichen Quellen angewiesen war, umso objektiver den Thatsachen gegenüber stand. Wir glauben auch, daß er seiner Aufgabe im ganzen gerecht geworden ist, trotz der großen Schwierigkeiten, die die allseitige Behandlung eines so großen Zeitraums des besonders in den letzten Jahrzehnten so schnell sich entwickelnden Missionswerks auf vier Arbeitsfeldern mit sich brachte. Das Ganze ist sehr übersichtlich aufgebaut und durchsichtig behandelt, zeigt auch selbständiges Urteil und nüchterne Auffassung. Der gesamte Stoff ist in vier Hauptabschnitten (nach den Inspektoratszeiten von Blumhardt 1815—1838, Hoffmann 1839—1850, Josenhans 1850—1879, Schott und Oehler 1879—1899) untergebracht und diese zerfallen wiederum in verschiedene Unterabteilungen je nach den Entwicklungsphasen und den einzelnen Missionszweigen und Arbeitsfeldern. Eine Reihe der dabei mitwirkenden Persönlichkeiten (sowohl im Komitee als auf den Missionsgebieten) finden ihre kurze und treffende Charakterisierung. Das Geschichtswerk ist in verhältnismäßig knappem, aber durchaus nicht skizzenhaftem Rahmen gehalten, wodurch dem Verfasser seine Aufgabe wesentlich erschwert wurde; aber es hat dadurch den Vorzug, daß es sich für umso weitere Kreise eignet. Wie die Behandlung und die zahlreichen Quellenangaben zeigen, ist das weitschichtige Material mit viel Sorgfalt und Sicherheit benützt worden. Wir hegen die Hoffnung, daß man die so lange ersehnte geschichtliche Darstellung der Basler Mission allerorten mit Freude begrüßen werde.

Wangemann, D. **Missionsdirektor.** Ein Lebensbild. Dargeboten in dankbarer Erinnerung von seinem ältesten Sohne. 1899. 387 S. Berlin. Wiegandt und Grieben. broch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Eine treffliche, zugleich aber auch höchst lehrreiche und anregende Biographie, in der uns D. Wangemann, der bekannte langjährige Direktor der Berliner Missionsgesellschaft als Student, Hauslehrer, Pastor, Seminardirektor, Leiter und Visitator der süd-afrikanischen Mission von Berlin I in lebendigen, treuen Zügen gezeichnet wird. Es tritt uns da eine allseitig begabte, charaktervolle Persönlichkeit entgegen, die in allen Lebensverhältnissen ihren Mann gestellt hat, sei es auf dem Gebiet der Kirche, sei es auf dem der Mission, dabei von großer Arbeitskraft und unverwüstlichem Schaffensdrang, der sich auch auf eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit erstreckte. Ein Buch, das wir allen gebildeten Kreisen aufs angelegentlichste empfehlen möchten.

Schreiber, Dr. **Eine Missionsreise** in den fernen Osten. 1898—1899. Mit 44 Bildern und einer Karte. 238 S. Gütersloh. C. Bertelsmann. broch. Mk. 1.20. | geb. Mk. 2.

Visitationsberichte geben immer ein anschauliches Bild von den Missionsgebieten, die bereist und inspiziert werden. Das ist auch hier der Fall, indem der Verfasser, der rheinische Missionsinspektor Dr. Schreiber seinen amtlichen Besuch auf den rheinischen Arbeitsfeldern in Sumatra, Nias, Borneo und China in dem hübsch ausgestatteten Büchlein schildert. Sumatra ist zudem sein altes Arbeitsgebiet, wo er von 1866—1873 als Missionar gewirkt hat und woselbst er nun die Freude hat, seinen Sohn als Missionsarzt einzuführen. Da ergeben sich von selbst mancherlei Vergleiche zwischen einst und jetzt, und was er nun dort zu schauen bekommt, läßt den großen, damals ungeahnten Fortschritt des Werkes unter den Battas erkennen. Man folgt dem Reisenden und Visitator gern auf seinen Wanderungen und Fahrten, hört vielerlei über Land, Leute und Mission in jenen, nicht eben sehr bekannten Gebieten der hinterindischen Inselwelt und erhält bleibende Eindrücke von der gesegneten Missionsarbeit, die deutsche Brüder im fernen Osten verrichten.

Unser Kamerun. Deutschlands älteste Kolonie. Dem deutschen Volke in Wort und Bild gewidmet. Mit 26 Illustrationen nach neuesten photographischen Aufnahmen. Magdeburg, Verlagsanstalt von G. Poetzsch. Mk. 8.50. | ord. Mk. 6. | 10 Ex. Mk. 50.

Dieses prachtvolle Album mit seinen 26 Kunstblättern, mit lithographierter Umrahmung und beschreibendem Text in elegant ausgeführter solider Umschlagsdecke verdient die größte Anerkennung und weiteste Verbreitung; denn hier ist wirklich etwas Künstlerisches geboten und dem Beschauer ist dadurch unsere Kamerun-Kolonie in einer Weise vorgeführt, daß ihm diese deutschen Kulturstätten Westafrikas im Schmuck der Tropen in vorzüglicher Ausführung vor Augen gestellt werden: Regierungsgebäude, Missionshäuser, Kapellen, Denkmäler verdienter Männer, Faktoreien, Hafenanlagen, Gärten, Ansichten von Land und Meer, Scenerien aus der tropischen Flora und aus dem Soldatenleben der Kolonialtruppe — alles in geschmackvoller Auswahl und Zusammenstellung. Auch der Text, in den die Erklärungen der einzelnen Bilder geschickt eingeflochten sind, entspricht dem Prachtwerk. Er giebt in gedrängter Kürze einen wertvollen Ueberblick über den Bestand und den Charakter der Kamerun-Kolonie, schildert Land und Leute, berücksichtigt auch die Mission als Kulturfaktor und entwirft ein wahrheitsgetreues Bild von den dortigen physikalischen, ethnographischen und politischen Verhältnissen. Ein prächtiges Geschenkswerk für den Weihnachtstisch, das leider nur etwas teuer ist.

Album von Kamerun. Ebenda. Mk. 1. Partieweis à 75 Pf.

Es ist dies ebenfalls ein gut ausgeführtes, aber kleineres Album, das nach Art der Panoramas zusammenlegbar und in einem prächtigen, mit Buntdruck versehenen, dauerhaften Umschlagsdeckel eingefaltet ist. Auch hier kommt Kamerun in ansprechender Weise zur bildlichen Darstellung und zwar in einem größeren Panorama (der europäischen Niederlassung am Kamerunfluß), sodann in 16 einzelnen Bildern, die sämtlich scharf ausgeführt sind und die verschiedensten Gegenstände vorführen. Diese kleine, billige Ausgabe von Kamerun-Ansichten wird gewiß viele Freunde finden, zumal unter der Jugend. Wir halten sie auch ganz besonders geeignet für Lehrer und Schüler. An Hand dieser Bilder läßt sich, wenn der Lehrer sich einige entsprechende Missionsschriftchen über Kamerun, wie sie in der Missionsbuchhandlung zu Basel für 4—25 Pf. zu haben sind, anschafft, prächtig über unsere Kamerun-Kolonie erzählen und unterrichten, und das umsomehr, als die zur Anschauung gebrachten Gegenstände gut gewählt sind.

Lohr, J. J. Bilder aus Chattisgarh und den Centralprovinzen Ostindiens. Gegend, Sitten und Gebräuche der Satnamis. Letzte Hungersnot. Lahr, Kunstanstalt von E. Kaufmann. Zu beziehen durch die Missionsbuchhandlung in Basel. Mk. 2.

Ebenfalls ein geschmackvoll ausgestattetes Album, worin der in den Centralprovinzen Indiens arbeitende Missionar Lohr jenes Land und Volk in Bild und Wort vorführt. Der den 47 schönen, nach photographischen Aufnahmen ausgeführten Bildern kurze erklärende Text enthält besonders manches ethnographische Material.

Stursberg, J. Die Waisen- und Missionsanstalt in Neukirchen. Ihr Entstehen, ihre Grundsätze und ihre Arbeitsfelder. Neukirchen. Missionsbuchhandlung. broch. 80 Pf. | geb. Mk. 1.25.

Das vorliegende Schriftchen ist ein erweiterter Separatabdruck aus der Warneckschen Allgem. Missionszeitschrift und orientiert aufs beste über die Neukirchener Anstalten der innern und äußern Mission (Java und Britisch-Ostafrika).

Burkhardt, G. Warum die Brüdergemeine den Beschluß gefaßt hat, Grönland als Missionsgebiet aufzugeben. Leipzig. Fr. Jansa. 20 Pf.

Eine Missionsstunde im Anschluß an die vom Verfasser veröffentlichten trefflichen Missionsstunden über Grönland, die dadurch eine dankenswerte Ergänzung erhalten haben.

Im Dienst des Meisters. Züge aus dem Leben des † Pfr. Rud. Wenger. 75 S. Basel, Missionsbuchhandlung. 30 Pf. = 35 Cts.

In Bild und Wort tritt uns in dem hübsch ausgestatteten Schriftchen die in weiten Kreisen bekannte und verehrte Gestalt des Pfr. R. Wenger vor die Augen Seinen vielen Freunden und Bekannten wird das Büchlein mit seinen vielen Einzelzügen aus seiner Wirksamkeit als Seelsorger und Missionsmann gewiß höchst willkommen sein und auch für solche, die ihn nicht kannten, lohnt es sich, einen Blick in dieses gottgeweihte Leben zu thun.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1899. Nr. 1.

Inhalt.

Osterfeier der Juden.

Wenn die Gemeinde Jesu Christi sich anschickt, das Hochfest der Auferstehung ihres Herrn zu begehen, feiern auch die Kinder Israel ihr Passahfest. Das Ceremoniell desselben bringt nicht nur die geschichtliche Thatsache der Befreiung aus dem Diensthause Aegyptens zum Ausdruck, sondern auch die Sehnsucht nach Erlösung aus dem gegenwärtigen Exil. Die ganze häusliche Festfeier gleicht einem reich ausgestatteten liturgischen Gottesdienst, in welchem der Hausvater Priester und die Hausgenossen Gemeinde sind. Man bekommt den Eindruck, als werde ein hochheiliges Sakrament gefeiert und die Worte des Heilandes: „Mich hat herzlich verlangt, mit Euch das Osterlamm zu essen", prägen sich einem tiefer ein.

Schon am Abend des 13. des Monats Nisan untersucht der Hausvater mit einer brennenden Wachskerze alle Winkel des Hauses, ob alles gesäuerte Brot weggeschafft sei. Daß er dann in manchem Winkel dennoch einige Brotkrümelchen findet, kommt nicht etwa daher, daß man sie bei der durch und durch gründlichen Reinigung

des Hauses übersehen hätte; ach nein, er selber hatte sie ja dort hingelegt, um sie dann unter Hersagen von Gebeten mit dem Bart einer Gänsepose in einen Holzlöffel hineinzukehren und am nächsten Vormittag samt dem Löffel feierlich zu verbrennen. Am 14. Nisan wird noch mit gesäuertem Brot gefrühstückt; was übrig bleibt, wird entweder an arme Christen verschenkt oder verbrannt. Der 14. Nisan ist schon ein halber Festtag, an dem kaum mehr gearbeitet wird; nur die Frauen rühren noch geschäftig ihre Hände, um Speisen für die Festtage zu rüsten. Die Reichen sind meist damit beschäftigt, mit vollen Händen ihren unbemittelten Brüdern Hilfe zuzuwenden, und die Armen eilen noch schnell in die Weinhandlung, um den für dies Fest vorgeschriebenen Wein zu erstehen, mancher auch ins Pfandhaus, um sein Festgewand oder die silbernen Geräte, Ueberbleibsel aus besseren Tagen, einzulösen; denn am „Pesach" muß es gar herrlich hergehen!

Doch nun ist alles beendet, auch der Abendgottesdienst in der Synagoge, der erste Festgottesdienst, und wir begleiten die Festgenossen in ihr Haus zum „Seder". Die Lichter brennen, im Hause des Reichen in mächtigen Krystallkronen und prächtigen silbernen Armleuchtern; beim Armen einige Talglichtlein in Leuchtern, welche die Hausfrau selber mit wenig Kunstsinn aus Thon geformt hat, oder in einem Holzkistchen, das mit Sand angefüllt ist. Auch der Aermste hat an diesem Abend auf seinem weiß gescheuerten Tische ein sauberes, wenn auch grobes Linnen, Wein und für jede Person einen Pokal, ein grünes oder blaues Gläschen. In der Mitte des Tisches sehen wir eine große Platte mit drei Mazzoth (ungesäuerten Osterkuchen). Ueber jeden derselben wird eine Decke gelegt. Oben darauf kommt ein Teller mit einem hartgesottenen Ei (an das Festopfer erinnernd) und einem auf Kohlen gebratenen Knochen, an welchem ein olivengroßes Stück Fleisch haften muß (Passahlamm). Unter den verschiedenen sinnbildlichen Gerichten darf auch das „Charoseth" nicht fehlen, ein bräunlicher Brei, welcher aus feingehackten Aepfeln, Zucker, Zimmt, gestoßenen Mandeln und Wein bereitet ist und der an den Lehm Aegyptens erinnern soll.

Nach der Benediktion über das Fest und den ersten Becher (es werden deren vier getrunken) lehnen sich alle Tischgenossen auf die links angebrachten Polster und trinken in dieser halb liegenden Stellung den ersten Becher. Zur Einleitung in das besondere

Pesach-Ritual dient folgendes Bekenntnis, das die Tischgenossen, mit den Händen die Schüssel hochhaltend, feierlich sprechen: „Das ist das Brot des Elends, das unsere Väter im Lande Mizrajim aßen! Wen hungert, komme und esse; wer bedürftig ist, komme und halte das Pesach! Heute hier, nächstes Jahr im Lande Israel; heute Knechte, nächstes Jahr Söhne der Freiheit!"

Wenn der Becher zum zweiten Male gefüllt ist, fragt der jüngste der Tischgenossen: „Warum ist diese Nacht vor allen andern Nächten so ausgezeichnet?" Und alle antworten feierlichst psalmodierend: „Sklaven waren wir einst des Pharao in Aegypten; aber der Ewige, unser Gott, führte uns von dort mit starker Hand und ausgestrecktem Arm!"

Nachdem man den zweiten Becher getrunken, wird eine Händewaschung vorgenommen und die Mahlzeit folgt, unterbrochen von zahlreichen Ceremonien. Nach der Mahlzeit, von der die „Haggadah" sagt: „Verzehre dein Mahl mit Freuden, trink deinen Wein ohne Leiden", wird der dritte Becher zu dem nun folgenden ausführlichen Tischgebet eingeschenkt. Nach Beendigung desselben wird der dritte Becher geleert. Darauf wird die Thür für den zu erwartenden Messias geöffnet und eine Reihe von Bibelversen vorgetragen.

Unter den Gebeten, die den vierten Becher begleiten, findet sich der Passus: „Ende die so lange Nacht! Laß, Wächter, deine Stimme rufen: 'Es komme einst Morgen nach dieser Nacht!'" Nach dem gemeinsam gesprochenen Wunsch: „Im kommenden Jahr in Jerusalem!" wird der letzte, vierte Becher geleert und das Ritual des Seder-Abends ist beschlossen.

Nach dem Vorangegangenen dürfte die liebliche Geschichte aus Leop. Komperts Ghetto-Geschichten unsern Lesern nicht nur verständlich, sondern auch willkommen sein: „Das Kind, das den Messias sieht." Die Erzählung lautet:

Ich will mich auch zum Seder setzen, bat das kleine Schimmehle, als es die freudigstrahlenden Lichter und den herrlichen Tisch sah. Aber das Kind war todkrank, und so sagte die Mutter zu ihm: „Bleib' du lieber in deinem Bettchen, ich bring' dir den ganzen Seder dorthin." Ob das kleine Schimmehle wohl ahnte, daß es der letzte Seder sein werde, den es auf Erden mitfeierte, weil es so heftig auf seinem Willen bestand?

*

Die Mutter gab endlich nach, und so saß das kleine Schimmehle vor dem glänzenden Tische, gebettet auf weichen Polstern. Man gab ihm auch ein Gläschen Wein, und so oft der Vater trank, nippte es auch und tauchte, als man zu den zehn Plagen Aegyptens kam, zehnmal seinen Finger in den Wein und war fröhlich und selig. „Für wen ist denn das Glas," fragte es, „was da keiner trinkt?"

„Das ist für den Meschiach" (Messias), sagt der Vater. „Wann kommt er denn?" „Nach Tisch wird er kommen."

Wie man abgespeist und das Gebet gesprochen, wird wieder die Haggadah hergenommen und gesungen. Dann öffnet man die Thüre, damit der Meschiach hereintrete. Klein Schimmehle sieht mit unverwandten Blicken hin; da wird es bleich und immer bleicher, aber die Augen glänzen und leuchten noch mehr wie die Lichter auf dem Tische; endlich streckt es sogar seine Hände gegen die Thür aus.

„Was ist dem Kind?" fragt lächelnd der Vater und befiehlt, die Thüre zu schließen. Da fährt klein Schimmehle auf und sagt: „Ich hab' den Meschiach gesehen, er hat mir zugewinkt mit der Hand." Der Vater schüttelt den Kopf und sagt: „Im kommenden Jahr in Jerusalem!" Die andern stimmen mit ein.

Tags darauf war Klein-Schimmehle zwar nicht in Jerusalem, aber an einem andern, kühlen Ort. Es war gestorben, aber den Meschiach hat es doch gesehen.

Wenn nun wir Christen am Osterfeste in des Herrn Haus und um Seinen Tisch uns scharten und uns des Apostels Wort in Herz und Ohren geklungen: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert", haben wir dann auch des Volks gedacht, das mitten am Tage noch auf den Aufgang der Sonne wartet? Lasset uns unsere Fürbitte für das arme Israel in den Vers des alten Pesachliedes kleiden: „Bringe bald den Tag herbei, der da ist weder Tag noch Nacht. Zeige vor allen Augen, daß dein sei der Tag wie die Nacht! Setze Wächter über deine Stadt (Jerusalem) während des Tages und während der Nacht. Erhelle wie Tageslicht die Finsternis der Nacht." (Königsberger Miss.Bl.)

Die Bibel in China.*)

Die Bibel wurde China schon frühzeitig angeboten. Mitten im Herzen Chinas, in der Provinz Honan, bestand eine Kolonie von Juden, die vor Christi Geburt oder zum mindesten kurz nach der Zerstörung Jerusalems aus Palästina dahin auswanderten. Der erste Europäer, der ihre Hauptniederlassung — die Stadt Kaifungfu am Hwangho, wo ihre große Synagoge stand — im Jahre 1613 besuchte, war der Jesuit Aleni. Er fand die jüdische Gemeinde im Besitz einer Abschrift der fünf Bücher Mosis, deren Text mit dem der hebräischen Bibel vollständig übereinstimmte. Auch die Bücher Josua, Richter, Könige I und II, Jesaias, Jeremias, Jona, Micha, Nahum, Habakuk und Sacharja waren dort aufbewahrt. Von Christo war ihnen nichts bekannt. Noch heute will mancher Spuren der israelitischen Ueberlieferung in den chinesischen Klassikern finden und manche chinesische Erzählung klingt leise an die Geschichten des alten Testaments an.

Im Jahr 635 n. Chr. brachten die Nestorianer von Kleinasien her die syrische Uebersetzung des neuen Testaments nach China. Man hat hiefür ein merkwürdiges Zeugnis. Im Jahr 1625 grub man nämlich in Singanfu, in der Schensi-Provinz, eine Steintafel aus, das älteste christliche Dokument, das man in China entdeckt hat. Die Tafel spricht von 27 Büchern des neuen Testaments, die bald nach 640 durch den ersten nestorianischen Missionar Alopen eingeführt worden seien. Diese seien in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt. Bis jetzt aber hat man sie dort in den ungeheuren Büchersammlungen noch nicht auffinden können. Möglicherweise kommt man auf ihre Spur, wenn man die in den Provinzen Schensi, Schansi und Schangtung auftretenden Geheimsekten studiert hat, von denen, nach der Vermutung der in diesen Provinzen arbeitenden englischen und amerikanischen Missionare, der größte und einflußreichste Geheimbund nestorianischen Ursprungs sein soll.

Im Jahr 1288 wurde der Franziskaner Johannes de Monte Corvino durch Papst Nikolaus II. nach der Tatarei geschickt, dessen

*) Nach: „Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes" von J. C. Voskamp. Buchhandl. der Berliner Miss.Ges. Mk. 2.

echt evangelische Missionsarbeit die Uebersetzung der Bibel war. Es ist ergreifend, wenn de Monte Corvino schreibt: „Seit zwölf Jahren habe ich nichts aus dem Westen gehört. Ich bin seitdem alt und grau geworden. Arbeiten und Trübsal haben mich so altern lassen. Ich habe die Sprache gelernt und habe das ganze neue Testament und die Psalmen Davids übersetzt. Offen und frei predige ich das Zeugnis von Christo."

Dreihundert Jahre später übersetzten dann die Jesuiten Teile des neuen Testaments oder das ganze neue Testament ins Chinesische, zeigten aber wenig Eifer, die heilige Schrift zu verbreiten. Eine chinesische Uebersetzung des neuen Testaments in sieben Bänden, die aus jener Zeit stammt, soll sich in der vatikanischen Bibliothek in Rom befinden und ein anderes Manuskript ist im britischen Museum in London. Das letztere Exemplar studierte Morrison, ehe er als erster evangelischer Missionar nach China ging.

Die ganze chinesische Bibel wurde aber erst 1820 in Sirampur von Marschman, dem Mitarbeiter von William Carey, herausgegeben. 1822 übersetzten dann Morrison und sein Genosse Milne die Bibel ins Chinesische. Sie erregte großes Interesse in England und es wurde ein Exemplar dem damaligen Könige Georg IV. überreicht, der es mit Freuden und königlicher Gunst aufnahm. Dadurch wurde der Wunsch der englischen Christen, China zu evangelisieren, neu angefacht.

Seit jener Zeit ist die heilige Schrift mehrfach ins Chinesische übersetzt worden. Auch der deutsche Missionar Dr. Gützlaff hat eine chinesische Bibelübersetzung zustande gebracht, die seiner Zeit viel in dem Rebellenheer des Taiping-Kaisers Fung-syu-tshen gebraucht wurde, heute aber nicht mehr gedruckt wird.

In neuerer Zeit haben sich nun alle in China arbeitenden evangelischen Missionen aufgemacht, durch berufene Männer aller kirchlichen Richtungen eine neue Uebersetzung zustande zu bringen, die hoffentlich gut und den Erwartungen entsprechend ausfällt; denn das beste aller Bücher soll in der besten Form erscheinen. Steht und fällt doch die Mission in einem heidnischen Lande mit der Bibel.

Man hat mit Recht gefragt, wie es nur gekommen sei, daß der Nestorianismus, der, wie man aus jenem steinernen Dokument in Singanfu ersehen kann, zu einem gewaltigen Kirchenwesen mit

Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, mit zahlreichen Gemeinden und großartigen Kirchen herangewachsen war und durch alle Provinzen des Reichs unzählige Anhänger hatte, so vollständig aussterben konnte, sodaß mit Ausnahme jener Steintafel auch nicht die leiseste Spur davon übrig geblieben ist. Gewiß darf man darin



Nestorianisches Steindokument in China.

eine Erklärung suchen, daß Syrisch die heilige Sprache der Nestorianer geworden war, wie heute Sanskrit die der Buddhisten und Latein die der Römischen ist. Die Bibel wurde von den Nestorianern nicht ins Chinesische übersetzt, sondern wurde dem Volk in syrischer Gestalt angeboten. Die heilige Quelle war verstopft, die

immer wieder eine Kirche verjüngt, reinigt und erneuert. Der Nestorianismus versank infolge dessen in Aberglauben und die Nacht des Heidentums breitete ihre Schatten über die Kirche. Schließlich wurde diese von der Finsternis verschlungen.

Die römische Kirche wird trotz ihrer jüngsten, lärmenden Erfolge keine andere Zukunft in China haben. Sie hebt die Bibel in der chinesischen Sprache nicht hoch unter diesem gewaltigen Volk, das nach Millionen zählt. Sie predigt ihm nicht das Evangelium in klarer, verständlicher Sprache in ihren Kapellen und auf den Landstraßen. Sie verbietet ihren Christen das Lesen der Bibel und begründet dies, wie jener katholische Missionar in China, mit dem Wort: „man dürfe die Perlen nicht vor die Säue werfen." Sie warnt ihre Gläubigen unter Androhung der fürchterlichsten Strafen im Jenseits vor jenen Bibelverkäufern, die heute durch alle Provinzen Chinas ziehen und alljährlich über 500000 Bibelteile und Bibeln verkaufen, — und mit dem Ausspruch des deutschen Bischofs Anzer, der da erklärte, daß die Festsetzung der Deutschen in Kiautschau eine Lebensfrage sei, nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der katholischen Mission in China, hat sie sich selber ein Armutszeugnis ausgestellt.

Das Wort, das ganze Wort und nichts als das Wort wirkt seine Kräfte der Wiedergeburt und Erneuerung zu Gottes Bilde auch unter diesem großen, heidnischen Volke aus. Was schadet es, daß vor 50 bis 60 Jahren, als die Kirche Jesu wachend und betend vor den verriegelten Thoren Chinas stand und die Bibeln an die Chinesen in den Vertragshäfen verschenkt wurden, viele Bücher als Einlagen in chinesischem Schuhwerk verwandt wurden, oder, mit unflätigen Randbemerkungen versehen, in die Hände derer, die sie ausgeteilt hatten, zurückkehrten. Manche Bibel fand doch ihren Weg tief ins Innere des ungeheuren Landes, ein stummer und doch lauter Zeuge Gottes an Heidenherzen. Und wenn sie auch heute in christenfeindlichen Schriften bekämpft wird, und wenn auch auf anonymen Plakaten Bibelstellen, aus dem Zusammenhang gerissen und zusammengestellt, dem Volk ein Grauen einflößen sollen vor dem „Teufelsbuch", wie die Bibel auf diesen Plakaten genannt wird — die Bibel wird doch gelesen. Da war z. B. ein chinesischer Heide, der ein Evangelium Matthäi kaufte. Er erzählte, er habe versucht zu thun, was Jesus verlangte. Vier Jahre lang

fastete der Mann an bestimmten Tagen, weil der Herr in der Bergpredigt vom Fasten redete. Gewiß, er befand sich im Irrtum dabei in vielen Dingen, aber doch hatte das Wort ihn gepackt.

In der Schansi-Provinz gelangte ein Evangelium des Markus in die Hände eines Gelehrten und eines Priesters. Der eine las das merkwürdige Buch dem andern vor. Vieles verstanden Leser und Zuhörer nicht. Sie wurden aber so ergriffen, daß sie zu der Ueberzeugung kamen, das Buch müsse vom Himmel stammen. Lange Jahre haben sie das Evangeliumsbüchlein göttlich verehrt. Später erhielten sie ein neues Testament und beteten Jesum und die Apostel an. Als dann ein chinesischer Evangelist durch ihre Gegend reiste, waren die beiden Männer die ersten, die sich ihm anschlossen. Sie wurden unterrichtet, getauft und sammelten nun, von Eifer für den Herrn getrieben, zwei kleine Gemeinden. Der eine von ihnen soll, wie berichtet wurde, gegen fünfzig Personen zu Christo geführt haben.

Ein Bauer, der Leiter einer religiösen Geheimsekte, kam in den Besitz eines Evangeliums St. Johannis. Der energische Mann berichtete wie folgt: „Das war das Licht, das ich suchte! Ich warf die Bücher mit den Geheimlehren meiner Sekte weg, als seien es glühende Kohlen.“ Einen großen Teil des Evangeliums lernte er auswendig. Endlich wurde er getauft. — Ein anderer Heide bekannte: „Durch das Evangelium Marci, das ich kaufte, lernte ich zuerst ernstlich nachdenken über Sünde und wie sie vergeben werden könne, und wie ein Mensch mit Gott versöhnt werden kann. — Ein Heide las in einem zerrissenen Exemplar der Apostelgeschichte die Rede des Paulus auf dem Areopag. Sie machte solchen Eindruck auf ihn, daß er die Götzen wegwarf und den unbekannten, großen Gott anbetete, der Regen und fruchtbare Zeiten giebt.

Wir Missionare pflegen auf unsern Reisen durchs Land Bibelteile mit uns zu führen, die wir an die Leute zu verkaufen suchen. Es strömen so ungeheuer viele Menschen auf der Heerstraße an einem vorüber, daß man das niederdrückende Gefühl nicht los wird: „Nur einen verschwindenden Bruchteil dieser Masse erreichst du mit dem gepredigten Wort!“ Man bietet also einen Traktat oder ein Evangelium an und sagt ein kurzes Wort, das dem Hörer vielleicht in die Seele fährt. Diese mit roten oder grünen Um-

schlägen versehenen Evangelien tragen die Aufschrift: Neuer Bund, Glücksbotschaft des Matthäus, Markus u. s. w. und werden für ungefähr zwei Pfennige verkauft. In einer Gegend kauften die Heiden mit großem Eifer die bunten Büchlein. Ich fand nachher heraus, daß sie unter dem „neuen Bund“ einen neuen Vertrag wähnten, den China mit einer auswärtigen Macht geschlossen hätte. — Vor einigen Jahren wurde ein Arzt mit seinen beiden Söhnen getauft. Der eine Sohn erzählte mir, sein Großvater sei als Rebell mit dem Taiping-Kaiser nach Nanking gezogen. Als er zurückkehrte, sei er ganz verändert gewesen. Er habe keinen Götzen mehr angebetet und sei zornig geworden, wenn man ihn dazu auffordern wollte. Oft habe man ihn auf seiner Matte liegend gefunden, das Angesicht dem Erdboden zugeneigt, als ob er anbete. Man habe ihn nicht zu stören gewagt. Nach seinem Tode fand man unter seinen medizinischen Büchern, denn er war auch Arzt, ein abgegriffenes neues Testament.

Ein treues Glied der Berliner Missionsgemeinde in der Stadt Thamschui ist Nyenfat, ein Kuchenbäcker und Kuchenhändler. Ein mächtiger Drang lebt in ihm, die heilige Schrift zu erforschen. Da er keine Schule besucht hat und das Erlernen der chinesischen Schriftzeichen ihm zu schwer deuchte, so lernte er mit großer Energie die lateinische Schrift, denn in dieser ist die Bibel von den Missionaren in der chinesischen Umgangssprache herausgegeben worden. Nyenfat lernte in der Weise der chinesischen Schüler, die die Klassiker laut hersagen, die Briefe des Apostels Paulus auswendig. Wenn er nun auf der Straße von hochmütigen Gelehrten angegriffen wurde, so antwortete er mit Sätzen aus der heiligen Schrift und besiegte seine Gegner, die ihm erklärten: „Gegen solche Lehre, wie du sie verkündigst, können wir nicht an.“ Nyenfat stottert, aber wenn er lebendig wird und Zeugnis ablegt, geht die Rede glatt von seinen Lippen. Das deucht manchem Heiden wunderbar. Als Christ ist er in der ganzen Stadt bekannt. Ob er dabei viel Kuchen verkauft hat, weiß ich nicht. Aber Gott hat seine Treue gesegnet und ihm ein gutes Auskommen gegeben.

In der ersten Zeit hatte er mancherlei zu leiden. Die Diener des Mandarins, die Hüter der Ordnung, nahmen ihm oft Kuchen weg und liefen dann lachend davon. Um sich diese lästigen Kunden vom Halse zu halten, beschloß er, fechten zu lernen, denn in China

hat man vor einem Mann, der im Faustkampf und Speerwerfen geübt ist und das Wurfeisen zu handhaben versteht, großen Respekt. Man wagt ihn da nicht mehr anzugreifen und stiehlt nicht so ohne weiteres Kuchen. Das war es, was Nyensat wollte; denn er ist kein rauflustiger Mensch, sondern hat ein weiches Gemüt. Er gab sich einem berühmten Fechtmeister in die Lehre, bei dem sich des Abends die jungen Männer, die mit Speer und Schild kämpfen lernen wollten, versammelten. Nyensat führte mich eines Abends hin, und nachdem mir der Waffenmeister mit seinen Schülern seine höhere Fechtkunst vorgeführt hatte, hielt ich den jungen Leuten eine Predigt über den alten Waffenmeister Paulus, der in Epheser 6 die Rüstung schildert, mit der wir Widerstand thun können am bösen Tage und alles wohl ausrichten und das Feld behalten mögen. Da horchte auch der chinesische Fechtmeister auf und besonders, als ich ihm sagte, mit diesen Waffen könne er den Feind besiegen, dem er nicht gewachsen wäre und der ihn immer niederrisse — das Opium. Nyensat aber saß da fröhlichen Antlitzes. In der Hand hielt er das Neue Testament mit dem aufgeschlagenen 6. Epheserkapitel. Sein Neues Testament — ja, das war die Waffe, die er auch jeden Abend mitnahm in die Fechtstunde. Wenn Spiel und Waffen ruhten, las er seinen Kameraden beim Schein einer Fackel vor.

Und heute? Der Fechtmeister Lyumintz ist nun getauft, ein Christ, der durch die Kraft Gottes seinen bösen Feind, das Opium, besiegt hat. Er hat seinen Beruf aufgegeben, der in China mit dem Ordnen und Leiten der Götzenfestzüge zu eng verknüpft ist. Eine englische Bibelgesellschaft hat ihn als Bibelkolporteur angestellt, und oft zieht er mit den Missionaren durchs Land und preist die Bibel an. Wenn ihn da die Heiden mit Schmähworten angreifen, so regt sich wohl das alte Fechtmeisterblut in ihm. „Wisset," sagt er zu seinen Gegnern, „ich habe mit meinem Wurfeisen manchen Feind zu Boden gestreckt, aber hier" — und er hält die Bibel hoch — „das trifft und verwundet euer Herz und macht es doch ewig gesund und glücklich." Ja, in diesem Zeichen wird gesiegt!

Das kleine Buch.

Ich fuhr in der Eisenbahn nach N. Der Zug hielt eben bei einer Zwischenstation an und ich saß an dem geöffneten Wagenfenster, als plötzlich von außen eine Stimme an mein Ohr schlug: Eine Zeitung, mein Herr? Die Morgenpost, mein Herr?

Diese Worte an und für sich hatten nichts besonders Anziehendes. Es war auch nichts Neues, einen Knaben Zeitungen auf dem Bahnhofe verkaufen zu sehen; aber die Stimme des Knaben hatte einen Wohllaut, der meine Aufmerksamkeit erregte. Seine großen Augen, sein blasses Gesicht erzählten Kummer und Entbehrungen.

„Wie heißt du, mein Junge?“ fragte ich, die Hand nach einer Zeitung ausstreckend.

„Hans K...“ Ich konnte den Familiennamen nicht hören.

„Kannst du lesen?“

„O ja,“ erwiderte Hans rasch, indem er seine Augen den Zug entlang gleiten ließ, um zu sehen, ob er sich eilen müsse.

Der Knabe war trotz seiner geflickten Kleider und abgetragenen Schuhe anständig gekleidet. Sein Kragen war blendend weiß und Hände und Gesicht waren äußerst reinlich. Ein langer, schriller Pfiff und dann noch ein kurzer gaben das Zeichen zur Abfahrt. Ich konnte nicht mehr zögern. Rasch überreichte ich Hans mein Neues Testament mit feinem Einband und hübschem Schloß.

„Du wirst es lesen, Hans, nicht wahr?“

„Ja, ja, mein Herr, gewiß!“ Der Zug fuhr ab, Hans verschwand.

Vor kurzem machte ich wieder dieselbe Reise und hielt mich einen Augenblick auf der Station N. auf. Wir erstaunte ich, meinen jungen Freund wiederzufinden, größer und stärker, aber mit demselben tiefen Blick, derselben weichen Stimme.

„O, ich habe so oft an Sie gedacht, mein Herr,“ rief er, als er mich erblickte, „ich hätte Ihnen so gern gesagt, daß das kleine Büchlein alles anders gemacht hat.“

„Wieso, Hans?“

„Ja, das kleine Büchlein hat's gemacht. Ich habe es nach Hause gebracht und mein Vater hat es gelesen; er hatte damals keine Arbeit. Meine Mutter hatte es auch gelesen und dazu ge-

weint. Und jetzt hat das Büchlein alles geändert; wir wohnen in einem bessern Hause, mein Vater trinkt nicht mehr und Mutter sagt, es gehe jetzt alles gut."

Der liebe Junge! Er sprach sehr rasch und sein braunes Gesicht war voller Leben.

„Wir verdienen genug und mein Vater sagte, ich könnte jetzt regelmäßig die Schule besuchen." Der Zug setzte sich in Bewegung. Hans blieb bei mir, so lange es die Vorsicht erlaubte.

Das kleine Buch hat alles geändert! Die Worte klangen in mir nach; das kleine Buch, welches von der Liebe Jesu zu den verlornen Sündern redet. (Luth. Kirchenbl.)

Ein merkwürdiges Neues Testament.

Von der großen Britischen Bibelgesellschaft, die ihren Hauptsitz und ihr Museum in London hat, werden viele schon gehört haben. In diesem Museum sind über 300 Exemplare verschiedener Sprachen ausgestellt, in welcher die Bibel, von jener großen Gesellschaft gedruckt, herausgegeben und verbreitet ist.

In Besitz dieser Gesellschaft befindet sich aber auch ein ganz merkwürdiges Neues Testament in englischer Sprache, ein Testament, das in diesem neunzehnten Jahrhundert mit der Feder geschrieben worden ist, und zwar von einem Bauern — als ob es noch gar keine Buchdruckerkunst gebe. Das trug sich folgendermaßen zu: Ein irländischer Bauer kam zu seinem Gutsherrn und bat ihn, er möge ihm ein Neues Testament leihen. Nun weiß man, daß der größte Teil der Bevölkerung in Irland katholisch ist, daher Bibeln und Testamente selten und damals auch noch schwer zu kaufen waren, wenigstens auf dem Lande.

Der Gutsbesitzer war nicht geneigt, der Bitte des Bauern zu willfahren, weil er fürchtete, das teure Buch, sein Neues Testament, möchte ihm beschädigt werden. Da kam dem Bauern ein guter Gedanke.

„Ei, könnte ichs nicht abschreiben?" fragte er.

„Ihr habt ja weder Feder noch Tinte," versetzte der Gutsherr.

„Die will ich mir schon kaufen," erwiderte der Bauer, „wenn Ihr mir nur erlaubt, jeden Abend in Eurem Vorzimmer zu schreiben."

Eine solche Bitte konnte der Gutsherr nicht abschlagen. — Jeden Abend, wenn die Sonne untergegangen war, kam nun der Bauersmann und schrieb bei einem magern Talglicht mit seinen schwieligen Händen, und schrieb und schrieb — Vers für Vers und Kapitel für Kapitel. Es werden wohl viele besser schreiben und schönere Buchstaben malen können als er; aber ob viele mit eben solchem Eifer und solcher Freude über dem Worte Gottes sitzen, wie dieser schlichte, einfältige Bauersmann — das ist noch die Frage.

So schrieb er gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein und ward nicht müde, bis endlich nach Jahren das ganze Neue Testament fertig war. Da brachte und zeigte er es voll Freude dem Gutsherrn. Dieser sprach: „Willst du mir eine Bitte erfüllen? Hier schenke ich dir ein schönes Neues Testament, groß gedruckt und fest eingebunden; willst du mir dafür dein geschriebenes geben?"

Der Bauer willigte ein, und nun hat die Londoner Bibelgesellschaft jene Abschrift in ihrem Besitz, als ein kostbares Denkmal der Liebe eines frommen Bauersmannes zum heiligen Evangelium.

Kleine Mitteilungen.

Bibelstudien. Der gelehrte Prinz von Granada, von dem der spanische Hof fürchtete, er trachte nach der Königskrone, und der deshalb in dem alten Gefängnis zu Madrid Zeit seines Lebens in strengster Einzelhaft gehalten wurde, trieb in dieser seiner Einsamkeit eine eigene Art von Bibelstudium. Als der Tod ihn nach dreißigjähriger Gefangenschaft aus seinem lebenden Grabe befreite, fand man an den rauhen Wänden seiner Zelle mit einem rostigen Nagel folgende Angaben aus der Bibel eingekratzt:

In der heiligen Schrift kommt das Wort „Herr" 1853 mal vor. — Das Wort „Jahovah" 6855 mal. — Das Wort „hehr" nur einmal, und zwar in Psalm 111, 9. Ferner: Der achte Vers des 97. Psalms ist der mittelste Vers in der ganzen Bibel. — Der neunte Vers des achten Kapitels des Buches Esther ist der allerlängste Vers. — Der fünfunddreißigste Vers im elften Kapitel des Ev. Johannis ist der kürzeste. — In Psalm 107 sind vier Verse ganz gleich, und zwar Vers 8, 15, 21 und 31. — Jeder Vers von Psalm 136 schließt mit denselben Worten. — In der Bibel finden sich keine Namen oder Worte mit mehr denn sechs Silben. — Die Kapitel in Jesaias 37 und 2 Könige 19 haben den gleichen Wortlaut. — In der ganzen Bibel Alten und Neuen Testaments finden sich

3 538 483 Buchstaben, 773 993 Worte, 31 373 Verse, 1 189 Kapitel und 66 Bücher. — Das 26. Kapitel der Apostelgeschichte ist das herrlichste Kapitel; das lieblichste aber ist Psalm 23. — Die tröstlichsten Verheißungen sind: Joh. 14, 2; 7, 37; Matth. 9, 29 und Psalm 37, 4. — Jesaias 50, 1 eignet sich am besten für einen, der sich eben bekehrt hat. — Alle, die vom Eigendünkel befallen sind, sollten Matthäi 6 beherzigen. — Alle Welt sollte Lukas 6, 20—49 lesen.

So weit die Inschriften an den düstern Kerkermauern von Madrid, die zugleich einen Blick thun lassen in die Seelenstimmung des unglücklichen Prinzen.

Kostbare Bibeln. In London war der 29. Juni v. J. denkwürdig in der Geschichte englischer Bücher-Auktionen. Bei Sothebys kamen Lord Ashburnhams Bibeln — etwa 150 Stück — an die Reihe und erzielten etwa 196 000 M., die höchste Summe, die auf einer englischen Bücher-Auktion je an einem Tage erreicht worden ist. Das seltenste Exemplar war die sogenannte Mazarin- oder Gutenberg-Bibel auf Pergament, die erste gedruckte Ausgabe der Bibel und das erste Buch, das mit Metalllettern gedruckt worden ist. Lord Ashburnham hatte das Exemplar für 69 360 M. erstanden. Diesmal begann das Bieten mit 20 000 M., sprang sofort auf 40 000 und stieg um Tausende, bis schließlich der bekannte Herr Quaritch das Werk mit dem Höchstgebote von 80 000 M. erstand. Andere seltene Bibeln waren die „Biblia pauperum“, ein Original-Block-Buch (21 420 M.), die „Biblia latina“, die erste gedruckte lateinische Bibel von 1462 (30 300 M.); die erste englische Bibelausgabe (16 730 M.), eine neunte Ausgabe der „deutschen Bibel“, die erste, die in Nürnberg gedruckt wurde (1200 M.).

Auch eine Sammlung. Die Amerikanische Bibelgesellschaft ist im Besitz von allerlei Gegenständen, die in verschiedenen Ländern zum Austausch gegen Bibeln angeboten und auch angenommen wurden. Da ist ein hölzerner Löffel aus Bitlis in der Türkei, ein Stück Stickerei aus Armenien, Kruzifix und Rosenkränze aus Mexiko. Missionar Zwemer erhielt von einem Araber eine kleine Bronzefigur, die ein Pferd darstellt und aus einem Grabmal in Yemen stammt; es wird angenommen, daß vor Mohammeds Zeiten die Figur als Götze gedient hat. Neben dieser Figur liegt ein altes Messer aus Mexiko. Oftmals erhalten Kolporteure der Gesellschaft den Erlös von Hühnern, Eiern, Kokosnußöl und andere Dinge; es ist aber immer Regel der Gesellschaft gewesen, alle nur möglichen Schritte zur Verbreitung der Bibel zu thun, wobei sie immer mehr darauf sieht, daß die Leute geben, was ihnen selbst von Wert ist, als daß sie profitiert.

Bücheranzeige.

Georg Müller, ein Glaubensapostel unserer Zeit. Von Fr. G. Warne. Aus dem Englischen. 236 S. Witten. Buchhandlung der Stadtmission.
brosch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.40.

Das Leben und gesegnete Wirken des bekannten Gottesmannes G. Müller in Bristol, der nun zur Ruhe des Volkes Gottes hat eingehen dürfen, ist schon mehrfach dargestellt worden und man kann nur wünschen, daß recht weite Kreise damit bekannt werden, wie und was der Mann in seinem langen Leben für Gott gewirkt hat.

Das vorliegende Buch schildert alles das in schlichter und volkstümlicher Weise und man kann es nicht ohne tiefen Eindruck und nicht ohne Stärkung des eigenen Glaubenslebens lesen. Der Stoff ist übersichtlich gruppiert und gut verarbeitet. In der Darstellung kommt G. Müller häufig selbst zu Wort und zwar in der schlichten Weise, die den Mann charakterisiert. Wir empfehlen das Schriftchen aufs wärmste allen Lesern der Bibelblätter.

Das Evangelium für allerlei Volk. Sechzig kurze Predigten von C. H. Spurgeon nebst einer kurzgefaßten Lebensgeschichte von dem Heimgegangenen. 543 S. Hamburg-Borgfelde. J. G. Oncken Nachfolger. geb. Mk. 5.

Auch diese Predigten von Spurgeon sind wie alle seine Predigten und zahlreichen erbaulichen Schriften voll gesunder Lehre und Zeugnisse der seligmachenden Wahrheit, dazu eindringlich, zu Herzen gehend und praktisch. Sie sollen aber auch noch einem besonderen Zwecke dienen, und zwar dem Gebrauch des Vorlesens in kleineren Versammlungen. Sie sind deshalb mit Rücksicht darauf kurz gehalten. Ihnen ist noch eine kurze Lebensskizze Spurgeons vorangestellt, die gewiß manchem Leser willkommen sein wird. Die Ausstattung des Buches ist sehr schön: großes Format, fester Leinwandeinband mit Goldtitel, gutes Papier und schöner Druck. Der Preis ist sehr mäßig.

Die erfüllten Weissagungen oder **Gottes Siegel auf die Bibel.** Von Rev. J. Urquhart. Aus dem Englischen von E. Spliedt. 189 S. Stuttgart, Max Kielmann. 1899. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 3.

Das Buch will allen denen, deren Glauben an die Inspiration der Bibel wankend geworden ist, als Stütze dienen, und auch denen, die mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit suchen, ein Führer werden zur Bibel hin und in die Bibel hinein. Der Verfasser sucht deshalb geschichtlich nachzuweisen, wie viele der biblischen Weissagungen im Lauf der Zeiten wörtlich erfüllt worden sind und so die Wahrheit der hl. Schrift besiegeln. Man folgt den Ausführungen mit Interesse, wenn schon die geschichtliche Auffassung bisweilen etwas gewagt erscheint. Aber der Verfasser sucht keine Probleme und Hypothesen aufzustellen, sondern läßt nur Thatsachen reden, und diese sind oft von schlagender Beweiskraft. Wir machen jedermann auf das interessante Büchlein aufmerksam, das sich gewiß viele Freunde erwerben wird.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1899. Nr. 2.

Inhalt.

Das beste aller Bücher.

Für die Bibel und ihren Charakter als Zeugnis der göttlichen Offenbarung, als Richtschnur und Wegweiser für das dem ewigen Ziel zugewandte Leben der Menschenkinder sind schon mancherlei erhebende Zeugnisse von bedeutenden Männern beigebracht worden. Zwar bedarf sie dieser nicht, denn sie bezeugt sich von selbst an den Herzen und in der Geschichte der Menschen als Gotteswort und untrügliche Wahrheit, aber wir hören doch gern, wenn Männer Gottes aus ihrer Erfahrung und Ueberzeugung heraus dem Ausdruck geben, was ihr Herz der Bibel gegenüber empfindet. Ein solches Zeugnis hat unlängst ein hoher Geistlicher Englands, der Dekan der Universität Cambridge, F. W. Farrar, schriftlich im Bible Reporter niedergelegt, das wir im Nachstehenden auch unsern Lesern bieten möchten. Er schreibt:

Der Einfluß der Bibel auf die gesamte Litteratur, auf die Entwicklung der Menschheit und das sittliche und religiöse Leben der

Völker ist so unermeßlich, daß man geradezu die Geschichte von dreitausend Jahren außer acht lassen müßte, wollte man ihre einzigartige Bedeutung für dieselbe leugnen. Ja, diese ist derart, daß ich jeden Christen ernstlich bitten möchte, sich nicht mit Fragen herumzuschlagen, die man gewöhnlich die „höhere Kritik“ nennt. Die Untersuchungen über das Alter der einzelnen biblischen Bücher, ihre Echtheit, ihre einfache oder zusammengesetzte Anordnung, über die Frage, in wieweit manche Bestandteile rein menschlich oder vom Geiste Gottes inspiriert sind, da doch die menschliche Sprache kein absolut vollkommenes Mittel der Darstellung sein könne — alle diese Fragen im Zusammenhang mit den Erörterungen über gewisse Erzählungen im alten Testament, ob dieselben wörtlich und als geschichtliche Thatsache, oder nur als Sinnbild und Gleichnis zu verstehen seien, das alles zu entscheiden überlasse man doch ruhig der wissenschaftlichen höheren Kritik. Aber wie auch diese darüber urteilen mag, die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung wird deswegen doch nicht erschüttert und die hl. Schrift ist und bleibt das von Gott verordnete Mittel, um uns seinen Willen und sein Wesen zu offenbaren, die durch unsern Heiland Jesum Christum vollbrachte Erlösung zu vermitteln und ihr Werk in den Herzen der Menschen auszurichten. Es giebt Tausende von solchen, die keine genaue Kenntnis von der biblischen Wissenschaft besitzen, und Millionen von Christen haben überhaupt keine Ahnung davon, da ihnen schon die Bildung hiefür abgeht; aber trotz alledem bezeugt ihnen die hl. Schrift Christum und erweist sich als Wort des Lebens gegenüber Gebildeten und Ungebildeten.

Man denke jedoch nicht, daß die Bibel nur von geistlicher Seite gepriesen werden müsse, weil das so zum Beruf der Theologen gehöre. O nein, im Gegenteil; die Zeugnisse für die einzigartige Unübertrefflichkeit dieses hl. Buches entstammen nicht bloß frommen Gesängen, Predigten oder Kommentaren (Bibelerklärungen), sondern auch aus Kreisen, aus denen man sie gar nicht erwarten würde. So schreibt z. B. ein Mann, wie der Kardinal Newman, von der Bibel: „Ihr Licht gleicht dem Himmelskörper in seiner Klarheit, ihre Unermeßlichkeit dem Schoße des unendlichen Meeres, ihre Mannigfaltigkeit den wechselnden Scenen der Natur.“ Und ein anderer Theologe, der unitarische Geistliche Dr. Th. Parker in Boston, urteilt über sie mit derselben Begeisterung: „Die Litteratur

Griechenlands, die wie Weihrauch aufsteigt aus dem Lande der Tempel, hat nicht halb so viel Einfluß auf die Welt ausgeübt, wie jenes Buch einer verachteten Nation. Auf seinen strahlenden Blättern geht die Sonne niemals unter." Von Michael Faraday, einem der hervorragendsten Gelehrten Englands, erzählt man sich folgenden Vorfall. Eines Tages fand ihn sein Freund Sir Henry Acland weinend und mit dem Haupt auf die Bibel niedergebeugt. „Ich fürchte, du bist heute nicht ganz wohl," meinte der Freund. „O nein," antwortete Faraday, „das ist es nicht, was mich so traurig stimmt, sondern daß so viele Menschen in der Irre gehen, während sie doch dieses Buch zu ihrem Führer haben könnten." Auch der bekannte Schriftsteller Charles Dickens wußte seinen Wert zu schätzen. Als sein Sohn nach Australien ging, schickte er ihm ein Neues Testament und schrieb dazu: Ich lege deinen Büchern ein Neues Testament bei, denn es ist das beste Buch, das es je gegeben hat oder noch geben wird in dieser Welt; denn es gewährt dir die beste Unterweisung, wonach ein menschliches Wesen, das seine Pflicht gewissenhaft erfüllen will, die sicherste Anleitung finden kann." Als einst Dekan Stanley den bedeutenden und gelehrten deutschen Kritiker H. v. Ewald besuchte, fiel ein Neues Testament, das auf dem Tische lag, unversehens auf den Boden. Ewald, der zu seiner Zeit als ein hervorragender Rationalist galt, bückte sich sofort, hob es auf und legte es mit der Bemerkung auf den Tisch: „in diesem Büchelchen da ist die höchste Weisheit der Welt enthalten."

Solche und ähnliche Zeugnisse sind aber nicht nur auf freisinnige und unabhängige Kritiker, die immerhin noch an der Bibel festhalten, beschränkt, sondern es lassen sich auch solche anführen von ausgesprochenen Zweiflern und Ungläubigen, die dem Christentum gänzlich fern stehen. So war z. B. der Dichter Heinrich Heine bekanntlich ein erklärter Zweifler und Atheist. Eines Tages weilte derselbe auf der Insel Helgoland und hatte gerade nichts Passendes zu lesen. „Bleierne Langeweile," schrieb er, „lag auf der ganzen Insel und brachte mich fast um. So griff ich denn in meiner Verzweiflung zur Bibel und las darin, und obschon ich ein heimlicher heidnischer Grieche bin, so hat mich doch das Buch nicht nur sehr gut unterhalten, sondern mich auch tief ergriffen und erbaut. Was ist doch das für ein Buch! Unermeßlich weit wie die Welt wurzelt es in den Uranfängen der Schöpfung und ragt

hinein bis hinter den blauen Schleier des geheimnisvollen Himmels! Der Sonne Aufgang und ihr Untergang, Verheißung und Erfüllung, ja das ganze Drama des menschlichen Lebens ist in diesem Buche enthalten. Es ist in Wahrheit das Buch der Bücher! Die Juden sollten sich leicht über den Verlust Jerusalems und seines herrlichen Tempels trösten, und daß die Bundeslade, die goldenen Gefäße und Kleinodien Salomos für sie verloren gingen; denn all dieser Verlust will doch nichts bedeuten im Vergleich zu der Bibel, diesem unverlierbaren Schatz, den sie aus dem allgemeinen Untergang herübergerettet haben." Und wenn Heine in spätern Jahren doch noch zum Glauben an Gott kam, so verdankte er diese seine Bekehrung nach seiner eigenen Aussage „weder einer Vision, noch einer Stimme vom Himmel, noch auch einer wunderbaren Erscheinung, sondern allein dem Lesen der Bibel. Selbst der frivole Renan, dessen Leben Jesu seiner Zeit so viel Unheil angerichtet hat, schrieb von der Bibel: „Sie ist nach allem das große Trostbuch der Menschheit."

Wie sehr die überwältigende Macht der Bibel in ihrer Schönheit und Größe auf solche Menschen einzuwirken vermag, die sonst im Leben jedem Dogma und dem christlichen Glauben ferne stehen, zeigt auch das Beispiel eines berühmten Naturforschers, des Professors Huxley. Dieser ließ sich in einer Ansprache, die er vor der Londoner Schulbehörde hielt, unter anderem folgendermaßen hören: „Ich bin aufs höchste erstaunt, zu hören, daß man meint, das religiöse Gefühl, das doch die wesentliche Grundlage für das Verhalten des Menschen bildet, könnte auch ohne den Gebrauch der Bibel aufrecht erhalten werden. Ist doch dieses Buch seit drei Jahrhunderten mit allem, was die Geschichte Englands an Großem und Edlem hervorgebracht hat, aufs innigste verwoben. Es läßt selbst den einfachsten Taglöhner oder Bauer, der niemals sein Dorf verließ, nicht mehr in Unwissenheit über das Dasein anderer Länder und Völker. Es giebt ihm eine Idee von der großen Vergangenheit, die sich zurückerstreckt zu den fernsten Grenzen der ältesten Nationen der Welt. Wo gäbe es ein zweites Buch, durch dessen Studium unsere Kinder so gesittet würden und wodurch sie so einen Eindruck davon bekämen, daß jede Persönlichkeit und sie selbst in der geschichtlichen Entwicklung nur einen vorübergehenden Platz in dem weiten Zwischenraum von zwei Ewigkeiten füllen und daß ein

jedes entweder den Segen oder den Fluch aller Zeiten erntet, je nachdem es gut oder übel gehandelt hat und so den Lohn seines Thuns und Lebens einheimst."

Ja, es giebt kein Buch noch irgendwelche Litteratur in der Welt, das von so großer Bedeutung für die Menschheit ist und zugleich einen ewigen Wert hat, als die Bibel. Wir wollen deshalb noch in aller Kürze darauf hinweisen, welchen Einfluß sie auf einzelne Persönlichkeiten, wie auf ganze Völkerschaften in ihrer geschichtlichen Entwicklung ausgeübt hat. Im Blick darauf kann man sie am besten mit jener riesenhaften Esche in der nordischen Mythologie vergleichen, deren Zweige sich über die ganze Welt breiteten und die den Menschen Leben verliehen. Wir wollen nur das eine und andere Beispiel davon anführen, wie schon ein einzelnes Schriftwort auf die ganze Lebensführung eines Menschen eingewirkt und einen Einfluß auf die Geschicke der Welt ausgeübt hat.

St. Augustin war bekanntlich einer der bedeutendsten Väter der christlichen Kirche und seine Schriften werden noch heute weit mehr gelesen als die irgend eines andern Kirchenvaters. Und was führte seine Bekehrung herbei? Während er noch gefangen war von den Leidenschaften seiner verkehrten und ausgelassenen Jugend, wurde er tief ergriffen von der Geschichte des ersten Einsiedlers Antonius und dessen heiligem Leben. Im Sturm seiner Gefühle zog er sich eines Tages in seinen Garten zurück und hörte hier die Stimme eines Kindes die Worte singen: Tolle, lege! Tolle, lege! Nimm und lies! Nimm und lies! Er betrachtete dies für einen göttlichen Wink, eilte zurück zu dem Platz, wo er seinen Freund Alypius verlassen hatte, legte seinen Finger auf die erste Seite, die er gerade in dem auf dem Tische liegenden Manuskript aufgeschlagen hatte und las die Worte: Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christ und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde (Röm. 13, 13. 14). Diese eindringliche Ermahnung schlug wie ein Donnerschlag in seiner Seele ein und Augustin wurde von diesem Tage an ein anderer Mensch, ein entschiedener Christ, der wie St. Paulus auf dem Weg nach Damaskus zu einem auserwählten Rüstzeug wurde. Jenem einen

Schriftwort verdankte die Kirche Christi Augustins spätere gesegnete Wirksamkeit.

Doch lasset uns mit Uebergehung unzähliger ähnlicher Fälle über elf Jahrhunderte weiter herabgehen in der Geschichte. Da lebte am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein junger Edelmann an der Universität von Paris, Namens Franz Xavier, der alle Freuden und Vergnügungen seines Alters und Standes in vollen Zügen genoß. Ein spanischer Ritter, Ignatius Loyola, der infolge einer schweren Verwundung, die er bei der Belagerung von Pampelona erhalten, auf ein langes Krankenlager gelegt worden war und sich während dieser Zeit bekehrt hatte, begleitete den jungen Franz Xavier auf allen seinen Wegen. Dabei hielt er dem lebensfrohen und vergnügungssüchtigen Jüngling beständig das Wort vor: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? (Matth. 16, 26.) Dieses Wort des Heilands schnitt schließlich in seine Seele ein und es wurde bestimmend für sein ganzes Leben. Franz Xavier, überwältigt vom Ernst dieser Wahrheit, ließ von Stund an alles dahinten: Vater, Mutter, Heimat, seine Stellung und alles was er besaß. Als Missionar zog er nach Ostasien aus und gab seiner Kirche in jenen Tagen einen neuen Impuls für die Missionsarbeit unter den Heiden. Er wirkte eine Reihe von Jahren mit apostolischem Eifer, bis er im Jahr 1552 am öden Ufer der kleinen chinesischen Insel Schongtschon in einer armseligen Hütte seinen Geist aushauchte.

Ungefähr um dieselbe Zeit sehen wir einen jungen deutschen Mönch in Rom. Es ist Dr. Martin Luther. Er fühlt sich aufs höchste angeekelt von der Scheinheiligkeit, dem leeren Formenwesen und dem offenbaren Unglauben, der ihm hier auf allen Seiten entgegentritt. Er lief durch alle Klöster und Kirchen, besuchte die Wallfahrtsörter und rutschte auf den Knieen die Pilatusstiege hinan. Aber auf jeder Stufe hörte er in seinem Herzen die Worte tönen: „der Gerechte wird seines Glaubens leben“ (Röm. 1, 17). Er erhob sich von seinen Knieen und schritt die Stufen hinab; aber der Eindruck jener Worte blieb in seiner Seele unauslöschlich haften und es wurde jenes Schriftwort der Keim zur späteren Reformation, die an Stelle des bisherigen toten Ceremonienwesens den lebendigen Geist des Christentums setzte, die Fesseln der verwerflichen hier-

archischen Knechtschaft durchbrach und wieder das wahre Christentum in den Kirchen der Reformation weckte.

Wir lassen noch weitere drei Jahrhunderte an uns vorübergehen. Da lebte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Glasgow ein junger Student, Namens David Livingstone. Er war von geringer Herkunft, aber ein Jüngling, der mit außerordentlichen Gaben des Geistes und der Thatkraft ausgerüstet war. Er hätte sicherlich in seiner schottischen Heimat eine glänzende Laufbahn vor sich gehabt, aber er fühlte einen göttlichen Ruf in sich, der ihn dazu drängte, alles dahinten zu lassen und Christo nachzufolgen. Er leistete diesem Ruf Folge und wurde dann einer der bedeutendsten Missionare der Neuzeit. Und als er später von Afrika in seine Heimat zurückkehrte und durch seine ausgedehnten Missions- und Forschungsreisen berühmt geworden, überall mit Begeisterung von seinen Landsleuten aufgenommen wurde, litt es ihn doch nicht lange in der alten Heimat. Er kehrte wieder zurück in das Land seines Wirkens, nahm seine vorige mühselige und gefahrvolle Aufgabe unter den afrikanischen Völkerschaften auf, bis er den Strapazen und der Unbill des Klimas erlag. In einer einsamen Hütte am Süduser des Bangweolo-Sees, im Innern Afrikas, wurde er auf seinen Knieen liegend am 1. Mai 1873 tot aufgefunden. Während des Gebets war er verschieden. Sein Leichnam wurde von seinen treuen eingebornen Dienern an die Ostküste Afrikas und nach England gebracht, wo ihn die britische Nation mit großen Ehren in der Westminster Abtei beisetzen ließ. Seinem Leben und Wirken aber verdankt nicht nur die Mission in jenen Gebieten Innerafrikas ihre Anregung, sondern es hatte auch weitgehende Folgen für die Ausdehnung der britischen Herrschaft und ihren Einfluß auf einen großen Teil Centralafrikas.

Noch ein weiteres Beispiel. Im Jahr 1851 erlitt Kapitän Allen Gardiner bei dem Versuch, den armen Pescheräs das Evangelium zu bringen, mit seinen Gefährten den Hungertod auf der unwirtlichen und von Stürmen umtosten Insel Tierra del Fuego. Sein Leichnam wurde neben seinem Boot hingestreckt gefunden. In der Nähe davon befand sich eine Höhle, in der er mit seinen verhungernden Gefährten Schutz gegen das Unwetter gesucht hatte. Hier hatte der sterbende Gardiner auf die Außenfläche eines Felsens eine Hand gezeichnet, unter der die Worte standen: Sei nur stille

zu Gott, meine Seele (Ps. 62, 6). Dem Hungertode dieses Mannes aber verdankt die südamerikanische Mission an der Südspitze Amerikas ihre Entstehung.

Solcher Beispiele ließen sich noch viele anführen. Aber die Bibel hat nicht allein auf unzählige einzelne Persönlichkeiten einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, sondern auch auf ganze Völkerschaften. Ich will nur auf zwei bekannte Beispiele hinweisen. Da ist z. B. das kriegerische Volk der tapferen Gothen. Diese hatten am Anfang des vierten Jahrhunderts auf einem ihrer Eroberungszüge in Kappadocien eine Anzahl christlicher Familien als Kriegsgefangene mit fortgeführt, darunter auch einen Knaben, den sie lieb gewannen und ihm den Namen Ulfila oder Wölflein gaben. Unter den Gothen aufwachsend wurde er ganz der ihrige an Sitten und Sprache, nur daß er ein Christ war. Als solcher wirkte er später mit großer Treue und Ausdauer unter dem Volk der Westgothen an der unteren Donau und wurde im Jahr 348, in seinem dreißigsten Jahr, ihr Bischof. Wodurch er sich aber ganz besonders um sein Volk verdient machte, war das, daß er die Bibel ins Gothische übersetzte und zu dem Zweck ein Alphabet erfand und so den Gothen eine Schrift gab. Durch die Bibel schlug das Christentum Wurzeln unter diesem Volke und dieser Umstand wirkte bestimmend auf die Ländergebiete, die sich die Gothen im vierten und fünften Jahrhundert unterwarfen. „Die rötliche und goldenhaarige Horde der Gothen," berichtet Hieronymus, „führt auf ihren Kriegszügen besondere Zelte als christliche Kirchen mit sich." Und Augustin sagt von ihnen, daß sie mit demselben Kriegsglück gegen die Römer gekämpft hätten, und zwar wohl aus dem Grund, weil sie wie diese auf demselben Glaubensgrund standen.

Als weiteres Beispiel, was die Bibel aus einem Volk und Land gemacht hat, führen wir England an. In Canterbury befindet sich noch heute im Gewölbe der alten Grabkapelle das Lesepult und die darauf liegende Bibel, die seiner Zeit der Erzbischof Cranmer dort in der Reformationszeit auflegte. Und William Tyndale, der zuerst erdrosselt und dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, weil er das Neue Testament ins Englische übersetzt hatte, starb mit den Worten: „O Herr, öffne den Königen von England die Augen!" Dieses Gebet des Märtyrers ist erhört worden. Schon der folgende König Heinrich VIII. erteilte die

Erlaubnis, daß seinen Unterthanen die Bibel in die Hand gegeben wurde und zwar in ihrer eigenen Muttersprache, sodaß sie von jedermann verstanden werden konnte. Und seit jener Zeit hat das Bibelbuch auf die gänze Entwicklung des englischen Volks einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt, sodaß man mit Recht sagt: England ist durch die Bibel groß und mächtig geworden.

So ließe sich noch manches Volk anführen — gleichviel welche Kulturstufe es einnimmt — für das die Bibel von einer ausschlaggebenden Bedeutung geworden ist, aber das Gesagte genüge. Ihr wesentlicher, höchster und ewiger Wert liegt aber darin, daß sie auch jeder einzelnen Seele unter uns den Weg zu Gott weist. „Ich bin nur eine Eintagsfliege," sagte John Wesley, „und durchfliege dieses Erdenleben wie ein Pfeil die Luft durchschwirrt. Aber ich bin auch ein Geist, der von Gott stammt und wieder zu Gott zurückkehrt; jetzt schwebe ich über dem Abgrund, wenige Augenblicke später ist nichts mehr von mir zu sehen; ich verschwinde in einer unergründlichen Ewigkeit! Eins möchte ich aber wissen: den Weg zum Himmel ... Gott selbst ist zu uns herabgestiegen, um uns diesen Weg zu lehren. Er hat dies in einem Buch selbst bezeugt. O, laß mich dieses Buch haben! Gieb mir um jeden Preis dieses göttliche Buch! Gott sei Dank, ich besitze es, und in ihm ist alle Kenntnis enthalten, die ich brauche. Laß mich ein Mann nach diesem einen Buche sein! ... Ich sitze hier ganz allein und nur Gott ist gegenwärtig. In seiner Gegenwart öffne ich dieses sein Buch und lese darin, um in ihm den Weg zum Himmel zu finden."

Die schöne Vorrede in der englischen Bibelausgabe von 1611 ist gewöhnlich in den heutigen Ausgaben leider weggelassen. Aber ich möchte jeden englischen Leser darauf aufmerksam machen, denn sie enthält viel beachtenswerte Weisheit. „Wo giebt es irgendeine Heilswahrheit," heißt es darin, „außer im Worte Gottes? Sind wir unwissend, so belehrt uns die heilige Schrift; haben wir uns verirrt, sie bringt uns wieder heim; befinden wir uns nicht in der rechten Verfassung, sie bringt uns wieder zurecht; sind wir beschwert, sie tröstet uns; sind wir träge, sie belebt uns; sind wir kalt, sie erwärmt uns. Tolle, lege! Tolle, lege! Nimm und lies! Nimm und lies!"

Solcher Art ist die Bibel. Ja sie ist das einzige Buch in der ganzen Welt, das sich mit derselben Göttlichkeit an jedem

Menschen als Gottes Wort erweist, gleichviel, er sei gelehrt oder ungelehrt. Sie ist es für den Gelehrten in seiner Studierstube wie auch für den unwissenden Indianer in seinem Wigwam. Seien wir deshalb dankbar, daß die Bibelgesellschaften so eifrig für die Uebersetzung des Wortes Gottes in alle Sprachen und für seine Verbreitung in der ganzen Welt sorgen. Lasset uns aber auch an unserem Teil mithelfen, daß dieses wichtige und herrliche Werk nach Kräften gefördert werde zur Ehre Gottes und zum Heile unserer Mitmenschen!

Unter den Mongolen.

Im Norden Chinas und der großen Wüste Gobi, jenseits des hohen Altai-Gebirges, liegt die Stadt Uljassutai, der Hauptort der Westmongolei. Hier, an diesem entlegenen, weltverlorenen Platz hat sich seit einigen Jahren der schwedische Missionar Stenberg niedergelassen und bereist von da die weiten Gebiete der Mongolei, um ihren Bewohnern das Heil in Christo anzubieten. Er gehört zu einer Schar von skandinavischen Missionaren, die sich zwar anfangs an der chinesisch-mongolischen Grenze niederließen und hier unter den Mongolen zu arbeiten suchten, schließlich aber sich dazu entschlossen, in die Mongolei selbst überzusiedeln. Doch läßt sich hier die Arbeit nicht anders thun, als daß der Missionar sich den Nomadenhorden der Mongolen anschließt, sie auf ihren Wanderzügen begleitet und mit ihnen das Leben im Zelt teilt.

Dies thut denn auch Miss. Stenberg, der einen Teil seiner Zeit dem Werk der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft widmet und von Uljassutai, seinem Standort aus, weithin im mongolischen Gebiet die heilige Schrift unter den Bewohnern zu verbreiten sucht. So hat derselbe im letzten Jahr über 1200 Evangelien unter denselben abgesetzt. Auch er schließt sich auf seinen Evangelistenfahrten den Karawanenzügen der Mongolen an und durchzieht so große Strecken des Landes, wo er dann Gelegenheit hat, unterwegs die vereinzelten Zeltlager der Mongolen aufzusuchen.

Lassen wir uns von ihm den Besuch eines solchen kurz schildern. Er schreibt:

Unsere Karawane, die mein Gepäck und meinen Büchervorrat mit sich führte, hatte ein schönes fruchtbares Thal erreicht, wo eine große Anzahl von Mongolen ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Ich mache mich deshalb auf, um dem Lager einen Besuch abzustatten. Den ersten Willkomm erhalten wir hier bei unserer Ankunft von seiten einiger mongolischer Hunde, die mit wütendem Gebell mein Pferd anfallen. Aber dieses ist schon daran gewöhnt, und trotz ihrem Gekläff und obschon sie sich an seinen Schweif hängen und zu beißen suchen, verfolgt es ruhig seinen Weg, bis ich vor dem einen Zelt angelangt bin, dessen Bewohner schleunigst herauskommen, die Hunde wegjagen und mich willkommen heißen. Gebückt folgen wir dem Zeltbesitzer, der den Filzvorhang etwas in die Höhe hebt, in seine Behausung und lassen uns hier nieder. So gut es geht, versuchen wir nach mongolischer Sitte mit gekreuzten Beinen niederzusitzen und beginnen dann mit den hergebrachten Begrüßungen, die in allerlei Fragen und Antworten über unsere Familienverhältnisse, unser Heim, unsere Reise und wo wir überall gerastet hätten, bestehen. Die Familienmutter bietet uns der Sitte gemäß die Schnupftabaksdose an, während eine Dienerin sich zum Kochen anschickt. Ein unförmlicher schwarzer Topf wird auf das Feuer gestellt, das in der Mitte des Zeltes qualmt und zu dem nun noch einiger Pferdemist als Brennmaterial aufgelegt wird. Das vermehrt nur noch den Qualm und das ganze Zelt füllt sich mit Rauch. Erst nach langem Anblasen gelingt es, das Herdfeuer zur hellauflodernden Flamme anzufachen. Langsam entweicht der Rauch durch ein Loch im Zeltdach und erst jetzt, nachdem wir uns die Thränen aus den Augen gewischt haben, können wir uns mit dem Innern des Zeltes etwas näher bekannt machen.

Wir lassen unsere Augen rings umher schweifen und sehen gleich rechter Hand, zunächst der Zeltthüre, einen Schaft mit den nötigen Küchengeräten. Dann kommt eine Bettstatt, die aber nur aus einigen Holzplanken zusammengenagelt ist und einer großen Kiste ähnlich sieht. Auf ihr liegen einige Stücke einheimischen Filzes ausgebreitet. Rechts aber, gerade vor uns, befindet sich ein Tischchen für die verschiedenen Gottheiten — vergoldete und

messingene Götzenbilder und papierene Bildnisse in großer Anzahl. Auf dem Tischchen stehen auch sieben Becher, in denen den Gottheiten Wein, Bohnen, Zucker u. a. dargebracht werden. Diese, sowie die Weihrauchschale, die Gebetsmühle und der Krug, worin das Wasser der zehntausend Segnungen aufbewahrt wird, bilden zusammen das Gerät des Opferaltars, der sich in jedem Mongolenzelt vorfindet. Vor diesem Götzenaltar sieht man häufig Familienglieder in der Anbetung begriffen, wie sie ihre Häupter neigen, sodaß sie mit der Stirne fast den Erdboden berühren und dabei langsam und andächtig ihre Gebete aufsagen und beständig wiederholen. Denn der, welcher hundertmal hintereinander seine Verbeugungen macht und betet, gilt als fromm und gottesfürchtig. Auf dem Götzenaltar finden sich meist auch noch Manuskripte von „heiligen Büchern", die in der Regel einmal im Jahr von Priestern oder Lamas, die zu diesem Zweck das Zelt besuchen, durchgelesen werden. Dieses Lesen der Bücher gilt als verdienstlich für die Familie, wird zugleich als Dankgottesdienst betrachtet für erhaltene Wohlthaten und soll in Zukunft Glück bringen. Dabei stehen sich aber die Priester am besten, denn sie verstehen es, aus den armen unwissenden Leuten so viel als möglich herauszuschlagen. Außer den genannten Gegenständen befinden sich im Zelt nur noch einige wenige Kisten. Das ist aber auch alles, was ein solches, selbst das eines vermöglichen Mongolen, an Ausstattung aufweist. Das eigentliche Besitztum des Mongolen aber besteht in seinem Viehstand, mit dem er die weiten Ebenen seines Gebiets durchzieht.

Nun aber beginnt unsere Unterhaltung. „Was führt euch daher und wohin reist ihr?" werden wir gefragt. Das giebt uns Gelegenheit, ihnen einige Exemplare der Evangelien, die wir bei uns haben, zu zeigen und darüber zu reden. Man fragt uns allerhand über diese Bücher und die „weiße Lehre", wie die Mongolen das Christentum nennen. Alle im Zelt Anwesenden bewundern die sauber gedruckten und schön gebundenen Bücher und hören mit Aufmerksamkeit unserer einfachen Verkündigung des Evangeliums zu. Dann bietet man uns eine Tasse Thee an, ein Aufguß von mongolischem Ziegelthee, dem noch Salz und Milch hinzugefügt wird. Das Getränk wird in Holzschalen serviert und auf einem kleinen Tischchen dicht vor uns hingestellt. Auch bietet man uns etwas Käse, Hirse und Rahm zu unserem Thee, aller-

dings Zuthaten, die nicht sehr appetitlich aussehen; aber man gewöhnt sich daran. Daß wir uns bei dieser Bewirtung ganz nach Landesart benehmen, gefällt den Mongolen außerordentlich und besonders, daß wir uns die Milch und den Rahm schmecken lassen, erregt geradezu ihre Bewunderung, denn sie meinen, daß es nur in ihrer Mongolei derartige „weiße Speise", wie sie dieselbe nennen, gebe.

Während wir uns so durch den Thee erfrischen, sagt plötzlich eine alte Frau, die an der Thür sitzt: Willst du uns nicht etwas aus deinen Büchern vorlesen? Wir hören so gerne von dieser Lehre, aber es ist jetzt gerade niemand unter uns, der lesen kann." Ich lese ihnen deshalb das 17. Kapitel des Evangeliums Johannis und erkläre ihnen diese herrlichen Worte Jesu. Mit größter Andacht und Aufmerksamkeit hören sie mir zu.

Ich erwähne das hier, weil jene Frau im Namen von Tausenden ihres Volks spricht. Ja, „wir lieben diese Lehre, aber es ist niemand, der uns belehrt," das ist ein Wort, dem wir allenthalben unter den Mongolen begegnen. Es ist deshalb ein gesegnetes Werk, das die Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft in jenen entlegenen Gebieten Asiens unter den wandernden Nomadenhorden der Mongolei treibt und die bei ihrem trostlosen Schamanentum keine Befriedigung für ihr heilsbedürftiges Herz finden.

Wunderbare Führung.

Vor vielen Jahren trat ein junger Mann, dessen Namen wir vorläufig mit J. bezeichnen wollen, in ein bekanntes Kolleg im Osten Amerikas ein. Er hatte einen klaren Verstand, war ungemein fleißig und strebsam und so war es nicht zu verwundern, daß er schließlich die Anstalt mit den höchsten Ehren bedeckt verließ. Sein intimster Freund war E...., eine vornehme Erscheinung, von feinen, einnehmenden Manieren, dabei sehr begabt und witzig. Leider war dieser völlig ungläubig. Es dauerte nicht lange, so kam J. völlig unter den Einfluß von E....; der überlegene Freund imponierte ihm so, daß er alles für trefflich fand, was dieser that.

So kam es, daß auch J. sich bald über die Bibel lustig machte und sich für sehr geistreich hielt, wenn er über die „schwachköpfigen Menschen" witzelte, die sie für Gottes Wort halten.

Längere Zeit war J. unschlüssig darüber, welchen Beruf er ergreifen sollte. Glänzen wollte er in der Welt, das stand ihm fest, er hatte ja die Gaben und Kenntnisse dazu. Zuerst wollte er sich der Rechtswissenschaft widmen, bot sie ihm doch scheinbar die beste Gelegenheit zur Bethätigung seines Talents; schließlich aber schloß er sich einer Schauspielertruppe an, denn er meinte, auf den Brettern, „die die Welt bedeuten", müsse seine treffliche Stimme und hohe dramatische Begabung am meisten zur Entfaltung kommen.

Eines Abends stieg er in einem ländlichen Gasthofe ab. Der Wirt entschuldigte sich sehr, daß er genötigt sei, seinem Gaste ein Zimmer anzuweisen, das an das eines jungen Mannes stoße, der an einer schweren Krankheit darniederliege, wahrscheinlich würde diese Nacht die letzte für ihn sein. Herr J. lächelte über die Entschuldigungsversuche des Wirtes. Was war ihm der Tod? Ein ehernes Naturgesetz, dem sich jeder zu unterwerfen hat, ein alltägliches Ereignis, über das man weiter kein Aufheben machen soll. Aber als er nun dalag, nur durch eine dünne Wand von dem Sterbenden getrennt und dessen Angstgestöhn vernahm, vernehmen mußte, kamen ihm doch seltsame Gedanken. Klang nicht dieses Stöhnen wie ein Verzweiflungsschrei? Zu seinem Staunen und seiner Beschämung machte er die Entdeckung, daß dieses Stöhnen ihn nicht nur störe, sondern erschüttere, ja so stark und bitter war dieses Schamgefühl, daß er die Bettdecke über den Kopf zog, um diese Laute nicht länger mehr hören zu müssen. Wie würde ihn sein Freund E.... mit Spott überschütten, wenn er von seiner knabenhaften Schwäche erführe! Nein, er mußte stark und männlich sein.

Endlich verfiel J. in einen unruhigen Schlaf; drüben war alles still geworden. Als er morgens erwachte, schien die Sonne hell und klar in sein Zimmer. Unten bei dem Wirte erkundigte er sich mit angenommener Gleichgültigkeit nach dem Ergehen des Kranken. „Tot!" lautete die kurze Antwort. „Wissen Sie, wer er war?" fragte J. weiter. „O ja, er war ein Graduierter des Princeton Kollegs, ein ganz famoser Kerl. Er hieß E.... —

's ist jammerschade, daß er so früh gestorben ist, der hätte es noch zu etwas gebracht in der Welt!"

Wie furchtbar! Er hatte sich gegen das schreckliche Stöhnen zu wappnen gesucht durch die Erinnerung an Freund E.... und dessen Spott über seine Schwäche, und nun muß er zu seinem schmerzlichen Erstaunen erfahren, daß E.... selber diese Laute ausgestoßen, E...., der Spötter und Gottesleugner! So mächtig packte ihn dieses Erlebnis, daß es für ihn der Anstoß zu einem andern, neuen Leben ward. Er gab sich mit Leib und Seele dem Dienste seines Heilandes hin.

Wer war der junge Mann? Judson, der spätere Dr. Judson, dessen Name in der Missionsgeschichte als ein Stern erster Größe leuchtet. Er hat das Evangelium nach Barma in Hinterindien getragen und Außerordentliches geleistet. Sein Werk blüht dort noch heute und Tausende segnen das Andenken dieses Mannes. Als sein Ende herannahte, sagte er zu seiner teuren Lebensgefährtin: „Während ich hier auf dem Bette lag und oftmals nicht reden konnte, hatte ich solche Einblicke in Christi Gnade und die himmlische Herrlichkeit, wie sie, glaube ich, selten den Menschen gewährt werden... Ich bin weder meiner Lebensaufgabe müde noch der Welt, sollte mich aber der Herr Christus heimrufen, so werde ich mit derselben Freude folgen, mit der ein Knabe aus der Schule davoneilt. Vielleicht ist mir etwa wie der jungen Braut zu Mute, wenn sie im Begriffe steht, das teure Vaterhaus mit einer noch lieberen Häuslichkeit zu vertauschen, obgleich ich ihr nur in geringem Maße ähnlich bin; aber über meine Zukunft bestehen keine Zweifel."

Ein wie verschiedenartiges Ende der ehemaligen Freunde! Dort ein Ende mit Schrecken, dem ein Schrecken ohne Ende folgte; hier ein Leben ohne Ende, das lauter Glück und Seligkeit ist. „Meine Seele müsse sterben des Todes der Gerechten, und mein Ende werde wie dieses Ende." (Deutscher Missionsfreund.)



Kleine Mitteilungen.

Auch ein Fortschritt. Von kompetenter Seite wird geschätzt, daß von der Zeit Mosis an bis zum Jahr 1804, also während 3600 Jahren, nicht mehr als 8 750 000 Exemplare der Bibel verbreitet worden seien. Seit der Gründung der Britisch-Ausländischen Bibelgesellschaft im Jahr 1804 bis zum Jahr 1896 wurden nicht weniger als 256 000 000 Exemplare der Bibel gedruckt und verbreitet. Während also im ersten Zeitraum jährlich etwa 2400 Bibeln publiziert wurden, beläuft sich im letzten Zeitraum die Zahl jährlich auf 2 782 600. Unsere nimmerrastenden Druckerpressen und die unermüdlichen Bibelboten und Missionare sind mächtige Werkzeuge in der Hand des Herrn. Sein Wort läuft schnell. Möge es laufen und gepriesen werden bis an der Welt Ende!

Bibellied.

Mel.: Ein feste Burg ist unser Gott.

Dein Wort ist, Herr, ein edles Gut, Ein Schatz voll reicher Gabe, Der Kirche anvertraut zur Hut, Der Christen wertste Habe, Im Leben und Tod, Der Gläub'gen Kleinod, Der Väter teu'r Erwerb, Der Kinder kostbar Erb': Laß treu dein Wort uns hüten.

Dein Wort ist, Herr, ein Schild und Schutz, Dem bösen Feind zu wehren, Ein Schwert, der Welt zu bieten Trutz, Die dein Reich will verkehren, Im Kampf für und für Des Glaubens Panier, Das weicht und sinket nicht, Bis deine Feind gericht't: Hilf durch dein Wort uns siegen!

Dein Wort ist, Herr, ein lautrer Quell, Der Seele Durst zu stillen. Der Blinden Augen macht es hell, Zu schauen deinen Willen, Labsal in der Not, Gift wider den Tod, Der Predigt reicher Born Von Gottes Gnad und Zorn: Weck Durst nach deinem Worte!

Dank sei dir, Herre Zebaoth, Daß du dein Wort läßt laufen! Mach durch sein' Kraft doch bald zum Spott Der Widersacher Haufen! Breit mächtig es aus, Erfüll jedes Haus Mit deines Namens Ruhm! Dein Evangelium erleuchte alle Herzen!

P. O. Büchner.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1899. Nr. 3.

Inhalt.

Indianer auf der Suche nach des Weißen Buch.

Es ist schon über ein halbes Jahrhundert her, daß einer der ersten Pioniere, die bis in die entfernten Gebiete Nordamerikas am Stillen Ocean vordrangen, hier zu einem Indianerstamm kam, der damals noch mächtig und zahlreich war. Der Mann gehörte nicht zu jenen Leuten, die losgelöst von der Heimat, nur auf Abenteuer oder Landerwerb auszogen, sondern es war ein gottesfürchtiger Mann, der seine Bibel mit sich führte. Die Indianersprache war ihm nur wenig geläufig, aber mit Hilfe einiger Rothäute, die etwas Englisch verstanden, versuchte er es, so gut es ging, sie aus dem Worte Gottes zu belehren, erzählte ihnen von dem Großen Geist, der sie erschaffen und sie liebe, verkündigte ihnen das Heil in Jesu Christo und erzählte ihnen von dem besseren Jenseits.

Der weiße Mann zog seines Weges weiter und die Indianer sahen und hörten nie mehr etwas von ihm und seinem Buch. Aber sie vergaßen seiner nicht und noch lange nachher, nach manchen Monden, erzählten sie sich davon an ihren Ratsfeuern. Die Dinge, die sie von ihm gehört, waren ihnen neu und unvergeßlich. Dadurch war ihnen auch ihr bisheriges Vertrauen zu ihren Zau-

berern erschüttert worden und ihre indianische Religion erschien ihnen im Vergleich zu dem, was sie damals gehört hatten, verächtlich. Immer stand jenes wundersame Buch des Bleichgesichts vor ihrem Gemüt und es ergriff sie ein Gefühl der Unruhe und des Unbefriedigtseins, das nicht mehr gebannt werden konnte. Schließlich entschlossen sie sich, eine Gesandtschaft aus der Zahl ihrer tüchtigsten Männer auszusenden, die das erwünschte Buch irgendwo auftreiben und zu ihren Wigwams zurückbringen sollten. So machten sich eines Tags, begleitet von den guten Wünschen ihrer Volksgenossen, vier ihrer tapfersten und erfahrensten Männer im Jahr 1832 auf den Weg, ohne indes recht zu wissen, wohin sie ihre Schritte richten sollten.

Monate gingen vorüber, bis die Gesandtschaft der Plattkopf-Indianer im tiefen Winter die Stadt St. Louis erreichte. An ihrem ganzen Aussehen konnte man von weitem erkennen, welche Strapazen und Entbehrungen die Leute unterwegs hatten durchmachen müssen. Die Hitze des Sommers hatte sie tief gebräunt und die Stürme des rauhen Winters hatten ihre Spuren hinterlassen; denn mancher Mond war vollgeworden und wieder verblichen, seit sie ihre lange und gefahrvolle Reise angetreten. Ihre Fährte hatte sie durch die Jagdgründe feindlicher Indianerstämme geführt und es war ihnen dabei manches gefahrvolle Abenteuer zugestoßen. Aber, wiewohl ihre ganze Erscheinung davon Zeugnis ablegte, die schweigsamen, ernsten Männer machten wenig Aufhebens von dem, was sie unterwegs erlebt und ausgestanden hatten. Ihr Auftrag, den sie erhalten, und das Verlangen nach dem, was sie suchten, ließ sie alles Ungemach und alle Strapazen vergessen. Und doch schien den gedankenlosen Weißen, an die sie sich zuerst in ihrer Angelegenheit wandten, ihre Nachfrage höchst sonderbar und unverständlich. Sie kämen, so erzählten die hagern, ermüdeten roten Männer, aus dem Lande der untergehenden Sonne. Sie hätten die großen schneebedeckten Gebirge überschritten und seien monatelang durch die weiten Prärien gewandert. In ihrem fernen Heim hätten sie von dem Gott der Bleichgesichter gehört und wünschten nun des weißen Mannes Buch vom Himmel zu haben.

Man brachte sie schließlich zum Kommandanten des Militärpostens und hier wiederholten sie mit kurzen Worten ihre einfache Erzählung. Unglücklicherweise war der General, wiewohl sonst ein

gutgesinnter Mann, ein römischer Katholik. Er führte sie zu Priestern, die sie mit der größten Gastfreundschaft aufnahmen und ihnen die Bilder der Jungfrau Maria und verschiedener Heiliger zeigten. Aber ihr Wunsch, das Gottesbuch zu erhalten, den sie immer und immer wieder äußerten, wurde ihnen nicht erfüllt. Die Reise schien vergeblich gemacht zu sein. Und doch hatten sie ohne Murren die größten Strapazen ertragen. Ihnen erlagen auch hinterher in St. Louis zwei der Indianer. Die übrigen beiden wurden nach und nach entmutigt und heimwehkrank, sodaß sie Anstalten zu ihrer Heimkehr trafen. Bevor sie aber die Stadt wieder verließen, gab man ihnen ein Abschiedsfest, wobei ihnen der General und seine Leute noch eine glückliche Reise wünschten. Nachher wurde auch einer der beiden Indianer aufgefordert, noch ein Wort des Abschieds zu sagen und er that dies in der knappen, markanten Redeweise, die den Rothäuten eigen ist. Er sagte:

Ich kam zu euch aus dem Lande des Sonnenuntergangs jenseits der großen Berge auf der Fährte von vielen Monden. Ihr waret die Freunde meiner Väter, die alle den langen Weg vor uns dahingegangen sind. Ich kam mit einem Auge, das etwas geöffnet war für das Licht und nach mehr ausschaute für mein Volk, das in Finsternis sitzt. Jetzt gehe ich mit geschlossenen Augen zurück. Wie kann ich aber blind zu meinem Volk zurückkehren? Ich legte den Weg zu euch zurück mit starken Armen durch die Reihen meiner Feinde und durch fremde Gebiete, um viel wieder heimzubringen. Ich gehe zurück mit zerbrochenen Armen und leer. Zwei Väter unseres Volks kamen mit mir hierher. Es waren Tapfere, die manchen Winter überstanden und in mancher Fehde mitgefochten haben. Wir lassen sie nun hier zurück, ruhend am großen Wasser zur Seite eurer Wigwams. Sie waren ermüdet in den vielen Monden und ihre Mokassins waren abgetragen. Mein Volk sandte mich, um des weißen Mannes Buch vom Himmel zu holen. Ihr führtet mich dahin, wo ihr eure Weiber tanzen lasset, aber das Buch war nicht dort. Ihr führtet mich dahin, wo sie den großen Geist mit brennenden Kerzen anbeten, aber das Buch war nicht da zu finden. Ihr zeigtet mir Bildnisse von den guten Geistern und Darstellungen des schönen Landes im Jenseits, aber das Buch war nicht darunter, um uns den Weg dahin zu weisen. Ich gehe nun wieder den langen traurigen Pfad zurück zu meinem Volk im dunkeln Land. Ihr macht meine Füße schwerfällig mit Geschenken, und meine Mokassins werden fadenscheinig und meine Arme werden schwach vom langen Tragen derselben und

doch ist das Buch nicht darunter. Wenn ich dann meinem armen blinden Volk in der großen Ratsversammlung berichten werde, daß ich das Buch nicht mitgebracht habe, so werden unsere Alten wie die Jungen kein Wort erwidern. Einer nach dem andern wird sich von seinem Sitz erheben und schweigend hinausgehen. Mein Volk wird in der Finsternis verharren und darin sterben. Auf dem alten Pfad werden sie in andere Jagdgründe wandern. Aber kein guter weißer Mann wird sie begleiten und kein Buch des Weißen wird ihnen den rechten Weg weisen. Ich habe keine weiteren Worte.

Einer der Anwesenden wurde von dieser Ansprache so ergriffen, daß er von dem Besuch der Indianer und ihrem Verlangen nach einer Bibel an seine Freunde im Osten berichtete. Einige Protestanten interessierten sich dafür und suchten dem Wunsche der Indianer zu entsprechen. Aber es währte noch zwei volle Jahre, bis ein Missionar mit der Bibel nach jenem Lande sich aufmachte.

Was war aber inzwischen aus den beiden Indianern geworden? Sie traten ihre Rückreise von St. Louis an und trafen unterwegs in den großen Prärien mit dem berühmten Reisenden und Zeichner Georg Catlin zusammen. Aber obschon sie viele Tagereisen mit ihm gemeinsam zurücklegten, ließen sie ihm gegenüber doch nichts von dem Zweck ihrer vergeblichen Reise verlauten. Er zeichnete sie und fügte ihre Portraits seiner berühmt gewordenen Sammlung von Indianerbildnissen ein, in der sie noch heute einen hervorragenden Platz einnehmen und von geschichtlichem Wert sind. Nachdem sie sich von Catlin getrennt hatten, starb der eine von den beiden Indianern und es kehrte somit von den vier Braven nur noch einer in den heimatlichen Wigwam zurück, um der großen Ratsversammlung den Tod seiner drei Gefährten und die Weigerung des weißen Mannes, ihnen das Buch mitzugeben, zu vermelden.

Der Indianerstamm war darüber erbittert und gab alle Hoffnung auf, den Gott des weißen Mannes kennen zu lernen. Waren sie vorher voller Verlangen, die guten Lehren des Himmelsbuches zu vernehmen und anzunehmen, so trat jetzt aus Verbitterung das gerade Gegenteil ein, und als endlich die vormals ersehnten weißen Männer mit der Bibel bei ihnen eintrafen, fanden sie bei den Plattkopf-Indianern kein freundliches Entgegenkommen. Der Stamm war mit Mißtrauen gegen die Missionare erfüllt und es war fast unmöglich, die vorhandenen Gefühle der Bitterkeit, die in ihren Herzen Platz gegriffen hatten, zu überwinden. Andere Stämme

in den dortigen Gebieten ließen sich williger und gelehriger finden, nahmen das Evangelium an und viele von ihnen wurden Christen.

Die Plattkopf-Indianer blieben noch viele Jahre vom Evangelium unberührt und erst längere Zeit später trat die Mission in Britisch-Kolumbia in die Arbeit ein und durfte hier große Erfolge unter den Indianerstämmen erleben. Hunderte der Rothäute wurden für Christum gewonnen und der Annahme des Christentums folgte dann auch die Civilisierung der einzelnen Volksstämme.

Einige Jahre nach jenen Vorgängen machte sich eine junge Dame von Kanada auf, um als Lehrerin unter den Indianern am Gestade des Stillen Oceans zu arbeiten. Sie hatte viel durchzumachen und mancherlei Entbehrungen zu ertragen, aber sie war in ihrer Arbeit reich gesegnet. Viele der Indianer, unter denen sie wirkte, gaben ihr sündliches, abergläubisches Leben auf und bekehrten sich zum lebendigen Gott. Sie waren aufs ernstlichste bestrebt, ihren Wandel nach „der Vorschrift des Buches" einzurichten. Das Gerücht von dem Bleichgesicht und dem wunderbaren Buch verbreitete sich weit und breit und drang bis in den Süden nach Oregon. Es machten sich deshalb von da einige Plattkopf-Indianer auf, um diesem Gerücht nachzuspüren und sich gewisse Kunde darüber zu verschaffen. Sie suchten die Dame in Kolumbia auf und hatten verschiedene Zusammenkünfte mit ihr. Aufmerksam lauschten sie auf das, was sie ihnen von der Liebe des Großen Geistes zu ihnen und seinem Buch zu sagen hatte. Sie wurden der Wahrheit gehorsam und nahmen das Heil Gottes an. Vergnügt kehrten sie mit der großen neuen Botschaft zu ihren Volksgenossen nach Oregon zurück und berichteten, was sie erlebt und gehört hatten. Nun machten sich auch noch andere von ihnen dahin auf den Weg, um mit eigenen Ohren von dem zu hören, was ihre Brüder beim großen Ratsfeuer erzählt hatten.

So kam das Evangelium zu den Plattkopf-Indianern in die Gebiete von Oregon. War auch ihre Erkenntnis gering und der Glaube schwach, so suchten sie doch nach dem, was sie gehört und gelernt hatten, zu leben. Sie beteten fleißig und hielten den Sonntag heilig.

Einige Zeit darauf zog eine kleine Reisegesellschaft von fünf Weißen in jenes Land, um dort zu jagen und zu fischen. Sie gerieten dabei eines Tages, als sie in einem Boot den Kolumbia-

Fluß hinabfuhren, in einen der Strudel, die die Fahrt auf demselben da und dort sehr gefährden. Trotz all ihrer Anstrengungen wurde das Boot vom Strudel erfaßt, es schlug um und drei der Insassen ertranken. Die beiden übrigen Männer konnten nur mit größter Mühe lebend das Ufer erreichen. Sie boten daraufhin die Indianer in jener Gegend auf und stellten Nachforschungen nach den Leichnamen ihrer verunglückten Gefährten an. Aber es währte einige Tage, bis sie sie endlich in den Wirbeln der untern Stromschnellen auffanden. Man barg die Leichen und ging nun daran, sie am Ufer zu beerdigen. Es wurden einige einfache Särge gezimmert und die Gräber für sie gegraben. Dann bettete man die ertrunkenen Gefährten in ihre letzte Ruhestätte. Als aber die beiden Ueberlebenden im Begriff standen, die Gräber mit Erde aufzufüllen, traten einige der Indianer vor und sagten: Wie? wollt ihr denn eure Freunde wie Hunde verscharren? Könnt ihr denn nicht noch ein Gebet sprechen? Wollt ihr denn nicht dem großen Geist dafür danken, daß ihr beiden dem Tode entronnen seid, während eure Gefährten umgekommen sind? Wollt ihr denn nicht Gott bitten, daß er ihre Mütter oder Frauen oder Kinder segnen und trösten möge, da sie doch sicherlich sehr traurig sein werden, wenn sie von ihrem Tode hören?

Die beiden Weißen hörten erstaunt diese Worte der christlichen Indianer an und wußten zuerst nicht, was sie dazu sagen sollten. Sie hätten am liebsten diese Zumutung als eine Unverschämtheit zurückgewiesen, aber schließlich schämten sie sich darüber und einer von ihnen antwortete: Wir verstehen nichts vom Beten und wissen auch nicht, wie man einen Begräbnisgottesdienst hält; aber wenn einer von euch Burschen mit so etwas bekannt ist, gut, so haben wir nichts dagegen. Dann mögt ihr es thun!

Es war das nicht eben im ehrerbietigsten Tone gesprochen, aber die Indianer willigten mit stummer Gebärde ein und traten an die offenen Gräber heran. Hier entblößten sie ihre Häupter und hielten einen einfachen Gottesdienst an der einsamen Ruhestätte der fremden Bleichgesichter. Bei aller Einfachheit aber war derselbe so ergreifend, daß der eine der beiden Ueberlebenden, der hier in der Wildnis Zeuge von der Bekenntnistreue christlicher Indianer sein mußte, fortan in sich ging und sein Herz Gott ergab. (Nach Miss. E. Young in der Miss. Review.)

Auf den Philippinen.

Aus dem Leben des spanischen Mönchs und späteren Evangelisten Alonso (Lallave).

Vor etwa 60 Jahren wurde in der spanischen Provinz Salamanka ein Knabe geboren, der in der Taufe den Namen seines Vaters Manrique Alonso erhielt. Er nannte sich aber auch nach dem Familiennamen seiner Mutter Lallave. Seine Familie, deren Glieder zumeist dem Doktoren- und Apothekerstande angehörte, war streng religiös gesinnt und ihrer Kirche treu ergeben. Sie gehörten auch zu den hervorragendsten Mitgliedern der römisch-katholischen Gemeinde seiner Vaterstadt Fuente de San Esteban.

Der Knabe war sehr gut veranlagt und er bewies solchen Fleiß im Lernen, daß die Mönche eines dortigen Dominikaner-Klosters ihn gern in ihren Orden aufgenommen hätten, um etwas Tüchtiges für die Kirche aus ihm zu machen. Es war deshalb nicht ohne Bedeutung für sein ganzes späteres Leben, als eines Tages das Geläut der Klosterglocken ihn bei seinem Eintritt ins Kloster begrüßten. Zugleich hatte er hier seinen alten Familiennamen abzulegen und in der Mönchskutte war er fortan der Bruder Nikolaus. Das Studium, das er hier fortsetzte, trieb er mit allem Eifer und es war ihm auch aufrichtig ernst, sich hinter den Klostermauern für den Dienst der Kirche vorzubereiten.

Einige Zeit darauf sandte ihn sein Orden als Missionar auf die Philippinen. Seine Reise dahin war voll Abenteuer und Gefahren. Denn da der Kanal von Suez damals noch nicht existierte, so hatte er die Südspitze Afrikas, das Kap der guten Hoffnung, zu umschiffen und es währte seine Seereise nicht weniger als ein halbes Jahr, bis er Manila erreichte. Hier erwartete ihn ein höchst bewegtes Leben, indem er von seinem Orden in die Landschaft Pangasinan auf der Insel Luzon geschickt wurde, wo er, wie es scheint, erst die Bahn für die dortige Missionsarbeit zu brechen hatte. Der Anfang war schwer und nicht ohne Lebensgefahr. Die wilden Bewohner jener Gegend wollten nichts von dem Missionar wissen. Vierzig Tage lebte er unter ihnen nur

von den Früchten, die ihm die Bäume boten. Unter ihrem Schatten schlug er auch sein Asyl auf und kampierte diese Zeit über im Freien. Schutzlos war er den Wilden preisgegeben, außer daß ihm ein Pferd und eine Pistole zu Gebote standen.

Nach Verfluß von 40 Tagen, die er so in jener Wildnis zugebracht hatte, wagte er es endlich, in ein Dorf hineinzugehen, wo wie er wußte, jeder Missionar erschlagen worden wäre, der eine Nacht daselbst zugebracht hätte. Auch unsern Mönch Nikolaus gedachten die Leute umzubringen und sich seiner auf diese Weise zu entledigen. Aber er rechnete darauf, daß das Abfeuern seiner Pistole die Wilden so erschrecken würde, daß sie bei deren Knall auf und davon laufen würden. Er hatte richtig vorausgesehen. Sobald er einen Schuß losbrannte, gerieten sie so in Furcht und Schrecken, daß der Häuptling zitternd herbeikam, vor ihm auf die Kniee fiel und ihn fragte, was der Mönch von ihnen wünsche. „Ein Haus", war die Antwort, und in kurzer Zeit war nach seinen Angaben und unter seiner Leitung von ihnen ein Klosteranwesen errichtet. Einige der Gebäulichkeiten wurden dann auch im europäischen Stil erbaut und es währte nicht lange, so taufte der Mönch Nikolaus die gesamte Bewohnerschaft des Dorfes. Sobald als seine Vorgesetzten in Manila davon hörten, welchen Eingang ihr Ordensbruder unter dem wilden Volk gefunden habe und welche Schätze er als kirchliche Abgaben von den Leuten, die ihn fast abgöttisch verehrten, herausschlage, berief man ihn nach Manila zurück. Denn ein solcher Mann ließ sich von der Kirche auch in der Hauptstadt gut verwerten.

Hier in Manila, der „schönen Tochter des Pasigstroms", genoß er bald so viel Liebe und Wertschätzung, daß der damalige Erzbischof öfters im Scherz sagte: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Er sollte es aber nicht bleiben; denn in derselben Stadt nahm sein Leben eine ganz unerwartete Richtung. Eines Tages ging er in seiner langen Mönchskutte im Hafen spazieren. Während er so dahin wandelt, begegnet ihm ein englischer Schiffskapitän, der ihm ein Buch anbietet und weiter geht. Der Mönch nimmt es mit in seine Zelle und ist begierig, seinen Inhalt kennen zu lernen. Es ist eine Bibel, die ihm der Fremde eingehändigt hat. Da er etwas Englisch versteht, so beginnt er heimlich und in der Stille der Nachtstunden das Buch

zu studieren. Sorgfältig vergleicht er den englischen Text mit dem Hebräischen und Griechischen, und je länger er darin liest und studiert, desto mehr wird er inne, daß er bisher weder die Wahrheit gekannt, noch darin gewandelt ist. Wie Schuppen fällt es von seinen Augen, der Geist der Wahrheit öffnet ihm sein Herz und das Licht von oben erleuchtet seine Seele. Er kämpft und ringt sich durch und eines Tages liegt er um Mitternacht im Gebet vor Gott und sagt sich: „Du bist ein Protestant.“

Die Sache konnte nicht verborgen bleiben. Groß war das Entsetzen seiner Ordensbrüder, als sie davon Kunde erhielten, daß Bruder Nikolaus ein Protestant sei und sich als solchen bei einem Ordenskapitel selbst bekannte. Die Strafe ließ nicht auf sich warten. Alles, was er besaß, wurde mit Beschlag belegt und er selbst hinter Schloß und Riegel gesetzt. Aller Verkehr mit der Außenwelt wurde ihm unmöglich gemacht. So saß er mehrere Monate gefangen, bis man einsah, daß alle Versuche, ihn zum Widerruf und zur Umkehr zu bewegen, vergeblich seien. Sein Vorgesetzter beschloß deshalb, ihn nach Spanien zurückzusenden, damit er dort verhört und bestraft werde.

So wurde er von den Philippinen verbannt und mit schwerem Herzen trat er die Rückreise nach Europa an. Aber hier waren in Spanien inzwischen Verhältnisse eingetreten, die auch für ihn, den Geächteten, nicht ohne Bedeutung waren. Die bigotte Königin Isabella war vertrieben und Spanien als Republik erklärt worden. Damit war auch jedem die Freiheit seiner Ueberzeugung zugesichert und der kirchliche Druck aufgehoben. Diese Vorgänge im Lande erfuhr Bruder Nikolaus erst, als sein Schiff im Hafen von Gibraltar anlegte, und mit Thränen in den Augen las er alles das in den spanischen Zeitungen, die man hier an Bord brachte. Die politische Umwälzung, die in seinem Vaterlande stattgefunden hatte, brachte auch ihm sowohl die persönliche Freiheit, als die seines Glaubens und Denkens. Er wußte sich nun als ein freier Mann und er betrat den vaterländischen Boden nicht mehr als der Dominikanermönch Nikolaus, sondern als Manrique Alonso.

Seine Freunde von früher wollten ihm gern zu einer einträglichen Lebensstellung behilflich sein und boten ihm eine solche als Militärgeistlicher an; aber er wollte nichts davon wissen. Was nun einmal geschehen ist, meinte er, ist geschehen, und ich

kann zu meinem früheren Glauben nicht mehr zurückkehren. Er war nicht nur innerlich von der römisch-katholischen Kirche los, sondern er wollte auch äußerlich keine Verbindung mehr mit ihr. Er studierte deshalb evangelische Theologie und bereitete sich vor für den Dienst des Evangeliums in seinem Vaterlande. Zugleich schrieb er eine Schrift über die Mönche auf den Philippinen. Aber als das Buch im Druck erschien, erhoben die Behörden Protest gegen dessen Veröffentlichung und drohten dem Drucker mit gerichtlicher Verfolgung. Dieser wurde dadurch so eingeschüchtert, daß er alle noch vorrätigen Exemplare verbrannte und sie so aus der Welt schaffte. Glücklicherweise hatte der Verfasser noch tags zuvor eine Anzahl derselben mit sich nach Hause genommen und sie an seine Freunde in Spanien und Manila versandt. Daraufhin wurde die Veröffentlichung und Verbreitung dieser Schrift verboten und bei diesem Verbot der spanischen Regierung ist es bis auf den heutigen Tag verblieben. Man wollte über die Mißstände der Mönchsherrschaft auf den Philippinen nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen.

Alonso wurde zunächst Pastor einer evangelischen Gemeinde in der Hauptstadt Madrid und verheiratete sich auch hier mit einer jungen Dame aus seiner Gemeinde. Dann siedelte er nach Sevilla über, wo er 15 Jahre in derselben Stellung als evangelischer Geistlicher wirkte. Aber bei alledem zog es ihn mit aller Macht auf sein altes Arbeitsfeld nach Manila zurück, wo er so gern als Bote des Evangeliums in die Arbeit eingetreten wäre. Im Blick darauf übersetzte er mit großem Eifer einen Teil des Neuen Testaments in die Pangasinan-Mundart und bot schließlich seine Dienste der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft an, die ihn auch nach Manila auszusenden beschloß. Sein Herz jubelte, als er sich am Ziel seiner Wünsche sah. Er verabschiedete sich von seiner Frau und sieben Kindern, die er später nachkommen lassen wollte, und trat 1889 mit einem englischen Amtsbruder die Reise nach Manila an. Aber noch ehe sein Schiff die Bai von Manila erreicht hatte, meldeten auch schon die dortigen Stadtblätter die bevorstehende Ankunft des ehemaligen Mönchs. Die Folge davon war, daß er seit seiner Landung von Spähern auf Schritt und Tritt verfolgt wurde, die Briefe von den Seinigen wurden unterschlagen und ihm erst einige Tage vor seinem Tode zugestellt.

Ueberhaupt wurde ihm sein Dasein auf jegliche Art und Weise erschwert und zwei Monate später erhielten die Seinen das Kabeltelegramm, daß er gestorben sei. Sie wollten die Nachricht anfangs gar nicht glauben, zumal vier Wochen später noch ein Brief von ihm einlief, der nur zwei Tage vor seinem Tode geschrieben war und worin es hieß: „Ich bin ganz wohl und fühle mich sehr glücklich. In kurzem hoffe ich euch ausführlicher schreiben und mitteilen zu können, daß ich bis jetzt so glücklich war, alle meine Pläne mit Erfolg ausführen zu können. Sie haben mir auch jetzt endlich alle eure Briefe ausgeliefert, und als ich den Polizisten mit denselben in der Hand hereintreten sah (man hat mir nämlich einen Wachtposten vor die Thür gestellt, um zu kontrollieren, wer bei mir aus- und eingeht), sprang ich voller Freude vom Stuhl auf, küßte die Briefe und sang und jubelte die ganze Zeit über."

Die Nachricht von seinem Tode war nur zu wahr. Aber wie konnte dieser in so rascher und unvermuteter Weise eingetreten sein? Der Arzt schrieb der Familie nur die wenigen Zeilen: „Don Manrique Alonso ist einem bösartigen Fieber erlegen. Seine letzten Worte galten dem Werk, das er hier begonnen, und Ihnen."

Jahrelang glaubten die Seinigen diesem Bericht. Da kehrten einige Herren von Manila zurück und teilten seiner Familie mit, daß Alonso nicht am Fieber gestorben sei, sondern an Gift, das man ihm beigebracht hatte. Zwar wollte seine Frau anfangs diese Nachricht nicht glauben, aber sie wurde ihr von Manila aus bestätigt: Alonso ist in der That vergiftet worden.

Das war das Ende des treuen Zeugen der Wahrheit, dessen Motto war: Es ist **Liebe**, die mein Leben regiert.

(Vorstehende Lebensskizze entstammt den Mitteilungen einer seiner Töchter, Frl. Esther Alonso, die seit 1897 als Lehrerin am Internationalen Institut in Madrid steht und so an der Hebung der spanischen Frauenwelt mitwirkt. Sie würde aber gern, wenn es möglich wäre, in die Missionsarbeit auf den Philippinen eintreten und dort das Werk weiterführen, das ihr Vater vor Jahren kaum beginnen durfte. (Nach dem Miss. Herald.)

Aus China.

Ich bin in China weit herumgekommen, erzählte bei einer Gelegenheit die vielgereiste Frau Isabella Bishop, und bin in dem großen Reiche so weit vorgedrungen, als es damals nur möglich war. So fuhr ich in einem möglichst flachen Boot den oberen Yangtsekiang hinauf bis dahin, wo er aufhört schiffbar zu sein und gelangte bis in das Grenzgebiet, das sich zwischen China und Tibet hinzieht. Da geschah es, daß ich eines Tages im äußersten Westen Chinas von einem Unwetter überfallen wurde und die Nacht über in einem Dorf zubringen mußte, wo es keine Herberge gab. Der Aufenthalt für Fremde ist in jener Gegend kein sehr angenehmer, denn die Bevölkerung ist gegen solche sehr feindlich gesinnt und ich bin wohl kaum in eine dortige Stadt gekommen, wo nicht mit Steinen nach mir geworfen oder mir Schimpfnamen, wie „fremder Teufel“ oder „Kinderfresser“ nachgerufen wurden. Ich war deshalb etwas besorgt, ob ich auch ein ordentliches Unterkommen für die Nacht erhalten würde. Aber merkwürdig, ich erhielt ein solches ohne alle Schwierigkeit. Als ich mich ein wenig niedergelassen und für die Nacht eingerichtet hatte, kam plötzlich mein Dolmetscher herein und berichtete: „in diesem Dorfe hier befinden sich Christen.“ „Ach Unsinn,“ sagte ich, wo sollen da die Christen herkommen!“ Aber er versicherte mich dessen aufs neue und in dem Augenblick erschien auch schon das Dorfoberhaupt mit den Aeltesten, um mich mit aller Ehrerbietung zu grüßen. Es war das das erste und letzte Mal, daß mir während der 15 Monate, die ich in China zubrachte, ein solch freundliches Entgegenkommen von seiten der Chinesen an einem fremden Ort zu teil wurde.

Ich verdankte diese freundliche Aufnahme, wie ich später vernahm, dem Umstand, daß ein Mann des Dorfes, ein Zimmermann von Beruf, sich einige Zeit in einer der Centralprovinzen Chinas aufgehalten und dort in einem Missionshaus gearbeitet hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte er ein Evangelium des St. Markus, sowie einigen christlichen Unterricht von einem christlichen Eingebornen erhalten. Als dann der Zimmermann wieder in sein Heimatsdorf

zurückkehrte, brachte er das Büchelchen mit sich und pflegte seinen Dorfgenossen am Abend daraus vorzulesen. Nach und nach vereinigten sich auch einzelne mit ihm zu gemeinsamem Gebet.

Das war nun ein Jahr her, ehe ich in jenes Dorf kam. Die Leute hatten bis daher noch keinen Missionar, ja nicht einmal einen Katechisten oder Lehrer zu Gesicht bekommen, und doch hatten viele von ihnen die meisten ihrer heidnischen Gebräuche aufgegeben. Sie waren zu der Erkenntnis des wahren Gottes gekommen und daß sie ihm allein dienen müßten. Es war merkwürdig, daß sie nur durch das einfache Lesen des Markus-Evangeliums dazu geführt worden waren. Besonders bemerkenswert war es, daß sie auch das Lügen als Unrecht erkannt hatten, denn wie alle Orientalen, so haben auch die Chinesen keine Idee von Wahrhaftigkeit und Wahrheitsliebe. Daß aber diese Leutchen einzusehen gelernt hatten, daß sie die Wahrheit reden müßten, war einer der größten Triumphe des Evangeliums, die mir vor die Augen getreten sind.

Als bei meiner Ankunft die Dorfältesten hörten, daß ich eine Christin sei, faßten sie sofort Vertrauen zu mir und es veranlaßte sie das, mich noch an demselben Abend aufzusuchen und zu begrüßen. Man legte mir in Bezug auf meinen Glauben allerlei Fragen vor, die ich leider kaum alle zu beantworten wußte. Aber ich that es, so gut ich konnte, um die Leute zufrieden zu stellen. Sie schienen viel Interesse dafür zu haben und waren offenbar begierig nach mehr Licht und Erkenntnis. Vor allem baten sie mich um einen Missionslehrer, der sie unterrichten und auf dem guten Wege weiter führen könnte. Es ist auch späterhin ein Missionar auf kurze Zeit dorthin gegangen und hat meines Wissens 45 Leute in jenem Dorf getauft.

Man sieht also, welchen Segen in diesem Fall ein einziges Exemplar des St. Markus-Evangeliums in einem entlegenen chinesischen Dorf gestiftet hat und wer weiß, ob nicht das von ihm ausgehende Licht sich nicht noch weiter im Lande verbreiten wird. Wir dürfen angesichts dessen die Hoffnung hegen, daß es seine Strahlen von Dorf zu Dorf ausgehen lassen und das Vorurteil der Chinesen gegen das Christentum zerstreuen wird, wenn sie zugleich erkennen und sehen, daß das Evangelium eine Wandlung zum Besseren im Leben der Menschen hervorruft.

Und nun noch etwas aus der Mantschurei. Während des

japanisch-chinesischen Krieges war ich wegen eines gebrochenen Armes sechs Wochen in der Stadt Mukden aufgehalten. Da verging kein Tag, daß nicht fünf oder sechs Dorfbewohner auf die Missionsstation kamen und die Missionare um christliche Lehrer für ihre Dorfschaften baten. Die Leute hatten, wie man mir sagte, in den meisten Fällen aus dem Munde von Bibelkolporteuren vom Christentum gehört und wünschten nun darin unterrichtet zu werden. Diese Bibelkolporteure sind insgesamt Chinesen, die wiederum durch andere eingeborne Kolporteure bekehrt worden sind. Auf unser Befragen erfuhren wir nun, daß jene Leute, die um Missionare baten, schon so viel Bibelkenntnis und christliche Erkenntnis besaßen, daß sie von sich aus den Götzendienst und viele ihrer altheidnischen Gebräuche aufgegeben hatten. Ja in etlichen ihrer Dörfer hielten sie bereits christlichen Gottesdienst unter sich. Es war das freilich erst eine Anbetung des unbekannten Gottes, denn genau genommen wußten sie noch wenig von ihm. Aber wir dürfen wohl nicht daran zweifeln, daß Gott, der einem jeden von uns nahe ist, doch wohl ihre unvollkommenen Gebete erhört hat. Jedenfalls versuchten die Leute, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Als dann die Missionare einige dieser Dörfer aufsuchten, fanden sie zu ihrer Freude verschiedene christliche Gemeinschaften vor, die mit Verlangen darauf warteten, daß man ihnen die hl. Schrift gründlicher auslege. Ueberhaupt ist die Mantschurei mit ihren Bewohnern ein sehr fruchtbares Missionsfeld, wo heutzutage 6000 Chinesen durch die Verkündigung des Wortes Gottes zur Erkenntnis Jesu Christi gekommen sind und in der Nachfolge ihres Heilandes stehen. (Nach dem Bible Reporter.)

Die betende Magd.

Ein Kreis christlicher Freunde hatte sich versammelt, um einige schwierige Bibelstellen zu besprechen. Unter anderen wurde auch die Frage aufgeworfen, wie weit man der Aufforderung nachkommen könne: „Betet ohne Unterlaß!“ Es wurden verschiedene Meinungen laut, aber keine befriedigte, so daß man schließlich einen der An-

wesenden bat, in der Zwischenzeit einige Gedanken darüber niederzuschreiben und sie bei der nächsten Versammlung im folgenden Monat vorzulesen.

Dies hörte eine in der Nähe beschäftigte Magd und konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Aber, meine Herren, Sie brauchen einen ganzen Monat, um solch ein kurzes Schriftwort auszulegen, und dies ist doch einer der leichtesten und schönsten Bibelsprüche."

„Nun, Minna," sagte der älteste von den Herren, „was kannst Du uns davon sagen? Wie verstehst Du dies Gebot? Kannst Du immer beten?"

„O ja, mein Herr," war die Antwort.

„Wirklich, Minna, — wenn Du so viel zu thun hast?"

„Ja, mein Herr, je mehr ich zu thun habe, je mehr bete ich."

„In der That, Minna, erkläre uns, wie wir das verstehen sollen; denn die meisten Menschen denken anders darüber."

„Nun, mein Herr," sagte das Mädchen, „wenn ich morgens die Augen öffne, dann bete ich: ‚Herr, gieb mir geöffnete Augen des Verstandes', und während des Ankleidens bitte ich, daß ich mit dem Rock der Gerechtigkeit und Demut angethan werde. Wenn ich gewaschen bin, bitte ich um die Abwaschung meiner Sünden. Fange ich an zu arbeiten, so flehe ich um die nötige Kraft und Umsicht. Mache ich Feuer an, so bitte ich, daß das Feuer seiner Liebe in mir entzündet werde, und wenn ich das Haus kehre, bitte ich, daß mein Herz von jeder Unreinheit gesäubert werde. Wenn ich mein Frühstück zurechtmache und genieße, begehre ich mit dem verborgenen Manna und mit der unverfälschten Milch des Wortes Gottes genährt zu werden. Bin ich mit den kleinen Kindern beschäftigt, dann denke ich an des Heilands Wort: ‚Lasset die Kinder zu mir kommen', und dann erhebe ich mein Herz zu Gott als meinem Vater und bitte ihn, daß er mir seinen heiligen Geist schenke und mich zu seinem Kinde mache. Alles, was ich thue und sehe, giebt mir Veranlassung zum Beten."

„Es ist genug," sagte der alte Mann, „das gehört zu den Dingen, die den Weisen und Verständigen verborgen sind und den Unmündigen geoffenbaret werden. Fahre fort, Minna, ohne Unterlaß zu beten. Und was uns betrifft, meine Brüder, laßt uns Gott danken für diese Erklärung und darauf achten, wie Gott

den Einfältigen Weisheit giebt! Er leitet die Niedrigen recht und lehret die Demütigen seinen Weg."

Zum Schluß fragte er, ob es wohl noch nötig sei, bei der nächsten Zusammenkunft den Spruch zu besprechen. (Herrnhut. Aus dem Holländischen von Dr. M. Kaakebeen.)

Bücheranzeige.

Kündig, E. Erfahrungen am Kranken- und Sterbebette. Ein Beitrag zur praktischen Theologie. Mit einem Lebensabriß des Verfassers und mehreren Anhängen neu herausgegeben von Pfr. R. Anstein. Siebente Auflage. 355 S. Basel, A. Geering. 1899. Fr. 3.60.

Dieses köstliche Buch mit seinen vielen eingeflochtenen, der pastoralen Erfahrung entnommenen Beispielen und Anwendungen verdient es mit Recht, daß es seinen siebenten Rundgang in der Bücherwelt antritt; denn es ist ein vortrefflicher Wegweiser für die so schwere und eigenartige Seelsorge am Krankenbett, wofür gerade dem nun längst entschlafenen Verfasser eine besondere Gnadengabe verliehen war. Auch Missionaren ist es für ihre seelsorgerliche Berufsthätigkeit aufs angelegentlichste anzuempfehlen.

Spurgeon, C. H. Das Evangelium im Jesaja. Autorisierte Uebersetzung von E. Spliedt. I. u. II. Band. Stuttgart, M. Kielmann. 1899. à Mk. 2. I. II. Band zus. geb. Mk. 5.

Spurgeons Predigtweise ist so allgemein bekannt, daß sie keiner weitern Empfehlung bedarf. Vorliegendes ist eine Sammlung von je 12 Predigten, eine kleine Auswahl von den vielen Predigten, die Spurgeon über Texte aus dem Jesaja gehalten hat. Die Uebertragung ins Deutsche ist gut und auch die Ausstattung des Buches ist trotz des etwas kleinen Druckes durchaus würdig gehalten.

Funcke, D. Der Christus der Phantasie und der biblische Christus. Ein Vortrag. 27 S. Altenburg, Stephan Geibel. 1899. 30 Pf.

Der bekannte Verfasser stellt hier dem Christus der katholischen Kirche, dem eines Strauß, Renan und Schenkel, die lebensvolle, wesenhafte Gestalt Christi, wie die Evangelien sie zeichnen, gegenüber, nämlich als den Gottes- und Menschensohn, wie ihn die sündige, verlorene und heilsbedürftige Menschheit nötig hat. Eine scharfe Zeichnung trotz aller Kürze.

Kähler, D. Prof., und Meinhof, P. Die Gedächtnisfeiern für Herrn Pastor D. Hoffmann, weiland Pastor an St. Laurentii in Halle a. S. R. Mühlmann, Halle a. S. 30 Pf.

Verzeichnis der kirchlichen Perikopen. Herausgegeben vom Evang. Oberkirchenrat. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 15 Pf.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1899. Nr. 4.

Inhalt.

Die ersten Bibeln in Amerika.

Vor mir liegen vier stattliche alte Bände. Es sind die vier ältesten deutsch-amerikanischen Bibeln, Zeugen einer ehrenvollen Vergangenheit unsres deutschen Volkes in Amerika. Der biedere Christoph Sauer in Germantown (Pennsylvanien) war ein bescheidener, demütiger Mann, dem aller Stolz ferne lag, und doch hatte er ein volles Recht, bei der dritten Auflage seiner Bibel von 1776 in der Vorrede zu sagen: „Es erscheint nun zum Dritten Male in diesem Amerikanischen Welttheil die Heilige Schrift, die Bibel genannt, in Hochdeutscher Sprache in öffentlichem Drucke, zum Ruhme der Deutschen Nation; indem keine andere Nation wird aufzeigen können, daß die Bibel in diesem Welttheil in ihrer Sprache sey gedruckt worden."

Eine Bibel war allerdings schon früher in Amerika im Drucke erschienen, aber in keiner europäischen, sondern in der Sprache der Neu-England-Indianer. Aber dieses schmälert in keiner Weise das Verdienst und den Ruhm der Deutschen und ihrer Pionier-Drucker: Sauer, Vater und Sohn.

Jene erste amerikanische Bibel in der Algonquin-Sprache verdankt ihre Entstehung dem Glaubenseifer und der selbstverleugnenden Lebensarbeit John Eliots, eines Mannes, der 1631 von England nach Massachusetts gekommen war und dort als Pastor nach Roxbury berufen wurde. Von Anfang an war er bemüht, den benachbarten Indianern das Evangelium zu verkündigen. Mit eisernem Fleiße warf er sich auf das Studium der Sprache der Eingebornen, und nachdem er im Laufe der Jahre zuerst einzelne Teile der Heiligen Schrift übersetzt und gedruckt hatte, erschien 1661 das Neue Testament und zwei Jahre später die ganze Bibel. Im Jahre 1685 wurde die zweite und letzte Auflage gedruckt. Die Druckkosten wurden von Missionsfreunden in England bestritten. Diese merkwürdige Bibel ist jetzt sehr selten geworden und es existieren, so viel man weiß, in Europa nur noch 35 und in Amerika 90 Exemplare der Bibel und des Neuen Testaments in verschiedenen Bibliotheken.

Vorläufig wurden keine Bibeln mehr in Amerika gedruckt. Cotton Mather, der berühmte Theologe Neu-Englands, wollte seinen Landsleuten und Glaubensgenossen eine würdige englisch-amerikanische Bibel darbieten. Fünfzehn Jahre lang arbeitete der fleißige Puritaner an seiner „Biblia Americana". Aber seine Bemühungen, für das Werk einen Drucker und Verleger zu finden, blieben erfolglos. Seinen ersten Prospekt veröffentlichte er 1710, einen andern 1713, in welchem er auch in England Interesse für sein Unternehmen zu erwecken suchte. 1728 machte er einen weiteren Versuch und wurde wieder enttäuscht. Sein Manuskript befindet sich als Reliquie in den Archiven der Historischen Gesellschaft von Massachusetts.

Hatte Cotton Mather vergeblich einen Drucker und Verleger gesucht für seine englisch-amerikanische Bibel, so suchte 40 Jahre später ein Drucker ebenso vergeblich Unterschreiber für ein solches englisches Werk. John Fleming, ein Schotte, gab einen Prospekt heraus, in welchem er versprach, eine gut ausgestattete englische Bibel herausgeben zu wollen, sobald er dreihundert Unterschriften habe. Er muß dieselben aber nicht gefunden haben, denn die Bibel wurde nie gedruckt.

Was aber die Englischen umsonst versuchten, das hatten Deutsche aus eigener Kraft längst vollbracht, ohne Hilfe von außen, gänzlich

auf sich selbst mit ihren äußerst beschränkten Hilfsmitteln angewiesen. Christoph Sauer, der bekannte deutsche Buchdrucker von Germantown in Pennsylvanien, hatte bereits 1739 in seinem Kalender die Absicht kund gegeben, eine Ausgabe der Heiligen Schrift in deutscher Sprache zu veranstalten und zu Unterschriften für das Werk aufgefordert. Die ersten Typen dazu schenkte ihm Dr. Ehrenfried Luther, der eine Schriftgießerei in Frankfurt a. M. besaß. Nach Ueberwindung unzähliger Hindernisse ward die Bibel endlich 1743 fertig, die erste deutsche und überhaupt die erste in einer europäischen Sprache in Amerika gedruckte Heilige Schrift. Der wackere Mann hatte das für jene Zeit und für seine Mittel großartige Werk aus reiner Liebe zu seinen Landsleuten unternommen, wie denn bei allen seinen Unternehmungen ihm die sittliche und religiöse Wohlfahrt seiner Mitmenschen die Hauptsache war. Da er zur Sekte der Dunker gehörte, so wurde sein Unternehmen böswillig verdächtigt, als habe er den Text der Lutherischen Uebersetzung gefälscht, obgleich er sich gewissenhaft an den Text der 34. Hallischen Ausgabe gehalten hatte. Es dauerte lange, bis die dadurch erzeugten Vorurteile durch eine bessere Erkenntnis verdrängt wurden; das Buch verkaufte sich anfangs nur langsam.

Der stattliche Quartband war auf gutes, schönes Papier gedruckt und dauerhaft in Leder gebunden. Das Alte Testament nimmt 995 und das Neue 227 Seiten ein. Dazu kommen noch drei Seiten eines Registers der an den Sonntagen zu verlesenden Evangelien und Episteln und vier Seiten, enthaltend einen „kurzen Begriff von der Heiligen Schrift und deren Uebersetzungen. Mit etlichen Anmerkungen.“ — Der Preis der Bibel war ungebunden 12 Schilling, gebunden 18 Schilling. „Für Arme und Bedürftige“, kündigte Sauer an, „ist kein Preis“.

Seinem Freunde und Wohlthäter, Dr. Ehrenfried Luther in Frankfurt, sandte Sauer in der Herzensfreude über das Gelingen seines Werkes 12 Exemplare der Bibel. Das Schiff aber, in welchem sie hinübergeschickt wurden, fiel in die Hände französischer und spanischer Piraten, welche natürlich mit dem Worte Gottes in deutscher Sprache nichts anzufangen wußten und die ganze Sendung um eine Kleinigkeit verkauften. Auf merkwürdigen Umwegen gelangten die Bibeln nach zweijähriger Irrfahrt endlich an Dr. Luther, nachdem er dieselben von dem letzten Besitzer noch

einmal gekauft hatte. Dr. Luther behielt ein Exemplar für sich, das heute noch in dem Besitze seines Urenkels und Nachfolgers in seinem Geschäfte, Dr. J. Häberlins, sich befindet. Die übrigen verschenkte er an verschiedene Bibliotheken und hohe Gönner. Die herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel, die Frankfurter Stadtbibliothek, die königlichen Bibliotheken zu Dresden, Stuttgart, Hannover und Berlin, das herzogliche Museum in Weimar, die Stolbergsche Bibliothek in Wernigerode, die Landesbibliothek in Kassel und die herzogliche in Gotha besitzen heute je ein Exemplar. Das zwölfte erhielt Dr. Ruppertsburg in Marburg, dessen Nachkommen es 1845 bei ihrer Auswanderung mit nach Amerika brachten. Sein gegenwärtiger Aufenthaltsort kann aber nicht mehr ermittelt werden. Alle diese Exemplare enthalten die Widmung des Dr. E. Luther in lateinischer Sprache an die Empfänger.

Sauer starb 1758. Sein gleichnamiger Sohn übernahm das Geschäft und erweiterte es bedeutend. Außer seinem Kalender und seiner Zeitung druckte und verlegte er über 200 Werke, meistens christlichen Inhalts. Er hatte seine eigenen Papiermühlen und errichtete eine eigene Schriftgießerei, die erste auf dem amerikanischen Kontinente. Im Jahre 1763 erschien die zweite Auflage der Bibel, 2000 Exemplare stark, und im Jahre 1776 die dritte mit derselben Vorrede und in derselben Ausstattung, 3000 Exemplare stark. Außer der Bibel druckten die Sauers zwischen 1744 und 1776 sieben Auflagen des Neuen Testaments und fünf des Psalters. Die letzte Bibelausgabe von 1776 ist jetzt die seltenste. Als nämlich die ganze Auflage bereits geheftet und fertig zum Binden war, brach der Unabhängigkeitskrieg aus, und bei der Schlacht bei Germantown verbrauchten die Briten das Papier zu Patronenhülsen, und das übrige wurde den Pferden als Streu untergeworfen. Eine beherzte Tochter Sauers rettete eine Anzahl Exemplare, welche sie später einbinden und unter die Nachkommen ihres Vaters verteilen ließ.

Nach der Schlacht bei Germantown ging Sauer eine Zeitlang nach Philadelphia zu seinen Söhnen. Da seine religiösen Grundsätze, aus denen er kein Hehl machte, ihm alle Teilnahme an dem Kriege verboten und er den Krieg überhaupt als ein Unglück und als ein Unrecht ansah, so behandelten ihn seine Landsleute, die Amerikaner, noch übler als die Briten. Sie konfiszierten sein

ganzes Eigentum und verkauften es. Nur seine Brille ließen sie ihm. Von den rohen Soldaten mußte er sich die schimpflichste Behandlung gefallen lassen. Sogar seine Kleider zog man ihm aus, bis sich ein alter Nachbar über ihn erbarmte. Als General Mühlenberg davon hörte, gab er Befehl, daß man ihn menschlich behandle und wieder frei gebe. Aber die konfiszierten Güter erhielt er nie zurück. Er trug alles in christlicher Geduld und starb 1784 als Prediger seiner kirchlichen Gemeinschaft. Seine Söhne setzten an verschiedenen Orten das Buchdruckergeschäft fort. Einer davon, Samuel Sauer, kam nach Baltimore, wo er u. a. 1796 die Psalmen Davids herausgab. Auch im Süden war ein Sauer der erste Bibeldrucker, indem vorher nie in einem der südlichen Sklavenstaaten die Bibel oder irgend ein Teil derselben gedruckt worden war.

Aus den Trümmern der Sauerschen Buchhandlung bauten ein Buchbinder, Peter Leibert, und sein Schwiegersohn, Michael Billmeyer, ein neues Geschäft, das aber nie mehr zu der alten Blüte gelangte. Billmeyer druckte das Neue Testament in neun Auflagen.

Die nächste deutsche Bibel erschien bei Christoph Jungmann in Reading, Pa. Sie ist nach Umfang und Ausstattung der Sauerschen ganz ähnlich, eigentlich nur eine neue Auflage derselben. Die Seitenzahlen stimmen genau überein. Jedoch ist die Sauersche gleichmäßiger und besser gedruckt als die Jungmannsche. In seiner Vorrede sagt Jungmann: „In diesem Teil der Welt, welcher sich die Vereinigten Staaten nennt, erscheint nach einem Zeitraum von dreißig Jahren wieder einmal die Heilige Schrift, welche auch Bibel genannt wird, in Hochdeutscher Sprache, in öffentlichem Druck, zum Ruhm der Abkömmlinge der alten Deutschen Nation. Ob aber eine Bibel in der nehmlichen Sprache in diesen Vereinigten Staaten ein anders Mal seine Erscheinung machen wird, ist vielem großen Zweifel unterworfen, zumal die Deutsche Sprache in denselben außerordentlich schnell abnimmt, und der Englischen als der herrschenden, und allerwegen gebräuchlich, ja, vorzüglichen Sprache, erstaunlichen Vorzug gestattet. Ob diese mehr der fleißigen Nachlese der Heiligen Schrift bei den Englischen Abkömmlingen in diesem Weltteil oder was anders es zuzuschreiben ist, oder seyn mag, das will ich hier nicht untersuchen, sondern einem jeden Deutschen Abkömmling selbst zur Nachforschung und Abänderung anempfehlen."

Jungmanns trübe Ahnung hat sich nicht bestätigt. Acht Jahre später erschien in Somerset County, Pa., die erste Bibel, welche in Amerika, westlich von den Alleghany-Bergen, gedruckt wurde, und zwar wieder in deutscher Sprache. Drucker und Herausgeber war Friedrich Göb, der Prediger, Drucker und Zeitungsschreiber in einer Person war. Das Buch ist ein stattlicher Band und das Format etwas größer als die Bibel von Sauer und Jungmann; Druck und Ausstattung sind vortrefflich, besonders wenn man bedenkt, daß alles auf einer einfachen Handpresse gedruckt wurde. In der Vorrede schlägt der Herausgeber in seiner Ermahnung an seine deutschen Brüder einen frischen Ton an: „.... In dieser westlichen Gegend von Pennsylvanien ist diese Ausgabe der Heiligen Schrift in unserer deutschen Muttersprache die Erste, welche durch öffentlichen Druck, ohngeachtet vieler Mühe und Hindernisse, durch die Hülfe des Allmächtigen ihre Erscheinung macht. — O ihr lieben Deutschen, insonderheit in dieser westlichen Gegend von Pennsylvanien, erkennet solche wohlthätige Gabe eueres Gottes mit aufrichtigem Danke, und laßt keinen Tag vorüber gehen, da ihr nicht mit Andacht in euerer Bibel lest . . .“ Die Vorrede, datiert vom 26. Juni 1813, weist dann im weiteren hin auf den mannigfachen Nutzen, den das Lesen der Heiligen Schrift in verschiedenen Lebenslagen bringt. In den fünf Büchern Mosis, dem Hohenlied Salomonis und der Offenbarung hatte Göb Einleitungen und Erklärungen geschrieben. Diese Bibel erlebte nur eine Auflage. 1814 druckte Göb ein Neues Testament.

Die jüngste der vier alten deutsch-amerikanischen Bibeln ist die größte und stattlichste. Sie wurde 1819 bei Johann Bär in Lancaster, Pa., gedruckt. Es ist ein prachtvoller Großfolio-Band, der sich getrost neben den besten europäischen Bibel-Ausgaben sehen lassen darf. Der Herausgeber behauptet nicht zu viel, wenn er in seiner Vorrede sagt: „Hiemit erscheint die erste in Amerika herausgegebene Deutsche Bibel in Folio-Format. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß die Arbeit unseren Gönnern, und dem Publikum überhaupt, gefallen wird. Keine Mühen und Kosten wurden gespart, diesem heiligen Buch seinen Wert und alle mögliche Schönheit und Brauchbarkeit zu erteilen. Das Papier, der Druck, der Einband, die Tabellen, Register, Geschichte, Vorreden, alles wurde mit dem größten Fleiße besorgt . . . Verziert

ist das Werk überdies mit zwei schönen Kupferstichen von Henry, Moses mit den Gesetzestafeln und die Anbetung der Hirten darstellend. Was diese Bibel noch besonders wertvoll und interessant macht, sind die Namen und der Wohnort der sämtlichen Subscribenten für das Werk, etwa 1500 an der Zahl, welche beigedruckt sind. Die Unterschreiber kommen hauptsächlich aus Pennsylvanien, Ohio, Maryland und Virginien."

Die erste englische Ausgabe der Bibel in Amerika wurde von Robert Aitken, einem Schottländer in Philadelphia, im Jahre 1782 gedruckt. So gewagt schien ihm das Unternehmen, daß er nicht nur bei verschiedenen kirchlichen Körperschaften, sondern auch bei dem amerikanischen Kongreß um Unterstützung nachsuchte, welche ihm auch gewährt wurde. Diese Bibel in kleinem Duodez-Format wurde gewöhnlich in zwei Bände gebunden, kommt aber auch in einem Bande vor. Exemplare dieses Buches sind ebenfalls äußerst selten geworden.

Im Jahre 1790 wurde die erste Bibel für Katholiken bei Carey, Stewart & Co. in Philadelphia gedruckt. Die erste englische Folio-Bibel erschien 1791 in Boston. Im Jahre 1813 bildete sich die erste Amerikanische Bibelgesellschaft in Amerika, der dann drei Jahre später die große Amerikanische folgte, welche eine Menge neuer Ausgaben der Heiligen Schrift in verschiedenen Sprachen veranstaltete.

Wir ersehen aus dem Vorhergehenden, daß die Deutschen bis zu dem Jahre 1776 drei Auflagen der ganzen Heiligen Schrift und sieben Auflagen des Neuen Testaments, sowie fünf des Psalters aufzuweisen haben. Erst ein Jahrhundert nach der letzten Indianer-Bibel Eliots und vierzig Jahre nach der ersten Deutschen Sauer-Bibel von Germantown, erscheint in kleinem Duodez-Format die erste englische Bibel in Amerika, bei deren Herausgabe dem Verleger nicht nur reichliche Privathilfe, sondern sogar Staatsunterstützung zu teil wird. Die Sauers waren auf ihre eigenen beschränkten Hilfsmittel angewiesen und hatten zuerst mit bitterer Feindschaft zu kämpfen. Zudem war der ältere Sauer von Haus aus gar kein Drucker, sondern ein Schneider, der fast ohne jegliche Anleitung das neue Handwerk erst lernen mußte. Mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts mehren sich allerdings die englischen Bibelausgaben, aber die Deutschen haben in dem ersten Viertel

außer den genannten großen Werken von Jungmann, Göb und Bär über 20 Ausgaben des Neuen Testaments, sowie Bibeln in kleinerem Formate aufzuweisen.

Wüßten wir von den Deutschen Amerikas und ihren Abkömmlingen im vorigen Jahrhundert nichts weiter als dieses, und hätten sie weiter keine Spuren hinterlassen, als diese ihre alten, heiligen Bücher, so würde dies genügen uns zu beweisen, welch ein geistig reges, tüchtiges und frommes Volk sie gewesen sein müssen.

Wie du stehest zu der Bibel,
So stehet deines Hauses Giebel.

Man hat behaupten wollen, in Mexiko sei die erste Bibel, oder doch Teile derselben, gedruckt worden. Das ist aber ein großer Irrtum. Solange Mexiko unter spanischer Herrschaft stand, durfte überhaupt keine Bibel dort gedruckt werden. Die erste mexikanische Bibel kam im Jahre 1831 heraus, und die erste Bibel in der Azteken-Sprache sogar erst 1889. Hingegen sind die ältesten Druckwerke in Amerika mexikanischen Ursprunges. Es sind jedoch nur Meßbücher und Heiligenlegenden. Doch sind auch diese von einem Deutschen, Jakob Cromberger, gedruckt. Er kam von Sevilla herüber, wohin Angehörige seiner Familie aus Deutschland die Buchdruckerkunst verpflanzt hatten. Es sind von ihm in spanischen Bibliotheken acht Druckwerke vorhanden, alle in gotischer Schrift und von 1540 bis 1548 gedruckt.

Ein deutscher Buchdrucker befand sich aber schon 1535 unter den deutschen Kolonisten in Welserland, dem heutigen Venezuela. Die Erzeugnisse seiner Kunst sind jedoch so spurlos verschwunden, wie jene Kolonie selber.

Die schönsten und ehrenvollsten Denkmäler für die Deutsch-Amerikaner aber sind und werden bleiben die ersten deutschen Bibeln in Amerika.

P. E. Huber.

Die Suaheli-Bibel und ihre Geschichte.

Die Geschichte der Suaheli-Bibel ist aufs engste verknüpft mit der Geschichte der englischen Universitäten-Mission in Central-Afrika. Durch den bekannten Dr. Livigstone, den Freund Afrikas, veranlaßt, setzte diese Mission ursprünglich mit ihrer

Arbeit im Schiré-Thal ein, verlegte dann aber wegen des ungesunden Klimas jener Gegenden, ihr Hauptquartier 1864 nach der Insel Sansibar, die denn auch seitdem das Centrum und der Ausgangspunkt ihrer Missionsthätigkeit geblieben ist. Ihre Arbeit erstreckt sich auf vier Gebiete: auf die Stadt Sansibar und ihre Umgebung, wo der Bischof seinen Sitz hat und sich ein Seminar, verschiedene Schulen und eine Druckerei befinden; die übrigen Arbeitsfelder liegen auf dem afrikanischen Festlande und zwar in Usambara und am Rovuma-Fluß auf deutschem Gebiet, sowie auf den Inseln und am östlichen Gestade des Nyasa, teils auf englischem, teils auf portugiesischem Boden. Damit hat es auch die Mission mit viererlei verschiedenen Sprachen zu thun, mit dem Tschinyandscha und dem Yao in den letzteren Gebieten, mit dem Bondei und dem in Ostafrika weit verbreiteten Suaheli.

Die erste Bearbeitung des Suaheli, das bisher noch nicht zur Schriftsprache erhoben war, verdankt man den Bemühungen der beiden deutschen Missionare Rebmann und Dr. Krapf. Letzterer arbeitete nicht nur eine Grammatik und ein Wörterbuch aus, sondern übersetzte auch nahezu das ganze Neue Testament ins Suaheli. Aber das mühevolle Werk wurde nicht gedruckt; denn da Dr. Krapf sich in Mombas und dessen Umgebung aufhielt, so war seine Uebersetzung in dem hier gesprochenen nördlichen Dialekt für die in Sansibar lebenden Suaheli zum Teil unverständlich und deshalb ohne praktischen Wert. Aus diesem Grund machte sich Dr. Steere, der im Jahr 1863 in die Universitäten-Mission eintrat und im folgenden Jahr mit Bischof Tozer nach Sansibar reiste, an die Aufgabe einer neuen Uebersetzung. Er war ganz der Mann dazu, denn er hatte eine hervorragende Begabung für fremde Sprachen. Nach fünfjähriger angestrengter Arbeit hatte er eine Grammatik, ein Wörterbuch, verschiedene Schulbücher und die Uebersetzung einzelner Teile des Neuen Testaments für den Druck fertig gestellt. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft übernahm zunächst den Druck des Matthäus-Evangeliums, wodurch Dr. Steere, der im Jahre 1874 nach dem Tode Bischof Tozers dessen Nachfolger wurde, in nahe Beziehungen zu jener Gesellschaft trat.

Auch als Bischof setzte Dr. Steere seine Uebersetzungsarbeiten trotz der vielen Amtsgeschäfte, die die Leitung der Universitäten-Mission mit sich brachte, emsig fort. Die Missionsdruckerei in

Sansibar war sein eigentliches Steckenpferd. Fast täglich begab er sich nach dem Frühstück in dieselbe und brachte dort den ganzen Vormittag zu, indem er die Druckbogen seiner Suaheli-Uebersetzungen korrigierte und revidierte. Oft besorgte er auch das Setzen der Typen mit eigener Hand. Nach dem Mittagsessen brachte er gewöhnlich einen ganzen Stoß fertiger Druckbogen, die eben die Presse verlassen, ins gemeinsame Wohnzimmer, verabreichte jedem der anwesenden Missionare Nadel und Zwirn und fing mit ihnen an zu heften. Es geschah dies von seiner Seite mit solcher Gewandtheit, daß es ihm keiner gleichthun konnte. Er war überhaupt eine sehr vielseitig angelegte Natur und er verstand es, neben seinen litterarischen Arbeiten auch praktisch in die Missionsarbeit einzugreifen. Als er einmal beim Besuch einer Station auf dem Festland zwei Wochen lang auf derselben hingehalten wurde, beschäftigte er sich nicht nur eifrig mit der Uebersetzung der Episteln St. Johannis, sondern lehrte auch seinen Mitarbeitern das Flechten von Grasmatten für die Bedachung der Wohngebäude.

Nachdem das Matthäus-Evangelium in Suaheli im Druck erschienen war, folgten in kurzer Reihenfolge auch die übrigen Teile des Neuen Testaments nach. Man druckte sie aber vorerst auf der eigenen Presse in Sansibar, da man sie zuvor gründlich revidieren wollte, ehe sie in England im Druck erscheinen sollten. Dies geschah dann im Jahr 1881, während Bischof Steere in England weilte.

Vom Alten Testament erschienen zuerst die Psalmen, bis man dann im Jahre 1892 so weit war, mit dem Druck der ganzen Bibel zu beginnen. Die Uebersetzung des Alten Testaments war inzwischen von Archidiakonus Hodgson vollends fertig gestellt worden, da Bischof Steere im Jahr 1882 dem Werk durch den Tod entrissen wurde. Noch in den letzten Tagen seines Erdenlebens hatte derselbe die letzten Federstriche an seiner Uebersetzung des Jesaia gethan, und als man ihn sterbend in seinem Zimmer fand, da lagen die letzten von ihm besorgten Korrekturbogen auf dem Tisch mit den nötigen Anordnungen für den Drucker. Er hatte so bis zu seinen letzten Augenblicken an dieser seiner Lebensaufgabe gearbeitet, um den Bewohnern Ostafrikas das Wort des Lebens in der weitverbreiteten Suaheli-Sprache in die Hand zu

geben. Mit ihm verlor die Universitäten-Mission nicht nur einen hingebungsvollen, thatkräftigen und umsichtigen Leiter ihres Werkes, sondern auch einen fruchtbaren, überaus sprachgewandten Uebersetzer. Standen ihm doch mehrere Mundarten Ostafrikas zu Gebote. Das durch seinen Tod abgebrochene Werk der Bibelübersetzung haben dann andere Missionare fortgesetzt. So erschien später das Johannes- und Matthäus-Evangelium in arabischer Schrift für die zahlreiche arabische Bevölkerung Sansibars, und ebenso sind seitdem einzelne Evangelien in der Yao- und in der Bondei-Sprache veröffentlicht worden.

Kennst du Jesus?

„Auf der großen Ausstellung in Chikago“, erzählt ein Prediger, „sah ich neben vielen wunderbaren Dingen auch ein Eskimodorf. Ein Führer zeigte uns ihre Hütten, die für den Sommer aus Holz und für den Winter aus Eisblöcken hergerichtet werden, zeigte uns die Hunde der Eskimos, die Schlitten, die Schuhe aus Renntierhaut und zuletzt die kleinen Eskimoleute selbst, die oft nicht mehr als vier Fuß maßen.

„Als der Führer mit andern Besuchern sprach, versuchte ich mit einer Eskimofrau, die ein Seehundskleid trug, ein Gespräch anzuknüpfen.“ Das Gespräch war folgender Art: „Kennst du die Königin Viktoria?“ Sie schüttelte den Kopf. „Kennst du den Präsidenten Harrison?“ Wieder ein Kopfschütteln. Der Geistliche nannte noch eine Anzahl Namen, die jedem Kind bekannt waren. Aber die Unwissenheit der Eskimofrau über die Großen dieser Welt war erstaunlich. Nun stellte der Pastor die letzte Frage: „Kennst du Jesus?“ „Jesus? O ja!“ und sie hob ihre Hand zum blauen Himmel auf, ein frohes Lächeln erhellte ihr unschönes Gesicht, und nochmals rief sie mit ihrer rauhen, fremdartigen Stimme: „Ja!“ Der Name Jesus klang ihr lieblich und vertraut, wie ein Gruß aus der fernen Heimat, und einst wird sie mit ihm in die ewige gehen. (Christl. Hausfreund.)

Ein unerwartetes Bekenntnis.

Ein christlicher Deutsch-Amerikaner besuchte im verflossenen Jahre die Ausstellung zu Omaha in Nebraska und dort auch die „Straße von Kairo", die seit der Chikagoer Weltausstellung bei keiner Ausstellung mehr fehlen darf. Fremdlinge aus der Türkei, Aegypten und Algier, aus Damaskus und Jerusalem mit Kamelen und Eseln veranstalteten unter ohrenbetäubendem Lärm einen Umzug. Nun war eine kleine Ruhepause eingetreten. Doch lassen wir den Amerikaner selbst erzählen.

„Ich saß mit einem tiefdunkelbraunen Nubier, mit dem ich mich in ein Gespräch eingelassen hatte, auf einer Bank; und während wir von mancherlei Dingen, Pyramiden und andern Gräbern, Land und Leuten am Nil, guten und bösen, redeten, war ein junger Mann, ohne daß wir es bemerkt hatten, bei uns stehen geblieben und hatte uns zugesehen und zugehört. Wir hatten zuletzt von den Mohammedanern, ihrem Koran und anderm gesprochen. Er that nun seinen Mund auf und gab sich als einen ungläubigen Deutschen zu erkennen. Denn daß er ein Deutscher war, hörte man seinem Englisch an, und daß er ein Ungläubiger war, bewies der Inhalt seiner Rede.

„Ja!" sagte er, „der Koran ist just ein so gutes Buch, wie die Bibel, und der Glaube der Mohammedaner ist gerade so gut, wie der christliche; sie sind beide gut, und wenn einer nach dem Koran thut und der andere nach der Bibel, so kommen beide an denselben Ort. Jesus war ein großer, guter Mann und Mohammed auch!"

Er hätte wohl noch weiter geschwatzt und war sich offenbar bewußt, daß er sich bei den beiden Fremden bedeutend in Ansehen setzte und mochte erwarten, wir würden rücken und ihm als einem Gesinnungsgenossen Platz bei uns machen. Aber es kam anders. Während nämlich unser Redner zu einem neuen Schwall ausholte, fuhr ihm der Nubier in die Pause.

„Ist das, was Sie glauben?" fragte er ihn in dem eigentümlich gebrochenen Englisch der Orientalen.

„Ja, das ist, was ich glaube!" war die Antwort.

„Ist das so!" fuhr mein Nubier fort, „dann will ich Ihnen

sagen, was ich glaube. Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, unser Heiland, der für mich gestorben ist, und daß die Bibel Gottes Wort ist, und daß man nur dadurch selig werden kann, daß man an Jesus Christus glaubt, wie uns die Bibel lehrt. Das ist, was ich glaube. Und ich will Ihnen noch etwas sagen. Ich weiß mehr von Mohammed und dem Koran als Sie. Ich bin Mohammedaner gewesen und habe lange nach dem Koran gelebt. Ich weiß, daß Mohammed ein Betrüger war. Ich weiß auch, was die christliche Religion ist. Ich bin ein Christ. Ich habe oft zu Allah gebetet, und er hat mir nie geholfen; und ich bete oft zu Christus, und er erhört mich immer. Das ist, was ich weiß!"

Damit wandte er Blick und Wort von dem ungläubigen Zudringling ab, der dann, nachdem auch ich ihm noch meinen Standpunkt klar gemacht hatte, verdutzt abzog, als einer, dem etwas begegnet war, was er am wenigsten in der „Straße von Kairo" erwartet hatte. Und ich hatte eine Freude erlebt, die ich an jenem Ort auch nicht erwartet hatte: ein fröhliches Bekenntnis zu Christo Jesu, dem Heiland der Welt, aus dem Munde eines Menschen, der ferne gewesen und nahe geworden war." (Friedensbote.)

Kleine Mitteilungen.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat mehr als 7 600 Depots, sie beschäftigt 725 Kolporteure in der ganzen Welt, die mehr als ein und ein Zwölftel Millionen Exemplare verkauft haben, daneben 552 eingeborene christliche Bibelfrauen im fernen Osten, die das Wort vorlesen und die Eingeborenen lesen lehren, und die zum großen Teil von der Gesellschaft unterhalten werden. Sie hat über 4 479 000 Exemplare der Bibel, teils ganze Bibeln, teils Testamente, teils nur Teile der Bibel im letzten Jahre verbreitet. Von dem englischen Penny-Testament (Zehnpfennig-Testament) hat sie seit 1884 mehr als 6 847 000 Exemplare verkauft.

Seit der Gründung der Gesellschaft im Jahre 1804 sind über 160 Millionen Exemplare der Bibel in 350 Sprachen verbreitet worden. Auf Rußland ist der Bedarf auf 570 000 in 50 verschiedenen Sprachen gestiegen. In China sind 728 000 Exemplare verkauft worden. In den Philippinen sind die Evangelien in vier verschiedene Dialekte übersetzt worden, und der Agent war der erste Evangelist, der in Manila einzog und nun mit der Amerikanischen

Bibelgesellschaft zusammenarbeitet. In russischen Gefängnissen wurden 23 000 Exemplare verteilt, davon 6 000 an Soldaten und Matrosen.

Die Bibel wird gegenwärtig in 130 verschiedenen Sprachen revidiert, von denen 25 Sprachen auf Indien entfallen und 30 auf Afrika. Elf neue Uebersetzungen sind gegenwärtig in Arbeit — alles Sprachen, in denen die Bibel bis jetzt noch nicht gedruckt worden ist. Nahezu 1 000 Uebersetzer, Gelehrte und Gehilfen sind thätig in dieser weltumfassenden Arbeit unter dem Schutz und zum größten Teil auf Kosten der Gesellschaft. Es wird angenommen, daß in Afrika allein ca. 500 verschiedene Sprachen gesprochen werden, von denen kaum ein Fünftel bis jetzt eine Schriftsprache besitzen.

So ist denn das Bibelhaus das Arsenal, aus dem die Missionsgesellschaften ihre Waffen beziehen, um die Welt für Jesum zu erobern; ohne dieses könnten sie ihre schwere Aufgabe nicht lösen; die Bibelgesellschaft ist die treue Schwester, die ihnen hilft, sobald sie sich in neuen Gebieten niederlassen, daß die Eingeborenen das Wort des Lebens in ihrer eigenen Sprache lesen können.

Die Bibelgesellschaft kennt keinen Unterschied der Konfession, sie hat nur den einen Zweck, das Buch der Bücher zu verbreiten, und zieht sich von europäischen Ländern zurück, sobald einheimische Gesellschaften die Verbreitung der Bibel übernehmen und darauf achten, durch Kolportage und andere Mittel das Buch in den Besitz einer jeden Familie zu bringen, und auch diesen liefert sie die Bücher zum Kostenpreis, und auch gratis, auf besonderes Gesuch, für speziellen Bedarf.

Die Ausgaben der Bibelgesellschaft im letzten Jahr waren in runden Zahlen: Uebersetzung, Revision, Druck und Binden 2 113 900 Mk., Agenturen, Kolportage, Depots rc. 2 380 000 Mk.; somit Gesamtauslagen 4 493 900 Mk. Die Einnahmen vom Bücherverkauf betrugen 1 764 200 Mk., an freiwilligen Beiträgen gingen ein 2 635 100 Mk., zusammen 4 399 300 Mk., so daß das Jahr 1898—99 mit einem Defizit von 94 600 Mk. schloß.

Bücheranzeige.

Nagel, G. Heilige Rätsel und ihre Lösung oder das jüdische Volk und die christliche Gemeinde in ihren gegenseitigen Beziehungen und in ihren Zielen. Ein biblisch-historisches Zeugnis. 240 S. Buchhandlung der Stadtmission in Witten. broch. Mk. 2.20. | geb. Mk. 3.

In unserer Zeit, in der die zionistische Bewegung das Interesse weiter Kreise auf sich gezogen hat, darf ein Werk, wie das vorliegende, das auf den Schlüssel zu den heiligen Rätseln der letzten zwei Jahrtausende hinweist und die biblischen Grundlinien für das in der dunkeln Zukunft Liegende angiebt,

gewiß Anspruch auf Kenntnisnahme und Interesse machen. Wir empfehlen es deshalb allen Freunden des prophetischen Worts aufs wärmste.

Spurgeon, C. H. **Zeugnisse vom Heil in Christo.** Zehn Predigten. Uebersetzt von E. Spliedt. 192 S. Ebenda. broch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.40.

Eine Auswahl gediegener und erwecklicher Predigten, die bis jetzt noch nicht in deutscher Sprache erschienen sind und aus der fruchtbarsten Zeit Spurgeons stammen.

Eichhorn, Dr. **Der göttliche Liebesplan nach der heiligen Schrift.** Zwanzig Betrachtungen. 248 S. Stuttgart, Buchhandlung „Philadelphia". broch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.

Ein Erbauungsbuch im besten Sinn des Worts, das in schlichter, faßlicher Weise den ganzen Heilsplan Gottes von der Schöpfung bis zur Vollendung auf der neuen Erde darlegt. Der behandelte Stoff ist in kurze, übersichtliche Abschnitte gruppiert, in denen Belehrendes und Erbauliches nebeneinander hergeht und worin der nachdenkende Leser in die Schriftwahrheiten eingeführt wird.

Schiefer, H. **Biblische Gedanken von der Gnadenwahl.** Ebenda. 16 S. 20 Pf.

Bauerle, W. **Notwendigkeit, Wesen und Ziel der Bekehrung;** göttliches und menschliches Wirken dabei. Ebenda. 36 S. 20 Pf.

Bornhak, W. **Was lehrt die heilige Schrift über das Wachstum des geistlichen Lebens?** Ebenda. 34 S. 20 Pf.

Drei treffliche, inhaltsvolle Schriftchen, die sachlich und schriftgemäß höchst wichtige Fragen des christlichen Lebens und Glaubens behandeln.

Georg Müllers Vermächtnis an uns. Elf charakteristische Ansprachen und Betrachtungen mit Lebenslauf und einem Nachwort. 94 S. Neukirchen, Missionsbuchhandlung. broch. 80 Pf. | geb. Mk. 1.25.

Neben dem vielen, was schon über und von dem bekannten Gottesmann veröffentlicht worden ist, hofft das vorliegende Schriftchen auch noch seinen Platz zu finden und zwar als besondere Botschaft G. Müllers an seine Zeitgenossen. Möge es als solche eine gesegnete Aufnahme bei vielen finden!

Schott, O., Dekan a. D. **Glaubenszeugnisse.** Predigten über die Evangelien des III. Jahrgangs. 528 S. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. broch. Mk. 4.40. | geb. Mk. 5.50.

Diese Predigtsammlung des ehemaligen Basler Missionsinspektors und späteren Dekans Schott will allen denen, die aus der Wahrheit sind und diese suchen, das einfache, alte und doch ewig neue Evangelium mit seinem Trost und seiner nie versagenden Kraft bieten und somit vornehmlich der Erbauung dienen im Sinne der hl. Schrift: als Wachsen in Christum hinein, nicht im Sinne des bloßen Gefühlschristentums. Demgemäß sind es auch Zeugnisse, die lediglich aus der Schrift geschöpft sind und darauf ausgehen, in der Erkenntnis Christi und in seiner Nachfolge zu fördern.

Moody, D. L. **Gewogen und zu leicht gefunden.** Betrachtungen über die zehn Gebote. Uebersetzt von C. F. 140 S. Kassel, J. G. Oncken Nachf. Mk. 1.

Sehr eindringliche Mahnworte zur Prüfung und Einkehr, mit denen der bekannte Erweckungsprediger Moody sich an die Christenheit wendet und worin er unsere Zeit in das Licht der zehn Gebote Gottes stellt. Zahlreiche Beispiele aus dem täglichen Leben der Erfahrung, die der Verfasser herbeigezogen hat, beleuchten in einschlagender Weise die einzelnen Ausführungen. Möchte das würdig ausgestattete Büchlein mit seinem tiefernsten Inhalt in recht vieler Hände gelangen!

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.




Stanford University Libraries
3 6105 012 818 295

